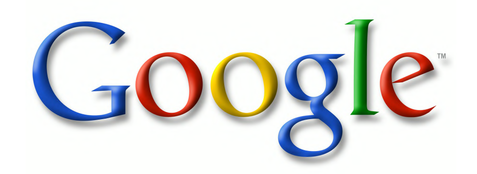
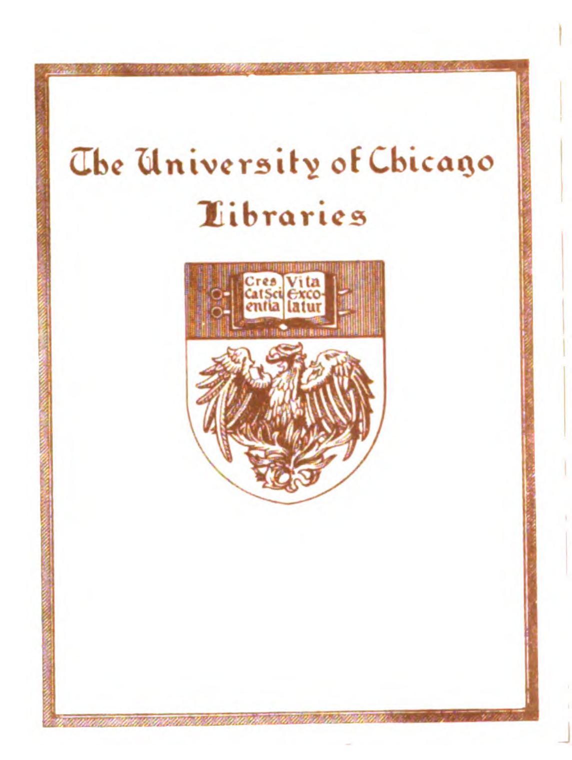






inderei
el
IUS KRAFT
IDSBURG
Buch- &
pierhandlung.



The University of Chicago
Libraries
Cres cat Sci entia
Vita Exco latur

1906.



Monatsschrift für Gemüt und Geist

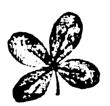
Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.



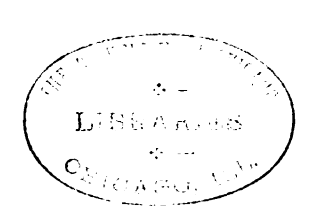
Zweiter Jahrgang * Band II.

(April bis September 1900.)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.



Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Novellen und Skizzen.

Aufsätze.

Kritik.

Stimmen des In- und Auslandes.

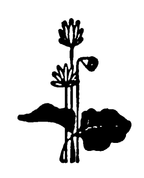
Türmers Tagebuch.

Offene Halle.

Briefe.

Photogravüren.

Autotypie.

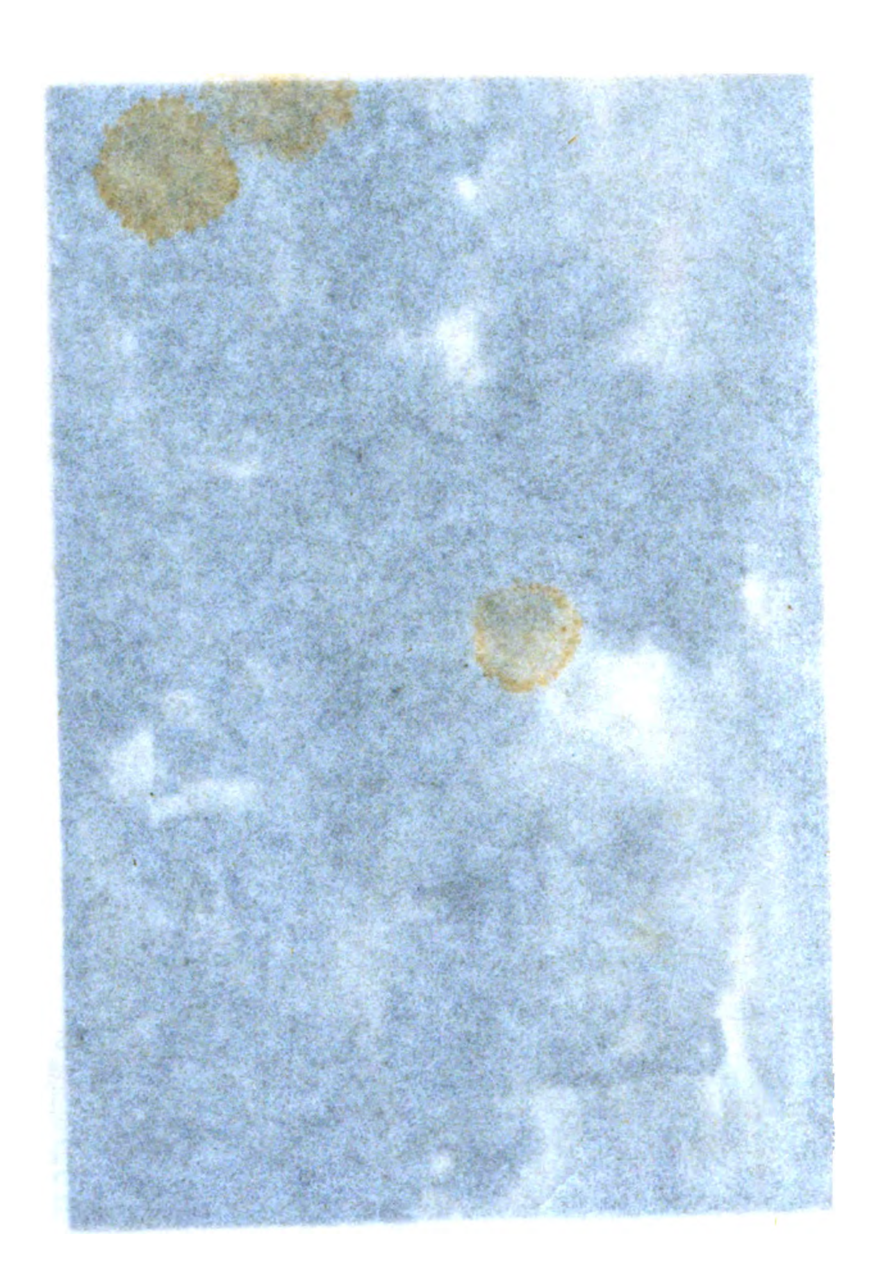


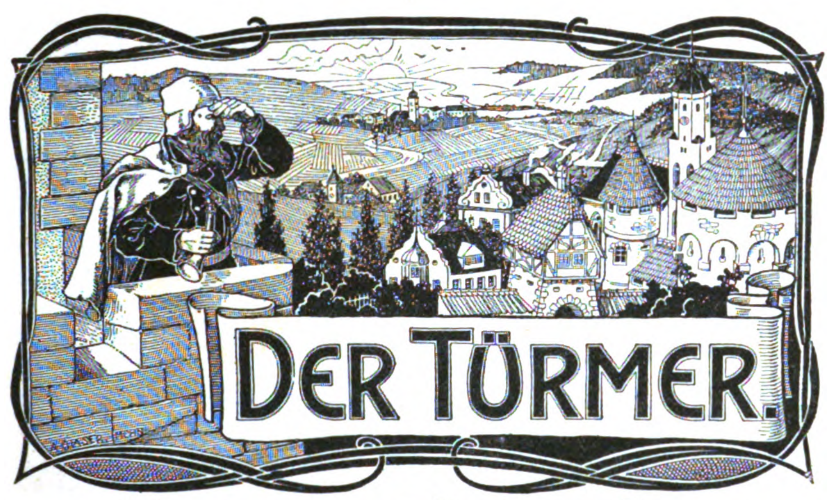


A. Böcklin pinx. | Photogravure Bruckmann

GANG NACH EMMAUS

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München





Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg. April 1900. Heft 7.

Die letzte Rast.

Ein Gesicht aus ferner Zeit.

Von

Peter Rosegger.



Nun rasteten sie. Unter einer alten, wetterstarren Zeder; durch die Millionen borstiger Büschel des dunkelgrünen Genadels tropfte der Regen von einem Ast zum andern nieder auf die Hüte, unter deren breiten, schwammigen Krempen die Gestaltlein hockten, die Beine an sich gezogen, die Arme über der Brust gekreuzt. Müde und mißmutig schauten sie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die näherstehenden Wipfel und graue Felsgebilde noch hervortraten. Weiterhin war nichts mehr zu sehen — und es lag doch zu ihren Füßen die Welt.

Ihrer zehn oder zwölf Männer mochten es sein, mancher mit grauendem Barte, andere aber mit schwärmerischen Glutaugen und in jugendlicher Kraft. Lange Stecken hatten sie bei sich, die Säcke aber, die einigen am Rücken hingen,

waren runzelig und leer. Dort ein Baumstamm, der so mächtig war, daß ihn drei Männer kaum hätten umfassen können, und eine so rissige und knorpelige Rinde hatte, daß es schier war, als wären in ungeläutertes Silber allerlei geheimnisvolle Gestalten eingemeißelt. An diesem Stamme saß, von den anderen etwas abgesondert, ein schlanker, noch jugendlicher Mann. Auf seinem Haupte war kein Hut, es hatte ein üppiges nußbraunes Haar, das in weichen Wellen über Schultern und Nacken niederhing. Das blasse Gesicht wurde von einem jungen, dünnen Bart umrahmt. Er lehnte sich an den Stamm und schloß seine Augen.

Seine Genossen glaubten, er schlafe, und um ihn nicht zu wecken, sahen sie sich manchmal an, einer den andern, und redeten schweigend mit einander. Ihre Seelen waren voll von Eindrücken der Erlebnisse aus letzter Zeit. Hinter ihnen lag eine beschwerliche Reise und ein fernes Heimatland. An das dachten sie nun, hoch im Gebirge des Libanon.

Wer wird jetzt meinen Fischerkahn führen auf dem See? dachte der eine. Wer wird den Acker unter den Oelbäumen pflegen? dachte der andere. Der dritte erinnerte sich des einträglichen Mauthauses, das er einst gehabt, der vierte des weinenden Weibes, der treuherzigen Kinder, die er verlassen hatte. Alles, was sie besaßen, hatten sie im Stiche gelassen und waren dem Meister gefolgt. Und ein Siegeszug war es gewesen am See und durch Galiläa und ein noch größerer Siegeszug soll es werden, wenn er sich ganz zu erkennen giebt, als der er ist, der sehnlich Erwartete, der Retter des Volkes, der König! — Einstweilen, freilich, sah es etwas zweifelhaft aus. Sie stellten ihm nach und verschlossen sich dem Herrlichen, das er voraussagte. Nicht die Fremden, die Römer, vielmehr die heimischen Priester und Gelehrten huben an, ihn zu verfolgen; sie sagten, er wäre ein Aufwiegler, ein Verführer, ein Antijude, der neue Gesetze aufbringen wollte. Wie soll der Antijude König der Juden werden? Den einen, den Propheten, hatten sie schon enthauptet auf dem Wüstenschlosse. Freilich, der hatte den Fürsten beleidigt, hatte ihm vor allen Leuten gesagt, er solle sein Schandleben aufgeben. Das hatte ihn den Kopf gekostet. Aber der Meister hatte es nicht viel anders gemacht, er hatte den Herrenstädten ein schreckliches Ende vorausgesagt und dem Fürsten sagen lassen, mit seiner Macht würde es sich schlimm erfüllen, denn er töte die Diener des Herrn. Und wie die Volksmenge, die ihn immer begleitet hatte, gemerkt, es könnte schief gehen, hat sie sich nach allen Seiten zurückgezogen und ihn allein gelassen mit seinen wenigen Freunden. Dann waren sie davongezogen in fremde Gegenden hin. Auf dieser Flucht waren sie über die Berge von Obergaliläa gegangen bis zur alten Stadt Tyrus, die dort liegt, wo schon das unendliche Gewässer beginnt. Weil er daselbst erkannt worden war als der Wunderthäter, die Leute an ihn herankamen und allerlei Heilungen, selbst Totenerweckungen von ihm begehrten, so zog er rasch weiter, am Meer entlang bis Sidon. Als sie dieses emsigen Krämervolks zahlreiche Schiffe im Hafen sahen, hielten die heimatlosen Männer unter einander Rat, ob sie nicht hinüberreisen sollen zu den Heiden von Athen und

Rom, oder zu den wilden, rothaarigen Völkern in den nordischen Wildnissen. Der Meister aber hatte das Haupt geschüttelt — ob es nach Gotteswillen zum Wirken sei oder zum Sterben, auf seiner Heimat Erde wolle er es thun, für sein Volk, das in so schwerer Entartung lag und das er so sehr liebte. War es, was er gab, für alle, dann würden sie es schon hinaustragen in alle Welt.

Also doch wieder zurück an den See in Galiläa. Aber nicht mehr auf demselben Wege, der immer gefährlicher wurde, schon deshalb, weil das Volk ungestüm Wunder über Wunder haben wollte von dem Gottesmanne. Seine Lehre lehnten sie ab, aber seine Kraft wollten sie nutzen.

Nun denn — so hatten sie die Reise antreten müssen übers Hochgebirge des Libanon. Auf dem Leontes lag noch Schnee, denn es war im jungen Frühjahr, vom hohen Hermon herab starrten die Eiswüsten. Blickten sie aufwärts, so sahen sie starrendes Gewände in wildester Zerrissenheit; schauten sie niederwärts, so erblickten sie gähnende Abgründe, in denen stürzende Wasser krachten. Ueber dieser starren Einsamkeit schwamm bisweilen ein Adler, und auf den verwitterten Zedern pfiffen Geier. — Die Männer von den blühenden Gestaden des Jordans und des galiläischen Meeres hatten dergleichen Schrecknisse noch nie gesehen. Sie schauerten und wollten den Meister zur Umkehr bewegen. Dieser aber wies mit der Hand gegen das wüste Hochgebirge und sprach: „Was zaget ihr, Kinder! Wenn die Geschlechter übersättigt und stumpf sein werden, dann wird diese Wildnis zur Freude des Menschen sein."

Sie hüllten sich enger in ihre Mäntel und stiegen an, wo kein Weg war. Der Herr war vorausgegangen, sie folgten ihm nach; daß er sich verirren könnte, kam ihnen nicht in den Sinn.

Dann hatten sich um die Berghäupter graue Nebel gelegt, an den Wänden waren sie niedergeflossen tiefer und tiefer, und endlich waren unsere Wanderer eingehüllt und sahen nichts mehr, als die verschwommenen Umrisse der nächststehenden Felsen und Wipfel. So hatten sie sich unter die Zeder gesetzt, um ein wenig zu rasten.

Während nun der Meister im Halbschlummer am Stamme saß, langte einer, den sie Matthä nannten, in seinen Hanfsack, zog ein kleines Stück Brot hervor, zeigte es den Genossen und flüsterte: „Das ist alles. Wenn wir keine Menschenstatt finden, so müssen wir verschmachten."

Hierauf ein anderer, Simon genannt: „Ihr erinnert euch doch, am See, als er fünftausend Mann gespeist hat?"

Auf das sagte ein Jüngling mit Namen Johannes: „Sie hungerten nach dem Worte."

„Heute machen uns die Worte nicht satt," entgegnete Simon unmutig, dann brach er ab, als erschrecke er vor seiner Bemerkung. Der Meister pflegte derlei übermütige Aeußerungen strenge zu rügen. Nun legte er dem Matthä die Hand auf den Arm und sagte: „Bruder, dein Brot darfst du nicht essen. Seine Kraft ist zarter, als die unsere, er ist erschöpft, ihm mußt du es geben."

„Glaubst du, ich sei ein Thor!" begehrte Matthä auf, denn er empfand die Zumutung, als ob er den letzten Vorrat selber aufessen wollte, als eine Beleidigung. Er stand auf, schritt zum Meister hin, und da er sah, daß dieser wachte, gab er ihm das Brot.

„Habt ihr schon gegessen?" fragte dieser.

„Meister, wir sind alle satt," versicherten sie.

Da nahm er es an.

Und in dem Augenblick war's, daß unter den Männern ein Freudengeschrei ausbrach. Es hatten sich plötzlich die Nebel zerteilt und der Blick war frei hinaus in die sonnige Welt. Und da unten — tief, tief — lag sie dahin, die blaue Fläche, bis hinaus, wo sie in gerader Linie den Himmel schnitt. Und im fernsten Himmel lustig leuchtend standen Wolken, wie goldne Tempelzinnen. Hierhin am Strand die weißen Punkte und Fleckchen der Ortschaften, und draußen ausgesät die funkelnden Sternchen der Segelschiffe. Das Meer. — Das Bild war so weit und heiter und sonnig, daß sie jubelten.

„Von daherein über das Wasser sind die Heiden gekommen," sagte Matthä.

„Und dahinaus werden die Christen ziehen," setzte Simon bei.

„Und werden die Römer mit dem Schwert vernichten," sprach Jakobus.

„Pst!" flüsterten sie und legten ihre Finger an den Mund, „solche Reden gefallen dem Meister nicht."

Er hatte es nicht gehört. Er war aufgestanden und hatte schweigend hinausgeblickt, dann war er zu diesem und jenem hingetreten, um in ihren Gesichtern zu lesen, ob sie denn schon mutlos wären — da sie doch die Herrlichkeit Gottes um sich sahen.

Simon kümmerte sich wenig um die Bergschönheit, er hatte sich seitwärts gewendet und nickte manchmal bedenklich mit dem Kopf.

„Was man doch mit seinen eigenen Leuten für Kummer hat," murmelte er.

Da lachte Jakobus und sprach: „Mit deinen eigenen Leuten? Mit welchen nur, da du allein bist und niemanden hast als dich selber!"

„Und eben dieser eine macht mir Sorge!" sagte Simon. „Denn wisse, der Racker ist feige. Das kann ich ihm nicht vergessen, wie er davonlief gleich einem Gassenjungen, der etwas angestellt hat, als die Soldaten des Herodes ihn fragten, ob er zum Nazarener gehöre! — Freunde und Brüder! Ich glaube Mut, dauernden Mut aufzubringen, wenn es darauf ankommt, Tag um Tag für den Meister die größten Drängnisse, Leiden und alle Schmach auszuhalten, bis zum letzten Tage, da man langsam entkräftet und gestorben auf den Erdboden fällt. Aber so in eine plötzliche Gefahr, in den jähen Tod sich stürzen, dazu fehlt mir das Herz. Ist so einer denn wert, mit dem Meister zu gehen?"

„Wir sind Fischer, aber keine Helden," entgegnete hierauf Jakobus. „Man weiß aber nicht, welcher Mut größer genannt werden muß, den zu einem elenden Leben oder den zu einem raschen Tode. Muß dir nur gestehen, Bruder, seit einiger Zeit — ich werde nicht klug darüber, was das mit uns werden soll . . ."

Simon wurde abgelenkt. Philippus war herangekommen und zupfte ihn am Aermel. Ein Stück Brot steckte er ihm zu. Simon nahm es und wollte es dem Matthä reichen.

„Was soll denn das?" fragte Matthä.

„Mir hat es Philippus geschenkt; ich bin nicht hungerig, iß es nur du."

„Aber Mensch!" sagte Matthä, „das ist ja das Brot, das ich vorhin dem Meister gegeben."

Dann haben sie es sich gereimt, wie das kam, der Herr hatte das Brot dem Johannes geschenkt, dieser dem Zebedäas, und jeder hat es weiter gegeben, bis es schließlich wieder bei Matthä anlangte.

Als sie völlig verblüfft waren darüber, daß keiner des Brotes bedürfe, mußte der Meister lächeln.

„Nun," sagte er, „ihr habt ja so gerne Wunder, da sehet ihr wieder eines. Zwölf Mann mit einem Brote gespeist!"

„Das hat nicht das Wort gethan!" entgegnete Simon.

„Nein, Simon, das hat die Liebe gewirkt."

Vom Baume fielen noch einzelne Tropfen. Andere hingen an den langen Nadeln und funkelten gleich Edelsteinen. Wie das Meer weithin ausgebreitet lag, so hatten sich nun auch die Gipfel der Berge enthüllt, die Schneekuppen und Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend vor Mitternacht hinein. Eine große Stille war und ein milder Hauch, so daß es den Männern traumhaft werden wollte auf dieser Bergrast. Einige begannen zu schlummern, andere sannen nach, was sie in der letzten Zeit erlebt und was ihnen etwa noch bevorstehen würde.

Und auf einmal, da hob der Meister ein wenig sein Haupt und sagte leise, aber so, daß es die Nächsten hören konnten: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?"

Fast erschraken sie über diese sonderbare Frage und wußten kaum zu antworten.

Er blickte sie fragend an, da sagte einer: „Die Leute reden allerhand. Sind alle schon tot, für die sie dich halten. Sie glauben immer nur das Unerhörte."

Er hatte noch immer den fragenden Blick.

Nun wurden die Männer gesprächig und redeten: „Der sagt, du seiest der Prophet Jeremias. Der andere, du wärest der Elias, der auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren ist. Oder gar der Johannes, den sie vor kurzem enthauptet haben."

Da hob der Meister sein Haupt noch etwas mehr in die Höhe und sprach: „Und ihr? Wer glaubet denn ihr, daß ich bin?" —

Das war wie ein Blitzschlag. Sie schwiegen alle. Eine solche Frage hatte er bisher nie gethan. Er weiß doch, daß sie ihm gefolgt sind, und warum! Er hat es ja auch gesagt. Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen,

ob sie wohl an ihm sicher wären? Oder war er es selbst nicht? — Bange wollte ihnen werden.

Er aber fuhr fort zu sprechen: „Ihr habt euch mir angeschlossen, als mein Leben arglos war, als ich euch das Reich Gottes verkündete und als die Menschen ihre Mäntel ausbreiteten zu meinen Füßen und mir die Ehren des Messias gaben. Und als sie sich von mir zurückzogen, weil Drangsal und Gefahren nahten, und als meine Worte sich anders erfüllten, als ihr sie anfangs verstanden habet, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung, da seid trotzdem ihr mit mir gegangen zu dem Volke der Heiden und in diese Bergwüsten. Ich werde wieder hinabsteigen nach Galiläa, aber ich werde dort nicht auf Kissen ruhen. Ich werde leiden und allen, die mit mir sind, Verfolgung bringen. Denn ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jerusalem hinauf, wo meine mächtigen Feinde sind. Diese werde ich richten mit der Schärfe des Schwertes, aber sie werden mein Fleisch in ihrer Gewalt haben und mich dem schimpflichen Tod des Missethäters überantworten. Werdet ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt euere Zuversicht? Wer glaubt ihr denn, daß ich bin?“

Jetzt rief Simon laut aus: „Du bist der Christus Gottes!“

Da richtete sich der Meister auf. Sein Antlitz war belebt von einer großen Ueberraschung, seine Stirn strahlte. Eine Weile stand er so, dann legte er jenem die Hand auf die Achsel und sprach: „Simon, das hast du nicht von dir selbst, das hat dir ein Höherer gesagt. Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes. Siehe, du hast die Schlüssel des Himmelreiches, denn du hast den Glauben. Erde und Himmel ist dir eins und die Gesetze des Himmels sind dir auch die Gesetze der Erde.“

Mit Staunen blickten sie zu ihm auf. Wie gerne hörten sie ihm zu, wenn er vom Himmel sprach, obschon ihnen manches Wort dunkel war. Nun stand er wieder so vor ihnen voll von jener Herrlichkeit, die ihnen ein Grauen und ein Entzücken war. Hinter ihm glänzten hoch herab die Schneefelder des Hermon, gleichsam wie das offene Thor des Himmels, also leuchtend.

Der Meister trat ganz zu ihnen und sagte: „Ruhet und stärket euch. Heute noch das Licht, morgen das Leiden. Sie werden sagen, ich sei der Lügner und Verführer, und werden mich töten.“

Da faßte ihn Simon mit beiden Händen rasch am Arm und sagte leise: „Sprich nicht so, Meister. Da sei Gott vor, daß dir solches geschehe!“

Da wurde der Herr strenge und fuhr ihn an: „Geh hinter mich, Satan! Was weißt du von Gottes Ratschluß!“

Gar erschrocken ob solch plötzlichen Umschwunges, zog sich Simon hinab hinter die jungen Cedern, dort weinte er und zitterte vor Herzweh, daß der Meister ein so hartes Wort zu ihm gesagt hatte.

„Johannes, er haßt mich!“ murmelte er und barg sein Gesicht in das Kleid des Genossen, der herbei gekommen war, um ihn zu trösten.

„Er haßt dich nicht, Simon, er liebt dich. Erinnere dich doch, was er vorhin zu dir gesagt hat — daß du das Himmelreich hättest. Du weißt es ja doch, wie er ist. Kalte Wasser muß er gießen, daß ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und du hast etwas berührt, womit er vielleicht selbst schwer fertig wird. Denn mich dünkt, er sieht seit einiger Zeit den Willen des himmlischen Vaters, daß er leiden und sterben soll. Davor entsetzt sich sein junges Fleisch und nun kommst auch noch du und erschwerst ihm den Kampf. Simon, steh auf. Wir wollen stark und wohlgemut sein und bei ihm aushalten, was auch kommen mag." —

Solches ist geschehen auf einer Berghöhe des Libanon, als der Meister mit seinen Jüngern von der Flucht umkehrte, um seinen Feinden entgegen zu gehen. Eine Woche später waren sie nach Beschwernissen, die sie nicht fühlten, nach Mangel, den sie nicht empfanden, hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Lüften der Duft der Rosen und der Mandelblüte war. Als sie in der Nähe der Ortschaft Nazareth durch eine Felsschlucht gingen, unter dem Schatten von Oelbäumen, da hielten sie an. Sie waren sehr müde und meinten, der Meister würde in die Stadt gehen, um seine Familie zu besuchen. Als ob er ihre Gedanken erraten hätte, sprach er: „Meine Familie seid ihr. Unter diesen Bäumen wollen wir uns ausruhen, bevor wir weiterziehen nach dem Jordan."

Nun hatte aber die Zimmermannswitwe davon gehört, daß ihr Sohn draußen sei in der Schlucht. Eilig ging sie hinaus. Seine Begleiter lagen auf dem Rasen herum und schliefen. Er saß an einem Felsen und legte sein Haupt auf den Stein. Die Mutter stand hinter ihm, ihr langes blaues Obergewand hatte sie so um ihren Kopf gelegt, daß das Gesicht vor der Sonne geschützt war. Es war ein blasses, abgehärmtes Gesicht, über die eine Wange ging ein Strähn ihres dunklen Haares, den sie zurückschob und der doch wieder hervorquoll. Sie schaute fast beklommen hin auf den am Steine. Sie zögerte, ihn anzusprechen. Dann nahte sie ihm noch einen kleinen Schritt, und ohne alles weitere, als wäre seit ihrer letzten Begegnung nichts vorgefallen, sagte sie: „Ganz nahe ist dein Haus, mein Sohn, und hier rastest du so unbequem."

Er hob den Kopf und schaute sie ruhig an. Dann gab er ihr zur Antwort: „Frau, du weißt, ich will allein sein."

Sie sagte leise: „Bei mir daheim ist jetzt die größte Einsamkeit." — Und setzte bei: „Der Vater ist zu den Vätern gegangen."

„Und die Brüder?"

„Sind seit Wochen auf dem Wege, um dich zu suchen."

Der Herr wies mit einer Handbewegung an die Jünger und sprach: „Diese haben mich nicht wochenlang gesucht, sie haben mich am ersten Tage gefunden."

Als wollte sie ablenken davon, daß er wieder auf die Klage kam, die Brüder verstünden ihn nicht, sagte nun die Frau: „Die Leute sind unwillig,

daß in dieser Werkstatt keine Arbeit fertig wird, und sie wollen zum Neuen gehen, der sich angesiedelt hat."

„Warum nimmst du keinen Werksgesellen auf?"

Sie antwortete: „Zu wundern ist es nicht, daß keiner bleiben will, wenn selbst die Kinder des Hauses davongehen."

Da sprach er kräftig: „Ich sage dir, Weib, verschone mich mit deinen Vorwürfen und täglichen Sorgen. Lasse mich meiner Wege ziehen!"

Sie wendete sich gegen die Felswand, um ihr gramentstelltes Antlitz zu verhüllen, und schwieg. Erst nach einer Weile sprach sie leise: „Kind! So hart bist du gegen mich. Alle bringst du uns ins Unglück. Nicht um meinetwegen ist es, das kannst du mir glauben. Mir ist alles vergangen auf dieser Welt. Aber du? So jung bist du noch und willst dir alles zerstören. Noch einmal, mein lieber Sohn, bittet dich deine Mutter: Laß den Glauben der Väter stehen! Ich weiß ja freilich wohl, daß du es gut meinst, aber andere fassen es nicht, und es taugt nimmer, was du thust. Laß doch die Leute selig werden, wie sie wollen. Sind sie bisher zu Abraham gekommen, so werden sie auch künftig den rechten Weg finden, auch ohne deiner. Lasse dich mit den Pharisäern nicht ein, das ist noch jedem schlecht bekommen. Denke an den Johannes, der getauft hat! Man hört, daß sie auch dir schon nachstellen. — Mein liebstes Kind — sie werden dich zu Schanden hetzen, sie werden dich umbringen." — An die Wand klammerte sie sich mit starren Fingern und konnte nicht weiter sprechen vor bitterlichem Weinen.

Er hatte den Kopf nach ihr gewendet und sah sie an. Und als sie so heftig schluchzte, daß ihr ganzer Leib schütterte — da stand er auf und trat zu ihr hin. Und nahm ihr Haupt in seine beiden Hände und zog es an sich.

„— Mutter! — Mutter! — — Mutter!" Tonlos, gebrochen war seine Stimme, in der er es sprach: „Du meinst, ich hätte dich nicht lieb. Weil ich manchmal so hart sein muß, denn alles ist gegen mich, auch mein eigenes Fleisch und Blut. Aber es muß erfüllt werden der Wille des himmlischen Vaters. Trockne deine Zähren, siehe, ich habe dich lieb, mehr als ein Menschenherz fassen kann, denn weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, so ist dein Leiden größer, als das desjenigen, der für viele sich opfern muß. — Mutter, setze dich auf diesen Stein, daß ich noch einmal mein Haupt auf deinen Schoß lege. Es ist die letzte Rast. Von nun an kommt die ruhelose Kette der Qualen, von einer bis zur andern, bis zur letzten . . ."

So legte er sein Haupt auf ihre Kniee, und sie strich mit zarter Hand über sein langes Haar. So glückselig war sie mitten in ihrem Schmerz, so namenlos glückselig, daß er wieder an ihrer Brust ruhte, wie einst als Kind.

Er aber setzte nun seine leise Rede fort: „Dem Volke habe ich gepredigt den Glauben an mich. Die Mutter aber glaubt an ihr Kind, und sollten alle Schriftgelehrten von Judäa dagegen predigen. Höre nicht, Mutter, was sie dir auch sagen wider mich. Und wenn die Stunde kommt, da ich dir erscheinen

werde mit ausgespannten Armen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel — verzage nicht. Wisse, daß dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach dein Auge klar. Dein Tag wird ewig sein. Es werden dich preisen alle Geschlechter." — Er küßte ihr Haar, er küßte ihre Augen und weinte dabei. „Mutter, und nun geh. Diese da beginnen zu erwachen und die Leute dort kommen mit Körben, daß wir essen und trinken. Sie sollen nicht sehen, daß du trauerst."

Aufgestanden war er von seiner letzten heiligen Rast. Die Jünger erhoben — einer nach dem andern — ihre Köpfe.

„Hast du auch ein wenig geruht, Meister?" fragte ihn Simon.

Er antwortete: „Besser als ihr."

Dann hielten sie Mahlzeit im heiteren Preise Gottes und brachen auf zur neuen weiten Wanderschaft nach der Königsstadt Jerusalem.

Hinter dem Stein aber stand die Witwe und blickte ihm nach, so lange er zu sehen war im Flimmer der galiläischen Sonne.



Kreuz am Wege.

Von

Anna Dix.

Mit dem Kranze, den des Freundes Hand
Spielend mir ins krause Haar gewunden,
Schritt ich singend heim am Bachesrand
Abendlich nach goldnen Stunden.

Zwischen Wipfeln, frühlingshell belaubt,
Ragt ein Kreuz in feierlichem Schweigen.
Sterbend neigt der Gott sein blutig Haupt
Unter scharfen Dornenzweigen.

Ueberflammt vom letzten Abendglanz
Schien das bleiche Antlitz mich zu grüßen —
Knieend legt' ich meines Hauptes Kranz
Zu des Dorngekrönten Füßen.





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

„Daß ich vielleicht kein Recht habe, nach so hohen Gütern zu streben —"

„Recht?" fiel sie ihm ins Wort, „dein Recht ist meine Liebe. Kannst du an diesem Rechte noch zweifeln?"

Fast wie ein Vorwurf klangen diese Worte.

„Nein, Klara, ich zweifle nicht daran," sagte er mit starker Betonung, „denn sieh, hegte ich Zweifel an deiner Liebe, glaubte ich nicht an sie, wie man an das Göttliche glaubt, ich hätte nicht den Mut, durch ein ganzes Meer von stürmenden Gedanken zu dir zu kommen. Ich würde wie Petrus in den Wellen versinken".

Sie lächelte.

„Petrus! Was du nur immer mit diesem Petrus hast! Er spielte schon damals eine große Rolle in unserem Gespräch."

„Ja, ich habe öfter über den tiefen, geheimnisvollen Sinn in seiner Meerwanderung nachdenken müssen."

Sie lächelte wieder; gütig, liebevoll, aber doch mit einer gewissen Ueberlegenheit, wie man auf die Phantasieen eines lieben Kindes eingeht, um ihm das Spiel nicht zu verderben.

„Nein, ich zweifle nicht," fuhr er fort, „aber dennoch muß ich mich fragen: wird deine Liebe, wenn du erst alles weißt, nicht Opfer bringen müssen, die ich nicht fordern und nicht annehmen darf? Um meiner selbst willen nicht. Weil ich einer Liebe nicht froh werden könnte, die sich erst zu mir herablassen müßte, nachdem sie meine Blößen mit dem Mantel des Vergebens gnädig bedeckt hat. Eine Liebe, bei der

sich der eine Teil bewußt ist, daß der andere tief in seiner Schuld steht, die er ihm täglich von neuem erlassen muß — nein, eine solche Liebe aus Gnade würde uns nicht glücklich machen. Dich nicht und mich nicht".

Seine Stimme hatte bei den letzten Worten etwas Festes und Hartes angenommen, sein Kopf sich erhoben.

Sie sah ihn mit einem Ausdrucke banger Verwunderung an. Sollte ihr das heiß ersehnte Glück, das sie schon in Händen hielt, wieder plötzlich entgleiten? Was wollte er nur mit diesen sonderbaren, unverständlichen Reden?

„Aber Max, lieber, teurer Max, wie kannst du nur so sprechen? ‚Aus Gnaden!' Meine Liebe eine Gnade! Kann ich denn noch mehr thun, um dir zu beweisen, welcher Art meine Empfindungen sind? Muß ich dir erst sagen, daß ich — ich es bin, die deine Liebe als ein Gnadengeschenk des Schicksals betrachtet, als das höchste Glück, auf das ich kaum noch zu hoffen wagte, nachdem du mich so lange, lange nicht verstehen konntest oder wolltest. — ‚Aus Gnaden!' Mußtest du mir das erst anthun? Heute — jetzt? Du schlimmer, lieber, unverbesserlicher Zweifler!"

In ihren Augen glänzte es feucht.

„Verzeihe mir, Klara, von Herzen bitte ich, verzeihe mir, wenn ich dir weh gethan habe. Daß ich meine Schroffheit auch gar nicht ablegen kann! Aber siehst du, das ist das Leben: es zermürbt und macht doch hart."

„Und sagen muß ich es dir doch," fuhr er mit gepreßter Stimme fort. „Ich bin nicht der Makellose, Reine, für den du mich vielleicht hältst. Nicht nur der geistige Kämpfer für hohe Ideale und Vertreter mehr oder weniger idealer Anschauungen und Ziele, ich bin Mensch, Klara, verstehe mich wohl, Mensch aus Fleisch und Blut, und es giebt wenig Menschliches, das ich nicht an mir selbst erfahren habe — mit Scham und mit Schaudern. Nein, ich bin kein Held, kein Parzival, kein reiner Thor. Nichts weniger als das. Ein solches Idealbild von mir müßte ich mit eigener Faust schonungslos zertrümmern. Auch in mir haben Leidenschaften geglüht, reine und — unreine."

Sie hatte gespannt zugehört. Sie sann einen Augenblick nach, dann atmete sie wie erleichtert auf. Also darauf lief es hinaus! Das Lächeln erschien wieder auf ihren Lippen. Wenn es weiter nichts ist —! Als ob man nicht wüßte, wie's die jungen Herren in manchen Dingen zu halten pflegen. Mein Gott, worüber alles doch dieser liebe

grüblerische Mensch sich den Kopf zerbrechen muß! Und warum muß er heute schon damit kommen? Ist das nicht etwas unzart? Hätte das nicht Zeit gehabt bis — bis später?

Sie errötete leicht. Sie erinnerte sich gewisser, zufällig von ihr in Erfahrung gebrachter Beziehungen ihres Bruders zu einer Theaterdame. Ihr Blick glitt befangen über des Mannes Gesicht, und sie errötete wieder.

„Ach Lieber," sagte sie, an ihm vorüber sehend, „laß doch das. Welcher rechte Mann hat nicht einmal getobt! Es wird so schlimm nicht gewesen sein".

„Doch!" erwiderte er mit qualvoller Selbstüberwindung, „doch, es war schlimm. Der Druck war zu groß, die geknebelte Natur mußte sich rächen, früher oder später einmal. Und sie hat sich gerächt. Schwer, schwer." Er sagte das kaum hörbar, wie zu sich selbst. Sie sah ihn fragend, aber ohne Erregung an.

„Nein, du kannst das nicht verstehn, und ich weiß nicht einmal, wie ich dir alles erklären soll —"

„Ist denn das aber durchaus notwendig?" unterbrach sie ihn. „Und grade heute? Warum willst du dir und mir die glückliche Stunde verderben?"

Die Situation wurde ihr unbehaglich und sie beschloß, ihr ein Ende zu machen. Zwar seine Ehrlichkeit, sein mit sichtlicher Qual begonnenes Geständnis brachten etwas wie Rührung in ihr hervor und machten ihn ihr noch werter. Gerade das hatte sie ja von Anfang an so sehr zu ihm hingezogen, daß er so ganz anders war als andere. Und seine Zweifel und Selbstanklagen bewiesen ihr deutlicher als alles andere, wie hoch er sie hielt. Aber auf die Dauer konnte diese Aufrichtigkeit peinlich werden. In seinem übertriebenen Ehrlichkeitsdrange konnte er ihr womöglich noch Dinge erzählen, die sie nicht anhören durfte, wenigstens jetzt noch nicht. Sie konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der wahrhaft feine Takt doch nur in der „Gesellschaft" zu finden sei. Und sie beschloß, ihn in dieser Richtung noch zu erziehen.

Was konnten denn schlimmstenfalls seine Verfehlungen gewesen sein? Der ungewöhnliche Mann wird vielleicht eine ungewöhnlich stürmische Jugend hinter sich haben. Sie fand, daß ihr dieser Gedanke gar nicht einmal unangenehm war. Er war also nicht so kühl und starr, wie er sich äußerlich gab, er selbst hatte ja soeben gestanden, daß auch er glühender Leidenschaften fähig war. Und eine wahrhaft große Leidenschaft, das war es ja, was sie so lange bei all den Herren,

die sie kennen gelernt, gesucht und nicht gefunden. Von der ersten Begegnung an hatte sie instinktiv geahnt, daß der scheinbar kühle Mann Gluten in sich barg, die aus ihren Tiefen hervorzulocken köstlich sein mußte. Nein, dies Haupt mit den männlich schönen, kraftvoll ausgeprägten Zügen hatte sich gewiß noch nie gedemütigt und erniedrigt. Wenn er vielleicht manches Blümlein auf seinem Wege gebrochen und in den Staub getreten hatte, — mochte er doch! Was fragte sie danach! Ihn hatte gewiß niemand in den Staub getreten. Er war ein Mann, ein ganzer Mann. Ihr aber war es vorbehalten, den Freien in Fesseln zu schlagen. Ja, köstlich mußte es sein, den Stolzen, Herben, der mit seinen stillen, ruhigen, stets wie in unbekannten Tiefen forschenden Augen frei und einsam seiner Wege ging, in Gluten zu ihren Füßen dahin schmelzen zu sehen.

„Ja, warum?!“ begann Froben wieder. „Du hast ein Recht, so zu fragen. Schon die erste Stunde, die Stunde, die sonst für zwei Menschen in unserer Lage das reinste, ungetrübte Glück bedeutet, muß ich dir vergällen. Ich kann nicht anders, ich muß. Denn es muß Wahrheit zwischen uns sein. Du mußt wissen, Klara, das bin ich dir und mir schuldig, daß diese meine Hände, die sich jetzt nach dem reinen, heiligen Kranze deiner Liebe ausstrecken, daß ich sie nicht immer nur — wie soll ich sagen? — ins ‚Morgenrot der Ideale‘ getaucht habe, daß sie auch tief —“

„Und wenn sie in Blut getaucht wären, deine Hände, ich würde sie dennoch küssen! Weil ich dich liebe, hörst du, liebe, liebe!“

Wie sengende Lohe war es aus ihr herausgeschlagen, wie eine Feuersbrunst aus nächtigen Tiefen, überwältigend, plötzlich, ohne daß sie recht wußte, wie. Sie erschrak vor sich selbst, vor diesem elementaren Ausbruch einer auch in ihr waltenden Naturkraft, die blind und brutal und erbarmungslos ihren eigenen geheimen Zwecken entgegendrängt, gleichviel, ob ihre Wege rein oder unrein, ob sie das einzelne Individuum zu heiligen Höhen hinaufführen oder hinab in den Abgrund geistiger und seelischer Verderbnis. Undurchdringlich dem geistigen Auge ist diese Glut. Grauen, quirlenden Qualm und zischende, bald versprühte Funken, bleibendes, blitzendes Edelgestein und verheerenden Feuerschlamm, Segen und Unheil, physisches Leben und geistigen Tod stößt und schüttet sie aus ihren keuchenden Riesenlungen über die dampfende Welt: das von den Elementen der Natur, über das der Mensch zuletzt Meister werden wird, und vielleicht nicht eher, als bis sich sein Geschick auf diesem Planeten erfüllt hat.

Sie empfand dunkel, daß sie soeben eine Schranke durchbrochen, daß mehr aus ihr gesprochen hatte, als bloße „Sympathie der Seelen". Ihre Eigenliebe empörte sich gegen die fremde herrschsüchtige Macht, die Besitz von ihr ergreifen und sie rücksichtslos mit sich dahin fegen wollte auf unbekannten Bahnen, unbekümmert um die Gesetze der Welt und den eifersüchtigen Stolz ihrer Jungfräulichkeit. Jähe tiefe Röte überflammte ihr Gesicht.

Aber sie war schön in dieser Purpurglut, wie ein über Nacht erblühtes Rosenwunder. Und weiblich begehrenswert, wie von allen Blumen nur Rosen weiblich sind. Dem Manne ihr gegenüber ging es durch den Sinn, wie er beim Anblick von Rosen immer an Frauenschönheit hatte denken müssen. Es überrieselte ihn wie warmer, prickelnder Regenschauer im Sommersonnenschein und durchquoll ihn wie geheimes Ahnen von fernher reifender Fruchtfülle.

Eine selige Gewißheit aber leuchtete ihm durch all dies Gewoge der Empfindungen: diese Töne waren echt. —

„Das wolltest du, Klara?"

„Ja, Geliebter." Scheu und trotzig rang es sich aus ihr los. „Und nun genug davon."

Froben wollte etwas erwidern, aber was er empfand, vermochte er mit Worten doch nicht auszudrücken. So schwieg er. Sie sannen beide vor sich hin und schienen dem Klavierspiele zuzuhören. Aber als es verstummte, wurden sie dessen kaum gewahr. Selling erhob sich vom Klavierschemel; aber kein Beifall lohnte ihm diesmal. Nur Fräulein Agathe machte einen schüchternen Versuch dazu, den sie aber, von den übrigen Zuhörern im Stiche gelassen, errötend gleich wieder einstellte.

Man scheint mich völlig vergessen zu haben, dachte Selling. Er blieb, die Hände auf dem Rücken gefaltet, vor seinem Platze stehn, indem er seine Blicke über das Paar schweifen ließ: Kein Zweifel, hier war etwas vorgefallen. Ein böses Lächeln zuckte um seine Lippen: Nun, wir werden ja sehen, wir werden ja sehen. Aber er verbarg seine Erregung; nur ein leises, zitterndes Schaukeln mit dem Absatze seines rechten Fußes hätte sie verraten können.

Der Diener brachte ein Tablett mit Weingläsern herein. Ihm auf dem Fuße folgte strahlenden Antlitzes Leutnant von Cornow.

„Achtung! Waldvögleins Abendlied!"

„Stellen Sie nur hin," sagte er zum Diener, als dieser sich fragend umsah, ob er das Tablett herumreichen oder auf den Sophatisch niedersetzen sollte.

„Waldvöglein singt nur vor andächtig versammeltem Publikum. Immer heran, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf, immer ran."

Klara und Froben erhoben sich von ihren Plätzen. Auch Agathe näherte sich dem Tische. Nur Selling verharrte noch wie abwesend auf seinem Platze.

„Na, Selling?" mahnte der Leutnant. Dann, indem er den finstern Ausdruck auf seinem Gesichte bemerkte:

„Fernando, was schaust du so trüb und bleich? — Na, macht nichts. Sollen dafür auch Orchesterloge sitzen." Er wies mit der Hand auf den dem Tablett am nächsten stehenden Fauteuil.

„Lassen Sie doch die albernen Witze," raunte ihm Selling giftig zu, nachdem er nun auch zum Tische getreten war.

„Nanu?"

Der Leutnant machte ein höchst erstauntes, nicht sehr geistreiches Gesicht, das aber gleich wieder in Verklärung überging. Er klatschte schallend in die Hände und rief mit dröhnender Kommandostimme durch den Saal:

„Papa! Direktor! An — die — Ge- — wehre!"

„Aber Robert!" Fräulein von Cornow hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. „Wir sind doch nicht auf dem Exercierplatze." Aber sie vermochte ihm nicht zu zürnen — heute nicht.

Jetzt erschienen auch der Geheimrat und Direktor Wespe. Ihre Unterhaltung mußte sich in angenehmen Perspektiven bewegt haben, denn des Geheimrats rosige Laune hatte sich noch erhöht, und so unterließ auch er die Rüge, die er dem allzufröhlichen Komponisten von Waldvögleins Abendlied sonst wohl erteilt hätte, zumal dieser von seiner Schöpfung schon etliche Noten geprobt zu haben schien.

Man stieß mit den Gläsern an — nur die Sellings und Frobens schienen wie durch Zufall aneinander vorüberzuschweben — und setzte sich dann um den Tisch herum. Aber das „allgemeine" Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen. Fräulein von Cornow war unverkennbar in einer eigentümlich gehobenen Gemütsverfassung, aber ihre sprunghaften Aeußerungen wollten sich keiner regelrechten Unterhaltung einfügen. Sie brach oft mitten im Satze ab, um dann unwillkürlich Froben zuzulächeln. Das geschah in so selbstvergessener, unbekümmerter Weise, daß der Geheimrat mehrmals bedenklich und unruhig das Haupt leise wiegte. Fräulein Agathens, die zur Linken Klaras auf dem Sopha Platz genommen hatte, bemächtigte sich nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, Sellings, ihres Nachbars zur Rechten, Aufmerksamkeit zu

fesseln, allmählich eine trübselig-resignierte Stimmung. Sie ließ das blonde Köpfchen hängen wie ein Knöspchen, das der Nachtfrost gestreift hat. Selling war artig wie immer, aber die Talente, mit denen er sonst die Gesellschaft zu beleben wußte, versagten heute völlig. Er ging über das Notwendige nicht hinaus. Froben war es nicht gegeben, die schwingenden Saiten seines Innern auf den Ton konventioneller Konversation zu stimmen. Er blieb einsilbig und zerstreut. Er sehnte sich nach Stille und Einsamkeit, um die tiefen Eindrücke dieses Abends in sich ausklingen zu lassen und das aufgewühlte Meer seiner Empfindungen zur Ruhe zu bringen.

Es war etwa die elfte Stunde, als er erklärte, sich empfehlen zu müssen, um zu Hause noch einige Arbeiten für die morgen stattfindende Komiteesitzung zu erledigen.

Selling schien darauf gewartet zu haben. Auch er erhob sich. Er habe sich mit einigen früheren Regimentskameraden verabredet, die ihn nach Schluß der Oper in einem Restaurant unter den Linden erwarteten.

Die Bemühungen des Leutnants, die beiden Herren noch zurückzuhalten, wurden vom Geheimrat nur sehr notdürftig, von Klara überhaupt nicht unterstützt. Sie mochte wohl ahnen, was in Froben vorging, und an einer längeren Anwesenheit Sellings war ihr nichts gelegen. Mit einem Seufzer der Resignation ergab sich Herr von Cornow junior in die trübselige Notwendigkeit, Waldvögleins Abendlied nun allein mit dem Vater und Direktor Wespe würdigen zu müssen. Die Damen zählten ja hier nicht mit; die verstanden ja doch nichts von „höheren Dingen" und nippten nur — „wie die Hühner", meinte er — an ihren Gläsern. Man könne ihnen ebensogut Gurgelwasser vorsetzen.

Es war ein langer, warmer Händedruck und ein langer bedeutungstiefer Blick, mit dem sich Fräulein von Cornow und Froben voneinander verabschiedeten . . . . . .

Die Hausthüre hatte sich hinter den beiden Herren geschlossen.

„Wir haben wohl denselben Weg," sagte Selling.

„Nicht daß ich wüßte," erwiderte Froben. „Sie wollten doch, denke ich, nach den Linden, während ich —"

„Es kommt nicht darauf an. Sie gestatten wohl, daß ich Sie ein Stück begleite."

„Wie es Ihnen beliebt."

Sie gingen ein paar Schritte schweigend nebeneinander her.

„Uebrigens," erklärte Selling, indem er stehen blieb, „wir können das ja auch gleich hier abmachen."

„Ich wüßte nicht, Herr von Selling, was wir beide miteinander abzumachen hätten.“

„Vielleicht doch mehr, als Sie glauben, mein verehrter Herr Doktor.“

Scharf und herausfordernd kam es von Selling.

„Ich muß Sie dringend ersuchen, deutlicher zu werden. Im übrigen -- Froben zog seine Uhr — ist meine Zeit gemessen. Sie wünschen?“

„Nun denn: ich wünsche und fordere, daß Sie Ihre — unpassenden Bemühungen um Fräulein von Cornow einstellen, und zwar von heute ab. Ich wünsche ferner —“

„Was unterstehen Sie sich, Herr!“

Froben machte eine Bewegung, die Selling veranlaßte, einen Schritt zurückzutreten. Drohend, mit geballten Fäusten stand der andere vor ihm.

Selling hatte sich schnell gefaßt.

„Ich kann nicht annehmen, daß Sie beabsichtigen, hier auf offener Straße einen Faustkampf zu inscenieren. Es ist dies — wenigstens in meinen Kreisen — nicht Sitte.“

Froben maß ihn mit einem verachtungsvollen Blicke.

„Beunruhigen Sie sich nicht unnütz, an Ihnen werde ich mich gewiß nicht vergreifen.“

Deutlicher als die Worte, drückte der Ton ihren Sinn aus.

„Diese gütige Versicherung ist mir außerordentlich wertvoll,“ entgegnete Selling höhnisch. „Vielleicht setzen Sie Ihrer Großmut die Krone auf, indem Sie mir Gehör zu schenken belieben.“

Froben sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Bitte. Aber kurz, kurz!“

(Fortsetzung folgt.)





Liebe.

Von

Georg Busse-Palma.

Es fielen Fesseln und Gewänder,
Als sich die Nacht herniederbog,
Und sehnend sah ich sel'ge Länder
Im Thor, durch das die Sonne zog.
Ich fuhr ihr nach mit flücht'gen Pferden,
Die Phantasie war mein Gespann,
Bis ich nach ungezählten Erden
Die ewig blühende gewann.

Dort wiegten Falter groß und mächtig
Sich über Blüten wunderbar,
Und denen wuchs, wie Sonnen prächtig,
Im Kelch viel blondes Frauenhaar.
Dort lagen Teiche unermessen,
Der Lotos blühte still darin, —
Da hätt' auch ich gar bald vergessen,
Daß ich ein Erdgeborner bin.

Doch als mir dann im Tanzschritt nahten
Viel schlanke, hochgewachsne Frau'n
Und sel'ge Knaben, die mich baten,
Für ewig dort mein Zelt zu bau'n:
Da dacht ich deiner, die dann unten
So einsam wär und fern von mir,
Und hab' den Weg zurückgefunden
Aus eitel Glück und blüh'nden Stunden
Zur Nacht und dir . . . .



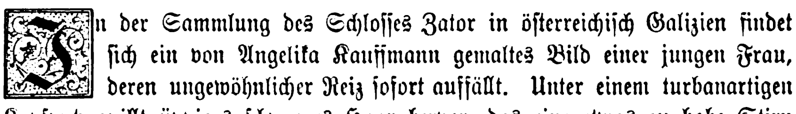


Anna Tyszkiewicz, Gräfin Potocka.*)

Von

Theodor Schiemann.





In der Sammlung des Schlosses Zator in österreichisch Galizien findet sich ein von Angelika Kauffmann gemaltes Bild einer jungen Frau, deren ungewöhnlicher Reiz sofort auffällt. Unter einem turbanartigen Kopfputz quillt üppiges schwarzes Haar hervor, das eine etwas zu hohe Stirn gefällig umschattet. Die Gesichtszüge sind eher hübsch als klassisch schön zu nennen; Augen und Brauen schwarz, die Nase nur wenig gekrümmt, der Mund ausnehmend liebenswürdig mit einem leichten Zug ins Spöttische. Die Form des Gesichts zeigt ein schönes Oval und in der ganzen Figur liegt etwas Graziös-elastisches. Sie hat ein Blatt Papier in der Linken und hält den Stift in der Rechten, das Antlitz dem Beschauer zugewandt, als wollte sie ihn fragen, ob sie recht geschrieben habe.

Das ist die Gräfin Potocka, geborene Gräfin Tyszkiewicz, in zweiter Ehe mit dem Grafen Wonsowicz vermählt.

Es steht nicht recht fest, wann sie geboren wurde. Jedenfalls irrt ihr Biograph, wenn er 1776 als Geburtsjahr annimmt. Sie hatte 1794 noch eine Bonne, mit der sie laut betete, und kann, als sie 1802 heiratete, höchstens 16 Jahre alt gewesen sein. Eine reiche Erbin wie Anna Tyszkiewicz wurde in Polen nicht 26 Jahre alt, ehe sie sich vermählte. Die Eltern hatten schon die Dreizehnjährige einem Verwandten zur Frau geben wollen. So irren wir wohl nur um ein Geringes, wenn wir annehmen, daß sie c. 1786 geboren wurde. Da ihr Todestag der 16. August 1867 ist, muß sie über 80 Jahre alt geworden sein; sie starb, wie die Ueberlieferung erzählt, mit den Worten: „Wie schön ist doch das Leben." Und gewiß, sie hat eine denkwürdige Zeit durchlebt, denkwürdig zumal für eine Polin: die zweite und dritte Teilung Polens, die

*) Die Memoiren der Gräfin Potocka 1794—1820. Veröffentlicht von Kasimir Stryienski. Nach der 6. französischen Auflage bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelika Kauffmann. Leipzig 1899. Verlag von Heinrich Schmidt und Karl Günther.



Tage, da in dem Ringen zwischen Alexander I. von Rußland und Napoleon den Polen bald von diesem bald von jenem Teil glänzende Hoffnungen vorgespiegelt wurden, die bei dem leicht zu entflammenden Enthusiasmus der Nation fast wie Wirklichkeiten erschienen, um immer wieder — eine fata morgana — zu schwinden, wenn man sie mit Händen zu greifen glaubte. Ein Aufsteigen und Niederstürzen, das namentlich in den Jahren 1812—1816 die Polen in eine nervöse Erregung stürzte, der niemand sich zu entziehen vermochte. Dann kam schließlich doch das allerunwahrscheinlichste: die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen durch den Enkel jener Katharina, die es zerbrochen hatte. Aber freilich recht gefreut haben sich die Polen dieser neuen Herrlichkeit nicht. Die Personalunion mit Rußland, die Alexander für „ewige Zeiten" begründet zu haben meinte, erschien ihnen nur als ein Durchgangsstadium zur vollen Selbständigkeit, und die Grenzen des Gebietes, das den Namen des alten Polen trug, waren ihnen zu eng. Sie hofften auf den Tag, da sie das ganze ehemals polnische Territorium, die preußischen, österreichischen, klein- und weißrussischen Gebiete, wieder ihr eigen nennen würden, und grollten, wenn man sie die Wege nicht gehen ließ, die zu diesem Ziele führen sollten. Auch hatte der Zar ihnen in seinem Bruder Konstantin, der all die wilden Instinkte seines Vaters, des unglücklichen Zaren Paul Petrowitsch geerbt hatte, einen Statthalter gesetzt, dessen Treiben sie allezeit daran erinnerte, daß sie an einen Staat gebunden waren, in welchem, trotz der polnischen Scheinverfassung, der Wille des Herrschers das höchste Gebot war.

Das alles hat Anna Potocka mit erlebt, die handelnden Personen von Angesicht zu Angesicht gekannt und, auf den Höhen der Gesellschaft flatternd, auch das vernommen, was sich dem profanum vulgus entzog. Sie erlebte auch den Zusammenbruch der Herrlichkeit dieses „Neu-Polen" und seiner Gesellschaft, die Revolution der Jahre 1830/31, die harte Zwangsherrschaft des Kaisers Nikolaus und seines Statthalters, des Fürsten Paskewitsch, den neuen Rausch, den das Jahr 1848 brachte, und endlich den letzten Zusammenbruch im Jahre 1863. Vier Jahre danach ist sie am Hofe des dritten Napoleon, in ihrem Hôtel in der Rue d'Astorg gestorben, hochbetagt, aber nicht lebensmüde.

Gewiß, eine solche Frau hätte viel erzählen können. Wer der Geschichte Polens näher getreten ist, weiß auch von der Rolle, welche die Frauen in ihr gespielt haben. Von den Tagen des frühen Mittelalters her bis in die Gegenwart hinein ist es dasselbe Bild, und die polnischen Geschichtschreiber der alten Schule wissen den Patriotismus der polnischen Frau nicht genug zu rühmen. Heute freilich werden andere Stimmen laut. Der leider zu früh verstorbene polnische Geschichtschreiber Valerian Kalinka*) erinnert an das Wort, das

*) Der vierjährige Reichstag 1788—1791. Aus dem Polnischen übersetzt von Marie Dohrn geb. v. Baranowska. 2 Bände. Mittler u. Sohn, Berlin 1896—98. Ein Buch, das denjenigen, die sich für die letzten Zeiten polnischer Selbständigkeit interessieren, angelegentlich empfohlen sei. Es ist das Beste, was wir darüber besitzen.



Napoleon I. seinem Gesandten de Pradt auf den Weg gab, als er ihn in das Herzogtum Warschau schickte: „Sie gehen in ein Land," sagte er ihm, „in dem die Männer gar nichts und die Frauen alles bedeuten." Kalinka bemerkt dazu: „Diese Uebermacht der Frauen, die von Fremden öfters in Polen bemerkt und bezeichnet wurde, war, obwohl unnatürlich, jedoch keine seltene Erscheinung; man bemerkt dieselbe in allen denjenigen Ländern, welche sich dem Verfall nahten und aus der göttlichen Ordnung herausgelenkt worden waren. In Polen kann diese Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechts als Kommentar zu der Politik dienen, die seit hundert Jahren dort die herrschende war: der phantastischen Empfindungspolitik, wie man sie treffend charakterisiert hat; denn es ist nur logisch, daß derjenige, welcher in einer Nation die Oberhand gewinnt, ihre Thaten auch leitet." *) Er exemplifiziert an Beispielen wie die alte Fürstin Czartoryska, die Mutter des Fürsten Adam, und an der Gemahlin des Grafen Felix Potocki, über welche der letzte König von Polen, Stanislaus August Poniatowski, so beweglich klagt. „In der That," bemerkt Kalinka dazu, „alles was geeignet war, die Herzen zu gewinnen, ward von ihnen angewandt: Eigenliebe und Patriotismus, Koketterie und theatralische Effekte, alles ward Mittel zu dem einen Zweck." Ganz dasselbe gilt aber von dem Einfluß, den die polnischen Frauen in unserem zur Neige gehenden Jahrhundert auf die Geschicke ihres Volkes ausgeübt haben. Ihrer „Empfindungspolitik" ging allezeit das Kriterium für das Mögliche und Erreichbare verloren, und es ist nur zu begreiflich, daß die an solche Führung gewöhnten Polen es schließlich auch über sich ergehen ließen, daß die Revolutionen der Jahre 1830 und 1863 von unmündigen Knaben gemacht wurden, die gleich urteilslos der Vergangenheit wie der Gegenwart gegenüberstanden.

Wer nun die Memoiren der Gräfin Potocka in die Hand nimmt mit der Hoffnung, einen Blick in jenes geheime Treiben der weiblichen Politik werfen zu können, wird es bitter enttäuscht fortlegen. Zunächst bricht die Erzählung mit dem Jahre 1820 ab. Von den beiden Revolutionen erfahren wir nichts, obgleich die Potocki's sowohl 1830 wie 1863 eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben, und ebensowenig wird man aus diesen Memoiren ein richtiges Bild von den Erlebnissen und Empfindungen des polnischen Volkes in der von der Gräfin Potocka geschilderten Zeit finden. Die polnische Nation ist ihr das polnische Magnatentum, zu dem sie durch Geburt und Lebensstellung gehört, sie sieht im Grunde nur dieses und läßt es in farbenreichen, höchst optimistisch entworfenen Bildern an uns vorüberziehen. Nur die oberen Zehntausend der französisch redenden Welt, gleichviel welcher Nationalität, vor allem aber doch Franzosen und Polen, fallen in ihren Gesichtskreis, und ihr Interesse geht weit mehr auf das Anekdotenhafte als auf ein Verständnis der großen historischen Ereignisse, die sich vor ihren Augen abspielen. Dazu kommt,

*) l. l. I. 251.

daß jene Memoiren für ihre Kinder bestimmt sind und, sehr begreiflicherweise, dadurch eine Tendenz erhalten, die bemüht ist, das zu verbergen, was Tochter oder Sohn von der Mutter nicht wissen sollen. Wir wollen sie darum nicht tadeln, vielmehr ist es nur natürlich, daß sie so und nicht anders verfährt, aber der historische Wert der Memoiren leidet erheblich darunter. Abgesehen von Anekdoten, Charakterzeichnungen, Situationsbildern, die man fast mit Momentphotographien vergleichen könnte, erfahren wir nichts Neues. Nichts weist darauf hin, daß die Tragik der Ereignisse, die sich vor ihren Augen vollzogen, sie mehr als äußerlich berührt hätte: sie entfaltet ihre bunten Flügel wie ein Schmetterling, um weiter zu flattern von Blume zu Blume, die fine fleur der Gesellschaft bietet ihr immer neue Reize und so kann auch die Achtzigjährige sich nur schwer von einer Welt trennen, die ihr erschien wie ein Fest.

Man darf dies keineswegs so verstehen, als hätte sie kein Verständnis gehabt für Genüsse, die rein geistiger Natur sind. Im Gegenteil, sie liest viel und mit Auswahl, sie begeistert sich an der Größe ihres Helden, Napoleon, und weiß ihn zu schildern, daß man ihn vor sich zu sehen meint, sie versteht es, die Anschauungen, die sie, fast noch ein Kind, aus ihrem Rousseau gezogen hat, mit positiv religiösen Ueberzeugungen katholischer Kirchlichkeit zu verbinden, aber das alles ist Gewand und Schmuck, an dem sie sich freut wie an ihren Diamanten oder an der kostbaren Robe, die sie bei ihrer ersten Begegnung mit Napoleon anlegt. Sie ist nur selten boshaft, so bei ihrer Schilderung der Zusammenkunft Napoleons mit der Königin Louise in Tilsit, die uns wiedergiebt, wie man in polnischen Kreisen redete, und wenn sie von der Kaiserin Marie Louise redet, der sie mit einer Art Eifersucht gegenübersteht, vor allem aber, wo sie von Nowosilczoff redet, den sie haßt, wie alle Polen ihn gehaßt haben; sonst ist sie eher geneigt, zu verschönern und zu schmücken. Aber das alles liest sich mit Vergnügen und wirkt plastisch, wie denn, um ein Beispiel anzuführen, das Treiben auf dem Wiener Kongreß und danach die Zeichnung Warschaus in den Tagen des Großfürsten Konstantin den Eindruck höchster Anschaulichkeit macht. Auch ihr Urteil über den Kaiser Alexander I. zeugt von feiner Beobachtung. Als sie ihn zum ersten Mal sieht, gewinnt sie den folgenden Eindruck: „Er war von sehr vorteilhaftem Aeußern; nur fiel mir auf, daß sein Wesen mehr elegant als vornehm war. An seinen Manieren vermißte ich jene leichte Ungezwungenheit, welche die Folge einer Ausnahmestellung zu sein pflegt und welche der Gewohnheit, zu befehlen, entspricht. Er schien etwas befangen, seine außerordentliche Höflichkeit hatte etwas Verbrauchtes; alles, sogar die überaus knapp sitzende Uniform, schien in ihm weit mehr den liebenswürdigen Offizier als den jungen Monarchen zu betonen . . . Er aß wenig, plauderte aber desto mehr. Seine Unterhaltung war einfach, etwas reserviert; man konnte nicht annehmen, daß ihm große Geistesgaben zur Verfügung standen, allein man mußte doch gleich zugeben, daß er in seinen Ideen Schwung hatte . . . Alexander hörte schlecht, und wie alle ein wenig tauben Leute sprach er leise; man wagte natür-

lich nicht, ihn zur Wiederholung des Gesagten aufzufordern und antwortete daher meistens aufs Geratewohl. Nach Tisch blieb Alexander noch zwei gute Stunden im Salon, ohne sich zu setzen; man behauptete, er wäre derart in seine Uniform eingeschnürt, daß jede andere Stellung, als die aufrechte, ihm unbequem wäre. Gegen Mitternacht endlich zog er sich zurück und wählte von den beiden ihm zur Verfügung gestellten Gemächern das einfachste." Dies Bild zeigt uns vortrefflich, welches der Eindruck war, den Alexander im Jahre 1805 machte.

1807 spricht sie dann gelegentlich von der Pfiffigkeit des Zaren und zum Jahre 1814, als Alexander sich bereits zur Rekonstruktion Polens entschlossen hatte, bemerkt sie: „Alexander besaß unzweifelhaft eine gewisse Seelengröße, mit der Souveräne nicht immer ausgestattet sind: er hatte Verständnis für edle Empfindungen, und es schien, als könne er sich durch dieselben, auch wenn sie ihm feindlich waren, nicht verletzt fühlen." Zum Jahre 1815 ergänzt sie diese Charakteristik noch einmal. Sie fühlt, daß er an Selbstbewußtsein gewonnen hat. „Er war nicht mehr der junge, vertrauensvolle Fürst, den wir früher vor dem Unglück hatten fliehen sehen — er war der Monarch in der Blüte und Vollkraft der Jahre, ihn hatte das Unglück gefeit, jetzt überflutete ihn das Glück." Sie sagt ganz richtig, daß Alexander damals „wirklich an ein freies, unabhängiges Polen" dachte, aber wie völlig mißversteht sie ihn, wenn sie hinzufügt, er habe in diesem Polen eventuell eine Zuflucht zu finden gehofft! So aber sind ihre Porträts alle angelegt: sie geben ein äußeres Bild von frappanter Aehnlichkeit, hie und da deuten sie auch an, daß der Versuch gemacht wurde, in der Seele ihres Modells zu lesen. Aber nur wo diese Seele klar vor jedermanns Augen lag, ist ihr das gelungen; die Rätsel zu lösen, welche in der widerspruchsvollen Seele des Zaren ruhten, war ihr nicht gegeben.

So treten die Grenzen ihrer Begabung ebenso deutlich hervor, wie die Grenzen ihrer Erfahrung. Trotzdem werden diese Memoiren ihren Platz in der Litteratur behaupten und mit ihnen auch die Gräfin Anna Potocka, obgleich sie uns das Beste, was sie erlebt hatte, entweder nicht sagen wollte oder nicht sagen konnte.



Wanderlust.

Von

Anna Ritter.

Der Tag sieht mich in Thränen stehn
Und nimmt mich bei der Hand:
„Was ist denn meinem Kind geschehn?
Komm mit, wir wollen wandern gehn
Ins weite, schöne Land!“

Ich gehe mit. Da bläst der Wind
Mit frischem Gruß mich an,
Die Wölkchen tummeln sich geschwind,
Das Wasser in den Gräben rinnt,
So schnell es irgend kann.

Und jedes Bäumchen vor dem Thor
Und jeder Busch am Rain
Hat eine grüne Schürze vor,
Ein Blütensträußchen hinterm Ohr
Und schaut gar lustig drein.

Die Schwalben zwitschern aufgeregt —
Sie kamen kaum zurück —
Und jedes Vogelherzchen schlägt
Der Heimat zu, und jedes hegt
Ein heimlich Liebesglück.

Ein junges Ding mit braunem Schopf
Geht tänzelnd vor mir her,
Es spielt im Schreiten mit dem Zopf
Und singt und wiegt dazu den Kopf —
„Wenn ich ein Vöglein wär' . . .“

Längst ist mein Thränenquell versiegt,
Die Frühlingsluft steckt an!
Und meine junge Sehnsucht wiegt
Sich keck im Wind und fliegt und fliegt,
So hoch sie irgend kann!





Blumenseelen.

Ein philosophierendes Gespräch.

Von

F. E. Medicus.

ie Nacht dämmerte heran und die Sterne leuchteten auf, einer nach dem andern. Ein leichter Luftzug erquickte nach der Schwüle des Tages und trug von rechts herüber den Duft von ein paar späten Maréchal Niels.

Geheimrats waren nach dem Abendbrot noch mit ihren Gästen zusammengeblieben, unter der großen Linde um den runden Tisch herum, auf dessen Mitte in hoher Vase ein mächtiger Strauß Malven und Gipsophylla in dunkeln Dämmerungsfarben still aufragte. Die Zigarren der Herren glühten, die Damen dehnten sich behaglich in den großen Gartenstühlen, wie träumerisches Wohlbehagen lag's über der kleinen Gesellschaft.

Der lautlose Flug einer Fledermaus zog die Aufmerksamkeit auf sich. In großem Bogen streifte sie zwei-, dreimal heran und verschwand dann in der Dämmerung.

„Die weiß nicht, was sie aus uns machen soll," meinte Onkel Max.

„Hielt uns wahrscheinlich für Glühwürmchen," sagte der Leutnant, die Asche von seiner Zigarre streichend. —

Leise rauschte die Linde.

„Ob unsere alte Linde auch wohl etwas von uns merkt?" fragte Frau Geheimrat.

„Nee, Schwägerin," erwiderte Onkel Max, „das kannst du nicht von ihr verlangen; dafür ist sie halt nur ein Baum."

„Ich denke doch," entgegnete der Geheimrat. „Sie wird wenigstens den Unterschied empfinden, ob unter ihren Zweigen der nackte Erdboden sich ausbreitet, oder ob ein Häuflein Menschen da sitzt und sich seines Lebens freut — nur daß sie allerdings kaum wissen wird, was das ist: Menschen."

Onkel Max war einigermaßen verwundert. „Im Ernst?" fragte er, denn er sah sich gern vor.

„Im vollen Ernst mein' ich's," bekam er zur Antwort, „weshalb nicht?"

„Nun, ich denke, das ist doch klar, 'ne Linde das ist doch eben ein Baum und also 'ne Pflanze, und Pflanzen können doch keine eigentlichen Empfindungen haben —"

„Weshalb nicht?"

„Na, das ist doch selbstverständlich, Pflanzen haben doch kein Leben, ich meine sozusagen geistiges Leben, kein — —," ihm fehlte der passende Ausdruck.

„— keine Seele," half der Doktor ein.

„Na eben — haben doch keine Seele!"

„Woher weißt du das denn," inquirierte der Geheimrat weiter. Aber auf Beweise wollte Onkel Max sich nicht einlassen. Es sei des Geheimrats Sache, für eine so neue Ansicht Gründe vorzubringen, er wiederhole nur, was alle Menschen sagten.

„Doch wohl nicht alle," erwiderte der Geheimrat, „wenigstens in mir mußt du ja eine Ausnahme anerkennen. Uebrigens sind wir Ausnahmen, denke ich, nicht so ganz wenige."

„Hat nicht auch Fechner deine Meinung vertreten, Papa?" fragte der Assessor.

„Allerdings," bekam er zur Antwort, „und gerade von ihm habe ich sie überkommen; er hat ein paar nette Büchlein geschrieben zu ihrer Verteidigung, „Nanna", „Ueber die Seelenfrage" und andere, ich will sie morgen gern geben, wenn einer von euch sie lesen will."

„Wer ist Fechner?" fragte Onkel Max etwas beunruhigt.

„Er war Philosophieprofessor in Leipzig zu meiner Zeit," antwortete der Geheimrat.

„Der Vater der modernen Psychologie," fügte der Assessor hinzu.

„Na ja, denn — Philosoph — hm —," beschied Onkel Max mit ablehnendem Neigen des Kopfes. —

Der Doktor aber wollte das Gespräch nicht gern gleich wieder fallen lassen; und auch die übrigen waren gespannt.

„Erlauben Sie eine vorläufige Frage, Herr Geheimrat. Sie schreiben der Pflanze eine Seele zu, ein Geistesleben, wie Menschen und Tiere es haben?"

„Wir müssen die Frage ein wenig anders stellen, lieber Doktor. Geistesleben, meinetwegen Seele, ist ja nicht gleichförmig bei Menschen und Tieren. Es steht bei den Menschen auf einer höheren Stufe als bei den Tieren und ist thatsächlich anders. Nun, so steht's bei den Pflanzen auf einer noch tieferen Stufe als bei den Tieren und bleibt doch immer noch Seelenleben. Die Frage ist schließlich die: besteht die Pflanze nur aus Zellen und Säften, — Wurzel, Stamm, Zweigen, Blüten und Blättern, — Teilen, die dem menschlichen Auge sichtbar sind; — spielen sich dazu in ihr nur chemische Prozesse ab, die wir ihr physiologisches Leben nennen können, und ist sie bei alle dem in sich leblos, dunkel, ereignislos, oder entspricht dem Körperleben auch etwas Seelisches, eine

innere Helligkeit, Leben in Gestalt von Empfindungen, empfundenen Trieben u. dgl.? Das ist die Frage, — die ich im positiven Sinne bejahe."

„Das wäre also ein rein sinnliches Seelenleben," sagte der Doktor.

„Rein sinnlich, aber eben doch wirklich Seelenleben."

„Das beruhigt mich etwas," warf Onkel Max ein. „Denken soll also unsre Linde doch nicht können."

„Das wollen wir ihr allerdings nicht zumuten — auch nicht, daß sie hört, was wir von ihr sprechen. Wohl aber möchte ich glauben, daß sie Empfindung der Luft- und Erderschütterungen hat, die unser Sprechen und unsere Bewegung hier unter ihren Zweigen und über ihren Wurzeln verursachen — daß sie also in ihrer Weise wirklich mit uns lebt."

Die Damen fanden, das sei ein hübscher Gedanke. Onkel Max aber erklärte im Ton eines Wahrheitssuchers, es komme weniger darauf an, was hübsch sei, als was wirklich sei.

Der Assessor kam seinen Bedenken zu Hilfe. „Es scheint mir, Papa, als sei der Gedanke eines Geisteslebens, dem keinerlei Nervensystem entspricht, doch etwas sehr gewagt. Nach allem, was wir von psychischen Vorgängen wissen, scheint es doch, als geschehen sie immer nur in Begleitung von Vorgängen in Gehirn und Nerven."

Dem widersprach der Doktor. Daß psychische Prozesse nicht anders als in Korrespondenz mit physischen geschehen, sei allerdings anzunehmen. Aber die physischen Prozesse brauchten nicht unbedingt innerhalb eines dem unsrigen vergleichbaren Nervensystems zu erfolgen. „Denken wir z. B. an die niedersten Tiere, die einfachsten Polypen und Infusorien, so lassen sich von Nervensystem kaum Spuren entdecken. Die allereinfachsten tierischen Organismen bestehen überhaupt nur aus Protoplasma-Masse, umgeben von einer festen Begrenzungshaut. Trotzdem sind auch diese Tiere psychisch lebendig."

„Ja ich möchte sagen," fügte der Geheimrat hinzu, „selbst wenn es keine nervenlosen Tiere gäbe, so wäre damit doch noch nicht bewiesen, daß psychisches Leben jeder Art ohne Nervensubstanz unmöglich sei. Die Pflanze hat physiologische Prozesse aufzuweisen von ganz bestimmter Eigenheit — weshalb sollten mit denen nicht auch psychische verknüpft sein? Jedenfalls können wir eigentliche psychische Zentralorgane bei der Pflanze gar nicht gebrauchen. Das ist eben das Charakteristische ihres Lebens, daß sie so ganz der Außenwelt zugewandt ist, daß ihr Leben sich fast ganz an der Oberfläche abspielt. Die inneren Teile können verholzen, ja können verfaulen — in Blüten und Blättern, Rinde und Saugwürzelchen lebt's, atmet's, nährt's sich, wendet es sich zum Licht und färbt es sich zu bunter Farbenpracht — überall in Wechselbeziehung zur Außenwelt, nehmend und gebend."

„Das psychische Leben der Pflanze würde dann also aufgehn in lauter Einzelempfindungen und Einzeltrieben, die die einzelnen physiologischen Vorgänge begleiteten?" fragte der Assessor.



„Nur daß doch auch beim Menschen all die Einzelempfindungen eine Gesamtempfindung, man könnte vielleicht sagen: Gesamtstimmung, zusammensetzen. So brauchen wir auch das Seelenleben der Pflanze nicht zu zerstückeln, — hat sie auch keine Erinnerung an Vergangenes, keine Voraussicht des Zukünftigen, so kann doch das jeweilige Empfinden eine Einheit bilden, die sie, um einen vielleicht etwas gewagten Ausdruck zu gebrauchen: ihres Lebens froh macht."

Onkel Max aber blieb hartnäckig. „Das mag ja alles gut sein, aber mit dem allen kannst du doch die Existenz von Pflanzenseelen nicht eigentlich beweisen."

Der Geheimrat wiegte langsam das Haupt. „Was von Thatsachen kann man überhaupt eigentlich beweisen?"

„Na nu — z. B. daß $2 \times 2 = 4$ ist —"

„Bitte."

„Na das ist doch klar, wenn man — ja das ist doch ganz selbstverständlich — wenn 2×2 — na natürlich, eigentlich *beweisen* —"

Onkel Max wurde ein wenig ausgelacht.

„Hat man sich etwas in den Gedanken der Beseelung der Pflanze hineingedacht," sagte der Geheimrat, „so sieht man — mir wenigstens ging's so — immer neue Gründe für diesen Gedanken. Zum zwingenden Beweise wird man allerdings auf diesem Gebiete nie kommen; es kann immer nur die Frage sein, auf welcher Seite die besseren Gründe stehen; ob auf Seite derer, die in die überkommene Leugnung der Pflanzenseele einstimmen — oder auf Seite derer, die in dem Glauben fast aller Naturvölker den Wahrheitskern festhalten wollen, der nur unter dem Einfluß einer über den Seelen-*Begriff* spekulierenden Philosophie verloren ging. Halten wir uns an das sichtbar Erscheinende, schließen wir — analog wie wir bei uns selbst Körperbewegungen geistige Vorgänge entsprechen sehen — auch auf geistiges Leben der Tiere, so liegt der analoge Schluß bei der Beobachtung der Pflanzenwelt gleich nahe. Nicht bei oberflächlicher Beobachtung, aber bei eindringender. Das Außenleben der Pflanze ist beschränkter, gebundener, als das des Tieres, gewiß — so wird auch ihr Innenleben kleiner, geringeren Umfangs sein. Aber nichts berechtigt uns zu der Behauptung, es sei überhaupt kein Innenleben da. Die Pflanzenseele mag um so viel einfacher sein, als das geistige Leben der niederen Tiere, wie das der letzteren im Vergleich mit dem des Menschen — sie wird damit noch nicht zu nichts."

„Man könnte vielleicht von einem Traumleben der Pflanzen sprechen," schlug die kleine Frau des Doktors vor. Aber der Geheimrat acceptierte die Vermittlung nicht.

„Im eigentlichen Sinne nicht, Frau Doktor, denn Träume setzen Erinnerungsvermögen voraus und das dürfte den Pflanzen allerdings nicht eignen. Und im uneigentlichen — ich weiß nicht, ich denke mir das Empfindungsleben der Pflanze recht lebhaft und ihr Triebleben *recht* lebendig. Das Geistesleben

des halbwilden Indianers ist beschränkter als das unsrige. Seine Sinnesempfindlichkeit ist aber die stärkere. Auf diesem Gebiete ist er lebendiger als wir. Er denkt nicht daran, ein Traumleben zu führen. Und reger noch als sein sinnliches Empfindungsleben ist das des Hundes. Nach Analogie liegt es nahe, zu vermuten, daß bei ihrer vollständigen Beschränkung auf die Sinnlichkeit eben das sinnliche Leben der Pflanze ein recht lebhaftes und reiches ist; daß sie mit ihrer außerordentlich großen Oberfläche den Reizen der Außenwelt in einer Weise offen ist, daß keine Bewegung der Luft, und keine Aenderung der Beleuchtung, daß weder das Schwanken der Wärmegrade, noch der Wechsel der Feuchtigkeit in Luft und Erde eindruckslos an ihr vorübergeht."

Die kleine Doktorsfrau sah's ein. Aber ihren Traumgedanken wollte sie wenigstens in etwas gern retten: „Nicht wahr, und im Winter schlafen die Blumen?"

Dem stimmte der Geheimrat bei, und einen kleinen Nachtschlaf gab er den Blumen, die nachts ihre Blütenkelche schließen oder ihre Blätter sinken lassen, um morgens sich der aufgehenden Sonne entgegenzustrecken, auch noch zu.

Dennoch blieben die Einwände gegen den neuen Gedanken nicht zurück. — Der Unterschied zwischen Pflanze und Tier sei doch zu groß, meinte ziemlich allgemein der Leutnant. Worauf ihm der Assessor recht anschaulich die scheinbar himmelweite Kluft zwischen einem Generalstäbler und einem Wurm vor Augen malte, — die doch nicht eine wirkliche Kluft sei, sondern in der Natur ausgefüllt durch eine lange Reihe von Zwischengliedern, von denen die je benachbarten einander recht nahe stehen. Und der Mediziner überbrückte dann noch leichter den Abstand zwischen Tier und Pflanze durch Schilderung einiger Pflanzentierchen. Eine wirkliche Kluft sei eigentlich doch in dem Reiche der Lebendigen nicht zu finden — erst beim Uebergange vom Lebendigen zum Unlebendigen gähne sie auf: keine Verbindung leite über vom bescheidensten Mose zur Statue der Venus von Milo.

Der Doktor wurde selbst ganz warm bei dieser Gedankenreihe: „Das ganze Reich des Organischen nun wirklich auch ein Stufenbau psychischen Lebens. Zu oberst der Mensch. Darunter das Tierleben, dem Vernunft- und Abstraktionsvermögen, Selbstbewußtsein und die Fähigkeit des fernwirkenden Entschlusses abgeht, das aber doch noch nicht gebannt ist in das Erleben des Augenblicks, sondern in Erinnerung und Vorblick ein in der Zeit einheitliches Leben führt. Darunter das Pflanzenleben, ermangelnd auch des Vor- und Rückblickes in die Zeit und mithin auch der Fähigkeit, klare Vorstellungen zu bilden — dem Augenblick hingegeben, aber im Augenblick ein reiches, schönes Sinnenleben führend. Kein Sprung, im ganzen Reich des Lebens kein plötzliches Abreißen — überall vollkommene Harmonie des Lebens nach außen und des nach innen —"

„Sehn Sie, Doktor, Sie nehmen an," konstatierte der Geheimrat. „Wenn Sie nun in nächster Zeit mal das Glück haben, eine Eiche im Sturm

zu sehen oder ein Topfpflänzchen sich entwickeln vom sprießenden Keim zur vollen Blüte — ich glaube, dann treten Sie zu mir über."

Ueberhaupt war die „öffentliche Meinung" des kleinen Kreises doch schon in bedeutendes Schwanken geraten. Ein Gefühlsmoment wurde allerdings noch von Fräulein Kunigunde als Gegeninstanz geltend gemacht: „Die armen Blumen, die man abpflückt, das arme Gras, das die Sense tötet" —

Aber der sonst so weichherzige Geheimrat that nun plötzlich hart. Eine Blume abpflücken heiße noch nicht die Pflanze töten, und was das Mähen anlange — wie viel Hasen und Rehböcke, Tauben und Kühe denn eines Todes aus Altersschwäche stürben? Nicht zu gedenken der unzähligen Lebewesen, die ein jeder ohne Mitleidsgefühl im Glase Wasser mit verschlucke u. s. w. Nur zweckloses Töten sei schlecht — es sei kein Schade, wenn man daran allerdings auch den Pflanzen gegenüber denke.

Und Frau Geheimrat pflichtete bei. Ihr Mann glaube zwar nicht daran, aber sie möchte doch fast meinen, daß auch die Rose sich freue, wenn sie dienen dürfe zum Schmuck oder sonst zur Freude eines Menschen, der Blumen lieb habe. „Wie's aber auch sein mag, das ist mir gewiß, seitdem mein Mann mir vor dreißig Jahren zum ersten Male von dem Seelenleben der Blumen erzählte, haben die Pflanzen es bei mir nicht schlechter gehabt, sondern ich denke, viel viel besser. Und mir selbst haben sie von da ab noch unendlich viel mehr Freude gemacht. Sind sie auch nur dumm — ich meine doch, meine Blumen sind mir seitdem wirklich etwas wie Freunde geworden. — Das Leben wird reicher, wenn man an Blumenseelen glaubt," setzte sie fast geheimnisvoll hinzu.

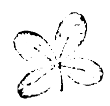
Der Geheimrat drückte seiner Gattin die Hand. Dann suchte er in dem Dunkel nach seiner Tochter: „Du schweigst dich ja heute abend ganz aus, Klara. Müde?"

„Nein," erwiderte die Angeredete, — „aber ich weiß nicht — es ist alles so still und schön und —"

„— Blumenseelchen," flüsterte der Vater ganz leise vor sich hin.

Dann brach man auf. Onkel Max erklärte, die Sache doch noch einmal beschlafen zu müssen, so ganz unwahrscheinlich erscheine sie ihm nämlich jetzt auch schon nicht mehr. Indessen —

Dem Leutnant aber klang es noch im Ohr: das Leben wird reicher — wenn man an Blumenseelen glaubt. —





Das große Mitleid.

Von

Paul Quensel.




Er war ein wilder, gewaltiger Mann. Seine Rede war brünstig wie Morgenrot und sein Wollen unbändig wie ein Nachtgewitter, das sich in Bergen verfängt.

Er durchwandelte die Erde von Aufgang gen Niedergang, Zorn im Herzen; denn er sah über dem Unkraut die Aehren nicht. Er zog von der Wüste zur Mittnachtsonne, Verzweiflung im Hirn; denn er gewahrte nur der Menschheit Thorheit und Schande und vernahm nicht das Sehnsuchtstammeln, das sich auch im Verworfenen regt.

Und er sprach: Ich will euch neue Felder bestellen und will bessere Reiser setzen auf die unwerten Stümpfe. Ich will die Herzen ausbrennen und hineingießen rechte Erkenntnis und wahrhaftige Inbrunst.

Und er begann auszustreuen und Fruchtbäume zu pflanzen nach seiner Art.

Aber die Ernte auf seinen Feldern gab keine Sättigung, und die Früchte von seinen Bäumen gaben keine Letze; denn seine Lehre war untauglich zum Leben.

Es sammelten sich aber viele Jünger um ihn, die ihn lieb hatten. Seine Gedanken wurden ihre Speise, und die Glut seiner Worte erwärmte sie. Sie dünkten sich stärker als ihre Brüder, höhnten über das große Mitleid und verspotteten das Kreuz von Golgatha.

Aber die tückische Krankheit kam, und ihr giftiger Hauch streifte ihn, daß er hilflos ward wie ein Kind und geleitet werden mußte gleich einem Unmündigen.

Die Jünger aber waren beständig um ihn, hüteten ihn mit großer Liebe und suchten in seinen müden Augen geheime Wünsche zu lesen.

Und sie rüsteten eines Tags ein Sonnendach, daß ihn die Sommerhitze nicht steche, und gingen flüsternd zurück und freuten sich, wie er in linden Schlummer sank.

Indem sie aber auf sein Erwachen harrten, ging ein Brausen durch die Luft, und eine Stimme rief: „Warum tötet ihr ihn nicht, da er doch unnütz

ist? Ergreifet die Hacke des Gärtners und treibt sie in sein Hirn, damit erfüllt werde, was er euch lehrte!“

Sie aber schauten auf, erschrocken, und flüsterten einer nach dem andern: „Wer rief das Entsetzliche? Unsern Meister erschlagen, den wir lieb haben?“

Da sprach die Stimme das andere Mal, und das große Mitleid klang aus ihr: „Wie könnet ihr ihn lieben, da er doch ein zerbrochen Gefäß ist, eine Harfe, der die Saiten zersprangen? Gehet einem Mächtigen nach und wendet euch ab von diesem Armseligen!“

Sie aber antworteten: „Weil er müde und krank ist, bedarf er des Beistands, und wäre er noch armseliger, wir wollten ihn doch nicht verlassen!“

Da erhob sich die Stimme zum drittenmal, und sie war voll Jauchzen wie siegender Frühling und voll Kraft wie ein Heerhorn: „Siehe, das Kreuz von Golgatha ragt! Ihr könnet das große Mitleid nicht überwinden!“



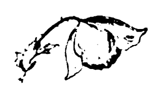
Der Körper ist ein Lebemann.

Von

Karl von Fircks.

Der Körper ist ein Lebemann,
Ein Freund von Wein und Minne
Und läßt die Welt und ihre Lust
Herein durch die fünf Sinne.

Frau Seele aber sitzt derweil,
Des Schmollens treu beflissen,
Im Kämmerlein und wiegt ihr Kind,
Das schreiende Gewissen.





Chinitas.

Von

José Echegaray.

Chinitas war ein armer kleiner Kerl, das was man gewöhnlich einen Thunichtgut oder einen Straßenjungen nennt.

Er war elf Jahre alt, aber so klein, so schmächtig, so absolut gar nichts, daß man ihm höchstens acht gegeben hätte; er war einer jener elenden Wesen, denen man ansieht, daß sie besser daran gethan hätten, überhaupt nicht zur Welt zu kommen.

Gut gekleidet, und namentlich ordentlich gewaschen, wäre er gar nicht mal so häßlich, ja vielleicht sogar hübsch gewesen, aber so wie ihn das Schicksal in den Rinnstein gestoßen hatte, war er entschieden nichts weiter als ein Haufen von schmutzigen Lappen, aus denen nur seine schönen Augen mit eigentümlichem Glanze hervorleuchteten.

Von allen körperlichen Schönheiten vermögen die Augen den längsten Widerstand zu leisten. Warum wohl?

Uebrigens war Chinitas im Grunde seines Herzens ein sehr guter Junge, es fehlte ihm eben nur an einer gütigen Hand, die ihn aus dem Rinnstein aufgelesen hätte. — Mögen gewisse Philosophen auch das Gegenteil behaupten, so giebt es doch ganz gewiß menschliche Wesen, die entweder gut oder böse zur Welt kommen, und Chinitas war eben gut. Giebt es nicht auch Tage, die blau und voll von Sonnenlicht geboren werden, und andere wieder schwarz und stürmisch? Chinitas' kleine Seele paßte zu einem blauen und sonnendurchglühten Frühlingstage. —

Aber die Furchtsamkeit und die Bescheidenheit des armen Straßenjungen waren leider unüberwindlich groß. Gewiß wäre es ihm niemals eingefallen, die Menschenrechte zu proklamieren, o im Gegenteil, Chinitas fühlte instinktiv, daß er nur aus ganz besonderer Gnade und aus Herablassung der Menschen das Leben fristete, er faßte seine Existenz als ein Almosen auf, und wirklich von Almosen lebte er. Aber selbst zum Betteln fehlte es ihm an Mut, es überkam ihn jedesmal Furcht, Schande, ja selbst Widerwillen. —

Eltern mußte er wohl gehabt haben, es blieb ihm aber ein ewiges Geheimnis, wer sie gewesen seien. Mit vier Jahren erschien er zum erstenmal in Begleitung einer alten Bettlerin auf der Bildfläche, die ihn für ihr Geschäft ausbeuten wollte. Das war sein erstes Debut. Aber er erwies sich feige und ungeschickt.

Für jegliches Handwerk muß man eben mit einer gewissen Geschicklichkeit geboren werden, und Chinitas schien wirklich gar kein Talent zum Bettelhandwerk zu besitzen. Man denke sich! er lief schüchtern und schweigend hinter den vorübergehenden Damen her, ohne sie am Kleide zu fassen, nach Brot zu schreien oder laut zu flennen, ja mit einem Händchen wischte er sich sogar ganz verstohlen und ohne Schaustellung die Thränen ab, die aus seinen Augen flossen. — Gewiß ist das nicht die richtige Art zum Betteln, und so bekam er denn von der Alten so lange Prügel, bis sie es schließlich müde wurde, sich einen anderen Jungen aussuchte und ihn allein auf der Straße ließ.

Als achtjähriger Bengel machte Chinitas sein zweites Debut auf dem Trottoire Madrids, diesmal in Begleitung eines edelmütigen und mitleidigen Taschendiebes — in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft giebt es ja gutherzige Seelen! Aber Chinitas erwies sich als ebenso ungeschickt zum Stehlen, wie er es zum Betteln gewesen war.

Jedoch nach einigen Monaten Lehrzeit und nach sehr vielen Ohrfeigen war unser Junge schon so weit fortgeschritten, daß sein Meister ihm befahl, einem Herrn das Taschentuch aus dem Rocke zu holen. Und, o Wunder! es gelang ganz ausgezeichnet, der Herr verfolgte ruhig, ohne etwas gemerkt zu haben, seinen Weg. Schon sollte Chinitas mit Lobsprüchen überhäuft werden, als er plötzlich, das gestohlene Tuch hoch in der Luft haltend, dem Herrn nachlief: „Mein Herr, mein Herr, Sie haben Ihr Taschentuch verloren!“

Was sollte ein Lehrer, der sich ganz für das Wohl seines Schülers aufgeopfert hat, in einem ähnlichen Falle thun? Wahrscheinlich genau dasselbe, was der Lehrmeister von Chinitas that, d. h. seinen undankbaren Schüler für immer von sich stoßen und ihm noch dazu eine ordentliche Tracht Prügel versetzen.

Armer Chinitas! Aus allen Instruktionszentren so schmählich, wegen Dummheit und Unfähigkeit, ausgestoßen zu werden! Das ist wirklich nicht vielversprechend.

Wieder verlieren wir Chinitas für drei weitere Jahre aus dem Gesichte. — Als wir ihm wieder begegnen, ist er bereits elf Jahre alt geworden. Wie hat er gelebt und wie lebt er noch heute? Wahrscheinlich wie die Vöglein unter dem Himmel, oder besser gesagt, wie die Hunde auf der Straße. Nicht etwa, daß der Aermste nicht zu arbeiten versuchte! Man sieht ihn häufig sogar Sand verkaufen oder auf den Markthallen Botengänge machen oder in irgend einer Taverne und Spelunke die Teller und Gläser waschen.

Er thut alles, was er nur eben thun kann, aber er kann sehr wenig, ist ängstlich, kleinlaut und schämt sich. —

In seinen Mußestunden, die leider nur allzu selten unterbrochen wurden, pflegte er den „Retiro“ zu besuchen. Um im herrlichen Park spazieren zu gehen? O nein! nur um Steinchen in den schönen Teich zu werfen, damit sich auf dem Wasser Kreise bilden und größer werden und wachsen, bis sie schließlich die ganze Oberfläche bedecken, sich kreuzen und in ihren Linien brechen, bis dann Blumen und wunderbare Figuren auf dem ruhigen Wasser entstehen, die unser Chinitas nicht genug zu bewundern vermag.

Mit welchem Entzücken betrachtete er das harmonische Spiel der Wellen, mit welcher Dankbarkeit! Dankbarkeit? ja das ist das einzig richtige Wort, so sonderbar es hier auch klingen mag.

Daß der Teich, ein so großer und schöner und königlicher Teich, sich der Mühe unterzöge, für ihn und zu seinem Vergnügen so herrliche Figuren und Kreise zu bilden, das verwunderte ihn und erfüllte zugleich sein Herz mit Dank. Gewiß bildete der Teich auch für die anderen Jungen, die schön gekleidet mit ihren Bonnen oder eleganten Mamas ans Ufer traten und Kieselsteine ins Wasser warfen, hübsche Kreise, aber das verstand sich ja von selbst; doch daß er sich für ihn, den zerlumpten und schmutzigen Straßenjungen, dieselbe Mühe gab, das war wirklich zu nett von ihm.

Vom Steinchenwerfen im Retiro hatte er auch seinen Spitznamen Chinitas (kleine, bunte Kieselsteine) erhalten. — So, und jetzt kommen wir zum Hauptereignis in seinem Leben. —

* * *

Es war eine kalte und regnerische Winternacht. Chinitas begab sich mit ruhigem Gewissen, aber zitternd und mit leerem Magen in sein Schlafzimmer. Letzteres bestand aus einem dunklen Thorweg mit einer steinernen Stufe als Kopfkissen. — Als er seine Hand tappend auf dem Boden ausstreckte, stießen seine Finger zufällig auf eine kleine Münze. „Ein Fünfcentimes-Stück“, dachte er, aber nein, sie war kleiner, vielleicht eine Peseta! Chinitas erbebte bei dem Gedanken, es könnte eine Silbermünze sein, vor Freude. — Die Nacht war dunkel, sehr dunkel, und er konnte die Farbe des Geldstückes nicht unterscheiden.

Er hielt sie dicht vor den Augen und riß die Lider möglichst weit auf, vergebliche Mühe ... aber da rasselte zu gleicher Zeit eine Droschke mit zwei leuchtenden Laternen vorüber. Einen kurzen Augenblick, wie ein Blitz, fiel der Widerschein auf die Münze, und da überkam es denn Chinitas wie ein Schwindel, wie ein elektrischer Schlag. — Es war eine Goldmünze, eine Isabelina!

Der Wagen war vorüber gefahren und alles blieb wieder stockfinster. Chinitas stand aufrecht und preßte halb sinnlos das Geldstück zwischen seinen Fingern.

War es eine Illusion gewesen? Das Licht schwand so furchtbar schnell! So sehen wir die Illusionen, so fliehen sie, so herrlich erscheinen sie uns — und so schwarz und dunkel bleiben sie wie die Münze des armen kleinen Chinitas, wenn sie verflogen. Wer kennt ihren richtigen Wert?

Chinitas konnte den Zweifel nicht länger ertragen und eilte flugs auf die Straße. Dort in der Ferne stand der Nachtwächter mit seiner kleinen Laterne am Haken. Schon wollte er auf ihn zueilen . . . aber erschreckt prallte er zurück . . . Der Nachtwächter konnte denken, er habe den Schatz gestohlen, und ihm das Geldstück fortnehmen, wenn auch nur um in der nahen Schänke einen Schnaps dafür zu trinken. Nein, das wäre ein unverzeihlicher Leichtsinn gewesen! Die Illusionen und die Goldmünzen müssen wir möglichst geheim halten, sonst werden sie geraubt. —

Chinitas merkte weder die Kälte noch den Regen, noch auch die Müdigkeit. Straße auf, Straße ab lief er und blieb unter den Laternenpfählen stehen. Ja, Gold! eine Goldmünze schien sie ihm. Aber die Gasflammen flackerten so stark und unstet im Winde, daß er sich doch nicht ganz von seinem Glücke zu überzeugen vermochte. Immer stören launische Winde die lieblichsten Illusionen! So dauerte es die ganze Nacht, von Licht zu Licht, von Schatten zu Schatten, von Furcht zu Hoffnung. —

Endlich dämmerte der Morgen, und nun war es hell genug, um Chinitas davon zu überzeugen, daß er reich, sehr reich geworden war, daß er sich im Besitze eines 20 Pesetastückes befand.

„Ein Goldstück geht nie zu Ende," dachte er, und durch den wunderbaren Einfluß dieses Metalles änderte sich plötzlich, wie durch einen Zauber, der ganze Charakter des kleinen Chinitas. Er war nicht mehr furchtsam, stellte seine Ansprüche ans Leben und gab sich selbst einen Wert.

Er war nicht mehr der erste beste Straßenjunge, er war er selbst, der reiche Chinitas geworden, und festen, ruhigen Schrittes mit seinem Goldstücke in der Tasche schritt er durch die Straßen. Er fand sogar den Mut, bei einem Zeitungskiosk um einige Abendblätter zu bitten, und rief seine Ware mit lauter Stimme durch die Straßen. — Einem Herrn, der kein Kleingeld hatte, lieh er das Blatt bis zum anderen Abend. Er hatte und gab Kredit, und er fühlte sich dabei als kleiner Potentat; wie herrliche Luftschlösser baute nicht seine Phantasie!

Die Jahre kamen und gingen; Chinitas stieg immer höher auf der Rangleiter der menschlichen Gesellschaft. Er hatte Talent und war ehrlich, und das Goldstück, das er in einem kleinen Beutel am Halse trug, gab ihm Vertrauen und Energie, und so bestand er männlich den furchtbaren Kampf ums Dasein.

* * *

Chinitas ist fast alt geworden. Aber jetzt ist er nicht mehr Chinitas, ist er Seine Excellenz der Herr So und So. Geliebt, geachtet, fast reich, fast glücklich, und wie schon gesagt, fast alt.

Eines Tages unterhielt er sich in seiner elegant ausgestatteten Wohnung bei einer Tasse Kaffee und einer Havanna mit einem seiner intimsten Geschäftsfreunde über die herrschende finanzielle Krisis und über den Mangel an Gold. Seine Excellenz erinnert sich dabei des armen, kleinen Chinitas und lächelt mit

einem melancholischen Lächeln. „Das Gold wird niemals aufhören, so lange ich meine Münze, meinen Talisman, bei mir führe." Erinnerungen werden hervorgesucht und Geschichtchen erzählt, bis Exc. Chinitas endlich sein 20 Pesatastück hervorzieht und es seinem Freunde zeigt.

Der Geschäftsmann beschaut es als Philosoph, aber examiniert es zugleich als Banquier und bricht dann in ein schallendes Gelächter aus.

„Und auf diese Münze hat sich deine Existenz begründet, sie hat dir Kraft zum Kämpfen und zum Leiden gegeben, sie hat dir Vertrauen in dich selbst und Hoffnung eingeflößt?" fragt er.

„Ja," antwortet der alte Chinitas, und in seiner Stimme zittern Wehmut und Stolz.

„Aber sie ist falsch, falsch wie die Seele von Judas!" —

Beide Herren philosophierten lange Zeit. — Ein großer Denker hat sehr richtig bemerkt, daß die Menschheit weiter fortschreite durch große Illusionen als durch große Realitäten. Ja die Illusion muß wohl das Ideal sein!

In derselben Nacht noch fügte Chinitas eine neue Klausel zu seinem Testament hinzu und befahl, man möge ihn mit seiner falschen Münze auf der Brust begraben.

Chinitas blieb immer derselbe Chinitas, und er mußte wohl seine besonderen Gründe haben, um sein Goldstück in jene geheimnisvolle Welt des Todes mit sich zu nehmen. —



Genesung.

Von

T. Schwabe.

Und sie stand auf und ging hinaus in den jungen Morgen.

Die Sonne schien durch den Apfelbluft, und von den großen, gefleckten Stiefmütterchen rollten Tautropfen. Wie ein fast unsichtbares Spinnengewebe hing noch der Nachtduft über der Erde.

Genesung! — Immer wieder kam das Wort ihr wie ein Jubelruf in den Sinn geflattert. —

Jenseits des Weges liegt der Kirchhof. Sie klinkte die kleine eiserne Thür auf und ging hinüber. Jeder Schritt war eine Eroberung. Müde und süß lief das Gefühl der Gesundung durch alle Glieder.

Sie sah hinab an ihrem weißen Kleid. — Wie die Erinnerung an eine ferne Vorzeit bemächtigte sich ihrer der Wunsch zu opfern — jetzt — hier. — —

Sie ging den schmalen Kirchhofsweg hinauf und streifte die blühenden Rosen. An den Grabkreuzen schwankte weiße Aglai und es roch nach feuchtem Buxbaum. —

Leichter wurde der Schritt. Nur ein letztes Gefühl der Schwäche trieb das Blut wie unter feinem Getön nach dem Kopf zu.

Genesung!

Sie kniete nieder und küßte plötzlich das nasse, nun schon sonnenwarme Gras. Dann ließ sie es durch die Finger gleiten und lächelte wie berauscht.

Genesung!

Wohin versank doch das alte Herzweh? Liegt es da unter den Gräbern und ist alles neugeschaffen und rein wie der junge Morgen?

Es ist wie ein neuer Körper und eine neue Seele. —

Es ist die keusche Einsamkeit mit einem ungeschauten — Gott? — —

O du geliebte Erde! —

Da rauscht es über die Gräber, und alles Blühen beugt sich.

So kommt das Leben. — —

Sie richtete sich hoch auf, so stand sie zwischen den schimmernden Blumen und sah dem Wind entgegen. — Der aber strich wie eine segnende Hand über ihr Haar.

So kommt das Leben. — —





Arnold Böcklin.

Von

W. v. Oettingen.



In eine Welt der Phantasie und der schönen Wunder führt uns so sicheren Schrittes wie kaum ein zweiter Künstler Arnold Böcklin, der träumende, dichtende Maler von San Domenico bei Fiesole. Es ist seine Welt, seine ganz eigne; er hat sie im Geiste erschaut, mit eines Meisters Klugheit sie ersonnen, und hat sie ins Werk gesetzt, ohne dazu irgendwen um Rat oder Hilfe zu bitten.

Alles das konnte ihm gelingen, weil der Grund, auf dem er fußt, die im tiefsten erfaßte Natur ist, weil seine Werkzeuge ein aufmerksames Auge und eine gehorsame Hand sind, und weil er sein Ziel von Anbeginn klar bestimmt hatte: es war und ist die künstlerische Ausgestaltung dessen, was der Anblick der unbegreiflich hohen Herrlichkeit, die uns umgiebt, in uns sich spiegelt, gerade in seinem Herzen zum Leben ruft.

Dieses Ziel verfolgt nun freilich wohl jeder ernsthafte Künstler und sucht es etwa auf die gleiche Weise zu erreichen. Aber noch keiner ist ein erster oder ein zweiter Böcklin geworden, denn um das zu werden, müßte man eben die Augen und die Persönlichkeit Böcklins haben — und die sind bisher nur ein einziges Mal geschaffen worden. Große Meister hat es zu allen Zeiten gegeben, einen Meister von gerade dieser Art und Mischung unsres Wissens noch nie.

Böcklin ist, als Maler, durchaus Kolorist. Mit starker und kühner, ja robuster Auffassung der Farbe lebt er ganz in ihrem Element: sie ist sein wesentliches Ausdrucksmittel, die eigentliche Sprache seiner Dichterseele; und weil die Farbe, ebenso wie die Tonwelt, unendlich reich an unbeschreiblichen Abstufungen und energischen Wechselwirkungen ist, so kann er, der Farbenkünstler, der selbständig empfindet, schon deshalb nicht leicht einem zweiten gleichen, sondern bleibt eigenartig und, bei seiner in der That außerordentlichen Empfänglichkeit für den Wert und Sinn der Farbe, innerhalb seiner Art unerreichbar. Ein Kolorist unterscheidet sich überhaupt, für den Laien wenigstens, viel sichtlicher von seinen Genossen als etwa ein Zeichner von seinesgleichen absticht.

Bei Böcklin aber wird diese Eigenart noch gesteigert durch den Dichter, der in ihm wirkt. Künstlerischer Sinn für Farbe, ja selbst Virtuosität in der Behandlung der Farben genügen allein noch nicht, um ein vollkommenes, nicht nur einseitiges Kunstwerk zu schaffen. Ohne den sachlichen Inhalt, den die Persönlichkeit des Künstlers seinem Werke verleiht, ist das Werk im besten Falle nur eine Augenlust. Weiß aber der Künstler die Stimmung, die ihn beherrscht, und den Gegenstand, den er darstellen oder andeuten will, so vollständig zu durchdringen, daß beide in seinen Darstellungsmitteln gleichsam aufgehen, so wird die Wirkung eines so entstandenen, in sich notwendigen und harmonischen Kunstwerkes viel tiefer sein: sie wird nicht in den Augen und in dem durch diese erregten Vergnügen stecken bleiben, sondern über das Organ hinaus den ganzen dankbaren Menschen durch seine Energie erregen. Und Böcklin hat niemals „Arrangements in Farben", mit gleichgiltigem Inhalt, gemalt. Bei ihm erscheint jedes Bild als ein Gedicht, dessen Inhalt ein von poetischer Stimmung getragener Gedanke, keine Anekdote, sondern ein mehr oder weniger allgemeines, eine Darstellung aus hochgespannter Phantasie heraus verlangendes Motiv ist, und dessen Kunstform, die Art der Strophe und des Stils, sich dem Inhalt so eng verbindet, daß dieser auf keine andere Weise verkörpert sein könnte.

Die Pracht der Erde vom Hochgebirge bis zur ewigen Flut umfaßt Böcklins Phantasie, und er bevölkert sie mit Lebewesen besonderer Art, mit Menschen, denen wir kaum je begegnen werden, und mit Fabeltieren, die nie geschaffen worden sind. Er hat, in der Schweiz geboren und trotz mancher Irrfahrt in Italien heimisch, sich in die Natur des Südens versenkt und den Felsen seines Vaterlandes, den Hügeln, den Schluchten, den Ebenen Toscanas, dem blauen Meer mit seinen Klippen und Inseln, dem Himmel, der das alles überspannt, und den Lüften, die es umspielen, ihre eigenste Erscheinung abgelauscht. Die Landschaft bringt ihm fast immer den Grundton seines Werkes; in sie hinein, für sie erschafft er dann die entsprechenden Wesen. So giebt er dem Gewoge seiner Meere das Volk von Tritonen und fischäugigen Nymphen, von Hippokampen und welchen Wundern noch sonst als Bewohner; so verbindet er mit dem in Sicherheit ragenden Schloß auf hohem, steilem Vorgebirg das Motiv eines vernichtenden Ueberfalls durch Piraten, oder belebt die Schauer dunkler heiliger Haine mit feierlichen Priestern und mit Einhörnern als Wächtern; so findet er für den schwermütigen Herbst eine Staffage von zerfallenen Burgen, die die Raben umflattern und der Tod umreitet, oder läßt eine trauernde Frau die trübe Stimmung zusammenfassen. Auch das Bild, das diesem Heft des Türmers beigegeben ist, der „Gang nach Emmaus" ist ein deutliches Beispiel für die innige Verschmelzung aller Elemente in den Werken des Meisters: die bergige Landschaft mit dem auf der Felsenhöhe thronenden Ziele des Ganges ist in die ersten Schatten der Dämmerung getaucht; der windige Tag, das Wehen der Bäume, der Zug der Wolken — alles das entspricht dem eiligen Schreiten der drei Männer, die in dem letzten Hohlweg verschwinden, und das unaussprech-

lich Geheimnisvolle des Ganzen bereitet den Beschauer auf das ergreifende Wunder vor, das sich dort oben ereignen soll.

Aber selbst da, wo die Landschaft, sein Lieblingselement, zurücktritt — ganz verzichtet Böcklin auf sie nie, er hat niemals einen geschlossenen Raum gemalt — wo also die Darstellung hauptsächlich von menschlichen Figuren bestritten wird, selbst da beherrscht der Meister die Stimmung durch die Kraft, durch das Pathos seiner Auffassung. Nicht nur seine Beklagungen Christi, sogar seine Bildnisse sind monumental. Sie haben eine naive, geradezu antike Unbefangenheit, wie sie ohne Scheu vor Härten der Linie, ja vor Fehlern der Zeichnung, sich darstellen zu einer Gesamtwirkung, aus der heraus der Wille des Meisters sich klar und groß offenbart und mitteilt. Es ist eben die Persönlichkeit, die in dem Kunstwerk waltet; und sie ist es, die dem Künstler Unsterblichkeit verleiht.



Hirtenandacht.

Von

Maurice von Stern.

Das Bächlein rauscht, kühl noch vom Schnee, der schmolz,
Von falber Wiesen kaum ergrünten Hängen.
Doch Veilchen stehn am Waldsaum schon in Mengen,
Der Morgen kommt mit dumpfen, süßen Klängen,
Und frühe Donner hallen durch das Holz.

Der Häuslerbub hockt auf dem Weidenstumpf
Und klopft das Flötenholz mit seinem Messer.
Die Rinde löst sich leichter so und besser. —
Und nun ertönt am murmelnden Gewässer
Die süße Syrinx, einsam, still und dumpf.

Pan selber rührt sich, tief erschreckt im Traum.
Es täuscht sein Ohr, daß wieder sich ihm böte
Der trunkne Laut der alten Siebenflöte.
Mit toten Augen starrt er in die Röte —
Und leis erwacht der Morgenwind im Baum.





Ein Pessimist und ein Optimist.

Zwei Bücher über unsere Zeit.

Am Grab der Mediceer. Von Wilhelm Uhde. Leipzig, C. Reißner.
Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Von Otto Lyon. Leipzig, B. G. Teubner.

Zwei Bücher, deren Vergleichung interessant; behandeln sie doch beide Kunst und moderne Kunst, soziale Probleme, Nietzsche, Darwin und Lombroso und das Programm der Zukunft. — Aber wie verschieden die Auffassung! — Im ersten der Schmerz einer edlen, poetischen, aber wunden Künstlerseele, mit Deutschland und der Jetztzeit uneins; im zweiten das heitere, zur That drängende Werk eines Denkers. Wie das erste Buch die Jahreszahl 1899, das zweite aber 1900 trägt, ist jenes eine Klage am Grab des vergangenen, dieses ein aufmunternder Zuruf am Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Also pessimistische und optimistische Weltauffassung.

W. Uhde kommt nach Florenz tief entmutigt. „Du weißt, lieber Freund," schreibt er, „daß Deutschland heute seinen Söhnen nicht mehr die notwendigen geistigen Lebensbedingungen gewährt, daß hier Selbständigkeit und Mut in der Behandlung großer Fragen anfangen als kompromittierend zu gelten." — Was hat man dir, du armes Kind, gethan? Darüber schweigt der Autor. — Doch bald giebt er sich als Verehrer Nietzsches zu erkennen, von dem er meint: „Nietzsche war doch der Größten einer"; als Feind der kirchlichen Religion, von der er sagt: „Die eigene Kraft frei zu benützen, verbietet die Lehre der Kirche: Alle Menschen sind gleich (?). An dieser Lüge erlahmt die Kraft, eine Persönlichkeit zu sein" (S. 109); als ein Anhänger Lombrosos, den er öfters anführt; doch das alles mit mehr Wehmut als Bitterkeit, und stets bleibt er maßvoll. Ueber Darwinismus klagt er: „Kein höchstes Wesen hat uns in seiner Liebe geschaffen; wir sind kein göttliches Meisterstück, sondern aus dem Schlamm der Erde haben wir uns mühsam losgerungen, und unsere geistigen und körperlichen Vorzüge sind das Resultat eines zoologischen Werdegangs, an dem kein höheres Wesen Interesse hat" (S. 20). So klingt es selbst durch seine Antireligion wie Trauer über ein verlorenes Gut.

Doch allmählich übt das sonnenbeschienene Italien mit seinem eigentümlichen Zauber und la Bella Firenze und ihre Kunst auf ihn eine beruhigende Wirkung aus. Er vertieft sich in die Zeit der Mediceer; anmutige, fein gefühlte Schilderungen von Land und Leuten wechseln mit interessanten Besprechungen der Kunstschätze dieser reichen Stadt und ihrer Vergangenheit, Michel Angelo's und Savonarola's (dem er ehrliche Begeisterung abspricht und dessen Martyrium ihn mit „Genugthuung" erfüllt (!)). Dabei wird er vom Pomp des katholischen Kults ergriffen, klagt die christliche Religion an, „welche früher eine Quelle des Glücks und der Größe sein konnte", daß sie nun „ein Hemmnis unseres geistigen Lebens" und „zum Entreebillet der europäischen Kultur" gesunken sei, „zum Regenschirm geworden, den der bedächtige Hausvater auch bei heiterem Himmel trägt; — für alle Fälle"; — giebt zwar zu: „Es kann auch heute noch Menschen geben, und es giebt deren gewiß, welchen Jesu Worte in Wahrheit noch eine frohe Botschaft bedeuten", und citiert doch immer wieder Nietzsche, bemerkt aber dabei: „Fern liegt es von mir selbst für unsere Zeit ganz allgemein für Nietzsche gegen das Christentum Partei zu nehmen" (S. 110). — Daß die Anschauung der Kunst eines Michel Angelo, Raphael u. a. ihn zu einem wehmütigen Rückblick auf die jetzige Kunst veranlaßt, war zu erwarten: „Das Charakteristikum der Moderne", schreibt er, „ist, daß ihre Anhänger nichts zu sagen haben, und daß sie dem Publikum diese traurige Thatsache verheimlichen wollen" (S. 115). Im letzten Brief nimmt er „voll Stolz und Hoffnung, reich an neuen Zielen" vom Grab der Mediceer Abschied; und doch, bald „lastet" wieder „auf seiner Seele der deutsche Nebel". Zwar erwartet er von einer richtigen Erziehung der Jugend einiges, schreibt aber: „Bei uns in Preußen ist nichts zu hoffen; nur ein Thor kann glauben, daß aus den leitenden Kreisen Berlins etwas Gutes kommt", und seufzt: „Kaum jemals ist der Durchschnittswert des Menschen ein so niedriger gewesen wie heute". -Endlich erblickt er in einer Universität in — Hamburg als Herd der Wissenschaft eine Rettung für Deutschland, und in Florenz als Sitz einer internationalen Akademie, als Leuchte der Kunst „die Quelle eines reichen europäischen Lebens". — Wir glauben, daß manchem Leser dieses Programm doch gar zu dürftig erscheinen wird.

Anders Prof. Dr. Lyon. Dieser giebt uns unter einem sonderbaren Titel, von dem zu befürchten ist, daß er manche Leser, und nicht die schlechtesten, abschrecken wird, ein lesenswertes Buch. „Wir leben", ruft er am Eingang begeistert aus, „in einer Zeit, in der unser Volk wie neugeboren, frisch und jung in einem neuen Geistesreich wandelt" — „in einer Zeit frohen Aufsteigens zu neuen Zielen, aber auch wilder Gärung", und bespricht nun in schöner, gewandter Sprache die Haupterscheinungen dieser Zeit, hauptsächlich auf dem Gebiet der Kunst. Gut ist die Charakterisierung der Individualphilosophie; ebenso der Beweis, wie schwierig das Sich-selbst-erkennen. — Es ist erfreulich und ein Zeichen der Besserung, daß ein deutscher Gelehrter sich nicht mehr etwas zu vergeben glaubt und nicht unwissenschaftlich zu sein fürchtet, wenn er auch über Abstraktes so schreibt, daß man ihn versteht, andern gegenüber, wie Ritschl u. s. w., deren Stilideal das Wort zu sein scheint: „Und Finsternis bedeckte die Tiefe." — Das erste Kapitel über „Moderne Kunst" dürfte das beste sein. Uns scheint zwar der Verfasser außer acht gelassen zu haben, daß zu den Kennzeichen unserer Zeit gehört, daß in unserem Leben die Kunst nicht mehr wie bei den Griechen

oder in der Renaissance die Hauptrolle spielt, wie sie auch auf unseren Weltausstellungen in den Hintergrund tritt. Wir haben dafür die That gesetzt, den Kampf mit den Naturkräften, mit dem Stoff, und ihre Ueberwindung, und dem Ingenieur sind die Tonnen von flüssigem Stahl speiende Bessemer Birne, der durch die bewunderungswürdigen Kehrtunnels der Gotthardbahn sausende Blitzzug und die riesigen Dampfer, „die Windhunde des Ozeans", Kunst und Poesie zugleich, was auch der umfassenden Definition Lyons entspricht: „Kunst ist gesteigertes Leben". — Auf dem Gebiete der Kunst im engeren Sinn aber entwickelt er gesunde und beherzigenswerte Ansichten. So wenn er gottlosen und geistlosen Künstlern zuruft: „Ein Künstler, der nicht an den Gott in seiner Brust und an den Gott in der Welt glaubt, von dessen schaffender Gewalt der Trieb in des Künstlers Seele doch nur ein kleines Abbild ist, wird nur Kleinliches und Unbedeutendes leisten" (S. 25). Zutreffend, wenn auch zu günstig, ist die Besprechung Nietzsches. Sollte er wirklich „einen ungeheuren Einfluß" und „einen ungeheuren Leserkreis" sich errungen haben? Wir halten dafür, daß ein Mensch, der Christus mit Kot bewirft, und dafür uns Cesare Borgia, dieses Scheusal, anpreist, dem Wahnsinn verfallen mußte, und daß seine ganze Philosophie nicht ernst genommen zu werden verdient. — Auch über den Einfluß des Nietzschetums, „das nur ‚entwertet', aber nicht ‚umgewertet' hat", sowie seinen Zusammenhang mit Darwinismus, Sozialismus und Lombrosos Verbrecher- und Genietheorie sagt Lyon viel Richtiges.

Im zweiten Teil erklärt und begründet der Verfasser seinen Titel, empfiehlt anstatt der bisherigen „Individualphilosophie" eine Sozialphilosophie als die wahre der Zukunft und bekämpft „die Selbstherrlichkeit des eigenen Ichs", dem er „das Gesamt-Ich, das soziale Gebilde" entgegensetzt. Uns klingt dabei manches zu darwinistisch, so der Satz: „Das Ich ist das allerentwickeltste und zusammengesetzteste Erzeugnis alles dessen, was vorhanden ist; es ist die jeweilige Blüte der gerade gegenwärtigen Welt, in der alles Leben gipfelt" (S. 85). — Daß das Ich die ganze äußere Welt zu seiner Offenbarung und zu seinem Wirken bedarf, ist unleugbar, und ebenso daß diese äußere Welt und seine Mitmenschen stark auf das Ich reagieren. Ein bloßes Produkt aber, eine Blüte alles dessen, was vorhanden, ist es uns ebensowenig, wie eine Pflanze oder eine Blume das bloße Produkt von Boden, Regen und Sonnenschein. Wir halten vielmehr jede Ichheit für eine unverwüstliche, ewige, von allen andern verschiedene göttliche Idee, die ihren Grundelementen nach dieselbe wäre, wenn ihr alle Mittel zur Offenbarung genommen würden, wie bei Blinden, Taubstummen, Idioten und Wahnsinnigen erstaunliche Seelenkräfte durch die Lehmkruste hie und da durchblitzen, und auch Lyon völlig mit Lessing zugiebt, daß Raphael auch dann ein großes Malgenie gewesen wäre, wenn er ohne Hände geboren.

Das jedem Denker natürliche Streben, Formeln zu finden, um darin möglichst viel Geist zu kondensieren, ist nicht völlig geglückt. Sprüche wie: „Alles Leben ist Rotation"; „alles Leben ist Resonanz"; „das Genie ist das Pathos der Resonanz", „die Kunst ist der Zweck des Menschen" (?) und andere werden zwar eingehend motiviert, und doch leuchtet uns nicht daraus eine große Wahrheit hervor. — Wie bei Schopenhauers „Welt als Wille" jeder fragt: Wessen Wille? so auch hier: Resonanz von was? Denn schon im Wort Resonanz liegt es, daß es nicht eine Ur-Sache ist. Fraglich ist auch die statuierte völlige Einheit

von Gefühl und Wollen. Warum kennt die Sprache keine Gefühls-, wohl aber eine Willenskraft? Warum sind sehr gefühlvolle Menschen nie willensstark, und wer hätte es nicht an sich erfahren, daß, wie süße wonnige Gefühle die Willenskraft einschlummern, so auch großer anhaltender Leibes- und Seelenschmerz die Willenslosigkeit bis zur Apathie steigern?

Nach interessanten Auseinandersetzungen kommt der Verfasser im letzten Kapitel wieder auf die Kunst zurück, deren oberstes Gesetz nach ihm lautet: „Alle Kunst ist gesteigerte Resonanz", leitet daraus Gesetze der Kunst ab und schließt mit dem Wort: „Gebt uns Männer, gebt uns Charaktere, steigert die bloßen Gefühle zu starkem, riesenhaftem Wollen und laßt die Sonne des Unendlichen wieder leuchten!"

Im ganzen ein gesundes und anregendes, wenn auch mit einigen Fragezeichen zu versehendes Buch. **L. Vetter.**



Auferstehung.*)

Wer dieses tiefernste Anklagebuch wider unsere jetzige Kulturwelt, nicht die russische allein, gelesen und mitgelebt hat, der hat den ganzen Tolstoj, als den ihn Litteratur und Lesewelt auch bei uns kennen, den ganzen Menschen und Schriftsteller.

Man spricht von einer litterarischen „décadence", einem „Niedergang", einem „fin de siècle", einem müden Greisenalter des neunzehnten Jahrhunderts und seiner abgehetzten Kultur, die zwar technisch und wissenschaftlich Ungewöhnliches erzeugt hat, die aber den inneren und ewigen *Menschen*, jenes Eine, was not thut, verkümmern läßt. Wir Deutschen haben, wenn man etwa von Nietzsche abzieht, keinen kennzeichnend hervorragenden Schriftsteller, der dem überlasteten Kultur-Europa als weithin einflußreicher Ankläger gegenübergetreten wäre. Das Ausland aber hat uns von drei Seiten her eigenartige Bußprediger von europäischem Einfluß gesandt: Tolstoj, Ibsen, Zola. So verschieden diese drei Männer im einzelnen sind, so grundgleich sind sie doch in dem einen Ruf: „J'accuse!" Denn auch die brutale Wucht Zolas ist im letzten Grunde enttäuschter Idealismus; dieser vernüchterte Romane schimpft nur darum so bitter wider die ausführlich gezeichnete „bête humaine", die Bestie im Menschen, weil er in seiner tiefsten Seele mehr und Höheres vom Menschen erwartet hatte und erwarten möchte, wobei freilich klar wird, daß in ihm selber keine siegfriedhafte Ueberwindungs- und Verklärungskraft steckt. Und durch Ibsens Gesellschaftsprobleme zieht sich derselbe ethische Faden und dasselbe Unbehagen, dessen letzte Quellen *nicht bloß*

*) Von Graf *Leo Tolstoj*. Uebersetzt von Wadim Tronin und Ilse Frapan. (Berlin, F. Fontane & Comp. Preis 6 Mk. — Empfehlenswert ist auch die Ausgabe von Eugen Diederichs, Leipzig. Preis ebenfalls 6 Mk., und die der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. Uebersetzung von Adolf Heß. Preis 2, geb. 3 Mk. Sehr gekürzt aber, und wesentlich abgeschwächt, ist die Bearbeitung von Otto Janke, Berlin.)

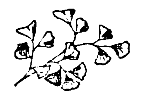
in der Kultur zu suchen sind, sondern in seinem eigenen Mangel an jener Verklärungs- und Gestaltungsfreude, die wir auf künstlerischem Gebiete zu Anfang des Jahrhunderts an Goethes Gemütsharmonie bewunderten. Und als der ernsteste von allen erscheint mir Tolstoj; auch als der tiefste von allen. Fast zu gleicher Zeit sind Zolas „Fécondité“, (Klageruf wider das kinderarme Frankreich), Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ (Klageruf wider eigenes und anderes verkümmertes Menschentum), Tolstojs „Auferstehung“ (Klageruf wider Gefängniswesen und Vernichtung des inneren und äußeren Nebenmenschen) in die Oeffentlichkeit gegeben worden. Wie wird sich die unstete Oeffentlichkeit nicht nur zu diesen Büchern, sondern auch vor allen Dingen zu den auch hierin, wie so vielfach, formulierten Fragen und Gebrechen einer nicht gesunden Zeit stellen?

Man könnte diesen neuesten und vielleicht bezeichnendsten Roman Tolstojs mit Dostojewskis psychologischem „Raskolnikow“ vergleichen; das Buch reicht auch in das Stoffgebiet etwa von Kennans „Sibirien“. Es ist zum Teil Kulturbild, zum Teil Kunstwerk; ja, beides ist so vermischt und ineinander gewoben, daß man das eine auf Kosten des andern unmöglich loben oder tadeln kann, obwohl der Schwerpunkt des Gesamtschaffens Tolstojs auf dem Ethischen liegt. Auch als Kunstwerk ergreift das Werk genau durch dieselben Eigenschaften, die den Menschen Tolstoj durchdringen und düster-ernst hervorheben aus unserem Wust herkömmlicher Verlogenheit: durch eine unendliche Ehrlichkeit. Zola ist dieser schlichten und tiefen Wahrheitsliebe gegenüber absichtlich, gesucht, brutal; Ibsen aber verkniffen und hinterhaltig: Tolstoj in seinem herb erfaßten Christentum, der einzige von den Dreien, dessen Weltanschauung tief religiös ist, spricht wie im Angesichte des allher offenen Weltraums, ohne Pose, ohne Effekt, aber auch ohne Schönfärberei, wie ein halb Gestorbener, der nur noch mit einer, all sein Seelenleben beherrschenden Empfindung an der geplagten Kulturmenschheit hängt: mit grenzenlosem Weh und Mitleid.

Der russische Mensch, den Tolstoj in diesem Buche eine innere „Auferstehung“ erleben, erringen, festhalten läßt, ist ein Fürst Nechludow, der in seiner leichtsinnigen Jugend eine Waise, die bei seinen Tanten lebte, unglücklich gemacht und verlassen hat. Diese, Katjucha, fällt nun von Stufe zu Stufe, wobei Tolstoj aber gebührend auf den Anteil, den wesentlichen Anteil des männlichen Geschlechts hinweist, bis sie in der Prostitution anlangt. Eine Vergiftungsaffäre, an der sie unschuldig ist, bringt sie auf die Anklagebank; und hier sitzt ihr nun der Verführer nach zehn Jahren wieder gegenüber: als Geschworener. Diese Begegnung (sie erkennt ihn zunächst nicht) ist auf den längst innerlich zurecht gekneteten Fürsten von entscheidendem Anstoß. Er bricht mit seiner gewohnten Beschäftigung, oder besser Nichtbeschäftigung, und setzt nun seine ganzen Bemühungen daran, die nach Sibirien Verurteilte, die ja er zu allererst auf diesen Jammer- und Laster-Weg gebracht hat, frei zu bekommen. Hierbei, bei diesen Besuchen in Petersburg, bietet sich für Tolstoj Gelegenheit, oft mit sehr knappen, anschaulich-ruhigen Worten das Wesen und Treiben des Beamtentums zu kennzeichnen, oder sagen wir gleich: zu brandmarken. Nechljudows Gänge sind aber umsonst; da beschließt er, die Unglückliche, die er alle paar Tage im Gefängnis besucht und der er die Heirat angetragen hat, nach Sibirien zu begleiten. Wir gewinnen hierbei einen Einblick in erschreckende Zustände, wobei sich, als schöne Entwicklung und Mittellinie der Handlung, das innerliche Wieder-Erwachen Katjuchas zu besserem Menschsein

ungemein keusch, mit spärlichen Worten, ohne Sentimentalität vor uns entfaltet. Unterwegs lernt sie einen wertvollen Mann unter den politischen Gefangenen kennen, der ihr die Heirat anbietet, und trotz der inzwischen eintreffenden Begnadigung willigt sie ein, lediglich um dem Fürsten das Opfer der Heirat zu ersparen. Auch diese ganze Wendung, diese Frage, ob Katjuscha ihren Schützer, den Fürsten, im Grunde ihrer Seele liebe, und überhaupt das ganze schwierige Verhältnis zwischen Fürst und — Dirne, muß man ja nach weltlichen Begriffen sagen: ist von meisterhafter Schlichtheit, Natürlichkeit und tiefehrlicher Empfindungskeuschheit. Die Welt der Sinne liegt weit dahinten; es sind zwei Menschenseelen, die sich hier, jede in ihrer Art, zur Auferstehung durchringen.

Das Buch offenbart in einer Fülle von Bemerkungen, Seitenbemerkungen, häufig nur von charakteristischen, mit einem Wort beleuchtenden Beiworten die Welt-, Staats-, Kultur-, Menschen-Auffassung des greisen Einsiedlers. Es ist ein oft erschütterndes Buch, das den ganzen inneren Menschen aufrüttelt in seinem herben Ernst; aber man empfindet es auch in seiner breiten Schwermut, wenn man nachher wieder aufschaut, hinaus in den Kulturtag. Und hier setzen die anderen Empfindungen des deutschen Lesers ein. Das Buch ist wohl modern und europäisch, aber es ist auch sehr russisch. Russisch ist vielfach das Stoffgebiet (Gefängniswesen), obwohl Tolstoj das ganze Juristentum schlechthin trifft und treffen will, das ist die offenbare Folgerung seiner altchristlichen Weltanschauung. Slawisch ist auch vielfach die Stimmung, in die dieser Schriftsteller sein Werk getaucht hat, obwohl auch hier wieder der allgemein menschliche, der altchristliche, der ethische Ernst nicht gut von dem slawischen Ton getrennt werden kann. Was aber das Wesentliche ist: der deutsche Dichter und der jüngere Mensch muß nur ja sein Verhältnis zu Tolstoj sorgsam zurechtlegen und darf diesen weltflüchtigen Bußprediger weder mißachten, noch ihm direkt nachfolgen. Hierin wird auch Tolstoj, ebenso wie Zola und Ibsen in anderer Art, für uns Deutsche eine Lähmung unseres Schaffens, unseres unbefangenen Wachsens und Blühens. Tolstojs Stimme ist gewissermaßen Stimme des Gewissens; jeder Lebendige von uns macht eine Entwicklungsstufe durch, worin das Gewissen vor allem anderen Ton angiebt und Umwälzungen in unserer Wertungsweise verursacht; auch wird ein solches Besinnen immer wieder nötig bleiben, da das Leben steter Kampf ist bis ans Ende. Aber eine weitere Stufe als dies Sich-selber-strafen und Andere-strafen ist denn doch das Gut-sein und durch wiedergewonnene Natürlichkeit und Echtheit des inneren Menschen das Ausstrahlen von Verklärung und Wärme in Wesen, Wort und Werken. Das kann der genesene, befreite, echte, reine Dichter und Einzelmensch: wird auch unsere Kultur, unser Zeitgeist sich zu so unbefangener Gotteskindschaft zurechtfinden? **F. Lienhard.**



Zolas neueste Wandlung.

(„Fruchtbarkeit“, Roman in 6 Büchern von Emil Zola, übersetzt von Leopold Rosenzweig, 2 Bände, Stuttgart und Leipzig 1900. Deutsche Verlagsanstalt. Preis geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.)

Zwischen dem Zola von jetzt und dem Zola von einst klafft ein Abgrund. Der Zola von früher war wirklich Naturalist im strengsten Sinne des Wortes. Er beschrieb die Menschen und die Verhältnisse, lediglich um sie zu beschreiben. Sein Rougon-Macquart-Cyklus ist vielleicht das großartigste Stück menschlicher Naturgeschichte, das es giebt. Es steckt Vererbungs- und sonstige Theorie darin, aber nicht die Spur von Tendenz. Ich möchte wissen, ob irgend jemand es fertig bringt, aus dem „Germinal“, zweifellos Zolas Meisterwerk, herauszulesen, welcher politischen oder sozialen Richtung der Verfasser zuneigt. Alle modernen sozialpolitischen Strömungen werden in charakteristischen Vertretern vorgeführt. Das Gären der Zeit, das Keimen der Zukunft sehen wir. Aber der Dichter selbst tritt nicht als Prophet auf, will kein Wegweiser sein. Er malt uns das Chaos, zeigt uns keinen Ausweg daraus. Er will eben nur schildern.

Neue Pfade beschreitet Zola mit Lourdes — Rome — Paris. Aus dem Schilderer ist ein Tendenzschriftsteller geworden, aus dem Naturalisten ein Reformer, aus dem Dichter ein Prediger. Mit kühler Objektivität hatte Zola der Kirche gegenübergestanden. Wo er sie erwähnte, geschah es ohne Sympathie, aber auch ohne ausgesprochene Antipathie. Jetzt ist er erklärter Kirchenfeind geworden, nicht aus materialistischen Beweggründen heraus, sondern aus Idealismus. An die Stelle der alten Religion, die er für verbraucht, für unfruchtbar, für ein Hemmnis des Fortschritts hält, will er eine neue Religion setzen. „Lourdes“ und „Rome“ müssen ihm dazu dienen, um den Vernichtungskampf gegen das „ora!“ zu führen. In „Paris“ baut er die Kirche des „labora!“ auf. Mit einer Art religiöser Inbrunst, wie sie der gläubige Lamartine in seiner „Travail, sainte loi du monde“ nicht ergreifender zum Ausdruck bringen konnte, stimmt er das hohe Lied von der Arbeit an. Alle politischen Doktrinen, alle sozialen Systeme, alle alten religiösen Vorstellungen versinken ihm in Nichts vor seinem Glauben an die erneuernde Segenskraft der Arbeit. Zolas anscheinend durch keine nationalökonomischen Studien beschwerte Ueberzeugung kümmert sich nicht um die Fragen der Verteilung des Arbeitsertrages. Die Arbeit an sich ist ihm der große Regenerator.

Wieder einen Schritt weiter geht er in seinem letzten Roman: „Fruchtbarkeit“, der den neuen Cyklus der „vier Evangelien“ einleitet. Bedenken müssen ihm gekommen sein. Die Dreyfussache hat ihn in den Strudel der Politik gestürzt. Er hat sich wohl eingehender mit politischen Tagesfragen befaßt. Und da wird er eingesehen haben, daß mit dem Lob der Arbeit es allein noch nicht gethan ist. „Paris“ verherrlicht die industrielle Arbeit, die Arbeit in Paris. Aber Zola scheinen Zweifel aufgestiegen zu sein, ob von den großen Städten, ob von den Fabriken die Erneuerung kommen kann, die er mit jeder Fiber seines Herzens ersehnt. Denn er, der Führer der „Intellektuellen“, die bête noire der „Nationalisten“, ist selbst glühender Nationalist. Die Gesundung

Frankreichs ist sein Lebensziel geworden. Der Dichter hat sich ganz dem Politiker untergeordnet. Er schildert die Zustände nicht mehr, um sie zu schildern, sondern um sie zu ändern. Er will sein Vaterland retten.

Als er die Diagnose auf das Befinden Frankreichs stellte, erkannte er als die Wurzel des Uebels die wachsende Unfruchtbarkeit. Das Bevölkerungsproblem ist der Todesengel, der seine schwarzen Fittiche über Frankreich ausbreitet. Die Franzosen vermehren sich nicht, sie vermindern sich. Nur mühsam hält die fremde Einwanderung noch das Gleichgewicht aufrecht. Das Volk stirbt aus, wenn es sich nicht von Grund aus wandelt. Und von den großen Städten geht der Pesthauch der Unfruchtbarkeit aus und verbreitet sich vergiftend über alles Land. Paris insbesondere ist die Hölle geworden, die alle Volkskraft ausbrennt. In den oberen Ständen bis tief in den Mittelstand hinab herrscht das Zwei- oder noch häufiger das Einkindersystem. Die eine Familie erlaubt sich nur einen Sohn, um ihm den Vollbesitz des großen Fabrikunternehmens zu hinterlassen. Die andere begnügt sich mit einer Tochter, um für sie eine so große Mitgift aufzuspeichern, daß sie sich nach Gefallen den Gatten wählen kann. Mann und Frau fürchten nichts so sehr, wie eine größere Kinderzahl. Das zerstört das eheliche Leben. Der Mann sucht sich außerhalb schadlos zu halten. Die Frau, von der Mutterschaft künstlich ferngehalten, findet Ersatz im Ehebruch. Neben der verhinderten Fruchtbarkeit auf der einen Seite geht an anderen Stellen eine illegitime unwillkommene und in ihren Folgen nutzlose Fruchtbarkeit her. Zahllose uneheliche Kinder, nur als Schande und Laster empfunden, wandern in die Findelhäuser oder zu Ziehmüttern auf das Land, fast sämtlich einem frühzeitigen Tode oder, wenn sie zufällig erhalten bleiben, dem Verbrechen oder ehrlosem Gewerbe verfallend.

Das alles schildert Zola mit der rücksichtslosen Offenheit, die ihn auch vor dem Abscheulichsten nicht zurückschrecken läßt, und mit dem tiefen Schmerz des im Innersten verwundeten Patrioten. Dem stellt er entgegen die Fülle des Segens, die denen zu teil wird, die nach dem Grundsatz leben: „Seid fruchtbar und mehret euch!" Die Familie von Matthieu und Marianne Froment ist es, an der er die wohlthätigen Folgen eines fruchtbaren und natürlichen Lebens zeigt. Matthieu ist Angestellter in der Fabrik seines Vetters Beauchêne mit wenigen Tausend Franken Gehalt. Jahr um Jahr vermehrt sich seine Familie. Als er 5 Kinder hat, wendet er sich der Landwirtschaft zu. Stück um Stück eines wüsten Sumpf- und Steinlandes bei Paris macht er urbar. Immer neue Kinder kommen hinzu. Aber der wachsende und immer fruchtbarer werdende Besitz ernährt sie alle. Die Kinder gedeihen wunderbar. Der eine Sohn kommt allmählich in den Besitz der Beauchêneschen Fabrik, der andere tritt an die Stelle des einst so reichen Séguinschen Hauses, der dritte übernimmt die Grégoiresche Mühle. Die Beauchêne, die Séguin, die Grégoire, sie alle glaubten, in der Beschränkung der Kinderzahl die Sicherung ihres Vermögensstandes zu finden. Sie alle verschwinden, verfolgt vom Unglück, in Laster versunken, in Verbrechen getaucht, und triumphierend nehmen ihren Platz die Froments ein, die sich der Mutter Erde wieder zugewandt und im Vertrauen auf ihre unendliche Fruchtbarkeit für sich selbst nur die Natur die Grenzen der Vermehrung festsetzen lassen. Zwölf Kinder haben Matthieu und Marianne in die Welt gesetzt. Ein Sohn, Nicolas, ist nach Afrika gezogen, hat im Sudan den Grund

zu einem neuen Frankreich gelegt, da, wo der jungfräuliche Boden noch weit unbegrenztere Fruchtbarkeit der Erde und der Menschen verspricht. Als Matthieu und Marianne ihre diamantene Hochzeit feiern, da blicken sie auf 158 Kinder, Enkel und Urenkel. Dabei sind die Afrikaner noch gar nicht gerechnet, deren Vertreter zur allgemeinen Ueberraschung sich auf dem Feste einstellt und berichtet, daß Nicolas 18 Kinder gezeugt hat, von denen 16 leben. Das Buch schließt mit der Heerschau über dies unendliche Menschengewimmel, das aus einem Schoße hervorgegangen ist. Allen geht es gut. Und so klingt denn das Ganze aus in einen Hymnus auf die „Religion des Lebens", die dem „entsetzlichen Abdruck des Katholizismus" gegenübergestellt wird, auf den „Kultus der fruchtbaren Erde und der fruchtbaren Frau". Zola ist, um mich banal auszudrücken, unter die „Agrarier" und „Kolonialschwärmer" gegangen.

Von einer Kritik des volkswirtschaftlichen Gehalts des „Romans" sehe ich ab, weil dazu eine ganze Abhandlung nötig wäre. Schon aus der Inhaltsangabe wird man gesehen haben, daß Zola einem Optimismus huldigt, der vielleicht richtiger kindliche Naivetät genannt wird. Matthieu wird ohne eine Spur landwirtschaftlicher Kenntnisse, ohne einen Pfennig Kapital, mit keinem andern Besitz ausgestattet, als mit dem von 5 kleinen Kindern, Landwirt und macht Hektar auf Hektar wüsten Landes fruchtbar, so daß er schließlich als Großgrundbesitzer über 500 Hektar wunderbarsten Bodens gebietet. Das ist die Voraussetzung, auf der sich das Gedeihen der Familie aufbaut. Ob wohl Zola in der Praxis den Mut hätte, irgend jemandem zu raten, genau unter denselben Bedingungen wie Matthieu genau dasselbe zu thun? Alles, was die Froments thun, schlägt ihnen, von kleinen Zwischenfällen abgesehen, zum Nutzen aus. Alles, was den anderen an Unheil passiert, ist auf ihren Mangel an Kindern zurückzuführen. Ob sie morden oder ermordet werden — beides kommt vor —, immer sagt Zola: das ist nur geschehen, weil ihr keine oder zu wenig Kinder haben wolltet!

Die Tendenz schlägt die Kunst tot. Das muß nicht der Fall sein. Aber in der „Fécondité" ist es sicher der Fall. Gewiß finden sich Stellen in dem Buch, die an den alten Zola in seinen besten Tagen erinnern. Aber im allgemeinen ist doch der Eindruck der einer ertötenden Länge und Gründlichkeit. Ich lasse es mir gern gefallen, wenn es einmal heißt: „Noch ein Kind, das bedeutete noch Reichtum und Macht, eine neue in die Welt geworfene Kraft, ein neues für die Zukunft besätes Feld." Aber wenn bei fast jedem Kind, die die Froments bekommen — und sie bekommen ja 12! — wörtlich derselbe Satz vorkommt, z. B. auf Seite 35, 70, 101, 138 des zweiten Bandes, so wird schließlich selbst der nervenstärkste Mensch nervös. Ebenso, wenn die Geburt jedes Kindes mit dem Erwerb von 20 Hektaren Land begleitet wird. Auch die breite Schilderung gewisser Vorgänge in langen, wörtlich gleichlautenden Absätzen wirkt abstoßend und unkünstlerisch. Das Bild der ihr Kind selbst stillenden Mutter ist sicher wunderlieblich. Aber wenn man gezwungen wird, dieses Bild mindestens 20 mal mitzuerleben, so begreift man die in manchen Lebenslagen wohlbegründete Sehnsucht nach einem — Stärkungsmittel. Tendenz lasse ich gelten. Aber wenn sie so aus allen Poren trieft wie in der „Fécondité", dann sage ich doch: schön ist anders!

H. v. Gerlach.



Revolution der Lyrik.*)

Arno Holz giebt hier eine Theorie seiner neuen Lyrik, die er für die einzig lebensfähige, für die Lyrik der Zukunft erklärt. War ihm die alte Lyrik, in der er selbst früher Anerkennenswertes geleistet hat, ein Streben „nach einem gewissen Rhythmus, der nicht nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben auch noch seine Existenz rein als solche freut", so definiert er die neue Lyrik als eine, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichte und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen werde, der nur noch durch das lebe, was durch ihn zum Ausdruck ringt. Der Reim soll und muß aufgegeben werden, da 75 % aller deutschen Vokabeln — mir scheint die Zahl zu hoch gegriffen, ohne daß ich sie richtig stellen könnte — für ihn von vornherein unverwendbar sind. Demnach erscheine uns heut der gesamte Horizont unserer Lyrik um 75 % enger als der unserer Wirklichkeit. Der Reim habe in der Geschichte der deutschen Lyrik seine Schuldigkeit gethan, er könne nun gehen, nachdem er abgewirtschaftet habe. Daß in diesen Ausführungen ein Korn von Wahrheit steckt, ist nicht abzuleugnen. Und das gleiche soll von der Strophe gelten; auch durch die schönste Strophe hört Arno Holz einen geheimen Leierkasten. Holz ist nicht so verbohrt, dadurch den Ruhm der alten großen Lyriker schmälern zu wollen; nur jetzt sei eben die alte Technik abgenutzt, und es ergebe sich notwendig und ganz von selbst eine andere. Holz meint, das neue Weltalter der Lyrik, das er mit so viel Emphase verkündet, würde auch hereinbrechen, ohne daß er selbst nur den kleinen Finger zu rühren brauche; es liege in der historischen Entwicklung, und er sei nur zufällig der erste, der diese Entwicklung spüre.

Das Neue also besteht wie gesagt im Rhythmus, doch verwahrt sich Arno Holz dagegen, in Goethes oder Heines freien Rhythmen Vorbilder zu haben, vielmehr hat er manche Sprachvergewaltigung an ihnen auszusetzen. Er will keinen freien, sondern einen notwendigen Rhythmus, der in jedem Falle neu aus dem Inhalt organisch erwachse. Holz giebt ein Beispiel: „Ich schreibe als Prosaiker einen ausgezeichneten Satz nieder, wenn ich schreibe: ‚Der Mond steigt hinter blühenden Apfelbaumzweigen auf.‘ Aber ich würde über ihn stolpern, wenn man ihn mir für den Anfang eines Gedichts ausgäbe. Er wird zu einem solchen erst, wenn ich ihn forme: ‚Hinter blühenden Apfelbaumzweigen steigt der Mond auf.‘ Der erste Satz referiert nur, der zweite stellt dar. Erst jetzt, fühle ich, ist der Klang eins mit dem Inhalt. Und um diese Einheit bereits deutlich auch nach außen zu geben, schreibe ich:

‚Hinter blühenden Apfelbaumzweigen
steigt der Mond auf.‘

Das ist meine ganze ‚Revolution der Lyrik‘. Sie genügt, um ihr einen neuen Kurs zu geben. Ungefähr wie die Umkehr ‚Die Erde dreht sich um die Sonne und nicht die Sonne um die Erde‘ genügt hatte, uns in eine neue Weltanschauung zu zwingen." Das ist nun der Stein des Anstoßes, diese befremdliche Druckanordnung nach der sogenannten „unsichtbaren Mittelachse". Sie soll

*) Von Arno Holz. Berlin, Johann Sassenbach. 1899. 118 Seiten.

die jeweilig beabsichtigten Lautbilder auch schon typographisch andeuten und den Weg vom Ende der einen bis zum Anfang der anderen Zeile, die ja von außerordentlich verschiedener Länge sein können, für das lesende Auge verkürzen. Holz giebt zu, daß sie ein Notbehelf ist, ja, daß das Gedicht das gleiche bleibe, wenn er es in Prosa schriebe; es gäbe gewissermaßen nur Noten, die Musik aus ihnen müsse sich jeder, der solche Hieroglyphen zu lesen verstehe, allein machen. Holz hat in Georg Stolzenberg einen Mann gefunden, der, wie er selbst durch die Metrik der alten Lyriker, seinerseits durch die Brahmsschen und Löweschen Rhythmen unangenehm berührt, die Holzsche Lyrik in Musik gesetzt hat. Aber ich fürchte, außer Stolzenberg wird Holz kaum hundert Menschen finden, die seine Hieroglyphen verstehen. Das ist an sich kein Vorwurf für ihn; es wäre ja möglich, daß er die Entwicklung unserer ästhetischen Organe besser voraussieht als wir übrigen. Daß manches Richtige in seinen Auseinandersetzungen steckt, soll gar nicht abgeleugnet werden, aber uns armen kurzsichtigen Sterblichen bleibt nun einmal nichts übrig, als die Probe zu verlangen, und ich kann nicht sagen, daß mir diese durch Holzens „Phantasus“ schon erbracht scheint, obwohl das Buch einige feine und schöne Stücke enthält. Hier Holzens Musterbeispiel, dem ich nichts weiter hinzuzufügen habe:

Alle tausend Jahre
wachsen mir Flügel.
Alle tausend Jahre
saust mein purpurner Schlangenleib
durch die Finsternis.
In entseelte Himmel
spei ich
Myriaden Sterne!
Am Bach,
unter Weiden,
sitz ich dann, flechte mein langes Goldhaar, singe
und freue mich, wie sie oben glitzern.

Arno Holz hat gegen die Presse den schweren Vorwurf erhoben, daß sie ihn absichtlich tot schweige. Wir haben deshalb den Thatbestand ausführlich und objektiv dargestellt, müssen nun aber die Angelegenheit vertagen, bis uns Holz den Beweis für die Giltigkeit seiner Theorie erbracht hat.

Im übrigen ist das Buch eine höchst unerquickliche Lektüre, da es aus lauter Polemik besteht. Jeder einzelne Kritiker, der Holz dem Unfehlbaren nicht bedingungslos zugestimmt hat, wird von ihm in unerhörter Weise angerempelt; es ist dies die Art, in der sich ja leider auch Karl Bleibtreu gefällt. Daß Holz bald mit gewandtem Florett ficht, bald mit der witzigen Grobheit Lessings einem Lange gegenüber dreinschlägt, kann uns weniger mit dem unendlich breiten Auskramen persönlichen Aktenmaterials versöhnen als der Eindruck, es wenigstens mit einem durch und durch überzeugten und ehrlichen, wenn auch verbitterten Manne zu thun zu haben, der mit einer bewundernswerten Energie und Aufopferung für seine so schlecht im Kurse stehende Sache eintritt, die einfach zu verhöhnen freilich kinderleicht ist.

Dr. **Hy. Mr.**



„Früh- und Abendrot."*) Der Verfasser der unter diesem Titel erschienenen Gedichtsammlung ist der Aesthetiker Karl Julius Duboc in Dresden, ein Bruder Charles Ed. Dubocs, des unter dem Pseudonym Robert Waldmüller bekannten Dichters, mit dem er die Lust am Fabulieren gemeinsam hat.

Wenn auch mit einem lyrischen Erstling, so haben wir es hier doch nicht mit Jugendgedichten zu thun. Der Verfasser steht an der Schwelle der Siebenzig und die meisten dieser Gedichte sind offenbar im reifen Mannesalter, manche wahrscheinlich sogar in den letzten Jahren entstanden.

Schon daraus kann mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden, daß wir in Julius Duboc keinen Lyriker par sang zu erblicken haben. Denn solche pflegen ihre dichterische Glut nicht bis zum siebzigsten Jahre zu zügeln. Auch die Begrenzung des Stoffgebiets scheint dafür zu sprechen. Die Liebes- und Familienlyrik nimmt einen verhältnismäßig großen Raum für sich in Anspruch und steht auch qualitativ am höchsten, wie gewöhnlich bei Dichtern, deren lyrische Ader nicht stark genug ist, um den ganzen Lebenskreislauf zu durchfluten.

Wenn wir also in Julius Duboc kein großes und universales lyrisches Talent zu begrüßen haben, so werden wir ihm doch die Sympathie und Achtung nicht versagen dürfen, die eine in sich gefestigte, harmonische Lebensanschauung, ein durch Treue und Wahrhaftigkeit geadeltes Gemütsleben, und, in ästhetischer Beziehung, ein feines und diskretes Formgefühl stets für sich in Anspruch nehmen werden.

Mag er den Frühling oder die Liebe besingen, einer früh Verstorbenen den herbstlichen „Totenkranz", oder Bruder und Schwester den Strauß geschwisterlicher Neigung binden, überall begegnen wir demselben treuen und schlichten Gefühl, das zwar nicht mit sich fortreißt, aber spürbar doch die Seele erwärmt.

Am höchsten steht die Lyrik Dubocs in den „Meerliedern", im Cyklus „Aus den Herzensgeschichten" und in der Abteilung „Herbst", wo die Glut der Leidenschaft gegen die Dämme der Gemütsharmonie emporbrandet, diese sich aber auch glänzend bewährt. Reizend in ihrer Wärme und Schalkhaftigkeit sind die „Kinderlieder", in denen sich das goldene Herz des Dichters verrät, und sehr gelungen die Uebersetzungen zweier Longfellowscher Gedichte: „Excelsior" und „Endymion". Anzeichen stärkerer dichterischer Individualität sind in Gedichten wie „Familie Schiefmund" und „Im Alter" erkennbar.

In dieselbe Stimmung des Abendrots getaucht und getragen ebenfalls von der Kraft gereifter und harmonischer Weltanschauung sind die „Lieder des Leids" von Albert Zeller.**) Dabei haben die Dichter noch das Gemeinsame, daß sie beide nicht eigentlich vom „Fach" sind. Ist Duboc Philosoph und Aesthetiker, so war Albert Zeller bei seinen Lebzeiten (er starb 1877) Arzt und Direktor der bekannten Irrenheilanstalt Winnenthal.

In noch höherem Maße als bei Duboc erscheint bei Zeller das religiöse Bewußtsein ausgeprägt. Ist es schon eine große Seltenheit, einen Arzt, und noch dazu einen Irrenarzt, sich zum Dichter entwickeln zu sehen (Richard Volkmann, besser bekannt unter dem Pseudonym Leander, war ein solch seltenes Beispiel), so muß es wohl als noch seltener bezeichnet werden, daß ein Arzt, und noch dazu ein Irrenarzt, in seinem Denken, Handeln und Fühlen so ganz und gar von Gott durchdrungen ist, wie Albert Zeller. Man ist heutzutage so sehr

*) Gedichte von Julius Duboc. Kl. 8⁰. 148 Seiten. Preis broschiert Mk. 1.80. Dresden und Leipzig. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 1899.

**) Kl. 8⁰. 302 Seiten. Achte, aus dem Nachlaß vermehrte Auflage. Mit Zellers Bildnis. Berlin, Verlag von Georg Reimer. 1899.

daran gewöhnt, die Begriffe Psychiatrie, Gehirnanatomie zc. mit materialistischer oder doch pantheistisch-monistischer Weltanschauung in Verbindung zu bringen, daß man nachdenklich stutzend vor der Gestalt Albert Zellers stehen bleibt.

Ein Leben von Leid und Arbeit war ihm beschieden. Nicht nur lernte er der Menschheit ganzen Jammer in seiner Eigenschaft als Irrenarzt kennen, sondern es blieb ihm auch persönlich das tiefste Leid nicht erspart. Aus allem Leid aber erhob sich der Mann mit der reinen und hohen Stirn und den gütigen, seelenvollen Augen durch die Kraft allein der unverrückbaren Liebe zu Gott, die sein ganzes Leben wie mit Aetherschwingungen aus einer anderen Welt essentiell durchdrang.

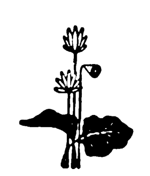
Diese „Lieder des Leids“, die jeden, der selbst gelitten, ergreifen müssen, sind meist nicht kirchenliedartig geformt und empfunden, obwohl manche von ihnen von Paul Gerhardt oder Simon Dach gedichtet sein könnten, sondern es sind zum größten Teil stille Zwiesprachen mit Gott im verborgenen Kämmerlein. Die Form, wenn auch vielleicht nicht wechselnd genug, um bei andauernder Lektüre ein Gefühl der Ermüdung hintanzuhalten, ist durchweg edel und von peinlichem ästhetischen Feingefühl geprägt.

Was den Umfang des Stoffs betrifft, so umfaßt er die Beziehung des Menschen zu Gott in ihrer Totalität und bis in ihre verborgensten Geheimnisse. Alle diejenigen, die sich eins mit dem Dichter wissen, werden mächtig von ihm angezogen werden. Aber auch diejenigen, die den Frieden ihrer Seele nicht in Gott, sondern in anders genannten Idealen suchen und zu finden glauben, werden dem Dichter und dem Menschen, der alles Lebensleid in kindlichen Gottesfrieden aufzulösen verstand, ihre Sympathie und ihren Respekt nicht versagen können.

—l.

Engelhorns allgemeine Romanbibliothek. 16. Jahrg. Bd. 4. Ein Seemann, Roman von Pierre Loti. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Preis 50 Pfg. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1899.

Es ist hier nicht der Ort, der sattsam bekannten Vorzüge des großen französischen Romanciers zu gedenken. Es genüge, in Anerkennung der Verdienste, die sich der Verlag durch sorgfältige Verdeutschung fremdländischer, und besonders französischer Litteratur, im Rahmen der bekannten Kollektion erworben hat, lobend darauf hinzuweisen, daß die sublimen Feinheiten der Darstellung der Charaktere, der Landschaft, des Milieus der Hafenstädte und der Marine, durch die sich auch der vorliegende Roman Pierre Lotis auszeichnet, durch die Uebersetzung nicht, oder wenigstens nicht mehr gelitten haben, als dies bei Verdeutschungen der französischen Kunstlitteratur leider unvermeidlich ist. Das Bändchen reiht sich würdig in die Kollektion „Engelhorn“ ein. —y.





Lex Heinze.

In Deutschland kichert der Teufel. Adam und Eva kriegen eine Ausstattung. Anstatt des Engels mit dem Flammenschwert kommt die Wäscherin. Für Eva ein Leibchen, für Adam eine Gattie. Ersteres mit echt englischen Spitzen, letztere mit Gummibändern. Der Apfel der Schlange darf nur in Seidenpapier geschlagen überreicht werden. — Zu Venus und Apollo kommt der Schneider auf die Stör, die drei Grazien bestellen sich Friseuse und Barbier, pudern die Wangen und schminken die Brauen.

Der Teufel reibt sich die Klauen und kichert. Wenn der Natur ein Schnippchen geschlagen wird, da kichert er immer. Und seiner Großmutter liebstes Wirtshausschild ist — eine Schürze. O heilige Heuchelei — Vettel, verdammte!

Als ob mit dem Dekorum alles in Ordnung wäre! — So bedenklich war noch kein Zeichen der Sittenverderbnis, wie dieses drohende Verbot gegen die naive Schönheitsfreude der Kunst. Giebt es etwas Keuscheres, als die sich unbewußte Nacktheit? Die reinen Geister, die Engel, werden selbst von der katholischen Kirche als nackte Kinder dargestellt. An manchem Hochaltar stehen oder knien die Gestalten nackter Jünglinge, die kaum eine andere Hülle an ihrem schönen Leibe haben, als zwei goldene Fittiche. Eine Dorfkirche weiß ich, in der stehen seit einem Jahrhundert solche Engel, kein Mensch nimmt Aergernis daran. Da kam eine alte Baronin in die Gegend und diese erklärte, nicht in die Kirche gehen zu können, solange die nackten Figuren am Altar stünden. Nun, sie muß wissen, was ihrer Tugend gefährlich wird.

Wer reizt uns zu dieser verwegenen Sprache? Die Lex Heinze. Sie wird, wenn sie sich nicht selbst zudeckt, zu weiterem reizen! In Berlin, der sittenreinen Stadt, soll die Polizei lange Stangen bekommen, um an den Statuen der Gebäude und Denkmäler die unsittlichen Sachen abzuschlagen. Das geschieht

am Stein. Der Litteratur, der Wissenschaft, allen Bekennern der Natur soll als Feigenblatt ein Mundschloß angehängt werden. Das geschieht am Geiste. Und das lebendige Fleisch?

Fraget einmal nach in Berlin, was es Neues giebt. Man braucht nicht deutlicher zu werden, der Großstädter versteht es schon. —

Wie soll es denn sein, wenn die Lex Heinze aufkommt?

Verboten die Kunstwerke, die — ohne unzüchtig zu sein — unzüchtig wirken können! Wer bestimmt die Wirkung? Der Polizeibeamte. Und nach welchem Maßstab? Dem Reinen wird das meiste rein sein, der Unreine wird das meiste konfiszieren. Er wird die ganze griechische Götterwelt konfiszieren.

Bevormundet mir die Künste nicht! Ob sie an der menschlichen Gestalt alle Schönheit schlicht und naiv eingestehen, ob sie das Allerheiligste unauffällig verhüllen, weil manches Geheimnis der Natur um seiner selbst wegen Geheimnis bleiben will — es geschieht nach einer höheren Ordnung, an der kein plumper Gesetzparagraph anhaken wird.

Nun giebt es neben dieser göttlichen Kunst eine cynische Afterkunst, die mit ihren Erzeugnissen auf die Lüsternheit und Unzucht spekuliert, teils um Aufsehen zu erregen, teils um Geld zu gewinnen. Gegen eine solche „Kunst" protestieren wir alle; doch auch für sie haben wir ein berufeneres Gericht, als die Polizei es ist. Mit ihr muß die Kritik fertig werden, und der Zorn des gesunden Menschen.

Ich weiß zwei besondere Sünden gegen das sechste Gebot. Erstens, wenn man Bilder, denen das geile Laster auf der Stirn steht, öffentlich ausstellt, und zweitens — eine wahre Notzucht an der Kunst — wenn man der Venus von Milo ein Hemd über den Kopf wirft.

Und das, geehrter Herr Redakteur, ist meine Meinung, die zu vernehmen Sie gewünscht haben.

Peter Rosegger.

* *
*

Irgendwo in irgend einem deutschen Zuchthause sitzt ein etwa vierzigjähriger Mann nun schon das zehnte Jahr. Dem ist es anders ergangen als den meisten seiner Schicksalsgenossen. Hinter wem einmal die Thore des Zuchthauses ins Schloß fielen, der pflegt für die menschliche Gesellschaft tot zu sein. In den klotzigen, öden Steinkästen, aus deren langen Reihen einförmiger Gucklöcher es einen immer wie etwas Unheimliches, Feindseliges anstarrt, erlischt die Persönlichkeit. Da verschwinden die Namen und Nummern treten an ihre Stelle und die

vergessen die Welt, wie die Welt ihrer vergißt. Nur wenige, im Grunde tragische Fälle machen davon eine Ausnahme. Da handelt es sich um Unglückliche, die durch irgend eine Verkettung unheilvoller Umstände schuldig wurden; die hart, aber nicht allzulange büßten und dann scheu ins Leben zurückschlichen, um sich in einem verstohlenen Winkel und fern von ihren alten Beziehungen ein neues aufzubauen. So lag der Fall des Zuchthäuslers nicht, dessen Name in diesen Wochen wieder in aller Munde war. Der war nichts weiter als ein gemeines Verbrechen; alltäglich fast, so weit man in solchen Dingen überhaupt von Alltäglichem sprechen kann. Der Arbeiter Heinze war einer jener Arbeiter in Anführungsstrichen gewesen, wie sie unsere rasch wachsenden Großstädte in steigender Anzahl erzeugen. Und wie alle die Lotterbuben seines Schlages hatte auch er's gemacht; er hatte sich ein Weib genommen, dem er seinen Namen und — was ihr mehr gelten mochte — die Kraft seiner zu jeder That entschlossenen Fäuste lieh, und selbander hatten sie so, sie erwerbend, er schützend und verprassend, manches Jahr in trauriger Gemeinschaft zugebracht. Dann — im vorigen Herbst sind es zwölf Jahre geworden — fand man an einem Septembermorgen im Kirchgarten von St. Elisabeth den Leichnam eines Nachtwächters auf, der zuvor getötet und dann an einen Laternenpfahl gehängt worden war. Lange Zeit blieb das scheußliche Verbrechen ungesühnt; schließlich verdichteten sich die Verdachtsmomente immer mehr, und so gelang es, den Heinze wenn auch nicht des Mordes, so doch der Mitthäterschaft zu überführen. Seitdem sitzt er im Zuchthause nun schon das zehnte Jahr; aber vergessen ist er noch nicht. Jahraus jahrein beschäftigt sich der Reichstag mit einem Gesetzentwurf, der nach dem allgemeinen Sprachgebrauch selbst der Abgeordneten unter seinem Namen geht.

* * *

Es war wirklich ein schauerlicher Prozeß gewesen, damals zu Anfang der neunziger Jahre. Dem Kriminalisten sagte die widerwärtige Zeugenschar, die ausnahmslos der Lebenssphäre des Heinzeschen Paares entnommen war, kaum etwas Neues; oder doch nur sehr wenig. Aber Polizeibeamte pflegen im allgemeinen keine Moralphilosophen zu sein und durch die Erfahrungen ihres schweren, herben Berufs zu Gedanken über eine mögliche Besserung oder Rettung der Gesellschaft angeregt zu werden; vielleicht macht die tägliche Berührung auch stumpf und gleichgiltig. Wir anderen aber erschraken doch bei dem Anblick dieser geschlossenen und wohl organisierten Gemeinschaft, die sich neben und zwischen der unsrigen und in vollem, bewußtem Gegensatz zu ihr zusammengethan hatte, und mit Entsetzen wurden wir gewahr, wie oft uns in den Straßen der Großstädte zugleich mit dem Laster auch das Verbrechen streifte. Und wie das immer bei so plötzlichen Erschütterungen der Volksseele geht, so ging es auch hier. Jahrelang war man achtlos an diesen Gefahren vorübergeschritten und hatte sie im Schatten der polizeilichen Kenntnis und stillschweigenden Duldung sich auswachsen lassen; nun, da man ihnen in das freche, hüllenlose Antlitz sah, erwachte plötzlich mit Sturmesgewalt ein löblicher Eifer. Man wollte retten, was noch zu retten war; von der Spitze der Nation bis in ihre untersten Gliederungen zog sich das dumpfe Gefühl, daß irgend etwas doch unbedingt geschehen müsse, und der kaiserlichen Kabinettsordre vom Oktober 1891 antwortete aus allen Schichten der Bevölkerung laute, von Herzen stammende Zustimmung. Wenn man in jenen

ersten Regungen des Abscheus und des Mitleids ein Gesetz hätte machen können, vielleicht wäre etwas Verständiges und Brauchbares zu stande gekommen. Aber der frische Eindruck verblaßte; neue traten an seine Stelle, und indes die Reichsboten Projekte über Projekte aussannen, eins immer wieder umfassender als das andere — sie berieten, annahmen, verwarfen oder von der Regierung verwerfen ließen, verlor das Volk das Interesse an dem ganzen Handel. Man hatte die Gefahren ja auch früher nicht gesehen; man begann aus Trägheit und Gewöhnung sie wieder nicht zu sehen. Die Abgeordneten vergaßen vermutlich selbst, warum just der Zuchthäusler Heinze ihnen den Anlaß zu einer Revision des Strafgesetzbuches gab. Sie hatten ganz richtig erkannt, daß es nicht genüge, die Verdorbenen und Verkommenen abzustrafen — daß man auch vorbeugen müsse. Aber da's die Regierung verlangte, verzichteten sie leise, kaum merkbar mit den Achseln zuckend bei den Maßnahmen der Vorsorge gerade auf die beiden erwägenswertesten. Und ungemein charakteristisch war's, mit welchen Gründen sie ihren Verzicht begleiteten. Herr Roeren, der vielgenannte Kölner Oberlandesgerichtsrat, meinte: sie wären gezwungen worden; die Regierung hätte ihnen die Pistole auf die Brust gesetzt und gerufen „La bourse ou la vie." Der Schutz halbflügger, thörichter Jugend, der eitele Backfischträume noch den Sinn berücken, vor den reifen Künsten Erfahrener und die Ahndung der feigen Niedertracht, seine übergeordnete Stellung auszunutzen — la bourse! Aber Augen und Ohren vor dem Aergernis zu bewahren, das Bühne, Bücher, Bildwerke unter Umständen vielleicht bieten könnten — la vie . . .

* * *

Ich habe während dieser Verhandlungen über die „lex Heinze" — im Januar und jetzt wieder — immer an einen Bekannten aus der Studienzeit denken müssen. Derweil ich auf die Häupter der Erwählten herunterstarrte, stieg das Bild des einstigen Gefährten vor mir auf, und in die Lobreden auf die „wahre Kunst", deren Wesen keiner da unten doch deuten mochte, mischten sich mir unwillkürlich alte, halb vergessene Erinnerungen. Jurist war er gewesen und ein außerordentlich fleißiger dazu. Schon im ersten Semester war er eifrig ins Kolleg gepilgert, hatte saubere Hefte geführt, und lange bevor noch ein Gedanke an das Referendarexamen war, rühmten die Fakultätsgenossen seinen durchdringenden Verstand und seine scharfe juristische Logik; aber als ich einmal die Behauptung wagte, daß ein Erzähler mitunter auch ein Dichter sein könne, da maß er mich mit entgeistertem Blick wie einen, der plötzlich von Sinnen wurde. „Mensch, der hat doch noch keinen einzigen Vers gemacht; der schreibt ja nur Romane. Ein Schriftsteller ist's, ja; aber doch kein Dichter." „Doch kein Dichter", zur Bekräftigung wiederholte er's noch ein paarmal. Ich appellierte an unsere abendliche Stammrunde; sie entschied gegen mich. Die angehenden Juristen und jungen Mediziner, die sich an ihr zusammentrafen, empfanden ganz so wie mein Freund; seine scharf unterscheidende juristische Logik feierte einen vollen Triumph. Ich habe den entgeisterten Blick vier, fünf Jahre später dann noch einmal gesehen. Aus dem stud. jur. war mittlerweilen ein Gerichtsreferendar geworden, der sich strebsam und sogar ohne Repetitor auf die große Staatsprüfung vorbereitete. Dem erzählte ich, wie einer unserer gemeinsamen Bekannten nach mit „gut" bestandenem Assessorexamen auf die Verwaltungscarrière verzichtet hätte und

Publizist geworden sei. Einen Augenblick war er stumm und starr; dann faßte er sich schnell und formulierte klar und scharf das Urteil: „Der Kerl muß verrückt geworden sein." Daß ein Mensch in normaler Geistesverfassung freiwillig dem „ersten Stand" im Staate den Rücken kehren, daß ihn ein innerer unbezwinglicher Drang diesem schwer zu rubrizierenden Beruf in die Arme treiben könne — das war für den sonst geschulten, logisch denkenden Kopf einfach unfaßbar. Mein Bekannter von damals waltet jetzt irgendwo zwischen Tuchel und Neidenburg auf altpreußischer Erde als Amtsrichter; aber seine Anschauungen feierten in diesen Wochen im Reichstage stolze Auferstehung; er hat nochmals und jetzt glänzender triumphiert. Genau so wie der altkluge Student und der zielbewußte Referendar entschieden hier die ergrauten Fachkollegen: dem Juristen gebührt der erste Platz; er allein vermag das Wesen der Dinge zu ergründen. Darum war es nur folgerichtig, daß man von „dem" Herrn Sudermann, „dem" Herrn Hauptmann, „dem" Schauspieler Nissen und so fort sprach und in einer Anwandlung von Mitleid gütig zugab: Die könnten ja in ihrem Metier vielleicht ganz brauchbare und verhältnismäßig ansehnliche Leute sein, aber von der schweren Kunst Gesetze zu machen verstünden sie nun einmal nichts. Und feiner, höflicher, aber auf ihre Art doch weit schärfer klang die nämliche Meinung aus der spitzigen Replik des Staatssekretärs Nieberding heraus: „Wie kann ein Künstler sich beleidigt fühlen, wenn ich ihm sage, daß er auf dem Gebiete der juristischen Logik nicht bewandert sei? Ihre Gesetze beruhen nicht auf Eingebung und Phantasie, sondern werden auf Grund von Anlagen und eingehendem Studium erkannt." Als ob Eingebung und Phantasie nicht auch Anlagen und zwar recht erhebliche darstellten und nicht ein ernstes, hingebendes Studium dazu gehörte, sie auszubilden! Aber für den Herrn Staatssekretär sind es eben Begabungen minderer Gattung, und ich glaube, wenn er von einem jungen Mann erführe, der nach glänzend bestandenem Examen der juristischen Laufbahn Valet sagte, um sich der Schriftstellerei zu ergeben, er wäre zunächst auch einen Augenblick stumm und starr. Vielleicht, daß er hernach sich nicht ganz so burschikos ausdrückte wie mein Freund, der jetzt irgendwo zwischen Tuchel und Neidenburg als Amtsrichter schaltet; aber denken — denken würde er vermutlich dasselbe.

* * *

Die Tagespublizistik, die immer nur an der Oberfläche haftet und genug gethan zu haben glaubt, wenn sie für eine Erscheinung ein schnell geprägtes Schlagwort fand, hat die Anhänger der sogenannten Kunstparagraphen die „Dunkelmänner" getauft. Das eröffnet die angenehme und schmeichelhafte Perspektive auf die Gegenpartei der „Lichtfreunde" oder „Intellektuellen", der man sich selbst zurechnet, und wirkt allemal anfeuernd, begeisternd und werbend: wer möchte nicht auch ein Lichtfreund sein! Herr von Vollmar, der von diesen Dingen wirklich etwas versteht, hat zwar in einer für heutige Parlamentsverhältnisse immerhin meisterhaften Rede bekannt, daß die Massen, bevor sie nicht ganz anders erzogen würden, niemals künstlerisch zu schauen und zu genießen wissen werden. Aber was thut's? Darum trabt die Sozialdemokratie von Singer bis zum letzten Parteibudiker und die ganze Schar der Bierbanknörgler doch in tiefer Befriedigung hinter dem stolzen Banner einher, das sie zum Kampf wider die „Geistesknechtschaft" ruft: das hehre Aufgebot der Lichtfreunde! In Wirklichkeit sind die

Gegensätze gar nicht so grob, und wer schärfer zusieht, wird leicht finden, daß unter den „Intellektuellen“ Leute weilen, die sich in ihren Auffassungen über Zweck und Bestimmung der Künste durchaus nicht von den „Dunkelmännern“ unterscheiden. Die Herren Gröber und Roeren sind doch nicht etwa die schwarzen Teufel, zu denen der in grellen Effekten schwelgende Zeitungsstil sie machte. Thatsächlich sind es sehr achtbare und ehrenwerte Männer, die nur an besonders vernehmbarer Stelle aussprachen, was unzählige im Lande auch sonst zu denken pflegen. Denn darüber sollten wir uns nicht täuschen: Die Freude an den Künsten und das Bedürfnis nach ihnen hat in dem geeinten Deutschland erstaunlich nachgelassen und die ästhetische Weltanschauung früherer Epochen ist längst in ein allzu krasses Gegenteil umgeschlagen. Auch die Nation als Ganzes ist nach den siebziger Siegen ein wenig hausbacken und nüchtern geworden, und wenn wir die Aristokratie der studierten Leute daraufhin unbefangen musterten, es würde sich ohne Mühe feststellen lassen, daß zwei Drittel von ihnen — und nicht bloß die bösen logischen Juristen — ähnlichen Anschauungen huldigen wie die Herren Gröber und Roeren und die anderen, die man in den letzten Wochen verhöhnt und gescholten hat. Daran wird gar nichts geändert, daß hier und da in den Hauptstädten engere Zirkel sich an einer treibhausartigen Ueberkultur ergötzen und andere und weitere Kreise — wofür schon das Bestehen dieser Zeitschrift spricht — litterarischen Schöpfungen wieder eine frohe und lebendige Teilnahme entgegenzubringen beginnen. Deshalb bleibt es doch richtig, daß in unseren breiten gebildeten Schichten das Interesse der Männer fast ausschließlich dem Staat und seinen Veranstaltungen gehört. Vielleicht urteilen sie nicht alle so ablehnend und feindselig wie Herr Gröber über die Arbeit des Poeten und des bildenden Künstlers; aber wärmer und mit mehr Sachkenntnis auch nicht. Der Gegensatz zwischen bürgerlicher Gesellschaft und sozialdemokratischer Arbeiterschaft ist leider nicht der einzige, der unser Volk zerklüftet. Ich fürchte, selbst wenn heute ein Werk wie der Faust erschiene, es wäre kaum noch ein Ereignis. Und daß der deutsche Reichstag, der doch die Auslese der Nation darstellen soll, diese betrüblichen Beobachtungen bestätigte und keiner etwas wie Bedauern über seine Verarmung an Geist und Gemüt empfand — das schien mir das Wesentliche an den Debatten. Das Wesentliche und zugleich das Gefährliche. Herr Adolf Bartels hat zwar die unanfechtbare Behauptung aufgestellt: Der Theaterparagraph wäre gar nicht so schlimm, wenn nur neben den Polizeiorganen und den Richtern auch wirkliche Sachverständige über seine Ausführung wachten. Ja — wenn! Wenn im Reichstage Sachverständige und Mitempfindende über die Kunstparagraphen gesprochen hätten, sie hätten sie meinetwegen viel schärfer formulieren dürfen. Um die Sudelei pfiffiger, gewinnsüchtiger Macher zu treffen, soll keine Strafe hoch genug sein. Aber als ein Gegner der geplanten Bestimmungen die schwerlich zu widerlegende Ansicht äußerte, daß in ein ernstes Theater zu Zeiten nur reife, erfahrene Menschen hineingehörten, da lachte man ihn höhnisch aus. Wer über so selbstverständliche Dinge lachen kann, der darf keine Kunstparagraphen entwerfen, selbst wenn er vor der „wahren Kunst“ Respekt zu haben behauptet. Auch die wahre Kunst ist mitunter ausschließlich für reife, erfahrene Menschen.

* * *

Wieso es kam, daß man gerade in dem Aergernis, das Bühne, Bücher und Bildwerke unter Umständen erregen könnten, die hauptsächlichsten Ursachen

des Sittenverfalls sah? Die Tagespublizistik hat auch dies Problem schnell ergründet und dem „schwarzen“ Zentrum alle Schuld gegeben. Aber dem widerspricht schon die einfache Thatsache, daß gerade Petitionen evangelischer Vereine den ersten Anlaß boten, die Revision des Strafgesetzbuches auch auf dieses Gebiet auszudehnen. Also wie kam's? Ich möchte die Frage in dem Zusammenhang nicht erörtern. Statt dessen will ich ein schlichtes, persönliches Bekenntnis hierher setzen. Von einem bekannten Geistlichen, der jetzt als Schriftsteller und Politiker wirkt, erzählt man sich: er sei enttäuscht, erschüttert, mit leisen Zweifeln vom Anblick der heiligen Stätten zurückgekehrt. Das habe ich nie verstanden. Aber ich verstehe auch nicht, wie jemand durch das Buch irgend eines Skeptikers an seinem Glauben Schaden nehmen kann, wie es ihm nicht vielmehr zum Prüfstein wird, ihn siegreicher, zuversichtlicher zu gestalten. Es mögen glückliche Leute sein, die sich ihr Christentum nicht immer aufs neue erobern mußten; aber seine beseligendste Macht, die im Selbsterleben liegt, empfanden sie nie. Und wenn wir die Lauen und die Zweifelnden durch Vorbild und Lehre nicht dazu bringen können, sich innig zu versenken und die frohe Botschaft an sich selbst zu erleben — durch geistige Quarantänen, auch die sorgfältigste nicht, werden wir sie nie vor dem Abfall bewahren.

* * *

Noch fünf Jahre und der Mann, der zu aller Blutschuld noch diese Sünde wider den Geist verursachen sollte, ist frei. Wenn die Herren die Gesetzentwürfe, zu denen seine Bluthat den Anlaß bot, nicht unter anderen Gesichtspunkten zu beraten anfangen, erleben wir wohl noch, daß an dem Tage, da er der durch Polzeiaufsicht gemilderten Freiheit wieder gegeben wird, der „Lokalanzeiger“ oder die „Woche“ sein höchst „aktuelles“ Bildnis veröffentlichen. **Richard Bahr.**



Der Fall Weingart.

Mit den Kirchen geht es wie mit den Frauen. Am besten ist es, wenn man ihr stilles eifriges Liebeswirken zwar lebensvoll spürt, aber nicht zuviel von ihnen am Markte der Öffentlichkeit hört. Wird viel von ihnen gesprochen, so ist meist etwas nicht in Ordnung. Und beim Falle Weingart ist, bis ins kleinste Lokalblättchen hinein, viel von der evangelischen Kirche geschrieben und gesprochen, soviel, daß wir auch im „Türmer“ nicht daran vorübergehen können.

Zunächst der Thatbestand. Im Herbste 1898 hatte Weingart sich auf der Synode in Osnabrück über die neue Gottesdienstordnung geäußert. Er verlangte für die Gebete an Stelle der archaistischen Sprache des Entwurfs eine volkstümliche, unserer heutigen Ausdrucksweise entsprechende Fassung. Die Formulierung seiner Ausführungen legte aber die Vermutung nahe, daß damit

gleichzeitig eine Anzahl christlicher Lehrstücke von der Sünde, der Gottheit Christi u. a. abgeschwächt werden sollte. Nach langem Zögern leitete das Konsistorium das Disziplinarverfahren ein. Weingart erklärte obige Vermutung für unbegründet, wahrte sich das Recht freier Forschung, erkannte aber gleichzeitig an, daß er nicht das Recht habe, subjektive Lehrmeinungen von der Kanzel zu verkünden. Zu seiner Entlastung legte er Predigten vor. In einer Osterpredigt hieß es: „Des Herrn müder Erdenleib, am Kreuz zu Tode gemartert, er ruhte sanft und friedlich dort im Grab, Staub zu Staub. Aber war denn dieser Leib der Herr? Nein, ‚der Herr ist Geist' . . . Und so hat das geistige Auge der begnadigten Jünger Geistiges geschaut: der Christus nach dem Geist, der verklärte, himmlische, zum ewigen Leben auferstandene Christus hat sich im Lichtleib, der nichts mehr von Erdenwesen an sich trug, ihnen kund gethan." Die Betonung der Verwesung des Leibes Christi in diesen Worten, sowie die Unklarheit der übrigen Ausdrücke erregten Anstoß. Das Urteil lautete auf ernsten Verweis. Hiergegen wurde von beiden Seiten Berufung eingelegt. Weingart änderte, wohl unter dem Drucke seiner Partei und der öffentlichen Meinung, die ihm Verleugnung vorwarf, seine Stellung er halte sich für berechtigt, Lehrmeinungen, die von Lehrern der Wissenschaft vertreten würden, auch seinerseits im Amte wiederzugeben, er sei zu seinen Äußerungen über die Auferstehung also befugt gewesen. Das Urteil lautete nun auf Amtsenthebung. Eine Petition an den Kaiser blieb ohne Erfolg.

Weder die kirchenrechtliche noch die kirchenpolitische Seite des Falles kann uns hier beschäftigen. Wer sich für die erstere interessiert, wird in den von W. herausgegebenen Akten seines Prozesses („Der Prozeß Weingart in seinen Hauptaktenstücken mit Beilagen". 5. Auflage. Osnabrück, Rackhorst 1900.) auf beiden Seiten wenig erquickliche Züge finden. Die kirchenpolitische Bewegung wird schwerlich lange im Fluß bleiben, da W.'s. Verhalten von Schwankungen und Versehen nicht frei ist und somit auch für seine Freunde keine genügende Unterlage abgiebt. Aber die wissenschaftliche und religiöse Seite der Fragen, um die es sich hier handelt, ist so interessant und bedeutungsvoll für unser kirchliches Leben, daß ich für sie allerdings die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen möchte.

In den letzten Kapiteln unserer Evangelien wird berichtet, daß der gekreuzigte Jesus auferstanden und seinen Jüngern, aber auch nur diesen, erschienen sei. Diese Berichte — der Leser wird gebeten, sie zu prüfen! — unterscheiden sich in Sprache und Darstellungsart in nichts von den Erzählungen der vorangegangenen Kapitel. Sie wollen einfache, schlichte Thatberichte sein und tragen ein unverkennbares Gepräge innerer Wahrheit. Ein Historiker z. B., der sie von vornherein als ungeschichtlich verwirft, wird vom Standpunkt litterarischer Kritik aus kaum irgend eine andere der evangelischen Erzählungen halten können. Dabei sind aber diese Berichte nicht ohne einzelne Widersprüche untereinander. Es ist kaum möglich, sie ganz zu vereinen. Man mache z. B. einmal den Versuch, ein genaues Bild von den Ereignissen auf dem Wege zum Grabe und am Grabe zu erhalten.

Wer nun mit wissenschaftlichem Interesse an diese Berichte herantritt, stellt an sie vor allem eine Frage: was ist der Thatbestand? was ist an jenem ersten Osterfeiertage eigentlich geschehen? Da stimmen alle Forscher, auch die kritischsten, in einem Satze überein: Es ist sicher, daß die Urgemeinde unter Berufung auf

Zeugen fest davon überzeugt war, daß Jesus auferstanden und den Seinen erschienen sei. Dieser Glaube wird als geschichtliche Thatsache von dem ganzen Neuen Testament, besonders dem 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes bestätigt.

So weit führt uns die sichere geschichtliche Forschung. Hier setzt nun das religiöse und wissenschaftliche Nachdenken mit der Frage ein: wie war es möglich, daß die ersten Christen bis zum Martyrium fest von diesem Unglaublichen überzeugt waren? Nebenbei bemerkt, ersieht der Leser daraus, mit welchen überaus interessanten geschichtlichen und psychologischen Problemen die Theologie zu thun hat. Nicht mit Unrecht bezeichnet Treitschke die Kirchengeschichte als den wundervollsten Teil der Historie.

Sehen wir von dem jüdischen Märchen des gestohlenen Leichnams, das ja auch nur das leere Grab erklären würde, und von der rationalistischen Verlegenheitsauskunft des Scheintodes ab, so begegnet uns in wissenschaftlichen Kreisen zunächst die Auffassung, es handle sich hier um Sinnestäuschungen, Hallucinationen tief erregter Menschen. Ohne Frage hat diese Hypothese, bei der alles „natürlich" zugeht, für moderne Menschen etwas Bestechendes, zumal im Zeitalter der Suggestionen. Sie ist daher auch sehr eingehend ausgebildet. Man hat Vergleiche angestellt mit Massensuggestionen und dergl. und in folgerichtiger Ausbildung die Frauen für hysterisch, und die Erscheinung vor Damaskus, die im Leben des Paulus den Wendepunkt bedeutet, für die Wahnidee eines Epileptischen erklärt. Nun lassen gewiß die Verschiedenheiten in den Berichten auf eine tiefgehende Erregung der Jünger am Ostermorgen schließen — wer denkt übrigens in solchen bewegten Zeiten an urkundliche Fixierung der Ereignisse? — aber einen so benommenen und vollständig kopflosen Eindruck, wie diese Hallucinationshypothese voraussetzt, machen die Jünger und selbst die Frauen nicht, wir finden sogar deutliche Spuren von einer sehr nüchternen Zweifelsucht in Luk. 24, 11 u. 22 und der Erzählung von Thomas. Paulus gar, modernen pathologischen Theorien zuliebe, für einen Epileptiker zu halten, verbietet die geistige und sittliche Höhe, die der Apostel dauernd bewahrt hat, sowie der Umstand, daß er eine klare und deutliche Erinnerung an die Vorkommnisse der kritischen Stunde behielt, was bei Epileptikern bekanntlich nicht der Fall ist.

In der deutlichen Erkenntnis dieser Schwierigkeiten haben neuere Gelehrte einen Ausweg gesucht in der Annahme, es handle sich bei diesen Erscheinungen um rein geistige Vorgänge, bei denen von den Schauenden eine unsichtbare geistige Wirklichkeit innerlich wahrgenommen wurde. Oder, um es deutlicher auszudrücken: Die Wirklichkeit sei, daß Jesus lebe, die biblischen Erzählungen seien nichts als der litterarische Ausdruck dieser Wahrheit, die Erscheinungen Jesu also gleichzeitig objektiv und visionär, also subjektiv. Ob diese jetzt vielbeliebte Erklärung (vgl. oben die Predigt W's.) — die sog. objektive Visionstheorie —, welche die Wirklichkeit der Auferstehung festhalten und doch die biblischen Berichte preisgeben will, wohl bei denkenden Laien, die nicht durch theologische Irrgänge hindurchgegangen sind, Anklang finden wird? Oder gilt hier nicht der alte Satz: ja und nein ist eine schlechte Theologie!?

So kämen wir zur dritten Anschauung, die sich einfach an die biblischen Berichte hält und der festen Ueberzeugung ist, daß damals in der That außerordentliche Manifestationen des Gekreuzigten und Auferstandenen stattgefunden haben, wenn wir auch darauf verzichten müssen, von jenen Vorgängen ein absolut

sicheres Bild und eine wissenschaftliche Erklärung zu erhalten. Aber müssen wir darauf nicht auch bei sehr vielen anderen geschichtlichen Ereignissen verzichten? Alldieweil man jedoch dem Menschen das Nachdenken nicht verwehren kann, müssen wir hier viertens noch solche erwähnen, die sich ein bestimmtes Bild jener Vorgänge zurecht gelegt haben und erklären, es sei im Grabe eine Verwandlung des Leibes Jesu vorgegangen. Mir will freilich scheinen, als ob die Anhänger dieser Verwandlungstheorie sehr zarte Fragen mit derben Händen anfassen.

Aber nun habe ich doch den Eindruck, als ob verschiedene Leser mich sehr erstaunt ansehen und sagen: „Wir merken, du gehörst zu den Dritten, nun sage uns, kannst du wirklich glauben, daß ein Toter auferstanden ist?" Und dieser oder jener setzt hinzu: „Erkläre es mir, wie dir das möglich ist, es interessiert mich das schon vom psychologischen Standpunkt." Nun wohl, ich gestehe offen, daß ich zunächst zu der geschichtlichen Zuverlässigkeit der biblischen Erzählungen ein großes Zutrauen habe, und daß sie mir immer noch am besten jenes große geschichtliche Rätsel, den Glauben der Urgemeinde an die Auferstehung, erklären. Sodann habe ich — und das ist das Ausschlaggebende — von Jesus den Eindruck einer so einzigartigen und außerordentlichen Persönlichkeit, daß mir bei ihm glaublich, sogar natürlich ist, was ich, von anderen berichtet, für ein Unding halten würde.

Mit diesen Ausführungen sind wir bereits in die kirchliche Frage eingetreten. Die christliche Kirche ist ihrem Wesen nach eine Gemeinschaft von Menschen, die von Jesus Christus den Eindruck einer einzigartigen, göttlichen Persönlichkeit haben. Rein geschichtlich betrachtet, bildet der Glaube an den Auferstandenen das Band zwischen der alten und neuen Kirche, wie zwischen den Konfessionen. So stellt mit Recht Reischle, übrigens ein durch und durch moderner Theologe, in der „Christlichen Welt" den Satz auf: „Dem Glauben an Jesus Christus und der kirchlichen Verkündigung ist es wesentlich, über die Grenzen des irdischen Lebens Jesu hinauszugreifen und ihn als den lebendigen, gegenwärtigen und wirksamen Herrn seiner Gemeinde zu bekennen."

Daran können wir prüfen, welche der oben entwickelten vier Theorien innerhalb der Kirche, vor allem bei der Predigt ihrer Geistlichen, Raum haben. Da fällt die erste unbedingt fort, da sie den Ursprung der Kirche in einer krankhaften Sinnestäuschung findet. Die dritte Anschauung hat ohne weiteres Bürgerrecht in der Kirche. Bezüglich der zweiten und vierten, der objektiven Visionshypothese und der Verwandlungstheorie würde ich ernste Bedenken tragen, diese Anschauungen kirchlich zu sanktionieren, aber unbedenklich ihren Vertretern Raum im geistlichen Amte gewähren unter der Bedingung, daß sie ihre Gemeinden in dem der Erbauung dienenden Gottesdienste nicht mit ihren Theorien behelligen, sondern sich auf die evangelische Verkündigung beschränken: Jesus lebt!

Nun ist das Charakteristische bei dem Falle Weingart, daß in ihm gerade diese beiden Theorieen aufeinander gestoßen sind. Das hannoversche Landeskonsistorium hat die Verwandlungstheorie für die allein kirchliche erklärt, Weingart die objektive Visionshypothese unangemessen auf der Kanzel vertreten. Daraus folgt, wenigstens als meine Ueberzeugung, daß Weingart wohl einen Verweis, aber keine Amtsenthebung verdient hatte. Doch prüfe und urteile der Leser selbst. Zwei kurze Sätze zum Schluß dieser Erörterung: Bei großer Frömmigkeit kann man über wissenschaftliche theologische Probleme sehr verschiedener Meinung sein,

und doch wieder drückt sich in jeder einzigen Lösung eines theologischen Problems eine besondere Art der Frömmigkeit aus.

* * *

Aber ist wirklich der Glaube an den Auferstandenen so grundlegende Lebensbedingung der Kirche? Zwei Bilder sollen die Antwort geben. In Zeitungen war neulich zu lesen — ich sag' es nach, wie ichs geschrieben fand — daß in Zürich auf neun Dozenten der theologischen Fakultät nur sechs Studierende kämen. Ich grübelte lange über den Grund dieser Erscheinung, da brachte ein anderes Zeitungsblatt die Erklärung. Es enthielt einen Bericht über die Beschlüsse der Züricher Synode: „Mitglied der Landeskirche ist jeder evangelische Christ, der nicht ausdrücklich seinen Austritt genommen oder seine Nichtzugehörigkeit erklärt hat." Taufe ist nicht nötig, doch hofft die Synode, daß „die Glieder der Kirche an dieser urchristlichen Sitte festhalten werden". Ein Einfluß der Kirche auf den Religionsunterricht der Schule wird überhaupt nicht angestrebt, „obschon eine Besserung dieses Unterrichts als sehr wünschbar anerkannt wurde". Und als einige ernste Christen unwillig werden und wenigstens die christliche Taufe als Vorbedingung der Kirchenzugehörigkeit verlangen, erklärt der Vorsitzende der Synode, das sei ein unbilliges Verlangen, denn „es sei Aufgabe einer Landeskirche, soweit möglich alle nicht-römischen christlichen Denominationen zusammenzufassen". Das ist ja auch ein Standpunkt: Evangelische Kirche ist hier die Gemeinschaft aller derer, die Kirchensteuern zahlen und eine gemeinsame Abneigung (und vielleicht auch die nicht) haben. Daß ideal gerichtete, begeisterungsfähige Jünglinge nicht Lust haben, dem Dienste einer solchen Gesellschaft, die kein inneres, religiöses Band verknüpft, ihr Leben zu weihen, ist selbstverständlich. Was ist aus der Stadt Zwinglis und Lavaters geworden?

Das Gegenbild. Am 26. Mai d. J. vor 200 Jahren ist Graf Zinzendorf geboren, und viele Augen werden in diesen Tagen auf seine Gründung, die Brüdergemeinde in Herrnhut, gerichtet sein. Wer Susanna von Klettenberg und die Bekenntnisse einer schönen Seele kennt, weiß, welch ein schlichter frommer Sinn in dieser Gemeinde herrscht. Der Brüdergemeinde verdankt die evangelische Kirche unendlich viel. Von ihr gingen die ersten Anfänge der evangelischen Heidenmission aus. Sie war eine Oase des lebendigen und lebensvollen Christentums in der religiösen Wüste des Rationalismus. Ein Schleiermacher erhielt von ihr seine tiefsten Anregungen und nach ihm viele bis auf den heutigen Tag. Was hat dieser Gemeinde durch nunmehr zwei Jahrhunderte hindurch ihre religiöse Frische und schlichte Unmittelbarkeit erhalten? Der Glaube an den Auferstandenen, der alle Lebensverhältnisse bei ihr durchdringt und eine ungemein starke, freilich nur dem, der ihn teilt, verständliche religiöse Kraft in sich birgt. Ueber dem ganzen Gemeindeleben der Brüdergemeinde steht das charakteristische Wort des eigenartigen Zinzendorf: „Ich habe nur *eine* Passion, die ist Er" — Jesus!

Christian Rogge.



Eine Klippe der ärztlichen Forschung.

Wenn man die Fragen, welche der am 6. März d. J. im preuß. Abgeordnetenhaus lebhaft besprochene „Fall Neisser“ wieder in den Vordergrund der öffentlichen Teilnahme gerückt hat, angemessen beurteilen will, so muß man sich vor allem vergegenwärtigen, daß es sich in der Medizin nicht um ein unantastbares Gebäude von Erkenntnissen, oder von mathematisch zuverlässigen Schlußfolgerungen handelt, sondern um die Regeln einer in fließendem Fortschreiten begriffenen Kunst. Was auch diesem Gesichtspunkte gegenüber von der hohen Würde und der Selbstkontrolle der Wissenschaft gesagt werden mag, so bleibt es doch dabei: nicht nur viel gleichzeitiger Widerspruch stört die Einheit und das Gewicht der Heilkunde und ihrer Autoritäten, sondern auch die stete Korrektur der fortschreitenden Erfahrungen schafft schnell „überwundene Standpunkte“, wo man noch vor kurzem unvergängliche Wahrheiten gesehen hat. So ist heutzutage die große Bewegung der Diphtherie-Serum-Therapie noch den tiefgehenden Angriffen eines dabei höchst fortschrittlich gesinnten Breslauer Klinikers ausgesetzt, der durchaus nicht vereinzelt steht und welchem auch weite Kreise vom Standpunkt naturheilkundiger Aerzte aus beifallen. Der Einfluß Lahmanns breitet sich aus; auch die Homöopathie gewinnt an Boden und es scheint nur zunächst noch, als ob die praktischen Aerzte geschlossen hinter den Wortführern der modernen ärztlichen Wissenschaft marschierten. — Das Versagen der Tuberkuloseimpfungen 10 Jahre nach dem ersten Auftreten Rob. Kochs ist eine bittere Erfahrung für die „Wissenschaft“; ihre Kontrolle kommt zu spät für die getäuschten Hoffnungen, die gebrachten Opfer. — Die Infektionstheorieen sind in einer Umgestaltung begriffen, die Desinfektionsbemühungen haben ihre Wandlungen schon durchgemacht, und während von der einen Seite noch jetzt verlangt wird, gewisse Maßregeln bei Geburten durch das Strafgesetz sicher zu stellen, haben andere Führer jeden entsprechenden Eingriff als unnötig und möglicherweise schädlich bezeichnet. Auch giebt man jetzt allerseits zu, daß viele Leben gefährdet und geopfert worden sind durch die freigebige Verwendung von Karbolsäure, Sublimat und andern keimtötenden Mitteln. Kurzum, wir haben es hier mit einem Teil der Lebenskunst zu thun, welcher sich auf die Gegensätze von gesund und krank erstreckt und welcher einer ebenso mannigfaltigen Ausgestaltung fähig ist, auch ebensovieler Freiheit bedarf, wie die Kunst, das Leben auf den andern Gebieten auszugestalten oder sich ausleben zu lassen. Diese Kunst und Neigung des Einzelnen ist ihm in weitem Maße anheimgegeben; er bezahlt auch mit seinem eigenen Geldbeutel und mit eigener Gesundheit für etwaige Extravaganzen. Wenn er sich auf wissenschaftliche Regeln beruft, die ihm schlecht bekommen sind, wird er ausgelacht; die Kontrolle liegt in seinem Gefühl, in seinem Gewissen. — Wird er aber seine Gelüste befriedigen, indem er Geschäftsfreunden oder anderen bekannten Personen Schädigungen zufügt, so daß diese für die Bereicherung seiner Erfahrungen bezahlen müssen, so wird er mit Recht als strafbar angesehen werden, denn er hat seine Befugnisse überschritten. —

Der „Fall Neisser“, bei welchem dieser Kliniker vor einigen Jahren Kinder mit Krankheitsstoffen absichtlich angesteckt, um die Wirkungen des Eingriffs



zu studieren und für die Heilkunde zu verwerten, hat zu seiner Entlastung den Umstand, daß es sich eben um eine beabsichtigte Förderung der Heilkunde handelte. Bei dem schon geschilderten unsicheren Flusse des Ganzen ist die Erreichung eines solchen Zweckes stets zweifelhaft, und auch die anscheinenden Erfolge wären für eine andere Betrachtungsweise stets anfechtbar. Deshalb sollte man unbedingt von ähnlichen Versuchen absehen, ja man sollte dieselbe Verantwortung empfinden wie im oben angeführten Beispiel des nichtärztlichen Lebenskünstlers: strenge Beschränkung des experimentellen Forschungseifers auf die eigene Person, sobald Schädigung in Frage kommen kann. Es mag angehen, auch noch das Einverständnis urteilsreifer Personen für solche Versuche zu gewinnen und diese noch zu Objekten mit ihrer Zustimmung zu machen; Kinder jedoch und Hilfesuchende in Krankenhäusern sollten davon ein für allemal ausgeschlossen sein. — Es wäre gut, die „Wissenschaft" hier ganz aus dem Spiel zu lassen. —

Wer einigermaßen philosophisch gebildet ist, weiß, daß den erkenntnistheoretischen Anforderungen an eine Wissenschaft die Medizin nicht genügt, was auch gar nicht zu verlangen ist, denn sie ist ein natürliches Stück Leben, gespiegelt im Bewußtsein, und da können zwar wohl die Formen der Erkenntnis ihre Wissenschaftlichkeit behalten, aber sie können eben ihren Gegenstand nur sehr lückenhaft durchdringen. Andererseits muß es die Liebhaber der Wissenschaft betrüben, diese — wenn auch mißverstandenerweise — zum Deckmantel von Härte und Unmenschlichkeit gegenüber leidenden und armen Brüdern gemacht zu sehen. — Obwohl es uns nun im innersten Gefühle widerstrebt, für die Zwecke der medizinischen Forschung die niedrigeren Stufen der Lebewesen herangezogen und gequält zu sehen, so wollen wir doch hierin keine harte Schranke gegen den Eifer der heutigen Mediziner aufrichten; nicht den Umstand, daß den Tieren ein überaus leidensvolles Ende vielfach bereitet wird, möchten wir hier in unsern Bedenken voranstellen, sondern die Thatsache des geringen und anfechtbaren Ertrags solcher Forschungsthätigkeit. — Wenn die Leiden der Menschheit erfolgreich vermindert werden könnten, so würde Sentimentalität gegen die unteren Lebensstufen nicht am Platze sein, zumal die Tiere selbst sich bittere Leiden und Todesarten ebenfalls bereiten; es ist nur bedauerlich, daß so wenig unzweifelhaft Gutes bei unserem vivisektorischen Vorgehen herauskommt: birgt doch jeder Versuch die Keime zu einigen neuen Fragen, neuen Versuchen. —

Und wenn es erwiesen wäre, daß bedeutende Gewinne für die leidende Menschheit etwa durch die Serumtherapie der Diphtheritis erzielt worden sind, so bleibt noch immer die Möglichkeit, daß ein anderes Heilverfahren, eine gänzlich abweichende Methode dieselben oder noch bessere Erfolge ohne Heranziehung des Tierblutes zeitigen konnte. —

Es giebt eine ärztliche Richtung, welche die Versuche am eigenen Leibe des Arztes zur Grundlage ihres gesamten Handelns gemacht hat: die Homöopathie. Die Krankheitsstoffe, welche sie verwendet, sind beliebige Naturkörper (Mineralien, Pflanzen, tierische Stoffe), die alle mehr oder weniger in sehr fein verteiltem Zustande die Fähigkeit besitzen, krankhafte Befindensänderungen zu erzeugen, welche zugleich die genaue Richtung angeben, in welcher von dem betreffenden Stoffe eine Heilwirkung zu erwarten ist, oder — anders ausgedrückt — in welcher er zur Arznei werden kann. — Hahnemann und seine Schüler entfalteten auf diesem Wege einen zwar geräuschlosen, aber dennoch bedeutenden

Heroismus. Einer der ersten Homöopathen wurde bei einem in Leipzig gemachten Krankenbesuche von einem förmlichen epileptischen Anfall betroffen, als er gerade „Cocculus“ prüfte. Diese „Arzneiprüfungen“ gehen ruhig ihren Weg; auch in unsern Tagen sind sie mit neuem Eifer und von vielen jungen Kräften aufgenommen worden, ja von einem Greifswalder Kliniker in direktem zugestandenen Anschluß an den Begründer der Homöopathie. Da es sich hier um genau kontrollierbare Mengen bekannter Stoffe handelt, verlieren die Versuche viel vom gefährlichen Charakter, und was sie zu leisten vermögen für die Welt des erkrankten Lebens, das wird wohl mehr und mehr die Teilnahme der gebildeten Welt erregen.

E. Sch.



Paul Heyse.

Nicht bedarf Paul Heyse, „sich selbst und andre zu täuschen“, heut der Kränze, weil den Scheitel nicht mehr reichlich die Locke umwallt — noch immer umfängt den Siebzigjährigen im braunen Haarschmuck apollinische Schönheit, und Lorbeern sind ihm zu teil geworden wie kaum einem zweiten. Ein Sonntagskind, leicht auf der Woge des Lebens dahingetragen, ein Liebling der Frauen und der Fürsten, der bestrickende Sänger der Liebe und der Schönheit, ein reich begnadeter Dichter und nur ein Dichter, genoß Paul Heyse das unschätzbare Glück, seine Persönlichkeit auszubilden in vollster Freiheit, sich auszuleben nach jeder Richtung hin und zu einer harmonischen Abrundung seiner reichen ästhetischen Individualität zu gelangen, wie sie das moderne, so wenig ästhetische Leben in seinem Hasten und Jagen nur blutselten sich entwickeln läßt. Es ist ein Renaissanceideal, das in Paul Heyse Ereignis geworden ist, er hat etwas von einem Virtuoso des sechzehnten Jahrhunderts, und als einen Renaissancekünstler hat Franz Lenbach vor einigen Jahren ihn unübertrefflich dargestellt. Es will uns nicht in den Sinn, daß Heyse heut als ein Greis vor uns steht. Der Glanz der Jugend liegt auch noch auf den Früchten des Alters, die ihm bis zu diesem Tage reif und schwer vom nur leise geschüttelten Baume fallen.

„Bewundert viel und viel gescholten“ — wenn man von Heyse spricht, bieten sich von selbst Goethesche Bilder und Worte — überschaut er heut sein Lebenswerk. Wie die Romantiker in Goethe den Statthalter des poetischen Geistes auf Erden sahen, so hat Erich Schmidt auf einem Weimarer Goethe-Fest einmal den Freund als den Statthalter Goethes auf Erden gefeiert, was dieser freilich als „fast nekrologische Beredsamkeit“ ablehnen mußte. Denn mit dem echten Goethe der Jugend, dem Goethe des „Götz“ und des „Ur-Faust“, hat Heyse nichts gemein; er ist ein Nachkomme des Goethe, der im Jahre 1788 als ein Verwandelter aus Italien heimkehrte, um zwar prächtige, unvergängliche Werke zu schaffen, aber doch Werke, deren Keime von vornherein nicht in ihm lagen

und andere, hoffnungsvollere seiner vorweimarischen Zeit erstickten. Goethe ist ohne Italien sehr wohl denkbar, Heyse so wenig wie Platen, dessen Bahnen er bewußt verfolgte.

Italien verdankt Paul Heyse, der unerreichte Nachdichter eines Leopardi oder Giusti, die vollendete Form; er kann „an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten", aber doch selten nur wird ihm die Form zum Selbstzweck. Marmorglatt und marmorkalt hat er sich wohl schelten lassen müssen, als vor anderthalb Jahrzehnten der Sturm der Jüngsten durch die deutsche Litteratur brauste, um in unreifem Uebereifer auch echte Kunst anzutasten. Kann sich doch aber, wie Heyse in der Novelle „Erkenne dich selbst" sagt, auch in die Adern von Marmorbildern volles, klopfendes, heißes Blut ergießen; und nichts wäre verfehlter, als den Signor Paolo, den feinsinnigen Freund der bildenden Künste, der uns jüngst eine Anzahl talentvoller Porträtskizzen geschenkt hat, einen kalten Kunstgreis zu nennen, wie Heine einst vorlaut den Altmeister Goethe. Heyse ist seinem Vaterlande nicht so entfremdet wie etwa Hölderlin, ein noch größerer Meister der Form. Er ist nicht zum bloß genießenden Herold des südlich-weichlichen dolce far niente geworden. Liebt er doch besonders Florenz; denn diese „Stadt vereinigt farbiges, nationales Leben in aller schönen Ungebundenheit des Südens mit einem hinlänglichen Maß jener modernen Bildung und geistigen Regsamkeit, ohne die dem Nordländer sein Dasein selbst in den lachendsten Scenerien, unter den liebenswürdigsten Naturmenschen auf die Länge wie ein Traum vorkommt". Heyse ist kein spezifisch deutscher Dichter; seine Kunst hat etwas Allgemeingiltiges, sie entstammt einem Lande höchst verfeinerter Kultur, das keine nationalen Grenzen kennt und nur einer Minderheit wesensverwandter Geister sich erschließt. Der Deutsche vermißt bei Heyse das ganz naive Sich-geben und den vollsaftigen Humor.

Man hat den Dichter eines übertriebenen Idealismus geziehen, und eine durch und durch ideale Natur ist er wie der Held der Novelle „Im Grafenschloß", „wenn das Wort nicht in dem platten Sinne mißbraucht wird, wo es eine weiche Schönseligkeit, eine Abkehr von der kalten und unsanften Wirklichkeit der Dinge bedeutet, sondern den freilich selteneren Trieb, aller engen, fachmännischen Abrichtung, selbst um den Preis glänzender Erfolge, auszuweichen und ein Menschheitsideal mit festem Mut und bescheidener Hoffnung im Auge zu behalten".

Heyses Menschheitsideal ist ein ästhetisches auch in seiner Ethik. Seine pantheistisch-idealistische Weltanschauung hat ihm die meisten Feinde gemacht. Es ist wahr, er bekennt sich in den „Kindern der Welt", seinem Hauptroman, zum offenen Atheismus, er vertritt eine Freigeisterei der Leidenschaft, die sich wohl auch mitunter in schwüle Erotik verirrt. Es ist nur natürlich, daß seine Kunst darum christgläubigen Menschen von unverrückbarer Willensmoral nicht gerade sympathisch ist, daß sie sich nicht in ihr zurechtfinden und sie ablehnen. Dazu hat jeder das Recht, nur darf er seine persönlich-sittlichen Anschauungen nicht zu objektiv ästhetischen machen wollen; er müßte sonst den Dichter der Römischen Elegien ebensogut verurteilen wie etwa einen Ariost. Darauf kommt es an, ob der Dichter innerlich wahr ist, ob das, was er in seiner Kunst zum Ausdruck bringt, aus seiner eigensten Individualität heraus erwachsen ist. Das aber gilt von Heyses Persönlichkeitsdichtung, der jede Tendenzmacherei fern liegt,

durchaus. Als er die „Kinder der Welt“ dichtete, da war er auch ein solches Kind einer solchen Welt, und das rechtfertigt ihn als Künstler. Ueber den Menschen steht ja jedem seine Meinung frei. Auch daß Heyses freie Moral für die große Masse schädlich wirken kann, sei zugegeben. Seine Gestalten stellen die Blüte einer äußerst feinen, zuweilen auch überfeinerten Kultur dar, ohne, ebensowenig wie er selbst, Uebermenschen sein zu wollen. Sie haben gewiß nicht immer recht, sondern blenden oft nur durch eine bestrickende Eigenlogik; es sind auch ungesunde Décadencemenschen unter ihnen, solange es aber solche Menschen auf Erden giebt, sind sie auch für den Künstler vorhanden und bedürfen keiner Entschuldigung. Es braucht nicht verschwiegen zu werden, daß sich Heyse in psychologischer Spitzfindigkeit wohl auch an gar zu gewagte Probleme macht. Doch erinnere man sich nur, wie Eduard Mörike den Dichter bewundert hat, ein biedrer Schwabe, ein christlicher Pfarrer, ein reiner Mensch von kindlicher Naivetät, aber freilich auch ein gottbegnadeter Künstler.

Dreiundzwanzigjährig gab Heyse in L'Arrabbiata ein von ihm kaum übertroffenes Meisterstück der Novellistik, und die Masse der folgenden Werke ist fast unübersehbar. 113 Novellen in Prosa und 18 in Versen sind der Rumpf seines Ruhmes; drei Bände Lyrik und etwa 50 größere und kleinere Dramen kommen hinzu, ganz abgesehen von seinen unschätzbaren Uebersetzungswerken und seinen bedeutenden Schriften kritischer und theoretischer Art.

Heyse ist kein Bahnbrecher und Neuerer; er ist überhaupt keine männlich zeugende, sondern eine weiblich empfangende Natur: nicht er dichtet, sondern etwas in ihm dichtet. Es ist ihm weniger gegeben, ein Menschenschicksal in folgerichtiger Entwicklung sich abspinnen zu lassen, als eine scharfhervortretende Episode herauszuarbeiten, darum ist er ein Meister nicht des Romans, sondern der Novelle. Heyse ist ein frauenhafter Dichter, bei dem die Männer oft zu kurz kommen. Das Conciliante seines Wesens verhindert ihn, die tiefste Tragik auszuschöpfen. Alles Häßliche und Kleinliche erregt dem Schönheitsfrohen peinliches Mißbehagen; er geht ihm deshalb aus dem Wege, um dadurch allerdings zugleich die Grenzen seines Gebiets zu verengern. Als Dramatiker gelangen ihm eigentlich nur die beiden vaterländischen Stücke „Hans Lange“ und „Kolberg“, während er als Lyriker in einigen seiner Gedichte, wie z. B. den Rispetti, auf bedeutender Höhe steht.

Ob man ihn heute preist oder bemängelt, ihn kümmert's nicht; wohl aber frommt es, der jungen Kunst, die die Klippe, sich an das Niedrige und Gemeine wegzuwerfen, noch nicht überwunden hat, in der künstlerischen Vornehmheit Paul Heyses einen Spiegel vorzuhalten, aus dem ihr Schönheit in seltener Fülle entgegenstrahlt.

Dr. **Harry Mayne.**



„Bechstein.“

Nach langem Leiden, aber jenen, die nicht unmittelbar am Krankenlager standen, doch unerwartet ist Karl Bechstein am Nachmittag des 6. März gestorben. Seine reckenhafte Natur hatte immer wieder über die tückische Wassersucht gesiegt, warum sollte nicht auch dieser Anfall überwunden werden? Aber der seelische Widerstand des Vierundsiebzigers war wohl nicht mehr so stark, wie früher, seitdem ihm um die Weihnachtszeit die treue Gefährtin seines arbeitsreichen Lebens in die Ewigkeit vorangegangen war. Nun ist auch der „Meister des deutschen Klavierbaues“ gestorben.

Wie auf manchen anderen Gebieten der Industrie hat auch auf dem des Klavierbaus Deutschland lange zurückstehen müssen, trotzdem die Geschichte unseres beliebtesten und verbreitetsten Instruments zahlreiche Deutsche unter den klangvollsten Namen aufweist, vom großen Gottfried Silbermann an bis zu den Begründern der berühmtesten fremdländischen Häuser: der Erard (Erhard), Pleyel, Pape in Paris, der Steinway (Steinweg) in Amerika. Das englische Haus Broadwood, das den Hammerklavierbau zuerst volkstümlich machte, verdankte wenigstens die Ueberbringung dieser Errungenschaft einem Deutschen, Johann Zumpe.

Für Deutschland selbst aber behielt die Klage, der schon der gelehrte Hamburger Mattheson ingrimmigen Ausdruck geliehen, daß hier nur ausländische Instrumente Anerkennung und reichliche Bezahlung fänden, bis über die Mitte unseres Jahrhunderts Geltung, wo auch noch im Konzertsaal kaum ein deutsches Instrument zu hören war.

So sicher aber neben der uns so oft unheilvoll gewordenen Vorliebe des Deutschen für alles Fremde auch die unglücklichen politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes, das die Arbeit seiner Söhne nicht genug zu schützen vermochte, an diesem Zustande die Schuld trugen, so darf man dabei doch nicht verkennen, daß auch die beteiligten Kreise es an der nötigen Thatkraft fehlen ließen. Man hatte sich so sehr eingeredet, daß in Deutschland nichts zu machen sei, daß der deutsche Unternehmungsgeist, der sich im Ausland so oft glänzend bethätigt hatte, in der Heimat völlig versagte. Das Schlimmste war, daß bei der großen Anpassungsfähigkeit des Deutschen an fremde Verhältnisse die draußen geleistete Arbeit dem heimischen Namen nicht nur keinen Gewinn, sondern auch keine Ehre einbrachte. Um so größer ist das Verdienst jener wenigen Männer, die der Ungunst der Verhältnisse zum Trotz sich emporrangen und dem Ausland, wie der Heimat die Ueberzeugung von der Gleichwertigkeit, ja Ueberlegenheit der deutschen Arbeit aufzwangen.

Ein solcher Pionier des deutschen Welthandels ist für den Klavierbau Karl Bechstein. Daß er es unter den schwierigsten Verhältnissen geworden, steigert noch unsere Achtung.

Das Bechstein'sche Geschäft, heute das riesigste Europas, ist noch keine fünfzig Jahre alt. 1854 eröffnete ein junger Klavierbauer in der Behrenstraße zu Berlin mit einem Tischlergesellen eine kleine Werkstatt, heute bedecken jenes bescheidenen Anfängers Fabriken sechs Morgen Landes, über achthundert Arbeiter

finden in ihnen lohnende Beschäftigung. Drei Vierteljahre hatte es damals gedauert, bis das erste Instrument fertig war, heute verkauft die Firma jährlich 2500 Pianinos und 1500 Flügel. Was das heißen will, veranschaulicht in etwas die für amtliche Zwecke ermittelte Thatsache, daß das verarbeitete Rohmaterial jährlich den Wert von 1400000 Mk., die Arbeitslöhne eine Million Mark übersteigen. Diese Entwicklung vom kleinen Handwerker bis zum weltberühmten Großindustriellen ist durch außergewöhnliche Begabung und sogenanntes „Glück“ allein nicht zu erklären. Nur wo rastloser Fleiß, weitsichtiger Geschäftsgeist, stetiges Streben nach dem Höchsten, größte Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit hinzukommen, kann diese Größe erreicht werden.

Karl Bechstein wurde am 1. Juli 1826 in Gotha geboren. Neigung und ausgesprochene Begabung ließen ihn nach den Lehrjahren in Erfurt in die Dresdener Klavierfabrik von Rosenkranz treten, die er bald mit der Berliner von G. Perau vertauschte. Aber was er hier sah, genügte dem aufstrebenden Arbeiter nicht. So zog er nach Paris, um in den Musterfabriken von Pape und Kriegelstein zu lernen, sodann nach London, um auch über den englischen Klavierbau aus eigener Erfahrung ein Urteil zu gewinnen. Nach mehrjähriger Lehrzeit kam Bechstein dann 1854 nach Berlin zurück.

Sollte er nun hier seine reichen Erfahrungen als Beamter einer Fabrik verwerten, wo er sich dem herkömmlichen Schlendrian fügen mußte? Nein, er wollte, er mußte sein eigener Herr sein, wenn er sein Ziel erreichen wollte. Die Geringfügigkeit der Geldmittel, über die er verfügte, schreckte ihn nicht ab. Er fing eben so klein an, wie es ging. Aber er wollte auch mit den kleinen Mitteln nur Vorzügliches. Denn das Bewußtsein einer unverwüstlichen Gesundheit und unermüdlichen Arbeitskraft war auch ein Kapital, das im Glück der jungen Ehe um so größer erschien. Nach dreivierteljähriger Arbeit sah er die ersten Früchte: zwei Klaviere. Daß sie vor seiner eigenen Kritik standhielten, war ihm nur Ansporn, es mit der größeren Arbeit zu versuchen, eigentliche Konzertflügel von ganz außergewöhnlicher Größe zu bauen. Auf einem solchen spielte Bülow 1856 die h-moll-Sonate seines geliebten Meisters Liszt, die in den musikalischen Kreisen Berlins einen wahren Sturm entfachte. Um so einhelliger war man im Preise des Instruments. Ein Jahr später schon nennt Bülow in einem Briefe an seinen Freund Alexander Ritter Bechstein „den bedeutendsten Flügelmann Deutschlands, obwohl er erst deren drei gebaut hat“.

Der oft gerühmte Scharfblick des klugen Hans hat sich auch hier bewährt. Bald bestätigten Dreyschock, Liszt selbst und nach ihnen zahllose Pianisten das gespendete Lob. Die Aufträge mehrten sich so rasch, daß bereits 1860 größere Fabrikräume nötig wurden, die wieder nach wenigen Jahren nicht mehr ausreichten, bis endlich der riesige Gebäudekomplex zu stande kam, den wir oben erwähnten. Und auch heute noch gelingt es der Fabrik nicht, auf Vorrat zu arbeiten; man ist froh, die laufenden Bestellungen erledigen zu können. Das Ausland ist an diesen in so starkem Maße beteiligt, daß seit 1879 in London ein eigenes Geschäft betrieben werden mußte. An äußeren Ehren fehlte es auch nicht. Bereits die Londoner Ausstellung von 1862 erklärte Bechsteins Fabrikat für das beste deutsche und stellte es in die gleiche Reihe mit den ersten der Welt. Die seitherigen Ausstellungen brachten immer neue und schmeichelhaftere Anerkennungen, wie Bechstein selber mit Orden und Titeln ausgezeichnet wurde.

Aber das alles wäre nur Stückwerk, wäre es Bechstein nicht gelungen, sein **eigenes** Dasein harmonisch auszugestalten, den Vollklang, den seine Instrumente ausströmten, auch im eigenen Thun und Treiben zu bethätigen. Eine Künstlernatur durch und durch, war er nicht nur voll feinsten Musikverständnisses, er legte sich auch eine Gemäldegallerie an, die viele wertvolle Stücke enthält. Die Perle der Sammlung ist vielleicht das Bild ihres Besitzers von Hubert Herkomers Meisterhand. Aber auch ein **Lebenskünstler** war er, der mit den Großen der Gesellschaft ebenso gut umzugehen verstand, wie mit den Größen der Kunst. Manch' einer der letzteren, der prächtige Bülow voran, war ihm trefflicher Freund. Dabei wahrte er selber die vornehme Bescheidenheit des geborenen Edelmanns, und seinen Arbeitern war er stets mehr als Arbeitgeber, war er der „Vater" Bechstein.

Ein reiches Leben, reicher, weil es Mühe und Arbeit gewesen bis ans Ende. Denn Bechstein ist als rechter Thatmensch „in den Sielen" gestorben. Bis ans Ende ruhte die Gesamtleitung des riesigen Geschäftes in seinen Händen. Ein Trost aber ist es, daß mit ihm sein „Werk" nicht untergeht; das ist auf festen Grund gebaut, drei Söhne werden es im Geiste ihres Vaters weiterführen und dafür Sorge tragen, daß der Name „Bechstein" in jeder Hinsicht den guten Klang behält, der ihm heute eignet. Dr. **Karl Storck.**



Die Katakomben der Kapuziner.

(„Jugend von heute." — „Die Tochter des Erasmus." — „Wenn wir Toten erwachen.")

Draußen vor der Porta Nuova von Palermo führt eine kleine Straße zum alten Kapuzinerkloster.

Es hat keinen empfehlenden Stern im Bädecker, das Convento de' Capuccini; es hat keinen berühmten Kreuzgang, keine ragenden Granitsäulen und keine prunkvollen Mosaiken, die das Leben der Madonna in wundervollen Farben schildern. Keine getriebenen Bronzethüren verschließen seine kleine Kapelle; keine wunderthätige Reliquie liegt Gnaden spendend in goldenem Kästchen unter der flackernden ewigen Lampe. Keine große Erinnerung an die Kunst von Byzanz, an die Herrschaft der Mauren weiht seine öden Säle. Kein Heiliger hat darin zur Ehre des Glaubens gelitten; und sein Glöckchen hat nicht, wie jenes andere mitleidlose Glöckchen in der nahen Kuppel von S. Giovanni degli Eremiti das schauerliche Blutbad der Sizilianischen Vesper eingeläutet.

Es ist ein Kloster, so scheint's, wie viele andere Klöster Siziliens und Unteritaliens und lohnt kaum für den des Schauens müden Reisenden, den Weg zu machen vorbei am Armenhaus und dem zur Kaserne umgebauten einstigen

Lustschloß, das Wilhelm der Gütige, der letzte aus Tankreds Stamm, vor sieben Jahrhunderten hier erbaut ...

Die Sonne liegt auf dem schlechten Pflaster des Sträßchens. Schmales grünes Gras bricht zwischen den Steinen hervor. Halbnackte, struppige Vorstadtkinder mit schwarzen, lachenden Augen spielen ihre wilden Spiele die hohen bröckelnden Mauern entlang. Und aus dem nahen wundervollen Orangengarten, der einst zum Park des Lustschlosses La Cuba gehörte, duften die Orangen bis hierher ...

Aber die Einheimischen werden ernst, wenn sie von dem Convento reden. Und den Fremden, die im Hôtel Trinacria schwatzend beim feurigen Sizilianer sitzen, den Blick auf das bunte Leben der Marina gerichtet, schleicht plötzlich ein eisiger Schauer über den Rücken, wenn sie an das stille Kloster der Kapuziner denken und an alle die Toten seiner kühlen dämmrigen Keller ...

Vor zwanzig Jahren hat die italienische Regierung befohlen, daß die toten Palermitaner sollen zur Ruhe gelegt werden, wie alle anderen Sterblichen: unter die Erde. Den Lebendigen auf der herrlichen Insel hat man damals noch nicht allzuviel von Rom aus vorzuschreiben gewagt. Aber den Toten hat man den Weg gesperrt in die Katakomben des Kapuzinerklosters, wo die Leichen ihrer Väter, in Mänteln und Kutten an die hohen Wände gehängt, langsam vertrockneten, bis nur noch bekleidete Skelette mit ein paar Haarbüscheln an den eingesunkenen Schläfen, ein paar lederartige Hautfetzen an Wangen und Händen, zwischen ihresgleichen hingen.

Jetzt dehnt sich hinter dem Kloster der neue Friedhof. Es ist wohl einer der schönsten Gottesäcker der Welt in seiner erhabenen Einfachheit, in seinem sonnigen Frieden. Nirgends überladene Monumente, kein ruhmrediger Prunk, keine Glasperlen und kein Flitter. Nichts von alledem, was sonst so oft die schönen Ruhestätten der Wandermüden im südlichen Italien entweiht. Auch keine Blumen. Nur weiße, flache Steine. Dazwischen ein paar schlichte Kreuze und Urnen. Alles weißer Marmor. Und zwischen dem vielen, weißen Marmor, wie riesige dunkle Pfeile, die unbewegt in den tiefblauen Himmel zielen, die herrlichen schlanken Cypressen, die den alten Heidengöttern heilig waren. Aus den nahen blütenreichen Gärten aber, die dem Leben geweiht sind, strömt ein unbeschreiblich süßer Wohlgeruch über die ernsten Wege; und Schmetterlinge, die sonnentrunken von Garten zu Garten gaukeln, ruhen, in leisem Atmen die Flügel hebend, lebendige Sinnbilder der Unsterblichkeit, auf den schimmernden Kreuzen ...

Unten aber in den Katakomben ist das Bild dasselbe geblieben, wie vor zwanzig Jahren. Keine Hand hat gerührt an die Toten und ihre Stätte. Mancher Schädel ist tiefer herabgesunken auf die Brust; manche Knochenhand hält in den gelben Fingerknochen nur noch ein paar dürre drahtumsponnene Stiele als letztes Restchen eines blühenden Straußes, den ihr vor einem Menschenalter oder mehr die Liebe behutsam zu dem Rosenkranz gesteckt, der die gefalteten Hände zusammenhielt. Aber keiner von all den Hunderten und Aberhunderten von Toten, die da neben- und übereinander an den Wänden der Kellergewölbe mit leeren Augenhöhlen und klaffenden Kiefern ihr stummes Lied der Vergänglichkeit singen, hat sich von seinem Platz bewegt. Ein weißes Schildchen auf der Brust — manchmal sauber gerahmt und mit schönen bunten Initialen geschmückt, wie eine alte Bibel; manchmal mit rohen Schriftzügen ohne Spruch und Schmuck —

belehrt uns, wie sie im Leben geheißen, alle diese stillen, weißen Brüder. Auch wohl welchen Beruf sie ausgeübt, wann sie geboren, wann sie gestorben. Und zuweilen noch, wer um sie getrauert hat, damals vor Jahren, vor vielen, vielen Jahren ...

Außer den Ordensbrüdern und geistlichen Würdenträgern sind es wohl nur die reichen Palermitaner gewesen, die in dieser schauerlichen Gruft ihren Platz bekommen konnten. Die Armen hat man, wie an anderen Orten, auch im Schatten des Monte Pellegrino irgendwo in die fruchtbare Erde gelegt. Aber die Begüterten durften den Schmerz ihrer Hinterbliebenen durch die Grausamkeit mehren. Kinder, die zitternd an der Hand der pietätvollen Mutter, vom Bruder Pförtner mit der Fackel geführt, die dunkle Kellertreppe hinabstiegen, durften mit Entsetzen sehen, wie der tote Vater, der nicht mehr zu ihnen sprach und sich nicht mehr regte, ein immer vergnügteres Gesicht machte. Denn — es ist schauerlich zu sagen, aber jeder, der es gesehen, wird es mir bestätigen — diese Toten scheinen alle zu lachen, zu pfeifen und zu singen. Dicht aneinander gelehnt, alle in den gleichen grauen Kutten, die Köpfe vornüber fallend oder zur Seite geneigt, die Kiefer schief geöffnet — gleichen sie einer Rotte betrunkener Soldaten, die untergefaßt und singend auf den lebendigen Eindringling zuwankt, ihn zu verhöhnen, Händel zu suchen, ihr Mütchen zu kühlen an dem Wehrlosen ...

Die Luft in diesen seltsamen unterirdischen Gewölben, die den Verwesungsprozeß hemmt und die Leichen dieser einst Begüterten langsam austrocknet und dörrt, arbeitet mit einem wahrhaft grimmigen Humor. Der frühgebrochenen Jugend läßt sie die Locken vom Haupte fallen und krümmt ihren Rücken; und zwischen den Ahnherren, die das Leben schon zerbrochen hatte, längst ehe sie der allzulang säumende Tod als Unbrauchbare hieher warf, kommt der Jüngling daher, von dem das vergilbte Brustschild erzählt: „Er starb im Alter von zwanzig Lenzen, und mit den untröstlichen Eltern weinte um ihn seine Braut.“

Als mich damals — es sind ein paar Jahre her — der weißbärtige Pförtner durch diese schauerlichen Hallen des Todes geleitete, sprach er kein Wort zu mir. Und dieser schweigsame Führer, der, selbst schon dem Ende so nah, gleichgiltig die Reihen der singenden Toten entlang leuchtete, machte diesen Gang durch das Todesreich noch schauerlicher und erhöhte den starken Eindruck dieser Gesellschaft bekleideter Skelette, die des Lebens zu spotten schienen.

Vor einem der Hängenden nur blieb er stehen. Der war in eine graue Kutte gekleidet, wie die andern; sein Kopf, tief auf die linke Seite geneigt, schien die Schulter des starkknochigen Toten neben ihm zu suchen, dem die einst violette Priestermütze tief in die Augen gerutscht war. Von seinem Haupte aber war die Kapuze niedergeglitten und — als habe der Tod Ehrfurcht gehabt vor solcher Lebensfülle — fielen ihm die schwarzen Locken noch reich und glänzend über die Stirn und die gelben Backenknochen. Zu seinen Füßen stand ein verstaubtes, reichgesticktes Kästchen mit blinden Metallbeschlägen; und auf dies Kästchen war die Tafel von seiner Brust herabgefallen.

Der alte Mönch, der mich begleitete, deutete auf die Tafel. Ich bückte mich und las: „Luigi ...“ der Nachname war verwischt. Und darunter die Zahlen 1862—1878. Nichts weiter. Der Mönch griff behutsam eine der langen schwarzen Locken und machte mir ein Zeichen, das Haar zu fühlen. Es war

weich und geschmeidig, wie das Haar einer Frau, und schmiegte sich zärtlich an meine warme lebende Hand.

Und mit leisem, mitleidigem Lächeln seinen Greisenkopf wiegend, sagte der alte Mann neben mir nur: „Troppo giovane!“

Dann ging er mit seinen schlürfenden Sandalen weiter. Auf dem ganzen Weg hat er kein Wort mehr gesprochen....

Es hat mir noch lang, lang in den Ohren geklungen dieses: Troppo giovane! Von allen jenen Priestern und geistlichen Würdenträgern, die da unten im Gewölbe des Convento de' Capucini modern, bewahre ich heute kein deutliches Bild mehr; nur der Gesamteindruck der grauenvollen Totenkammer voller weißer Knochen und lachender Schädel ist mir geblieben. Aber jenen einen seh' ich noch immer deutlich vor mir, heute, wie damals; sehe seine schlaffherabhängenden noch mit gelber Haut überzogenen Hände, die nach dem reichgestickten Kästchen zu seinen Füßen zu verlangen scheinen; sehe den müden Kopf mit den leeren Augenhöhlen und den blendend schönen Zähnen, der die Schulter des Nachbars sucht, und spüre noch das reiche, seidenweiche Lockenhaar, das ich damals durch die scheuen Finger gleiten ließ. Und ich höre dicht an meinem Ohr den alten Mann, dem jetzt wohl schon ein schlanker Pinienschatten auf sein weißes, marmornes Häuschen fällt draußen im Garten der Kapuziner, leise und mitleidsvoll in den grauen Bart murmeln: Troppo giovane!

Zu jung! Zu jung!... Es ist die unbarmherzig gemähte Jugend, die uns im Innersten ergreift und erschüttert. Die Jugend ist das Leben; und das Leben, das nur vorwärts drängt und nicht zurückschauen will, ist die Jugend.

Es ist ein unsagbar schauerlicher Anblick, der Jugend von einst heute in ihr zur Leidensfratze verzerrtes Antlitz zu sehen. Es war eine grausame Sitte, die den Sechzehnjährigen nicht der gütig verhüllenden Erde zurückgab und die uns heute das hohnvolle Spiel zeigt, das der Tod in stillem Gewölbe mit dem Frühling der Menschheit treibt...

* * *

Jugend ist Leben. Jugend ist Blühen. Jugend ist Frühling.

Und wenn dieser lebendige, blühende Frühling vergiftet wird, wenn ihn frühes Alter und der Hauch der Verwesung beschleicht, wenn ihm krankhafte Träume seine goldene Zuversicht nehmen und sein schwärmendes Heldentum, dann ist der Schaden für Generationen unermeßlich. Dann zeigt uns die Jugend von gestern leicht das gelbe, vertrocknete Gesicht jener Jugend, die im düstern Klostergewölbe von Palermo tief unter der Erde mit verzerrtem Munde zu lachen und zu singen scheint; jener Jugend, die aus leeren Augenhöhlen spöttisch in eine tote Welt starrt und den Schädel mit den noch immer üppigen Locken kampfmüde auf die Schulter der verschrumpften Nachbarleiche legt.

Den Menschheitsfrühling voller Knospen, voll Hoffnung und Werdedrang, wie ihn die Jugend bedeutet, hat kein Dichter schöner bezeichnet, als Goethe, der aus seiner eigenen olympischen Jugend, die kraftvoll die Speere nach großen Zielen warf, im Alter noch die Weisheit und Erkenntnis schöpfen durfte. Wir müssen in unserer Jugend nichts sein, aber alles werden wollen, hat er gelehrt, und besonders nicht öfters stille stehen und ruhen, als die Notdurft des müden Geistes und Körpers erfordert.

Liegt in diesem knappen, klaren Satz nicht schon alles, was die rechten Wege der Jugend zeigt und ihren thörichten Mißbrauch richtet? Was ist es anders, das zornige Philosophen an der Jugend von heute tadeln und spitzzüngige Satiriker an ihrem müden Gebahren verspotten, als daß die Jugend von heute, den Goetheschen Satz willkürlich verkehrend, nichts werden und alles sein will.

Junge Bürschchen, die noch die Splitter der Schulbänke in den Kleidern haben, schwatzen prahlerisch von ihrer „Leidensgeschichte", vom Martyrium ihres Gehirns. Pomadisierte kleine Gecken, denen krampfhaft ehrgeizige Bankiersfrauen, die in der Rahel-Rolle gastieren möchten, beim ästhetischen Thee erlauben, ihre üblen Kellnerinnen- und Ladenmädchen-Geschichten in cynischer Breite auszukramen, sprechen und „dichten" verächtlich „vom Weibe". Und neurasthenische Bengels, die einen gediegenen Bildungsgang durch sprunghafte Lektüre nervöser Bücher zu ersetzen suchen, spötteln achselzuckend, daß es nicht verlohnt, sein Innerstes der dummen Welt zu zeigen, die einen Sokrates vergiftet und einen Giordano Bruno verbrannt hat ...

Sie alle aber, diese Wurmstichigen, stimmen darin überein, daß sie, frühzeitig mit der Weisheit aller Jahrhunderte getränkt, fertig sind in ihrem erhabenen Urteil über die letzten Geheimnisse der Erde und des Himmels, an die früher die Weisesten mit eisernem Fleiß ein ganzes Leben der Aufopferung und rastlosen Arbeit gesetzt. Hört sie nur urteilen: sie sind alles und wollen nichts mehr werden. Sie betrügen sich selbst um den herrlichen lachenden Menschheitsfrühling, betrügen sich um ihr eigenes Teil an Sonne, Mailuft und Fruchtbarkeit. Und das alles, um vorzeitig in den Augen der verblüfften Mitwelt als Gereifte zu erscheinen, ja mehr als das: als greisenhaft Erfahrene, die den Himmel verleugnen und der unnützen Welt grollend ihre Kräfte versagen.

Zwischen dieser schlottrigen und schnoddrigen Jugend von heute und der Jugend Goethes und Schillers, der Stürmer und Dränger und der Romantiker, liegt eine Kluft von tausend Jahren — so scheint es. Diese Jugend gleicht nicht mehr jenem herrlichen Geiste, der aus seinen Freuden die Erkenntnis und aus seinen Erkenntnissen die Freude nahm. Der prometheische Trotz ist von diesen Früh-Greisen gewichen und hat dem spöttischen, mißachtenden Lächeln Platz gemacht, mit dem zu andern Zeiten nur die Krüppel und Lahmen dem Spiel der Gesunden zugeschaut haben. Ihr Lachen erinnert nicht an jenes helle Siegfriedlachen vor dem Kampf mit Drachen und Riesen; es ist das lautlose, die müden Züge verzerrende Lachen jenes Unglückseligen, den mitten aus dem Leben der Unbesiegbare in den dunklen Kapuzinerkeller warf zwischen tote Würdenträger und modernde Priester und der nun zum Hohn unter dem jugendlich weichen Gelock die trockenen Lippen zerrt ...

Troppo giovane!

* * *

Auf diese Jugend, deren ödes jammervolles Dasein kein Ehrlicher wird leugnen können, auf diese trostlose Jugend, die man fin-de-siècle nannte und die trotzdem in das neue Jahrhundert mit hinüber gebummelt ist, hat der Hamburger Otto Ernst eine Satire schreiben wollen. Das war ein verständiger Gedanke.

Herr Otto Ernst ist Lehrer, hör' ich, und hat somit wohl oft Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß noch gutes, brauchbares Material im jüngsten, noch



nicht flüggen Nachwuchs steckt. Wie die Bazillen des Pessimismus und des Uebermenschentums dieses gute Material später angesteckt, krank gemacht und um Jugend und Kraft betrogen, das mag er — obschon selbst erst in den besten Mannesjahren — schon mit Aerger und Zorn unter seinen Augen erlebt haben. Als er sich hinsetzte, dagegen zu eifern, war er ein zorniger Satiriker; als er befriedigt aufstand von der Arbeit, war er ein zahmer Lustspieldichter. Er hat mit Scorpionen züchtigen wollen, als er begann; und als das fünfaktige Lustspiel fertig war, hatte er nur ein bißchen mit der Peitsche geknallt. Gerade so viel, so laut und so lustig, daß niemand befürchten konnte, er würde einen derben Hieb thun. C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre! In Berlin durfte man davon schon überzeugt sein, ehe sich der Vorhang hob. Denn das Stück erschien im Schauspielhaus. Dort knallt man wohl, aber man schlägt nicht zu. Höchstens mit historisch echten Ritterschwertern auf historisch echte Kettenhemden, unter denen historisch unechte Herzen schlagen oder doch zu schlagen vorgeben.

Dem Stück des Herrn Otto Ernst — er nennt es eine „deutsche Komödie" — ist die Ehre widerfahren, häufig als ernste Satire genommen zu werden. Das verdankt es dem Stoff, nicht der Behandlung. Es ist ihm auch die mehr Gewinn bringende Ehre widerfahren, auf allen größeren Bühnen erscheinen zu dürfen. Das verdankt das Stück der Behandlung des Stoffs, nicht dem Stoff.

Seine Helden kommen nicht aus dem Gewölbe der Kapuziner, wo er das tote, falsche Lächeln dieser früh Vertrockneten studiert hat, sondern aus der Rumpelkammer des immer noch zur Philisterfreude lebendigen Benedix. Aber sie sind mit Geschick zu amüsanten, manchmal sehr lustigen Puppen umgewandelt und modernisiert. Wäre es dem Verfasser geglückt, diese grell humoristischen Figuren auch noch durch einen stärkeren Handlungsfaden zusammenzuhalten, so ginge sein Lustspiel von der „Jugend von heute" auch vielleicht noch über in die Hände der lachenden „Jugend von morgen". Vielleicht —

Die Handlung ist dürftig. Ein junger Mediziner ist in die Hände zweier „Modernen" gefallen, zweier Jünglinge, die — jeder auf seine Weise — die Fertigen posieren. „Und warum soll ich nicht der Weltgeist sein?" sagt der eine von den beiden, der Lyriker, gesprächsweise. Gedacht sind die beiden als — stark karikierte — Typen aus dem Kreise jener Herrchen, die an den Marmortischchen der Kaffeehäuser so gerne die Uebermenschen spielen, mit ihren aus Nietzsches Reichtum gestohlenen Phrasen groß und wichtig thun und vielleicht in seltenen, einsamen Stunden aus einem ekelvollen Einblick in sich selbst und ihre neidgeschwollene Erbärmlichkeit das immer neue Gift nehmen, mit dem sie alles Strebende, Hoffende, Gesunde bespritzen und besudeln. Der eine von beiden, Erich Goßler, ist der Aristokrat im Verachten, der andere, Egon Wolff, der Plebejer. Jener verlangt das Leben wenigstens in gewissen ästhetischen Grenzen nutzlos zerrinnen zu sehen; dieser verachtet alle Form, wie er die Reinlichkeit verachtet. Es ist nicht übel gedacht, daß gerade Goßler, der hyperästhetische reinliche Aristokrat, der Philosoph, der Feind der sauberen Wäsche aber Wolff der Lyriker ist. In dieser Figur des Lyrikers scheint der Verfasser dem Fernerstehenden am meisten zu karikieren. In Wahrheit hält er sich gerade in dieser Figur am meisten nicht nur an das Mögliche, sondern an das vorhandene Vorbild. Dieser Egon Wolff trägt unter dem Beifallsjubel eines verständnisinnigen Kreises das folgende erhebende Gedicht vor:

„Heute drücken mich meine Stiefel.
Der Schmerz bohrt sich
Wie ein Korkzieher
In meine Zehe.
Warum muß ich gerade heute immer an jenes Weib denken,
Das mich so polypenfingerig umklammert hielt
Diese Nacht?
O Liebe! Liebe!!
Du bist das Unklare —
Und Gott ist das Unklare —
Darum bin ich Gott!
Ja — Gott bin ich!
In meiner Linken dampft der blaue Mond,
In meiner Rechten brüllt die Sonne —
Meines Donners Wolken hangen
Schwer herab auf meine Welt!"

Das scheint Wahnsinn. Sogar Wahnsinn ohne Methode. Ist es auch. Und doch wäre aus ganz modernen Sammlungen wohl ein Dutzend solcher Poesieen auszulesen, die genau so ernsthaft gemeint sind und genau so blödsinnig wirken. Die Dichter, in deren Linken der blaue Mond dampft, in deren Rechten die Sonne brüllt, sind die Führer im Zuge der Welt- und Menschenverachtung. Es geht ihnen umgekehrt, wie dem König im „Talisman". Eine heuchlerische Gemeinde behauptet, hinter dem prunkvollen Kleid ihrer Worte auch lebendige Gedanken zu sehen. Die Ehrlichen aber sehen unter den künstlerisch und eitel drapierten Stoffen — nichts, gar nichts. Und einige Abtrünnige wagen das schon zu bekennen. So ist der Zug hinter ihnen — Gott sei gedankt — heute kleiner und unbedeutender geworden. Die Jugend von gestern ist nicht mehr vollzählig unter der Jugend von heute. Mancher ist müde des öden Spiels mit den dampfenden Monden und brüllenden Sonnen und rettet seine allmählich wieder gesundenden Sinne zu verständigeren Zielen.

Die beiden Uebermenschen des Stückes, der eine ein raffinierter, der andere ein naiver Egoist, haben den jungen Helden der Begebenheit, den eben promovierten Mediziner, der durch Fleiß und Forscherglück den Scharlach-Bacillus gefunden, mit ihren verwirrenden Lehren umstrickt. Sie drohen ihn ganz zu verderben und dem schlichten deutschen Bürgerhaus zu entfremden, in dem er geboren und erwachsen, in dem — ohne viel Gerede und Abmachungen als ihm vorherbestimmte Braut — ein liebes frisches deutsches Mädchen aus- und eingeht, wie der Sonnenschein für die beiden Alten. Die beiden Modernen haben mit ihrer neblichen Weisheit dem jungen Unselbständigen Lust und Kraft genommen zur Arbeit. Er ist auf dem Wege, mit den beiden bewunderten Schwätzern sich einzuspinnen in resignierte Weltverachtung und der Welt, die ihm nichts mehr an Freuden zu geben hat, auch die eigene Kraft zu weigern. Da führt ihn — noch rechtzeitig — die Thorheit seines Brüderleins — „schon" Sekundaner ist das Herrchen — zu besseren Aufgaben zurück. Der frühreife Junge hat mit den beiden Modernen die Künstler-Kneipe besucht, in der eine Handvoll Narren in gegenseitiger Beweihräucherung ihr Vergnügen findet. Unter dem Drucke des Alkohols und der verwirrenden Reden hat der unreife Bursche sich zum Ritter einer Matrosendirne aufgeworfen und dabei einen tüchtigen Stich in die Achsel bekommen. Blaß, blutend, halbtot wird er nach Hause getragen. Sein Bruder, der Arzt, empfängt, verbindet und betreut ihn. Und am Bett des Genesenden, der seinem raschen,

kühnen Eingriff das Leben verdankt, findet der junge Mediziner sich selber wieder. Er sieht ein, daß diese beiden Dekadenten ihn, den sie wie einen Schüler behandelt haben, im Herzen glühend beneiden; beneiden um seine Kraft, um seinen noch ungebrochenen Mut, um das Treibende und Gärende in ihm. Ihre geheuchelte Liebe war Haß gegen den Frühling in ihm. Diese beiden Müden, die sich fertig glaubten mit dem Leben und seinen letzten Fragen, hat die Mißgunst verzehrt, daß er noch ein Werdender war; daß ihm das Bewußtsein noch nicht ganz verloren war: ein Werdender zu sein. Denn das Werden und Sich-werdend-fühlen ist der Frühling, ist die Jugend ...

Damit hätte der Satiriker schließen müssen. Aber der Dichter des Familienlustspiels hat noch etwas zu sagen. Regt euch nicht auf, sagt er uns, es geht gut aus. Er geht der Tiefe, die dieser Erkenntnis-Akt verlangt, aus dem Wege, kürzt ihn und flüchtet sich dann in die Breite eines neuen Aktes. Der eine von den Nietzsche-Affen hat sich zum Menschen weiterentwickelt. Er kommt, gesteht, entschuldigt, wünscht Glück zur Verlobung, die natürlich die „deutsche Komödie" beschließt. Wäre sie sonst deutsch? ... Dieser letzte Akt hat mit Kunst nicht mehr viel zu thun. Hübsche Ansätze zur Karikatur in den Bildern der posierenden Uebermenschen, die für die reine Größe des von ihnen verunglimpften Meisters, des Einsiedlers von Sils-Maria, gar kein Gefühl haben, lassen für die Zukunft ihres Schöpfers hoffen.

Und wenn auch der Dichter Otto Ernst, da er die fertigen Akte befriedigt zusammenschob, nur ein zahmer Lustspieldichter war, so war er doch, — wie ich meine — als er sich niedersetzte, ein zorniger Satiriker. Und an denen fehlt's uns. Die traurigen Gestalten, die noch immer den dampfenden blauen Mond in der Linken halten wollen und in der Rechten die brüllende Sonne, und deren Herz doch verschrumpft im lichtlosen Keller der Kapuziner hängt — troppo giovane! — verlangen nach einer Peitsche, die sie austreibt, ehe sie den Garten der Dichtung verwüstet haben mit ihrer unreifen Verachtung alles dessen, was Knospen trägt und Früchte verspricht ...

* * *

Ich habe Goethes schönes Wort citiert, mit dem er von der Höhe reicher Erfahrung die Jugend, ihr Wesen, ihre Grenzen und ihre Größe herrlich definiert. Ich möchte noch ein anderes Wort von ihm anführen, das er zu allen spricht, die von der Jugend Abschied genommen. „Wenn man älter wird", so sagt er, „muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben."

In unserer Zeit, in der die Jugend leider die verderbliche Neigung zeigt, alles Werden und Wachsen zu leugnen und voreilig als Gewordene, Fertige vor uns hinzutreten, nicht als in Fröhlichkeit Suchende, sondern als düster Erkennende, nicht als Vorkämpfer ihrer Ideale, sondern als allwissende Gesetzgeber, muß es eine Freude sein, einem Dichter zu begegnen, dessen Jugend wohl in andere, bessere Zeiten fiel, der aber mit Bewußtsein — wie es Goethe verlangt — gerade auf der Stufe stehen geblieben ist, die seine Jugenderfolge bezeichnete. Wir haben diesen Dichter. Es ist Ernst von Wildenbruch. Es ist schwer, die grellen schreienden Fehler seiner Dichtungen nicht zu sehen; aber es würde schwerer sein, ihn davon zu überzeugen. Er hat den schönen ehrlichen Glauben an sich und sein Werk. Er glaubt nicht an Regeln und Theorieen, sondern an seine Kraft. Mitfortreißen will er, nicht überzeugen. Seine Muse ist die Jugend;

aus der Hand der Jugend nahm er vor zwanzig Jahren die ersten Kränze; der Jugend verdankt er den letzten.

Alle Vorzüge seines Empfindens und Schaffens wurzeln in der goldenen Jugend, von der Grillparzer sagt: ihr Kopf ist rasch, allein das Herz ist gut. Und alle seine Irrtümer wurzeln in der goldenen Jugend. Aber eben deshalb können wir seinem Schaffen nicht gram sein. Wir lassen lächelnd seine Leidenschaft über uns hinbrausen; denn sie kommt, wie der Frühlingssturm. Mag dieser Sturm toben und thörichtes Spiel treiben mit guten, nützlichen Dingen, mag er rütteln an unseren Wohnhäusern und die ersten Blumen knicken, wir wissen: diesen Wilden hat doch der Lenz geschickt und hinter dem Tollen schreitet der liebe Frühling über die Erde. Möge der Frühling kommen, dessen Vorbote im Sturm die Wildenbruchsche Dichtung war ...

Wildenbruchs neues Schauspiel heißt: „Die Tochter des Erasmus." Es hat im Königl. Schauspielhaus einen lärmenden Erfolg gehabt, der an die ersten guten Zeiten des Wildenbruch-Enthusiasmus erinnerte, da die Jugend einmütig zu dem preußischen Dichter stand.

Hier zunächst die Handlung: Erasmus von Rotterdam, der bekannte Humanist, hat in seinem Herzen neben der Wissenschaft nur noch Platz für die Liebe zu seiner Tochter. Die Mutter des Mädchens, die ihm einst alles gegeben in einer schweren Zeit des Kämpfens und Ringens, hat er hinausgestoßen; nicht in die Armut, aber in die Oede. Seine Tochter ist seine Gehilfin geworden bei der Arbeit; aber ihr Herz schlummert noch. Sie kennt nicht Liebe, noch Güte.

In Augsburg sieht sie Ulrich von Hutten. Ihn hat der Kaiser gerade zum Dichter gekrönt; er aber bringt großherzig den Lorbeer zu ihrem Vater, den er, ohne ihn je gesehen zu haben, glühend verehrt. Noch begegnet die Jungfrau dem feurigen, schönen Manne, dem der Ruhm die junge Stirn umglänzt, herb, ja spöttisch. Aber als er sich dann zu Mainz, begeistert von Luthers Flugschriften, in brutaler Energie ihr entgegenstellt, um sie zu verhindern, zuzusehen, wie man die Schriften des Glaubensstreiters verbrennt, da liebt sie ihn in Qualen des Zornes. Und diese Liebe zum Mann giebt ihr endlich die Milde, die Weiblichkeit, den Seelenadel, der ihrem herben, klugen Wesen gefehlt.

Aber gerade in dem Augenblicke, da sie den Geliebten gefunden, trennt sich der Mann ihrer Wahl von dem Vater, den er nicht mehr versteht. Hutten drängt der neuen Zeit entgegen; Erasmus, ängstlich besorgt um seinen Ruhm und seine Führerstellung in der Gelehrtenwelt, zurückschauernd vor der Berührung mit dem Volk, das sein Teil an dem ängstlich behüteten Wissen haben will, versagt sich und seine Kraft der neuen Bewegung. Er sieht in kleinlichem Egoismus nur den Feind in Luther und in Hutten den Vasallen dieses Feindes. Aber sein Kind verliert er in diesem Kampf. Maria, zum Leben und zur Liebe geweckt, folgt dem Geliebten, rettet mit ihm — in ziemlich gewagter, aber wirkungsvoller Scene — das Leben des Wittenberger Doktors, als er den Wormser Reichstag verläßt, trägt Not und Verbannung mit dem Geliebten und kehrt nur noch einmal in das Haus des Vaters zurück — Abschied zu nehmen. Denn seine Liebe zu ihr ist nicht stärker, als sein Haß gegen den Schwärmer, der sogar sein heiliges Gelehrtenhaupt anzugreifen gewagt.

Im Augenblick, da Maria ins Leben wieder hinausfliehen will, empfängt

sie die Nachricht vom Tode Ulrichs von Hutten, und nun zieht sie aus, ihn zu begraben . . .

So Ernst von Wildenbruch. Ganz anders die Geschichte. Die Thaten des historischen Erasmus waren die Thaten der stillen Gelehrtenstube. Sein Handeln war ein Wandern durch die Welt. Bei Fürst und Patrizier, bei den Gelehrten auf den hohen Schulen und den Lernenden, die zu ihren Füßen saßen, war er willkommen und hochverehrt. Aber wenn dieser Erasmus auch seine Streitschriften wie scharfgeschliffene Waffen in den Kampf sandte, er selbst, er als Person, entzog sich dem unreinen Gewühl. Dieser ängstliche, vorsichtige, alles Laute und Rohe verabscheuende Mann ist kein Held für ein Drama. Und gewiß kein Held für ein Drama Wildenbruchs.

Wildenbruch braucht laute Helden, deren Stimmkraft die wogende Menge bändigt, deren eiserne Faust den letzten Trotzigen an die Wand schleudert; Helden, die mit dem Schwert schlagen und von Erde und Himmel die großen donnernden Worte sprechen. So erfand er den Ulrich von Hutten. Ich sage, er erfand ihn. Nicht so hat er ihn erfunden, wie er dem einsamen Erasmus, der in seinem „Lob der Narrheit" all seinen gelehrten, gallenbitteren Spott goß über das Heiraten und das Kinderzeugen, in sorgloser Poetenwillkür die liebliche Tochter gab. Aber der vom Leben besiegte Ulrich von Hutten — den Konrad Ferdinand Meyer in seinem Büchlein von „Huttens letzten Tagen" so ergreifend schön gezeichnet hat — ist im Wildenbruch-Stiel um- und neugeschaffen. Und wie der Dichter dieses berauschenden Festspiels dem historischen Erasmus alle jene feinsarkastischen Züge, die bald an Voltaire, bald an Wieland erinnern, mit rauher Hand abgestreift hat, so hat er den dem Tode nahen Ulrich von Hutten zum Träger der eigenen unverwüstlichen Jugend gemacht. In jene Frühlingszeit, da die Geister erwacht waren, trägt er den eigenen Frühling, den er sich durch Kampf und Sieg und Niederlagen gerettet hat.

Ich bin kein Freund dieser grellen, lauten, mit stärksten Mitteln verlockenden Kunst. Ich stelle auch das neue Werk nicht hoch, wohl aber den Dichter und seinen ehrlichen Glauben an die Kraft. Und in einer Zeit, da die Jugend feig und weltmüde sich abwendet von allem, was knospen und blühen will, und ihr Bild mir immer erscheint in der jammervollen Gestalt jenes armen Jünglings, der mit Stricken an die kahle Wand des palermitanischen Klosterkellers geschnürt zwischen den Leichen von Greisen die welken, erstorbenen Lippen zum Lachen verzieht — in solcher Zeit, meine ich, muß man sich fast freuen, wenn das Publikum den Wert eines Dichters überschätzt, dessen Vorzug und Fehler in der Jugend seiner Gefühle wurzeln, dessen Temperament stets nach blauen Höhen strebt und selbst auf Irrwegen so deutsch, so froh, so ehrlich ist.

* * *

Vom lenzfrohen Bekenntnis eines Ewig-Jungen zum düsteren Abschied eines alten, verstandeskühlen Mannes, der in einem „dramatischen Epilog" die Summe seines Lebens, nein: seiner Werke ziehen will. Von der wortreich dahinbrausenden Leidenschaft zur kühl wägenden Erkenntnis. Von der starkgläubigen Jugend zur skeptischen Untersuchung: was die Jugend wohl wert war. Von Wildenbruch zu Ibsen! Das ist ein kühner Sprung, den nichts rechtfertigt, als der gutgelaunte Zufall, der nur eine knappe Woche verstreichen ließ von dem rauschenden Wildenbruch-Erfolge bis zu dem Abend, da das Ibsensche Alters-



werk „Wenn wir Toten erwachen“ einen mehr von der Ehrfucht vor dem Verfasser, als von der Wirkung des seltsamen Stückes diktierten nicht lauten, aber unwidersprochenen Erfolg gewann.

Ibsen selbst hat jüngst in einer Unterredung den Begriff „Epilog“ für sein Drama eingeschränkt. Nur als Epilog jener Reihe dramatischer Dichtungen, die mit „Nora“ begannen, will er es verstanden wissen. Nun, diese Dichtungen haben nie ein Ganzes gebildet. Wenn sie aber eines Epilogs bedurften, so war der im „Baumeister Solneß“ gegeben.

Denn der ehrgeizige, fleißige Held dieses oft mißverstandenen Stückes läßt sich leicht als eine Personifikation des Dichters selbst denken, der bei allen Erfolgen, die die andern konstatierten, selbst unbefriedigt war von dem, was er erreicht. Die erste Aufgabe des Baumeisters Solneß war es: Kirchen zu bauen. Dann hat er sich das nähere Ziel gesteckt: Wohnhäuser für Menschen. Er wurde bescheidener, sagten die Thoren; er wurde mutiger, sagte er selbst. Da er aber nach den eigenen Plänen das eigene Haus erbaut hat und sich von dem Mädchen, das an ihn glaubt, bewegen läßt, die Fahne des Triumphes selbst auf dem Giebel zu hissen, stürzt er in die Tiefe... Im Herzen das Gefühl der eigenen Schwäche gegenüber dem letzten Größten, zerschellt seine Kraft. Er ist ein großer Baumeister gewesen für alle, die blind, wie Hilde Wangel, an ihn glauben. Aber er selbst hat es gewußt, in ruhigen Stunden, was die Eingeweihten, die nüchternen Beobachter seines Schaffens, sich längst zugeraunt. Er plant den Bau wohl, doch er krönt ihn nicht. Denn er ist nicht schwindelfrei.

Ich weiß nicht, warum die zahlreichen Zergliederer des Ibsenschen Genius und seiner Werke nicht in diesem Werk bereits den „Epilog“ gesehen haben, das letzte Geständnis. Ich ahne noch weniger, warum er selbst das seltsame Drama vom „Baumeister Solneß“ nicht als „dramatischen Epilog“ bezeichnet hat, wenn er denn doch einmal diesen etwas gezierten Untertitel vergeben wollte. Vielleicht giebt eine spätere Forschung, vielleicht giebt noch er selbst darüber Aufschluß. Bis jetzt freilich hat der Magier aus dem Norden — und das giebt seiner Weisheit für mein Empfinden den feinsten charakteristischen Zug — wohl Dramen in reicher Zahl geschrieben, aber er hat niemals über seine Dramen geschrieben. Was sie uns nicht selbst sagen, was ihre Figuren uns nicht in halben Worten andeuten und im Handeln und Leiden nahe legen — er selbst, der Dichter, sagt es uns nicht. Nicht seinen hitzigen Freunden, die ihn eifrig kommentieren; nicht seinen kühlen Feinden, die ihn belächeln. Er ist der Moltke unter den dramatischen Schlachtendenkern.

* * *

Die Handlung dieses neuen Dramas ist, wie stets bei Ibsen, einfach. Der Dichter liebt die gedämpften halben Töne.

Auch die Vorgeschichte — sonst wohl ein langsam und behutsam, mit einziger Kunst entschleiertes Drama im Drama — ist einfach und im Gegensatz zu den Vorgängen des Stückes selbst nicht seltsam, noch befremdlich.

In jungen Jahren, eben erst zum Schöpfer erwacht, hat der Bildhauer Arnold Rubek ein Mädchen geliebt. Als Künstler. Zum hochheiligen Werk der Schöpfung wurde sie ihm, an das sich nur mit anbetenden Gedanken rühren ließ. Sein junges, thörichtes Herz verhüllte der Aberglaube, wenn er sein herrliches Modell in irdischer Sinnlichkeit begehre, so würden seine Gedanken unheilig werden, er würde nicht

die Kraft finden, zu Ende zu schaffen. So hat er damals in fiebernder Selbst-kasteiung das wundervolle Werk vollendet: das reine Weib, wie es am Auf-erstehungstag ohne Verwunderung über Neues, Ungeahntes dem Weckruf folgt.

Sein Werk hat die Welt erobert. Es hat ihn berühmt gemacht. Denn nun kommen die „Aufträge".

Feig, kampfmüde, bequem hat er sich nach jenem ersten großen Sieg von seinem Modell, abgewendet, das ihm den Urquell aller Kraft bedeutet. Er ist ein Philister geworden, ein Philister mit der Sehnsucht im Herzen. Er hat Irene, „das Modell", vergessen wollen und Frau Maja geheiratet, der er noch im Hoch-gefühl seines Triumphes — ganz wie Solneß der kleinen Hilde — die Herrlich-keiten der Welt versprochen und dann doch nichts geben kann. Nichts als Stille, als Langeweile.

Sein Herz und seine Träume hat diese Frau nie besessen; sie weiß das. Sie war eine Weile sein kurz verwöhntes, bald vernachlässigtes Spielzeug, während er ärgerlich für teures Geld seine Porträtbüsten knetete und hinter diese Alltags-Gesichter von frappanter Aehnlichkeit mit grausamem Humor etwas Verstecktes, Heimliches legte, etwas Gehässiges, das die guten Leute nicht entdecken können, die mit begeisterten Mienen diese Steinbildnisse bestaunen.

Da kreuzen zur selben Zeit, am selben Tage zwei Personen den Weg der beiden Einsamen, die in trostloser Ehe hinschleichen; just die beiden Personen, denen sich die Herzen der beiden Wegmüden entgegen sehnen. Jedes in seiner Art. Frau Maja lernt in dem rauhen Bärenjäger Ulfstein, der in den menschen-freien Bergen mit seinen treuen Hunden haust, den robusten, brutalen Thaten-menschen kennen, den sie zum Leben braucht; den herrischen Naturmenschen mit dem Blutgeruch und den groben Händen, der sie lachend auf die einsamen Höhen mitnimmt und dann, da der Sturm kommt, auf starken Armen zu Thal trägt ... Rubek aber findet sie wieder; sie, die er nie hätte verlieren dürfen, die Göttin seiner ersten, seiner besten Werke, die Herrin aller Träume in diesen toten Jahren.

Aber diese Göttin ist eine andere geworden; sie ist damals „gestorben", sagt sie, da er sie verließ. Sie hat im Grabe gelegen, in einer Gruft; und die war vergittert mit Eisenstangen und hatte gepolsterte Wände. Sie spricht nur in wirren, grausigen Bildern von dieser Zeit. Aber die strenge, wortkarge Dia-konissin, die sie überall begleitet, erklärt alles. Bald als ihr Schatten erscheint sie, bald als gütige Helferin, bald als symbolische Gestalt für den Wahnsinn selbst, der die nun Auferstandene so lange gefangen hielt. Und noch immer greift der Wahnsinn an ihre blasse Stirn. Und wenn sie glückhungrig zum Leben erwachen will, erscheint ihr die schwarze Schwester, immer ernst und schweigend, wie das lauernde Schicksal ...

Das Ende ergiebt sich fast von selbst. Das lebenskräftige Paar — der rauhe Jäger und die Frau Professorin — nimmt mutig den Lebenskampf auf. Das andere Paar, der Künstler und seine zu spät gefundene Auferstandene mit der zerrütteten Phantasie, unterliegt. Die Beiden sterben oben im wildzerklüfteten Hochgebirge. Mit jähen Stößen kommt der Sturm. Er nimmt die weiße Lawine mit in den Abgrund; und unter der Lawine begräbt er das kurze heiße Glück der beiden Auferstandenen. Ihre noch einmal kurz und grell aufflackernde Lebens-lust hat den Tod verachtet.

* * *

Und was lehrt dieser dramatische Epilog?

Rubeck, der große, reichbegabte Künstler hat sein Bestes versäumt: die Jugend. Die Kunst ist ihm eine heilige Sache gewesen, und er hat sie nicht zu beschmutzen gewagt mit seinen unreinen menschlichen Begierden. Nun aber, da er stirbt, bekennt er sich zu dem Glauben: ich war ein Asket um eines Phantoms willen. Nicht Entsagen, sondern Genießen ist des Lebens Zweck. Die starke, herrliche Welt meiner Jugend hab' ich zerstört, da ich sie doch nur rein und heilig halten wollte.

.... Und wenn zu Ende des dritten Aktes dieses Epilogs, den ein geistiger Führer der europäischen Litteratur seinen eigenen Dramen schrieb, die die Welt aus dem Schlaf gerüttelt haben, die Lawine niedergeht; wenn es sich weiß und kalt und mitleidslos löst von dem Schneefeld hoch oben am nordischen Fjord und gleitet und wirbelt und mit rasender Schnelligkeit thalwärts fährt; und wenn ich den letzten grausigen seligen Schrei zweier um ihre Jugend Betrogenen höre, die die Lawine tief unten begraben wird, daß erst die Sonne des Frühlings, die den Schnee schmilzt, ihre innig umschlungenen Leichen finden wird — dann muß ich jenes Jünglings denken weit dort unten im Süden.

Wie sagte doch der alte Mönch, der mir im Gewölbe des Kapuzinerklosters die Fackel trug und den vertrockneten jungen Leib zwischen den uralten Würdenträgern, den Kopf mit den langen, seidenen Haaren zwischen den kahlen Schädeln zeigte? Troppo giovane!

Es ist schließlich dasselbe grausame Spiel dort, wie hier. Den harmlos genießenden Sohn einer glücklichen Insel, eines ewigen Frühlings, bricht der Tod in den blühenden Jahren. Und den greisen, klugen Sohn des Nordens hat sich das Leben aufgespart, um ihm am Ende eines Pilgergangs voll Arbeit und Ehren die grausame Erkenntnis zu bringen, daß er tot ist, schon lange, lange tot; und daß das Beste in ihm zerbrach, als er ein Jüngling war. Und damals konnt' er ja nicht ahnen, daß er das Köstlichste hingegeben.

Troppo giovane! **Rudolf Presber.**



Stimmen des In- und Auslandes.



Die Bewohner der Gestirne.

Der berühmte Mathematiker Gauß hat einmal den Vorschlag gemacht, mit den möglicherweise existierenden Mondbewohnern zu korrespondieren, indem man auf meilenweiten Flächen grüne Rasenanlagen oder auch mit Wasser gefüllte Kanäle in Form von geometrischen Figuren, Drei- und Vierecken u. s. w. herstellte; der pythagoräische Lehrsatz, meinte er, habe im ganzen Weltall Geltung,

und wenn die Mondbewohner die so charakteristische Figur, die diesen Satz beweist, auf der Erde plötzlich entdeckten, würden sie daraus ersehen müssen, daß wir mit ihnen eine Verständigung suchen, und in gleicher Weise antworten. Seitdem hat sich die astronomische Wissenschaft freilich von der Unbewohntheit und Unbewohnbarkeit des Mondes überzeugt; aber dafür hat der Glaube an die Existenz menschenähnlicher Geschöpfe auf dem uns nächsten großen Planeten, dem Mars, um so festere Gestalt gewonnen. Der Mars hat eine der Erdkugel sehr ähnliche Konstitution. Er hat Atmosphäre und, wenn auch in weitaus geringerem Maße, atmosphärische Niederschläge. Er hat Wasser und Land, wenn auch als Meere nur zwei auf der südlichen Halbkugel befindliche, das ganze Jahr hindurch mit Wasser gefüllte Becken gedeutet werden können, während die nördliche Halbkugel fast nur aus unfruchtbarer Wüste besteht. Er hat vereiste und verschneite Pole, deren Schmelzwässer im Frühjahr ihr befruchtendes Element an die Wüstenzonen abgeben. Tag und Nacht sind auf dem Mars fast der Erde gleich, denn sie dauern 24 Stunden 39 Minuten 35 Sekunden. Das Marsjahr ist allerdings doppelt so lang als das Erdenjahr, es zählt nämlich 670 Tage, das wären etwa 687 Erdentage. Der wesentlichste Unterschied ist die geringere Schwere, die nur $^1/_3$ der Erdschwere beträgt. Eine Last, die auf der Erde 1000 Kilogramm wiegt, würde auf dem Mars nur das Gewicht von 376 Kilogramm haben; und ein fallender Körper, der bei uns in der ersten Sekunde 5 Meter herabfällt, fiele dort in derselben Zeit nur um 1,8 Meter und würde mit der sanften Geschwindigkeit von 3,6 statt 10 Meter ankommen.

Jedenfalls wären das alles Dinge, die die Möglichkeit der Bewohntheit des Mars nicht ausschlössen, sondern eher wahrscheinlich machten. Und seitdem die berühmten Doppelkanäle, die von Astronomen wie Schiaparelli in Mailand, Flammarion in Paris und denen der kalifornischen Licksternwarte in den letzten Jahren der größten Erdnähe immer deutlicher gesehen wurden, als Leitungskanäle der Polschmelzwässer zu den unfruchtbaren Aequatorgegenden hin gedeutet worden, die viel zu geometrisch konstruiert erschienen, als daß es natürliche, zufällige und nicht künstlich von Technikerhand geschaffene Gebilde sein sollten, gilt das Bewohntsein des Mars für viele als ausgemacht. Demgegenüber rät ein Artikel der katholischen „Stimmen aus Maria-Laach" (Februarheft 1900), die vielfach ausgezeichnete wissenschaftliche Artikel aus der Feder gelehrter Jesuitenpatres bringen, nicht allzu optimistisch zu sein, wie es jene reiche amerikanische Dame war, die am 30. Juni 1891 zu Pau in den Pyrenäen starb und bei dem Institut de France die Summe von 100 000 Frs. deponierte als Belohnung für denjenigen, der den ersten Gedankenaustausch mit den vermuteten Marsbewohnern ermöglichte. Selbst Schiaparelli hat noch 1885 gemeint, eine Erklärung der außergewöhnlichen Erscheinung der zeitweiligen Verdoppelung der sogenannten Marskanäle geben wollen, wäre Vermessenheit; und trotz aller Geneigtheit, die Möglichkeit einzuräumen, daß diese Riesenkanäle, deren Breite bis zu 400 Kilometern mißt, das staunenswerte Werk einer unendlich weit vorgeschrittenen Wasserbautechnik sein könnten, ist auch heute noch der Mailänder Astronom aus seiner Reserve nicht herausgetreten. Der phantastischere Flammarion freilich glaubt ganz bestimmt zu wissen, daß die Marsbewohner nahezu unmaterielle, ätherische, mit zwölf Sinnen begabte, geflügelte Wesen seien, die keinerlei materielle Bedürfnisse mehr haben, da sie gleich den Pflanzen die Nährstoffe direkt aus dem

Boden zu ziehen vermögen, also auch nicht zu essen brauchen. Viel realer ist da schon der deutsche Kurd Laßwitz, der in seinem utopistischen Roman „Auf zwei Planeten" die Marsbewohner als hochentwickelte, in Technik und Wissenschaft, moralischer und sozialer Kultur uns zwar weit überlegene, im übrigen aber durchaus menschenartige Geschöpfe schildert.

Der Artikel der „Stimmen aus Maria Laach" nun meint im Gegensatz zu solchen mehr oder minder haltlosen Utopistereien, daß unter all den Erklärungsversuchen der sog. Marskanäle gerade „der des Eingreifens vernünftiger Wesen als der am allerwenigsten wahrscheinliche dasteht". Hat doch in neuester Zeit ein tüchtiger Astronom Italiens, Dr. Cerulli aus Teramo, der jüngst in einer eigenen Monographie seine Marsbeobachtungen veröffentlichte, sogar die Meinung vertreten, die Kanäle seien das Resultat optischer Täuschungen. „Cerulli wurde auf diesen vielen gewiß recht unangenehmen Gedanken gebracht, als er eines Abends den Mond mittels eines Opernglases betrachtete und bald auf demselben zwischen den einzelnen Fleckengruppen mehr oder weniger feine dunkle Linien wahrnahm, von denen einige in ganz gerader, andere in etwas gekrümmter Linie von einem Fleckensystem zum andern zu verlaufen schienen. Nun verhält sich aber ein Opernglas im Verhältnis zur Sichtbarkeit der Oberfläche des Mondes wie ein großes Fernrohr zu jener des weit entfernteren Planeten Mars. Was waren nun diese ‚Mondkanäle', welche Cerulli in seinem Opernglase sah? Um hinter das Geheimnis zu kommen, genügte es, durch das Fernrohr dieselben Mondgegenden anzuschauen. Da erkannte er, daß jene vermeintlichen Linien von fast geometrischer Genauigkeit nichts anderes waren, als oberflächliche physiologische Verbindungen ganz planlos zerstreuter und verschiedenartiger Gebilde nach gewissen bestimmten Richtungen hin, welche das Auge unwillkürlich zu einem gleichförmigen Ganzen vereinigte. Schiaparelli hat allerdings seine Ausstellung an dieser neuen Auslegung der von ihm zuerst gesehenen Streifen zu machen, allein unmöglich nennt er diese Erklärungsweise ebensowenig wie manche frühere."

Der Schreiber des citierten Artikels hat zwar mit einem Opernglase die Cerullischen Linien nicht sehen können; „aber ebensowenig ist es ihm gelungen, trotz seines Merzschen Aequatorials von 10 Zoll Oeffnung, das also dem Mailänder Achtzöller überlegen sein sollte, die ‚Marskanäle' mit jener Genauigkeit und Schärfe wiederzusehen, wie sie die Marskarten uns zeigen. Wie manchen für die Schiaparellische Entdeckung begeisterten Laien hat er entmutigt vom Fernrohre weggehen sehen, weil er das nicht zu sehen vermochte, was er zu sehen hoffte. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß jene Karten auf Schwindel beruhen; allein man vergißt zu leicht, daß dieselben das Endresultat der Beobachtung vieler Jahre sind, daß man hier (auch wohl mit übertriebener Deutlichkeit) zu einem Gesamtbilde vereinigt hat, was man in den verschiedenen Beobachtungsnächten nur sehr stückweise und verschwommen zu sehen im stande ist. Deshalb hat es auch noch niemand unternommen, jenes Liniensystem etwa durch direkte Photographierung des Planeten uns vor Augen zu führen; es wäre dies einfach ein Ding der Unmöglichkeit."

So kommt er, in Anbetracht dessen, daß Mond und Mars die einzigen Himmelskörper sind, auf denen es mit den gegenwärtigen Hilfsmitteln astronomischer Forschung möglich wäre, Spuren von Leben und Lebewesen zu entdecken, zu dem Schluß:

„Die beobachtende Astronomie hat bis auf den heutigen Tag auch nicht einen sichern Anhaltspunkt, zu behaupten, daß es auf irgend einem Himmelskörper lebende, zumal dem Menschen ähnlich organisierte und mit Vernunft begabte Wesen gebe. Jeder nüchtern denkende Sternforscher wird auf die Frage: Giebt es dort oben solche Wesen? die einfache Antwort geben: Ich weiß es noch nicht! Ignoramus! und man darf wohl kühn wenigstens für die kommenden Jahrzehnte hinzufügen: et ignorabimus! Wir werden es auch so bald nicht wissen!"

Auch das große Fernrohr der Pariser Weltausstellung wird daran nichts ändern. Nach früheren Zeitungsnotizen sollte dieses so stark vergrößern, daß es die Mondfläche dem Auge des Beobachters auf die Entfernung von einem Meter naherücken würde. Wie dieses Märchen von dem einen Meter zu stande gekommen, erklärt der Artikelschreiber. Flammarion war der Urheber der Idee, er schlug schon 1876 die Verfertigung eines großen Hohlspiegels von 3—4 Meter Durchmesser vor, der einem Spiegelteleskop eine achttausendfache Vergrößerung gestatten würde, „den Mond würde man auf ein Dutzend Meilen heranrücken sehen". Drei Jahre später berechnete Flammarion schon die Kosten eines solchen Teleskops auf eine Million Franken, und bei dieser Gelegenheit sprach er nur noch von „ein paar französischen Meilen", um den Vorschlag annehmbarer zu machen. „Wen wird es wundernehmen, daß ein sensationeller Zeitungsschreiber die paar Meilen auf eine Meile, und dann der geschickte Setzer die eine Meile auf einen Meter reduzierte?" Flammarion selbst hat sich später, um nicht als unexakter Forscher zu gelten, genötigt gesehen, in einem Artikel vom Oktober 1892, „Der Mond auf eine Entfernung von 48 Kilometer," gegen die ihm zugeschobene falsche Idee ausdrücklich Verwahrung einzulegen. Ein Meter und 48 000 sind allerdings ein kleiner Unterschied.

Da sich übrigens mit der Vergrößerung eines Himmelskörpers im selben Grade das zur Sichtbarkeit seiner Einzelheiten notwendige Licht vermindert, die Trübungen durch die Atmosphäre, die Wallungen der Luft und die mit ihr verbundenen Verzerrungen des zu beobachtenden Gestirns zunehmen, so ist es sehr fraglich, ob nicht der wirkliche Grad der Vergrößerung des neuen Riesenfernrohrs hinter dem theoretischen um ziemlich die Hälfte zurückbleibt; dann würde dieses nicht mehr leisten, als die bisherigen größten Fernrohre auch, die eine 3—5000fache Vergrößerung gestatten, und den gegen 385 000 Kilometer entfernten Mond auf 100—80 Kilometer naherücken, so „daß ein mit guten Augen versehener Beobachter Gegenstände von der Ausdehnung einer Stadt, eines Domes, vielleicht selbst einer Dorfkirche auf solche Entfernung hin bei günstiger Lage, guter Beleuchtung und durchsichtiger Luft zu sehen, ja selbst als solche, wenigstens ihren Umrissen nach, auch noch zu erkennen vermöchte".

Auf dem Monde hat trotzdem noch niemand auch nur Spuren einer bewußten und geordneten Thätigkeit wahrgenommen. An dieser Erkenntnis wird auch das Riesenfernrohr der Pariser Weltausstellung nichts ändern, daß der Mond nicht nur nicht bewohnt ist, sondern auch nie bewohnt war. Man wird es mit seinem Linsendurchmesser von 1,25 Meter, seinen 60 Metern Brennweite und seinem kolossalen Gewicht von über 20 000 Kilogramm bewundern als das größte der bis jetzt bestehenden, „seine Leistungsfähigkeit wird schwerlich größer

sein, am wenigsten in seiner provisorischen Aufstellung in der trüben Atmosphäre der Pariser Weltausstellung . . . die Frage über das Bewohntsein der Sternenwelt wird es kaum um einen Schritt weiter fördern". F.



Die Urbilder zu Gustav Freytags „Soll und Haben".

Gustav Freytags Romangestalten sind viel zu lebensvoll, als daß der Dichter sie nicht mehr oder weniger porträttreu dem wirklichen Leben abgeschaut haben sollte. Wir wissen von ihm selbst, daß ihm zu den Menschen und Verhältnissen in seinem berühmtesten Buche „Soll und Haben" das Breslauer Kaufhaus Molinari zum Vorbilde gedient hat. Jetzt veröffentlicht ein Magdeburger Kaufmann, Otto Pilet, der im Hause Molinari zu jener Zeit, als Freytag seinen Roman schrieb, Lehrling gewesen, seine Lebenserinnerungen,*) aus denen folgende auf die Urbilder zu „Soll und Haben" bezügliche Stellen allgemein interessieren dürften:

„Das Haus Molinari", so erzählt Herr Pilet, „genoß in der ganzen Handelswelt, wo es nur Verbindungen hatte, ein ungemeines Vertrauen, so daß ihm vorzugsweise Vertrauenssendungen gemacht wurden. Wenn z. B. die Zeit kam, wo das englische Porter von Berclay Perkins u. Co. in London zum Versand kam, so wurde die ganze galizische Kundschaft aufgefordert, ihren Bedarf zu bestellen, ohne daß eine Offerte gemacht oder ein Preis genannt wurde. Bei dem Mangel an Eisenbahnen mußte ein gut organisierter Frachtwagenverkehr den ganzen Versand bewerkstelligen; und die meist deutschen Fuhrherren waren stets mit ganzen Karawanen von Wagen unterwegs zwischen Breslau und Galizien und Ungarn.

Diesen Leuten wurden die wertvollsten Warensendungen für den langwierigen Transport anvertraut, und sie waren dieses Vertrauens auch wert. Ging doch das Vertrauen der Kundschaft zu den bekannten und bewährten Fuhrleuten so weit, daß sie ihnen ihre Geldsendungen an die Firma mit übertrug, namentlich ihnen die schweren Silber-Zwanziger mitgab, um die umständliche Verpackung beim Postversand und das enorm teure Porto zu sparen." . . .

„Das Verhältnis zwischen dem Personal und dem Prinzipal war das für die ersteren denkbar beste und angenehmste. Es wurde von uns erwartet, daß wir tüchtig und sorgfältig arbeiteten, und wir wetteiferten alle darin. Jeder setzte gern sein bestes Können und Wissen für das Geschäft mit Freuden ein und fand seinen schönsten Lohn in der Anerkennung der Prinzipale durch ihre herzgewinnende Freundlichkeit und Güte.

Der Verkehr zwischen den drei Brüdern, sowohl zwischen den beiden älteren, wie mit dem wesentlich jüngeren Stiefbruder, war ein sehr inniger und liebe-

*) Ein Rückblick auf mein Leben. Von Otto Pilet. Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei. Preis 2 Mk.



voller. Sie überboten sich gegenseitig in Liebenswürdigkeit und brüderlicher Zuvorkommenheit eines gegen den anderen selbst in den kleinsten Dingen. So ein kleiner Zug. Zu dem einfachen Frühstück von Butterbroten wurden ab und zu mal Wiener Würstchen geholt, und wenn der Senior, der meist am ersten Appetit darauf hatte, dem Comptoirdiener Karl seine Bestellung auftrug, so rief er stets in das zweite Comptoir: ‚Ottel! Ich lasse dir auch ein Paar mitbringen,' und ‚Loewe, du ißt doch auch!' Dann kam Ottomar sicher in das vordere Zimmer mit den Worten: ‚Nun laß mich aber heute zahlen, Tetsch, du hast schon seit acht Tagen immer gezahlt.' ‚Schon gut,' sagte Theodor und rief dem Karl noch nach: ‚Auch ein Paar für den Pluto.' In dieser Weise verkehrte das brüderliche Kleeblatt stets miteinander." ...

„‚Soll und Haben' erschien im Winter 1854 auf 1855; die ersten Abzüge des Romanes wurden vom Verleger auf Freytags Veranlassung an Molinaris gesandt. Da dies zur Zeit meiner Thätigkeit im Molinarischen Hause geschah, deshalb habe ich gerade besonders Gelegenheit gehabt, den Roman mit seiner wirklichen Grundlage, die Romanfiguren, so weit sie existiert haben, mit den Originalen zu vergleichen.

Freytag war, als er sich 1841/42 als Privatdozent in Breslau niedergelassen hatte, durch den akademischen Klub mit Theodor Molinari bekannt geworden, hatte denselben mit seinem Bruder Ottomar bald schätzen gelernt, und es verband ihn, wie Freytag selbst in den Erinnerungen aus seinem Leben sagt, sehr bald eine feste Männerfreundschaft mit ihnen.

In der Beschreibung des Handelsherrn, groß, mit faltigem Gesicht, mit stehendem Hemdkragen und von sehr englischem Aussehen, giebt Freytag eine kurze aber treffende Zeichnung seines Vorbildes, Theodor Molinari. Im übrigen ist die Romanfigur, abgesehen von der gleichen strengen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit als Kaufmann, eine ganz andere wie dieser, wie selbstverständlich alle Hauptfiguren des Romans, ihre Charaktere und Erlebnisse Freytags gottbegnadete Schöpfungen sind. Als Vorbild der Sabine, auch nur der Erscheinung nach, wurde eine meiner Zeit bereits längere Zeit verheiratete jüngere Schwester der beiden Brüder bezeichnet. Herr von Fink, in dessen ganzem Wesen ich immer eine große Verwandtschaft mit Konrad Bolz in den ‚Journalisten' sehe, hat natürlich so wenig existiert, wie Anton Wohlfahrt und die meisten handelnden Personen, aber die ganze Staffage des alten Patrizierhauses, alle die Nebenpersonen haben wirklich existiert. Mit den Namen selbst treibt Freytag ein niedliches Spiel, wenigstens erkennt es der Wissende. So ist der Vorname des Handelsherrn Schröter T. O., eine Anspielung auf die beiden Brüder Theodor und Ottomar. Die Gemahlin von Theodor Molinari war eine geborene Baronesse Gelbsattel, die er sich aus Lemberg geholt hatte, daher der Name des Barons Rothsattel, und über die Benennung der köstlichen Figur Schmeie Tinkeles ist mir erzählt, daß Freytag eines Tages von Theodor Molinari einen recht jüdisch-polnischen Namen verlangte. Dieser hat ihm das sogenannte Adreßbuch für Galizien übergeben, worin er das Gesuchte finden würde. Freytag entschied sich für den Namen eines Lemberger Kaufmannes Schmeie Minzeles, doch dagegen protestierte Molinari energisch; er solle ihm nicht einen seiner besten Geschäftsfreunde und sehr respektablen Mann so zu sagen verhunzen. Auf Freytags Bemerkung, daß aber gerade der Tonfall

in dem Namen so passend sei, rät er ihm, ihn umzutaufen, und so wurde aus Schmeie Mintzeles Schmeie Tinkeles.

Die Schilderung des alten Hauses, der Eintritt in den großen Hausflur mit dem großen Warenmagazin zur Rechten der breiten Treppe nach den oberen Geschossen, der mächtigen Balkenwage, dem regen Verkehr der Auflader und Hausknechte unter der Herrschaft des den Signierpinsel als Scepter führenden Niederlagsdieners, der genau seiner Erscheinung und seinem Wesen nach geschildert ist, aber nicht Pix, sondern Destner hieß, ist genau der Wirklichkeit entsprechend. Auch der prachtvolle Neufundländer Pluto gehört zum Hause und war immer im Hof und Hausflur oder im Comptoir. Nachts sorgte er mit einem im Hausflur die Wache haltenden Hausknecht für die Sicherheit. Ich möchte die Schilderungen Freytags aus dem Leben und Treiben des Hauses Photographien der Wirklichkeit nennen, so sehr geben sie mir Bekanntes und täglich Gesehenes wieder. Wie der entschiedene Herr Pix sein Urbild hatte, so mag als Vorbild für den missionsgeneigten Herrn Baumann ein anderer der derzeitigen Commis gedient haben, ein Herr Simmchen, ein sehr strenger Katholik, der sein Zimmer mit Heiligenbildern und sogar die Scheiben seiner Zimmerfenster mit Glasmalereien aus der heiligen Geschichte geschmückt hatte. Auf uns drei jüngeren Leute, die wir infolge des guten Rufes, dessen sich die Magdeburger Schule erfreute, in den letzten Jahren aus Magdeburg in das bis dahin auch in seinen Mitarbeitern rein katholische Haus gekommen waren, sah er stets mit einer gewissen Unbehaglichkeit als Ketzer. Ebenso ist die Figur des Buchhalters Liebold, der stets schüchtern und bescheiden, seine ausgesprochene Meinung im Nachsatz fast zurücknahm, unschwer in der ganz ähnlichen Figur des derzeitigen alten, ersten Buchhalters Munsch zu erkennen, der ganz am Ende des hinteren Comptoirs mit seinem Hauptbuch thronte. Köstlich ist auch die Figur des unter dem Namen Braun aufgeführten Agenten eines befreundeten Hamburger Hauses wiedergegeben. Der kleine, behende, etwas starke Herr, der viel mit seinem goldenen Stockknopf gestikulierte und stets neue und interessante Sachen erzählte, war der meiner Zeit schon ältere Herr Speichert, der Vertreter der bekannten Firma H. J. Merck & Co. in Hamburg. Die prächtige, farbenreiche Comptoirscene im Anfang des ersten Bandes ist vollständig naturgetreu, und Verhandlungen, wie sie Herr von Fink mit Schmeie Tinkeles geführt hat, habe ich in dem mir stets zufallenden Verkehr mit den galizischen Geschäftsfreunden oft gehabt und sie in ganz ähnlicher Weise behandelt, wie es Freytag Herrn von Fink thun läßt. Gerade die Bestimmtheit des Willens, das wenige Ablassen vom Preise oder Zulegen zu dem gebotenen, diente dazu, den Ruf der Reellität des Hauses zu stärken, und es gab damals noch eine Kundschaft, die gern und vertrauensvoll kaufte. Zwar mußte gelegentlich, vor allen bei den polnisch-jüdischen Leuten, der Geist des Handelns und Feilschens sein Recht finden, aber es geschah, wie man es bei der Scene zwischen Fink und Schmeie Tinkeles sehen kann, nur in ganz geringem Maßstabe.

Wie so manche kleine Scenen des Romans der Wirklichkeit entnommen sind, davon will ich noch ein Beispiel geben. Ich meine die Scene, in welcher der stets verliebte Herr Specht, der sich mit den Mitgliedern des Quartetts infolge eines Ständchens verfeindet hatte, das Versöhnungsfest mit demselben in der von ihm in seinem Zimmer angelegten Kürbislaube feierte. Leo Molinari

hat mir erzählt, daß sich Freytag sozusagen damit selbst persifliert. Er hatte nämlich in seiner Wohnung am Tauenzienplatz auch den mißglückten Versuch mit einer solchen Laube gemacht und hatte sich von seinen Freunden, die er zu einer Bowle in diese schöne Laube gebeten hatte, tüchtig hänseln lassen müssen. Die im dritten Buch geschilderte Episode, die Reise des Kaufherrn in das aufständische Gebiet, um seine Wagenkarawane mit den Waren zu retten, lehnt sich auch in etwas an ein wirkliches Ereignis an. Theodor Molinari erzählte mir einmal, daß während des ungarischen Aufstandes ein Fuhrmann Thais in die Nähe der Aufständischen gekommen sei und seine Ladung in den Gewölben einer alten Kirche noch teilweise hätte bergen können. Ein Teil war zwar verloren gegangen, aber ein großer Teil war doch durch die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Fuhrleute und Empfänger für die Firma gerettet.

Seit ich in Breslau gewesen bin, hat sich vieles geändert. Von den Personen, die Freytag zum Modell gedient haben, mag kaum noch eine leben. Das alte Patrizierhaus in der Albrechtstraße steht noch ebenso da, aber Todesfälle, Erbteilung und dergl. haben manches anders gestaltet. Die alte Firma existiert und blüht aber noch heute, wenn auch in einer anderen, der heutigen Zeit entsprechenden Weise."



Deutsche Wissenschaft und Macht.

Die Revue de Paris vom 15. Februar d. J. bringt einen sehr lehrreichen Aufsatz von Viktor Bérard, der es unternimmt, Deutschlands Macht aus seinem wissenschaftlichen Geiste zu erklären. Wir können um so mehr daraus lernen, als Bérard zum Ausgangspunkte seiner Erörterungen Englands Urteil über das Anwachsen unserer Macht nimmt, wie es in verschiedenen Reden englischer Staatsmänner, besonders aber in den Berichten der englischen Konsulate in Deutschland sowie einiger „Blaubücher" seinen Niederschlag gefunden hat. Somit erblicken wir unser Wesen gleichsam nach doppelter Spiegelung und Brechung in seine Elemente zerlegt. Bérard stellt zuerst an einigen Beispielen das mächtige Anwachsen des deutschen Welthandels fest, sowie daß dieses Anwachsen nach 1870 eingetreten ist. Er hält auch dafür, daß die Errichtung des Deutschen Reiches damit in ursächlichem Zusammenhange steht. Die Erreichung der Einheit, bis 1870 fast der einzige Traum und Ehrgeiz der Deutschen, ließ ihnen keine Zeit, ihre Kraft auf anderes zu werfen. Die großen Siege hatten dem Volke das unentbehrliche Zutrauen zu sich und die Sicherheit des Auftretens nach außen gegeben. Der Aufwand für Heer und Flotte, so groß er war und ist, hält sich doch nach Bérards Auffassung innerhalb vernünftiger Grenzen, während Frankreich nach seiner Meinung dem Revanchegedanken allzugroße Opfer bringen muß und deshalb auf anderen Gebieten Deutschland unterliegt. Alle Tugenden und Fähigkeiten der Deutschen sind durch die großen Errungenschaften von 1866 und 70 zu freiem Spiele entfaltet, und man dürfe höchstens davon reden, daß der Militarismus sie erzogen, geschult, gestählt habe; geschaffen habe er sie auf

keinen Fall. Aehnlich denkt der Franzose von der Staatsprotektion, über die er sich folgender Aeußerung eines englischen Konsuls anschließt: „Man kann alles, was die deutschen Staatsmänner gethan haben, um den Ehrgeiz ihres Volkes zu stützen und zu leiten, füglich beiseite lassen. Ihre an sich bewunderns- werten Anstrengungen würden vergeblich gewesen sein, wenn sie nicht dieses deutsche Volk in ihren Händen gehabt hätten, das so wunderbar für Handelsunterneh- mungen begabt ist, und diesen deutschen Charakter, den man mit einem Wort defi- nieren könnte: Gründlichkeit (thoroughness). In Geschäftssachen ist er gründ- lich, vollständig. Unzweifelhaft in allen Handelszweigen hat sich Deutschland zur ersten Stellung unter den Handelsvölkern emporgeschwungen durch die Vervoll- kommnung der Methoden ... Ihr Aufschwung in Handel und Gewerbe ist nur der unmittelbare Erfolg ihrer Methoden der Erziehung, der Produktion und der Verteilung.“

In diesen letzten Worten liegt Thema und Disposition des zweiten Teiles von Bérards Aufsatz, der noch bedeutungsvoller ist als der erste. Wenn das Thema der Schulreform alle Kreise bei uns seit den siebziger Jahren und be- sonders seit 1882 in so starkem Maße erregt, so haben wir in den Ausfüh- rungen Bérards und der von ihm benutzten Engländer einmal einen Beweis dafür, wie ungeheuer wichtig dem Auslande diese Bewegung der deutschen Gemüter er- scheint, dann aber auch einen nicht zu verachtenden Maßstab für das Erreichte und Fingerzeig für das zu Erstrebende. Es ist nämlich nach Meinung Bérards und seiner Gewährsleute in Deutschland schon außerordentlich viel dafür gethan, dem Deutschen durch eine vernünftige, den modernen Anforderungen entsprechende Erziehung die Fähigkeiten zu geben, deren er im Kampfe ums Dasein der Völker bedarf. Seine wissenschaftliche Beanlagung, die ihn im allgemeinen Wettbewerb so lange hintenan gehalten hat, erweist sich nunmehr als ein Vorzug. Seine Lust und Gabe, fremde Sprachen zu erlernen und ohne die geringste falsche nationale Eitelkeit im Verkehr mit anderen Völkern zu gebrauchen, sind ihm mächtig zu statten gekommen. Dann aber hat auch seine Neigung, allen Er- scheinungen wissenschaftlich auf den Grund zu gehen, die ihn früher zum un- praktischen Träumer zu prädestinieren schien, die schönsten Früchte getragen. Bérard weist an einigen Industrien nach, wie Deutschland nur darum Frankreich erst eingeholt und dann überflügelt hat, weil es die wissenschaftlichen Methoden der Gewinnung und Verarbeitung zunächst verbesserte. Die praktischen Erfolge konnten dann nicht ausbleiben, Schulen, Hochschulen und Polytechniken leisten in Deutschland nach Meinung der englischen Berichterstatter bedeutend Wertvolleres als die englischen Einrichtungen, und das gleiche, versichert Bérard, gelte gegen- über Frankreich. Er führt eine ganze Reihe von Zeugnissen der englischen Kon- sulate dafür an, daß unsere Realschulen vortrefflich seien, während die Nach- ahmungen, die sie hie und da in England gefunden hatten, weit hinter ihnen zurückblieben. Zuletzt muß hier noch, damit kein Mißverständnis obwaltet, hervor- gehoben werden, daß Bérard gegen die Pflege der humanistischen Bildung an sich nichts einwendet.

E. M.



Stammen die Bonapartes aus Mallorca?

„Das Haus Bonaparte beginnt mit dem 18. Brumaire“, mit diesen stolzen Worten wies Napoleon I. alle diejenigen zurück, die sein Geschlecht, vielleicht um ihm zu schmeicheln, von den römischen Kaisern, von den Paleologos, oder gar von den Bourbonen abstammen lassen wollten; von den Bourbonen unter der wunderlichen Voraussetzung, daß die berühmte „Eiserne Maske“ ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen sei und durch eine Verbindung mit der Tochter seines Wächters Bonaparti das Geschlecht der Bonapartes erzeugt habe, das dann später nach Corsica übergesiedelt sei.

Jetzt behauptet plötzlich die spanische Wochenschrift „Alrededor del mundo“ und führt überzeugende Daten dafür an, daß das Geschlecht der Bonapartes aus Mallorca stamme, dort bedeutende Aemter und Würden innegehabt habe, und daß man das sogenannte „Bonapartehaus“ noch eben in Palma de Mallorca in der Straße de la Palma bewundern könne. Ein schönes Gebäude, in römischem Stile erbaut, das bereits über vier Jahrhunderte zählt.

„Die italienischen Genealogen“, sagt der Artikel in Alrededor del mundo, um seine Behauptung zu verteidigen, „haben niemals etwas unanfechtbar Bestimmtes über die Vorfahren Napoleons anzugeben vermocht; als ältester wird von ihnen Macse Gabriel Buonaparte um das Jahr 1508 angeführt. Die Bonapart' von Mallorca lassen sich bis ins 12. Jahrhundert verfolgen und gehörten zu einem edeln und bekannten Geschlechte.

Der König Don Martin von Aragon belohnte die außergewöhnlichen Dienste des Mallorcaners Hugo Bonapart und ernannte ihn zum Regenten von Corsica. Dieses königliche Dekret vom 23. Juli 1409 befindet sich noch in den Stadtarchiven. Zweifellos ist nun dieser Hugo Bonaparte, allen Italienern und Franzosen zum Trotz, der Begründer der Bonapartes in Corsica, sagt Alrededor del Mundo weiter, umsomehr da uns ein Dokument vorliegt, in welchem der neue Regent am 27. Mai 1419 seinem Bruder Bartolomé, juris utriusque doctor, Vollmacht giebt, alle seine Besitzungen auf Mallorca zu verkaufen, weil er beschlossen habe, mit seiner Gemahlin Juana de Sancis und seinen Söhnen für immer in Corsica zu bleiben.

Der Jesuitenpater Cassan schreibt dem Mallorcanischen Gelehrten Don Jeronimo Alemany im Jahre 1752 aus Corsica: ... „Ich habe auf Ihren Wunsch hin die Archive durchstöbert und gefunden, daß das Haus Bonaparte, für welches Sie sich interessieren, wirklich erst mit dem Regenten Hugo begonnen hat, dessen Söhne Andrés, Hernando und Estehan hier angesehene Aemter bekleideten ... auch eben noch existieren die Bonapartes hier, z. B. Hernan Bonaparte, Carlos Bonaparte u. s. w.“ — — —

Die Familie auf Mallorca ist aber scheinbar um das Jahr 1530 ausgestorben, nachdem die letzten Glieder derselben gleichfalls dort die höchsten Aemter innegehabt haben.

Wie dem nun auch sei, ist man auf den Balearen fest davon überzeugt, in der Familie der Napoleoniden Landsleute zu besitzen, und man rühmt sich,



daß zwei der größten Feldherren der Welt, Hannibal (einer Tradition nach) und der große Napoleon, von den schönen, wellenumrauschten Inseln des Mittelmeeres ihre Abstammung herleiteten. **E. v. Ungern-Sternberg.**



Wie eine Zeitung entsteht und besteht.

Eine hübsche satirische, aber an lebenswahren Zügen reiche Plauderei über eine besondere Abart modernen Gründertums hat Adolphe Brisson unter dem Titel „Les dessous d'un journal" veröffentlicht; und der deutsche Leser, der sich ein wenig um unsere eigenen hauptstädtischen Zeitungsgründungen der letzten zehn oder zwanzig Jahre gekümmert hat, wird in diesen französischen oder richtiger pariserischen Typen und Verhältnissen manche wiederfinden, die er auch in unserer Reichshauptstadt beobachtet hat. Es ist zugleich die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des pariser Boulevardblattes, des in Hunderttausenden von Exemplaren täglich vertriebenen Pfennigblattes, dessen lebensfähigstes Prototyp das bekannte Petit Journal ist.

„Das Publikum," so führt Brisson aus, „das jeden Morgen die Zeitungen liest, kennt die kleinen Geheimnisse nicht, die sie bergen. Es sieht nur das, was man ihm zu zeigen geruht; ich aber möchte ihm sagen, was man ihm verschweigt.

Es giebt unter den Pflastertretern von Paris eine gewisse Anzahl thätiger und ehrgeiziger Männer, deren höchster Wunsch es ist, eine Zeitung zu gründen. Es sind dies weder Litteraten, noch Künstler, noch selbst politische Schriftsteller, sondern zumeist Geschäftsleute, die danach lechzen, binnen wenigen Jahren Einfluß und Vermögen zu gewinnen. Die einen kommen von der Börse und haben sich in Winkelgeschäften und Bankhäusern zweiten Ranges gebildet. Es ist dies eine vortreffliche Schule zur Kenntnis menschlicher Niederträchtigkeit; man lernt da, die Schufte zu entlarven und sie in ihrer eigenen Falle zu fangen. Andere haben ihre Laufbahn als Annoncenagenten begonnen, haben die Zeitung (mittelst einer anständigen Entschädigung) in den Dienst des Handels gestellt und zu Gunsten der Zeitung eine beträchtliche Abgabe von dem Handel erhoben . . . Man braucht dazu Kaltblütigkeit, Verwegenheit, Geschmeidigkeit, Torquemadas Energie mit Talleyrands Verschlagenheit gepaart. Wer eine dieser Campagnen geschickt bestanden und mit heiler Haut sich aus der Affäre zu ziehen gewußt hat, der ist reif, Leiter eines großen Tagesblattes zu werden. Und das ist der Zweck, dem er zustrebt; und er setzt alles in Bewegung, um dieses Ziel zu erreichen . . . er durchforscht den Horizont, um jenen seltenen Vogel zu erjagen, jenes kostbare Wild, das man nennt: die *finanziellen Gründer*.

Denn um ein Organ zu gründen, braucht man Geld. Gewöhnlich genügt ein einziger solcher Gründer nicht; man braucht ihrer fünf oder sechs, die zusammenschießen. Wo aber sie entdecken? Hier zeigt unser Mann sein Genie. Im Laufe seines abenteuerlichen Lebens hatte er Gelegenheit, sich an einigen

sehr reichen Persönlichkeiten zu reiben, deren Vorleben und bürgerliche Stellung, deren geheimen Ehrgeiz, deren Schwächen und Fehler er mit vieler Sorgfalt erforscht hat. Sobald er sie genau genug kennt, klopft er an ihre Thüren.

Zum Ersten sagt er:

‚Sie sind eine der Zierden der Pariser Industrie. Sie haben sich durch dreißigjährige Arbeit die Achtung Ihrer Mitmenschen und materielle Unabhängigkeit gewonnen. Doch Sie sind zu bescheiden, viel zu bescheiden. Sie werden mit Ihrem Stolz abseits stehen bleiben. Während ein Haufe Intriganten sich rührt und nach Gunst und Gnaden jagt, haben Sie nicht einmal das rote Bändchen erreicht, das Sie doch mehr als irgend einer verdienen. Das ist eine Schande. Nun denn, ich, ich verbürge mich, Ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Wie Sie wissen, besitze ich sehr hohe und wichtige Beziehungen. Doch diese Beziehungen sind ungenügend, wenn man nicht das Mittel hat, sich ihrer zu bedienen. Heutzutage erreicht man alles nur durch die Furcht. Ich bin im Begriffe, eine Zeitung zu gründen; geben Sie mir einen Händedruck, und die Minister liegen Ihnen zu Füßen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Sie vor Ablauf eines halben Jahres Ritter der Ehrenlegion und einer der einflußreichsten Männer von Paris sein werden ... Sie wollen Ihre Neigung zur Ruhe vorschützen? Sie fürchten die Aufregungen? ... Tara ta ta! ... Kosten Sie nur erst, und Sie werden bald Geschmack an dem Kampfe gewinnen! Uebrigens, lieber Freund, ist das Ihre Pflicht. Wenn die hervorragenden Persönlichkeiten den Rang, der ihnen gebührt, energischer behaupteten, sähe man nicht so viele Dummköpfe und Schlemmer große Rollen spielen ... Ich verlange von Ihnen nur hunderttausend Francs!‘

Zum Zweiten spricht er:

‚Ich komme, Sie vor einer dringenden Gefahr zu warnen. ... Sie wissen, ich habe überall Zutritt und bin vortrefflich unterrichtet. So weiß ich auch, daß man sich darauf vorbereitet, einen aufsehenerregenden Prozeß gegen Sie anzustrengen. Sie haben bei dem Unternehmen der Emprunts Aléatoires enorme Summen, ungefähr zwanzig Millionen, gewonnen. Man will versuchen, Sie zur Rückgabe dieser Summen zu zwingen. Man hat Spuren eines geheimen Vertrages zwischen Ihnen und dem Vertreter der Gesellschaft aufgefunden. Sie kennen die Richter. Sie verfahren nicht gerade milde mit den Finanziers; sie sind eifersüchtig auf sie und verurteilen sie erbarmungslos. Wenn die Regierung unerbittlich bleibt, ist Ihre Verurteilung so gut wie gewiß ... Es giebt für Sie nur ein Mittel, den Schutz und die Protektion der Minister zu erlangen. Gründen Sie eine Zeitung, die zugleich Ihren persönlichen Interessen und der Regierungspolitik dient. Diese Zeitung muß unwiderstehlich sein, wie eine Bombe auf das Pariser Pflaster fallen, tausend Reklameposaunen müssen ihren Namen von einem Ende des Weltalls zum andern tragen; binnen zwei Monaten muß diese Zeitung, dank solch feuriger Propaganda, bis in die versteckteſten Winkel des Landes dringen und hunderttausend Leser um sich versammeln. Und dann können Sie Ihren Feinden entgegentreten. Die Deputierten werden sich um die Ehre streiten, Ihnen ihre Reden in Abschrift schicken zu dürfen. Und die Minister werden, um Ihren Beistand zu gewinnen, gerne den Gang der Gerechtigkeit ablenken. Doch es gilt, keine Zeit zu verlieren, die Gefahr ist groß ... Ich bin bereit, ich habe den Titel der neuen Zeitung schon bestimmt, wir werden sie Alceste nennen, wenn

Sie nicht den Titel ‚Das gute Recht‘ oder ‚Tugend‘ vorziehn. Mein Personal ist zusammengestellt ... Geben Sie mir eine Million; und dann vorwärts! ... Und keine Furcht! Diese Million wird Ihnen reiche Zinsen tragen.‘

Zum Dritten sagt er:

‚Lieber Freund, Sie haben sich seit einem Jahre sehr verändert. Ihre Farbe ist fahl, Ihr Gesicht mager geworden. Man sieht, wie die Langeweile an Ihnen nagt. Sie brauchen eine Zerstreuung. Stürzen Sie sich in die Welt, besuchen Sie die Theater, die Vergnügungsorte und Modebäder ... Halt! da fällt mir etwas ein: beteiligen Sie sich an der Zeitung, die ich mit großen Kapitalien gründe. Ich überlasse Ihnen meine Loge zu den Premièren. Sie werden mir darin, wenn das Stück der Mühe lohnt, wohl hie und da ein Plätzchen einräumen. Uebrigens bin ich viel zu beschäftigt, um mich mit solchem Kram abzugeben ... Außerdem werden Sie unentgeltlich reisen, was ja auch nicht so gar unangenehm ist ...‘

Und zum Vierten spricht er:

‚Ich komme, Ihnen eine große Freude zu bereiten. Sie sind jung, Sie besitzen Talent. Sie haben einen Monolog für Cadet und eine Komödie geschrieben, die mit vielem Beifall bei Ihrer Frau Mutter aufgeführt wurde. Wollen Sie dramatischer Rezensent der ‚Alceste‘ werden? Nur mache ich Sie aufmerksam, daß diese Rubrik sehr gesucht ist, und zwar von Schriftstellern ersten Ranges. Und einige von diesen werden von meinem Verwaltungsrat aufs kräftigste unterstützt. Ich kann sie nur abschaffen, wenn ich Sie als Associé, als Gesellschafter einführe. Spendieren Sie hunderttausend Francs, ich gebe Ihnen fünfhundert Francs monatlich, das repräsentiert eine sechsprozentige Verzinsung Ihres Geldes, gewiß eine höchst annehmbare Kapitalsanlage. Und niemand wird im stande sein, Sie aus dem Sattel zu heben. Und Sie werden berühmt werden, und die kleinen Schauspielerinnen werden Ihnen die süßesten Blicke und Kußhändchen schicken.‘

Resultat dieser Reden: hier hunderttausend Francs; dort eine Million; hier zweimalhunderttausend; hier hunderttausend. ... Summe: vierzehn hunderttausend Francs. „Die ‚Alceste‘ ist gegründet. In der Nähe der Oper wird ein prächtiges Lokal gemietet, mit vergoldetem Balkon, prunkvollem Schild, Depeschensaal, elektrischen Lampen. Ungeheure Plakate werden an die Mauern geheftet, durchwandeln auf dem Rücken der Sandwichs-Männer die Straßen, blenden die Augen der Vorübergehenden, schmuggeln sich in die Bahnhöfe ein, versteigen sich bis auf die Felsen der Corniche nächst Monaco. Der überbeschäftigte Direktor galoppiert in seinem Wagen umher (denn seit zwei Tagen hält er einen Fiaker). Er korrigiert die Fahnenabzüge, wählt die Lettern, konferiert mit dem Sekretär der Redaktion, empfängt die Annoncenpächter ... Endlich erscheint die ‚Alceste‘ ...

Die **Redaktion** scheidet sich in zwei Teile; in die Redaktion, die Geld ausgiebt, und in die Redaktion, die Geld einträgt. Die erstere bildet die ‚Fassade‘ des Blattes und sichert seinen Erfolg beim Publikum. Berichterstatter, Romanciers, Dichter, Humoristen, Reporter liefern ihre Manuskripte und empfangen ihr Honorar. Geben, immer wieder geben. Nichts ist korrekter. Die Redaktion, die Geld einbringt, ist von anderer Art. Vor allem ist sie fast immer anonym und verhüllt, und bewegt sich zwischen den Coulissen. Sie besteht aus dunklen

Existenzen, aus Maklern, die dem Herrn Direktor ihre nicht immer saubern Vorschläge unterbreiten. Der Herr Direktor erliegt gar oft solchen Versuchungen. Wenn seine Zeitung prosperiert, ist er vorsichtig und läßt sich nur in halbwegs anständige, ihn in keiner Weise kompromittierende Transaktionen ein. Er verkauft seine Oeffentlichkeit, wahrt jedoch den Schein; das heißt, er weiß zwischen die litterarischen Artikel bezahlte Artikel einzuschmuggeln, hinter denen die Reklame sich verbirgt wie die Schlange zwischen Blumen. Dieses Verfahren ist selbst bei den angesehensten Blättern erlaubt, und ich halte es nicht für angezeigt, sich darob zu entrüsten. Wenn aber die Zeitung Geldverluste hat, wenn der Direktor von wütenden Gläubigern, von Papierhändlern, Druckereien und ausgehungerten Redakteuren bestürmt wird, dann öffnet er seine Thür den ärgsten Mitteln; er nimmt mit vollen Händen, was man ihm bringt; er denkt nicht an die Folgen, will nicht daran denken; er sieht nur die Banknote, die am Ende des Monats in seine Kasse fällt und seine Agonie verlängert. Welche Galgenexistenz! Welch furchtbare Anhäufung von Schmach, Ekel und gemeinsten Manövern, aus der der Unglückliche zumeist der öffentlichen und ganz gewiß seiner eigenen Achtung verlustig hervorgeht!

Ich hatte Gelegenheit, für eines dieser elenden und erbärmlichen Blätter zu schreiben und war als leider unbezahlter Redakteur Zeuge der schmählichen Verhandlungen, die sich dort alltäglich abspielten. Das Unternehmen wurde von zwei intelligenten Männern geleitet; der eine, ein feinsinniger Geist, hatte in der Litteratur geglänzt, bis unselige Zufälle ihn in die Welt der Geschäfte stürzten; der andere energisch und unternehmend, eine elegante Persönlichkeit, mit etwas harter Stimme und kurzangebundener Sprache. Die gestempelten Papiere regneten in ihr Kabinett. Regelmäßig vor Mittag erschien der Gerichtsdiener, um die Exekution vorzunehmen. Des Abends fand man den nötigen Tausender. Durch welches Zauberstück gelang es, dieses tägliche Billet auszugraben? Wo fand man es? Das sind Geheimnisse, die ewig ungelöst bleiben werden. In dem Redaktionszimmer zirkulierten die abenteuerlichsten Gerüchte. Man sprach von einem immens reichen Spanier, der diese Summen hergab, um das französische Staatsbürgerrecht zu erlangen. Ein anderes Mal wieder kündigte man an, daß die brasilianische Regierung die Zeitung subventionieren wollte! In Wirklichkeit nahm es, um sich zu erhalten, seine Zuflucht zu weniger chimärischen Mitteln. Es rührte einfach die Skandaltrommel. Ein großer Schuft (ich sehe ihn noch vor mir), eine Art unsauberer Polizist, zu allen Diensten fähig, plünderte aufs gewissenhafteste die Gerichtszeitung. Fand er darin einen Skandalprozeß, der irgend einer Person schaden konnte, dann suchte er diese dabei interessierte Person auf: ‚Zahlen Sie, oder ich veröffentliche in extenso das Protokoll Ihres Prozesses nebst wenig liebenswürdigen und höchst ausführlichen Betrachtungen, und nötigenfalls auch die Plaidoyers Ihres Gegners.‘ Neunmal unter zehn Fällen öffnete der eingeschüchterte Prozeßführer seine Börse, und das Spiel war gewonnen! . . .

All das hat mit Emile de Girardin begonnen. Vor seinem Auftreten kosteten die Zeitungen hundert Francs jährlich, jede Nummer vier Sous, und erschienen in beschränkter Anzahl. Eines schönen Tages hatte Girardin eine geniale Idee. Er hielt sich selbst folgende Rede:

‚Wenn ich mein Blatt in größerer Auflage erscheinen lasse, bleiben die

allgemeinen Verlagskosten dieselben, und folglich verringert sich der Preis für jedes Exemplar. Indem ich mehr Exemplare drucke, mehren sich auch die Annoncen, ich kann sie mir teurer bezahlen lassen: um daher einen größeren Gewinn zu erreichen, genügt es, den Preis der Zeitung herabzusetzen und mich an eine neue Klasse von Lesern zu wenden. Einerseits werde ich, um die gebildeten Leser anzulocken, stückweise Romane veröffentlichen — Roman-Feuilletons; ich werde so weit gehn, Dumas sechzig Centimes für die Zeile zu bezahlen, ohne die Dialogzeilen, die Oho! Ah! die Entsetzlich! und großer Gott! und die Gedankenstrichzeilen auszunehmen. Andererseits werde ich für die Annoncen einen höheren Tarif festsetzen. Die Annoncen sollen die Zeitung zahlen.'

Aus diesem Raisonnement entstand die moderne Zeitung. Girardins Idee hat sich bewährt; sie hat sein Vermögen gemacht und alle diejenigen bereichert, die in seine Fußstapfen getreten sind. Die ehemalige Zeitung zu fünfzehn Centimes liegt im Sterben. Sie wird durch das Blatt zu einem Sou ersetzt, diesen Hai des Journalismus, der bis in die Dörfer dringt, den Lesern nachjagt und Frankreich mit schlechtem Papier überschwemmt. ,Die Annoncen sollen die Zeitung zahlen' — diese Formel haben die Zeitungseigentümer nur zu genau befolgt. Die Journalisten von 1830 sündigten durch ein Uebermaß an Freimut; die des 20. Jahrhunderts sind nicht mehr naiv genug. Ehemals war das Tagesblatt eine Tribüne, von der herab glühende, überzeugte und fast immer selbstlose Stimmen ertönten; es ist zu einem Geschäftshaus geworden, das seine Oeffentlichkeit jedem Besucher verkauft." **A. L.**





„Universität und Theologie.“

Der „Türmer“ bringt im Dezemberheft des laufenden Jahrganges einen Aufsatz über das Thema „Universität und Theologie“, in dem der Verfasser, Herr Siegfried Zeitlers, das Weiterbestehen der theologischen Fakultäten an unsern Hochschulen verteidigt. Er wendet sich in seinen Ausführungen einerseits gegen die von den Vertretern der modernen Wissenschaft, anderseits gegen die von kirchlich-orthodoxer Seite erhobenen Einwände. Auf letztere will ich hier nicht eingehen — meine diesbezügliche Stellung wird sich aus den nachfolgenden Ausführungen von selbst ergeben —, es kommt mir hier nur darauf an, die Einwände der „linken Seite“ gegen seine Behauptungen aufrecht zu erhalten.

Da der Verfasser in seinem Aufsatze sich stets nach zwei Seiten hin zu wehren hat und überdies durch seine gefällige, glatte Darstellung vielfach über die eigentlichen Kernpunkte hinwegzutäuschen weiß, so erscheint es mir zur Klarstellung der Sachlage notwendig, die von der „linken Seite“ erhobenen Einwände noch einmal zu rekapitulieren, um dann eine Beurteilung, *wie* der Herr Verfasser sie „widerlegt“, zu ermöglichen. — Sie lauten: 1) „Der Glaube an das Uebersinnliche, Uebernatürliche ist Gemütssache; mit Wissenschaft hat er nichts zu thun“. 2) Die Theologie ist nicht autonom, sondern heteronom, sie ist a. keine schrankenlose, b. keine voraussetzungslose Wissenschaft.

Was sagt nun der Herr Verfasser dagegen? Hören wir ihn selbst. „Wenn die Theologie eine wahre Wissenschaft sein soll,“ so müssen die kirchlichen Glaubenslehren „in ihren philosophischen und historischen *Voraussetzungen* und Grundlagen . . . auf wissenschaftlichem Wege als glaubhaft, berechtigt und pflichtmäßig dargethan werden,“ so läßt er sich auf S. 305 vernehmen. Indes wir müssen uns noch einmal an den Verfasser selbst wenden, um uns darüber Klarheit zu verschaffen, ob er den Begriff „Wissenschaft“ und „wissenschaftlich“ nicht vielleicht ungewöhnlich weit faßt. Doch nein. Auf S. 306 erklärt er offen, daß nach seiner Ansicht die Theologie mit zu den Wissenschaften gehöre, „deren Stolz die ‚Freiheit des Gewissens im *freien Streben nach der Wahrheit*‘ ist“. Das ist nun freilich ein wenig merkwürdig. Es gehört zum Wesen der wahren Wissenschaft, daß ihr Stolz das „freie Streben nach der Wahrheit“ ist. Wo aber „freies Streben nach der Wahrheit“ herrscht, da giebt es selbstverständlich keine Voraussetzungen. Die Theologie gehört nun auch zu diesen „eigentlichen

Wissenschaften“, trotzdem aber — hat sie Voraussetzungen! Es ist mir mit dem besten Willen nicht möglich, diese verschiedenen Aeußerungen miteinander in Einklang zu bringen. Ob der Herr Verfasser es kann?

Wenn nun — fährt er fort — „der wissenschaftliche Charakter der Theologie . . . bethätigt wird, dann ist die Theologie an nichts anderes gebunden als an die Erscheinungen, deren Grund und Berechtigung unmittelbar oder mittelbar wissenschaftlich nachzuweisen ist“. „An nichts anderes.“ Ganz recht, ja. Aber der Herr Verfasser will uns doch nicht etwa glauben machen, daß damit alle Bedingungen einer „wahren Wissenschaft“ erfüllt seien? Kommt es nicht vielmehr in der Hauptsache darauf an, die Wahrheit dieser Erscheinungen „wissenschaftlich“ nachzuweisen?! Oder wird etwa die Wahrheit einer Sache ohne weiteres dadurch bewiesen, daß man ihren Grund und ihre Berechtigung nachweist?

Dasselbe dürfte, meines Erachtens, für das folgende gelten. Es handelt sich hier offenbar um den Einwand, der Glaube an das Uebersinnliche, Uebernatürliche sei nur Gemütssache, er habe mit der Wissenschaft nichts zu thun. Diesem Einwande sucht Verfasser mit der Angabe zu begegnen, „das Uebernatürliche und Unvernünftige sei am allerwenigsten dem Nachweise seiner thatsächlichen Berechtigung überhoben“. Ja, wenn nur damit zugleich auch der Nachweis seiner Thatsächlichkeit selbst erbracht wäre!

Doch der Herr Verfasser läßt sich nicht daran genügen, die Angriffe der Gegner abzuwehren, er geht auch seinerseits zum Angriff über. Er glaubt da (S. 308) den Vertretern der anderen Wissenszweige vorwerfen zu müssen, daß auch „auf seiten der übrigen Fakultäten sowohl die ‚Voraussetzungslosigkeit‘ als die absolute Schrankenlosigkeit der Forschung nur eine scheinbare“ sei, und beruft sich zum Beweise dafür auf die „Fälle“ Arons, Delbrück und Schiller. Dagegen ist nun zunächst einzuwenden, daß diese „Fälle“ an sich gar nichts beweisen. Gerade in wissenschaftlichen Kreisen werden dieselben fast allgemein bedauert, und man tritt auch hier für größere „Schrankenlosigkeit“ ein. Soll man aber etwa darum, weil man diese beklagenswerten Vorgänge nicht zu verhindern im stande war, nun auch jedes andere, ebenso beklagenswerte Ereignis ruhig mit ansehen, wie hier den Verbleib der theologischen Fakultäten an den Universitäten? Vor allem aber scheint mir der Verfasser eines außer acht gelassen zu haben, daß die „absolute Schrankenlosigkeit“ bei den übrigen Fakultäten nicht durch die Natur der Sache unmöglich gemacht wird, sondern, sofern man ihr glaubt entgegentreten zu müssen, dies nur ein Akt der Selbsterhaltung seitens der Staatsbehörde ist. Anders bei den theologischen Fakultäten. Der Herr Verfasser meint zwar, der Unterschied zwischen einem Einschreiten gegen die „absolute Schrankenlosigkeit“ bei den theologischen Fakultäten und bei den übrigen Fakultäten sei nur der, daß es sich dort um einen Akt der Selbsterhaltung seitens der kirchlichen Disziplinarbehörde, hier um einen solchen seitens der Staatsbehörde handele. So einfach ist aber die Sache doch nicht. Denn die Staatsrechtslehre z. B. würde stets bleiben, was sie ist, wenn auch ein Lehrer derselben bei seinem Studium zu den äußersten Konsequenzen, zum Sozialismus, gelangen würde. Würde dagegen die Theologie wohl bleiben, was sie ist, wenn ihren Lehrern völlige „Schrankenlosigkeit“ eingeräumt würde? Nein. Denn wenn ein Lehrer der Theologie bei seinem Studium zu den äußersten Konsequenzen, das hieße in diesem Falle zum Atheismus und Materialismus gelangen würde, dann wäre es eben nicht mehr

Theologie, was er lehrte. Ja, er brauchte bloß bis zum Pantheismus zu gehen, — als „Theologie“ würde der Herr Verfasser wohl auch dies schwerlich gelten lassen. Der Einwand aber, ein solcher Lehrer der Theologie ginge damit über sein Fach hinaus, er mische sich damit in Dinge, die ihn als Theologen nichts angingen — diesen Einwand darf der Herr Verfasser hiergegen am allerwenigsten erheben, denn in diesem Falle würde ja die Freiheit auf der Universität sich nicht nur für die Hörer, sondern sogar für die Lehrer als „schädlich“ erweisen — wir kämen also auch so zu dem Schlusse, daß das theologische Studium besser in „abgeschlossene und ausschließlich den kirchlichen Behörden unterstehende Seminarien“ verlegt würde! Das wäre denn dasselbe Ergebnis, zu dem die kirchlich-orthodoxen Gegner des Herrn Zeitlers gekommen waren. — Sollten sie in diesem Falle nicht das Richtige getroffen haben? **Alfred Martin.**



Zum Kapitel „Lungenschwindsucht“.

Die Wichtigkeit der im Januarheft von Herrn Dr. Schlegel behandelten Frage, die Heilung der Lungenschwindsucht betreffend, veranlaßt mich, einiges zur Ergänzung der dort gemachten Vorschläge resp. Vorschriften zu sagen. Zwar bin ich nicht Arzt, nicht einmal „kurpfuschender“ Naturarzt; aber meine Beziehungen zu der bösen Krankheit geben mir vielleicht das Recht, machen mir's dann aber auch zur Pflicht, meine Ansichten auszusprechen. Und ich werde hierzu ermutigt durch die prinzipielle Uebereinstimmung, in der ich mich mit Herrn Dr. Schlegel weiß, so daß ich meine Laienmeinung von wissenschaftlicher Seite bestätigt sehe.

Ich bemerke vorweg, daß meine Auslassungen sich besonders auf die noch nicht sehr weit vorgeschrittenen Fälle beziehen. Die von Herrn Dr. Schlegel mitgeteilte Heilung seines Bekannten grenzt ans Wunderbare; und so sehr dieselbe geeignet ist, den Mut der Lungenschwindsucht gegenüber zu heben — ein nicht zu unterschätzendes Moment der Heilung — so darf man sich doch auch wiederum nicht zu sehr in Hoffnung einwiegen lassen und dadurch schwere Versäumnisse begehen. Bei verdächtigen Anzeichen sollte sofort eine genaue Untersuchung vorgenommen werden, da die Heilung der Schwindsucht je später desto schwieriger wird.

Herr Dr. Schlegel wünscht, daß die hygienischen Grundlagen des alltäglichen Lebens unseres Volkes bessere werden, da sonst eine Bekämpfung der fraglichen Krankheit als Volksschaden nicht möglich sei, ja die in den Sanatorien erfolgreich Behandelten nach ihrer Rückkehr zum Teil wieder in den vorigen Zustand zurückfallen würden. Damit ist der Kern der Sache getroffen und zugleich allen, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, ein weites Feld zur Thätigkeit angewiesen. Im besonderen hätte die Baupolizei dahin zu wirken, daß keine Wohnung ohne zugfreie, dauernde Lüftung wäre, ohne welche die Wohn-

ungen der unteren Volksschichten größere Gefahren in sich bergen als die ehemalige Ofenklappe. Lüften nach dem gebräuchlichen Modus ist gefährlich, wo nur ein Zimmer zur Verfügung steht, wie es bei den in dieser Frage besonders in Betracht kommenden untern Volksklassen meistens der Fall ist; und für diese Kreise ist eine gründliche Lüftung nach der gewöhnlichen Weise auch unerschwinglich wegen des damit verbundenen Wärmeverlustes. Also gesetzliche Einführung der zugfreien dauernden Lüftung. Ferner müßten die Aerzte durch Vorträge, die Schulen durch Unterricht und Disziplin den Begriff der Reinlichkeit im Sinne des Wortes — Luft, Hautpflege, körperliche Thätigkeit, Wohnung, Kleidung, Bettung — in das Verständnis und das Gewissen des Volkes pflanzen. Endlich müßte die „Verschwendung“, welche die stillende Mutter, der erwerbende Vater durch Selbstentziehung und Ueberanstrengung begehen, unnötig gemacht werden durch gründliche Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse weiter Volksschichten und in der Zwischenzeit durch wirkungsvollere praktische Unterstützung seitens der Wohlhabenden.

Wird nun auch durch die Besserung der hygienischen Verhältnisse der Lungenschwindsucht mehr und mehr der Boden entzogen, so habe ich doch wenig Hoffnung, daß das ideale Heim für viele trotzdem Befallene auch Heilstätte sein könne. Herr Dr. Schlegel giebt selbst als Grundbedingung zur Heilung den energischen Willen des Kranken, gesund zu werden, an. Dieser Wille muß ein anhaltender sein; denn die Maßnahmen, die er durchzusetzen hat, müssen monatelang fortgeführt werden. Bei manchen Kranken mag sich ein solcher Wille erwecken und erhalten lassen, zumal wenn die Angehörigen ihn mit Hingebung unterstützen. Die rauhe Wirklichkeit zeigt aber in dieser Beziehung ein trübes Bild: Die Kranken sehnen sich wohl nach Genesung; aber Sehnen ist kein Wollen. Die Willenskraft ist gerade durch die Krankheit gelähmt worden. So rafft sich der Kranke wohl einmal auf, aber er fällt bald wieder ab, wenn nicht fort und fort von außen, durch Menschen und Verhältnisse, neue Antriebe und Ermunterung kommen. Die heimischen Verhältnisse aber werden vielfach gerade ungünstig wirken. Bleibt der Kranke in seinem Berufe, so wird dadurch oft eine Hauptquelle des Leidens fortwirken und die Heilung somit unmöglich werden. Oder die Arbeit wird eingestellt, und der Kranke ergeht sich im Freien, so ist er ein Gegenstand des Mitleids, und Beschäftigungslosigkeit oder Einsamkeit wirken niederdrückend auf das Gemüt; beides dazu angethan, der Krankheit Vorschub zu leisten. Und die Angehörigen? Die werden in sehr vielen Fällen nicht die nötige moralische und materielle Hilfe leisten können: Dieselben Umstände, die bei dem befallenen Familiengliede die Krankheit veranlaßten und den Lebensmut darniederdrücken, wirken auch erschlaffend, abstumpfend, lähmend auf seine Umgebung ein. Hingebung und nimmermüde Liebe verkümmern so oft im Elend, oder falls sie doch vorhanden sind, können sie sich nicht bethätigen, weil's am Nötigsten fehlt, an Zeit und an Mitteln.

Ein Versetzen des Kranken in ganz neue Umgebung wird daher in den meisten Fällen nötig sein. Von den Sanatorien ist aber aus den von Herrn Dr. Schlegel angegebenen Gründen für die Mehrzahl der Erkrankten abzusehen. Was dann? Nun, das in dem Beispiel der wunderbaren Heilung angegebene, nur radikaler: Ich rate zur Auswanderung. Die Mehrzahl der Kranken wird sich aus den Industriearbeitern, den kleinen Handwerkern und Beamten rekrutieren.

Diese muß man unter Darlegung der in Frage kommenden Gesichtspunkte und Unterstützung in verschiedener Richtung, auch Fürsorge für ihre etwaige Familie, bestimmen, in ein Land mit mildem Klima zu übersiedeln und dort im land- oder forstwirtschaftlichen Berufe ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Meine Gründe sind folgende:

1) Die völlig neue Umgebung regt neue Lebensenergie an. Der durchweg gesunde Menschenschlag, in den der Ausgewanderte eintritt, hebt den eignen Lebensmut. Die körperliche Beschäftigung, die von Tag zu Tag besser von statten geht, stärkt das Vertrauen zu den noch vorhandenen Kräften und hebt damit die Zuversicht auf Genesung. Der Kranke wird von der selbstquälerischen Beachtung seines Zustandes abgelenkt, während in der Heilanstalt, in einer Umgebung von Kranken und unter vorgeschriebenen Lebensäußerungen, die sämtlich an die Krankheit erinnern, die Beschäftigung mit dem eignen Zustand und dadurch Beunruhigung unvermeidlich sind.

2) Die Einfachheit der Verhältnisse in den in Betracht kommenden Gegenden erleichtert eine Rückkehr zur natürlichen Lebensweise, ja, zwingt in mancher Beziehung dazu. Luft- und Sonnenbäder treten nicht als besondere Kur auf, sondern ergeben sich ungezwungen und anhaltend aus der Beschäftigung, und der Patient wird in ihrer intensiven Durchführung nicht so leicht durch Kulturverhältnisse beschränkt. Gutes Brot, reine Luft, reine Milch, viel Obst u. a. stehen ebenfalls durchaus zur Verfügung.

3) Die durchgreifende Bethätigung der Brust- und Armmuskeln unterstützt die geschwächte Lunge bei der Reinigung der Gewebe und nötigt auf natürlichste und zwangloseste Weise zur energischen Atmung, anhaltender als die ad hoc vorgenommene Atemgymnastik. Die aktive Beteiligung an der Reinigung des Körpers von schädlichen Stoffen kann nicht überschätzt werden; durch sie erst werden reine Luft, gute Nahrung u. s. w. für den Körper wirklich nutzbar gemacht. Die Arbeit der Brust- und Armmuskeln führt den Blutstrom gerade den bedürftigsten Körperteilen am ergiebigsten zu. Ermüdung durch Muskelthätigkeit im Freien ist etwas anderes als Ermüdung durch körperliche Arbeit in geschlossenen Räumen bei schlechter Luft und gezwungener einseitiger Körperhaltung; sie bewirkt wohlthuenden Schlaf und fördert den Appetit; sie vermindert nicht die Kraft, sondern vermehrt sie von Tag zu Tag.

4) Die vorgeschlagene Kur braucht nicht auf wenige Monate beschränkt zu sein. Sie kann den Sommer und Winter hindurch anhalten und so nicht nur zur Heilung führen, sondern zur Gesundung und Festigung des gesamten Organismus, wodurch Rückfälle erschwert werden.

5) Sie ist anwendbar für Tausende.

6) Nur die Reise nach dem Kurort wird teurer; dann aber fallen die Kosten fort.

Findet der Geheilte Geschmack an seiner neuen Beschäftigung und bleibt ihr treu: um so sicherer für ihn die Erhaltung seiner Gesundheit; und falls er Familie hat, zieht diese dem ehedem Aufgegebenen nach und findet bei dem frisch Blühenden ein besseres Heim als das verlassene, welches auch sie vielleicht mit der gleichen tückischen Krankheit bedrohte.

L . . . . . .



Tierquälerei.

Es wird in unseren Tagen über so unendlich viele politische, soziale und volkswirtschaftliche Mißstände gesprochen und geschrieben, und doch geht die Mehrzahl der denkenden und fühlenden Menschen achtlos an einem vielleicht gering erscheinenden und doch vom moralischen Standpunkte aus völlig verwerflichen und jedes weicher und edler veranlagte Gemüt empörenden Uebelstand achtlos vorüber — es ist die Tierquälerei.

Darum sei mir gestattet an dieser Stelle, wo ein freies Wort über eine viel zu wenig besprochene Frage vielleicht willkommen sein dürfte, mein volles Herz auszuschütten.

Es würde mich unendlich glücklich machen, wenn diese Zeilen da und dort nicht nur Zustimmung, sondern auch thatkräftige Unterstützung finden würden.

Unstreitig ist eine der größten Unvollkommenheiten dieser unvollkommenen Welt jenes Prinzip unerhörter Grausamkeit, demzufolge die Erhaltung der Kreaturen durch ihre ewige, wechselseitige Vernichtung bedingt ist, das Leben sich vom Tode ringen, das Dasein aus dem Untergange entstehen muß. Solange die Welt besteht, dient das Insekt zur Ernährung des Vogels, der Vogel dem Raubtier zur Nahrung — solange die Welt besteht, tränkt täglich das rote Blut der Rinder die Erde, wird täglich das Schaf zur Schlachtbank geführt, um dem Menschen Nahrung zu geben. Das ist Naturgesetz. Nun frage ich: Ist's nicht genug an der furchtbaren Thatsache, daß wir die unschuldige Kreatur hinmorden müssen um unserer Erhaltung willen? Dürfen wir sie darum auch quälen, hetzen und langsam zu Tode martern?

Wie zieht's mir das Herz oft zusammen, wenn ich sie sehe, all diese armen abgearbeiteten Geschöpfe, ins Joch gespannt jahraus jahrein, überlastet, daß sie oft fast zusammenbrechen, gestoßen, mit rohen Schlägen traktiert und in jeder erdenklichen Weise gemißhandelt!

So fristen sie ihr elendes Dasein, hilflos in die Hände roher Menschen gegeben, ausgenützt bis zum äußersten; und sind sie alt und nutzlos geworden, so dürfen sie ihre morschen, zerarbeiteten Knochen auf den Schindanger tragen! Also handelt die „Krone der Schöpfung" an hilflosen Kreaturen, über denen doch auch die Hand eines allmächtigen Schöpfers waltet!

Ich sage nicht, daß es immer und überall so ist; doch braucht man nur mit offenen Augen durch Stadt und Land zu gehen, so wird man täglich und stündlich Beispiele rohester Tierquälereien vor Augen haben.

Geht auf die Jahrmärkte und seht euch die armen alten Mähren an, die tagaus tagein, in ein enges Loch gepferdcht, die Karusselle drehen müssen. Betrachtet euch die armen, struppigen, halbverhungernden Aeffchen umherziehender Zigeuner, an deren glanzlosen Augen und müden Bewegungen man nur zu deutlich die tausend erduldeten Mißhandlungen erkennt. Geht in die Menagerien und seht, was dort aus den stolzen, freien Bewohnern der Urwälder und Wüsten geworden ist, wie sie sich apathisch und schwerfällig, oft mit geblendeten Augen, in schwere Ketten gelegt und schlecht genährt, in ihren engen Käfigen bewegen. Denkt an die Tausende von bunten Vögelchen, die jährlich der Putzsucht unserer

Damenwelt zum Opfer fallen, so wird euch vielleicht klar werden, daß das sogenannte Zeitalter der Humanität noch unendlich viel zu erstreben und zu erreichen hat. Was Tierisches und Niedriges im Menschen ist, was der selbstherrliche Menschengeist an Roheit und Gemeinheit in sich birgt, das erkennt man schaudernd an der Behandlung, die zahllose Menschen schutzlos ihnen überantworteten Mitgeschöpfen angedeihen lassen. Wir erbauen Versorgungsanstalten und Krankenhäuser; wir suchen die Volksmoral zu heben und sorgen für rationelle Volkserziehung; das ist gewiß schön und groß, aber laßt uns nicht ganz vergessen, daß es außer dem Menschen noch Kreaturen gibt, die, wenn sie auch weit unter ihm stehen, doch aus der Hand des gleichen Schöpfers hervorgegangen sind und ein Recht haben auf unsere Barmherzigkeit.

Ich möchte nicht mißverstanden werden: Keine nutzlose Utopie möchte ich hier verfechten und auch nicht für undurchführbare Weltverbesserungstheorien plaidieren. Ich will einfach auf einen schweren Uebelstand hindeuten, der meines Erachtens nach dadurch vielleicht gebessert werden könnte, daß unsere Kinder in Haus, Kirche und Schule mit weit mehr Nachdruck als bisher darüber belehrt werden, welcher Roheit, ja welch schwerer Sünde sie sich durch Tierquälereien schuldig machen; daß die diesbezüglichen Gesetze mit unerbittlicher Strenge gehandhabt und womöglich noch verschärft werden, und daß die bestehenden Tierschutzvereine weit größere Verbreitung und Bedeutung gewinnen möchten als bisher.

Dann wird vielleicht doch eine Zeit kommen, in der ein Strahl des göttlichen Funkens, der, Gott sei's gedankt, noch in jeder Menschenbrust schlummert, auch auf die gequälte Tierwelt entfällt, und etwas mehr Barmherzigkeit herrscht anstatt der waltenden Grausamkeit. Bis dann einst der große Tag kommt, an dem es keine Thränen und kein Elend, keinen Tod und keine Vernichtung und auch kein Seufzen der niedrigen Kreatur mehr gibt, sondern aller Jammer dieses Erdenlebens sich auflöst in eine einzige, große, ewige Harmonie. **v. F.**



Für das Schriftstellerheim

sind aus dem Leserkreise des „Türmers" wieder eingegangen

Mk. 20.— von J. G., Friedrich-Wilhelmstr. 8, Berlin,

die der Unterzeichnete mit bestem Danke bestätigt.

Der Gesamtertrag der Sammlung dürfte in diesem Monat

Mk. 20000

erreichen. Ich wiederhole meine Bitte um Beiträge. Der kleinste ist willkommen. Für den auf etwa 25—30 Insassen berechneten Bau und dessen innere Ausstattung werden etwa 150000 Mk. nötig sein. Beiträge können an den Verlag des „Türmers" oder an den Unterzeichneten gesandt werden.

Gr.-Lichterfelde b. Berlin, 5. April 1900. **Otto von Leixner.**





Einige Selbstverständlichkeiten über Kunst und Strafgesetz. — Falsche Töne. — Zur Kennzeichnung der Lage. — Viel Lärm um nichts. — Die berufenen Richter. — Auch eine sittliche Anschauung.

In der „Rundschau“ dieses Heftes spricht Meister Rosegger als Künstler über die sogenannte Lex Heinze, ein anderer Mitarbeiter erörtert sie dort vom Standpunkte des praktischen Politikers aus. Hier sei es mir gestattet, mit einigen schlichten, mehr thatsächlichen Feststellungen als theoretischen Ausführungen die Frage zu beleuchten.

Es ist ganz selbstverständlich, daß jeder anständige Mensch — und zu dieser Gattung dürfen wir doch auch unsere Dichter, Schriftsteller und Künstler im allgemeinen wohl noch rechnen — die Verbreitung schamloser und gemeiner Darstellungen in Bild, Schrift und Wort entschieden verurteilt und verurteilen muß und nicht das mindeste dagegen hat und haben kann, daß der Staat die Verüber solchen Unfugs energisch zur Rechenschaft zieht. Deshalb ist es doch ein sehr sonderbares Verfahren, wenn allen denjenigen, die sich gegen die beabsichtigte Kleiderordnung für die Kunst wenden, untergeschoben wird, sie begünstigten das Schamlose und Gemeine oder aber sie seien so dumm oder so oberflächlich, daß sie nicht einmal wüßten, um was es sich handelt, und sich von bösen Buben irre führen ließen. Diese letzte besonders beliebte Fiktion und Verlegenheitsauskunft gegenüber den unantastbaren Namen und Persönlichkeiten, die sich an dem Widerstande gegen die Vorlage beteiligen, ist nun vollends lächerlich. Als ob die Intelligenz, der natürliche Scharfsinn, die dialektische Schulung der in Mitleidenschaft gezogenen Kreise sich nicht einmal zum richtigen Verständnisse des Inhalts und der Tragweite eines Gesetzesparagraphen aufzuschwingen vermöchten! Man denke, ein Mann, der dazu nicht im stande wäre, sollte die notwendige Entwicklung eines dramatischen Charakters mit allen Mitteln zwingender Logik und psychologischer Dialektik durchführen! Ein absurder Gedanke!

Es ist aber weiter selbstverständlich, daß ein Gesetz, in dessen Geltungsbereich die Werke der wirklichen, ernsten, ehrlichen Kunst und Wissenschaft ausdrücklich einbezogen worden sind — und zwar durch Ablehnung eines das Gegenteil feststellenden Antrags — es ist selbstverständlich, daß ein solches Gesetz auch dazu bestimmt ist und dazu angewandt werden kann und wird, der Kunst, im Widerspruch zu den in ihr selbst liegenden Gesetzen und im Interesse irgend welcher außerhalb ihrer selbst liegenden „Versittlichungs"-Bestrebungen Gewalt anzuthun. Ein solches Gesetz ist aber eines Kulturvolkes unwürdig, es zeugt von völliger ästhetischer Unbildung, geradezu von mangelhafter allgemeiner Bildung seiner Urheber. Denn jedem Gebildeten sollte die bisher noch nie ernstlich bestrittene Wahrheit in Fleisch und Blut übergegangen sein: daß die Kunst die Menschheit nur dann auch sittlich erziehen kann, wenn sie den in ihr selbst liegenden Gesetzen folgt.

Daß die Lex Heinze ihre Spitze vornehmlich auch gegen diese echte, ernste Kunst richtet, wird weiter durch die Thatsache bekräftigt, daß es an Handhaben gegen die volksverderbliche, verlogene und giftige Nicht- und Afterkunst durchaus nicht fehlt. Wenn von diesen vorhandenen gesetzlichen Mitteln aus irgend welchen nicht ersichtlichen Gründen nicht genügend Gebrauch gemacht wird, so ist das doch wahrhaftig noch kein Beweis für die Notwendigkeit neuer, mindestens zweischneidiger Bestimmungen. Warum hat man denn die gänzlich fraglosen, einer Deutung schon gar nicht mehr fähigen „Entkleidungs-", die „Endlich-Allein"-Scenen &c. geduldet? Warum die jedes künstlerischen Wertes entbehrenden Mutoskope mit ihren nichtsnutzigen, jedem Kinde zugänglichen Schaustellungen? Warum die gemeinen, eindeutigen Gassenhauer in den Variétés? Warum die unzüchtigen, nicht nur unkeuschen Tänze der Geschwister Barrison? Ja, warum duldet man noch so manches, manches andere und wird es dulden auch weiterhin? Warum? Ich weiß es nicht; vielleicht weil die Welt nun einmal so unvollkommen ist. Aber dann soll man sich doch nicht gerade an der Kunst schadlos halten wollen!

Ja, wenn es in Wirklichkeit den „Normalmenschen" gäbe, dessen „Schamgefühl" nach des Reichskanzlers Darlegung für die Handhabung des Gesetzes maßgebend sein soll, dann könnte man den Paragraphen ruhig Gesetz werden lassen. Aber wo ist dieser „Normalmensch" zu finden? In welcher Gesellschaftsklasse? Denn es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Begriffe über das, was „schamlos" und was nicht „schamlos" ist, schon in den verschiedenen Gesellschaftsklassen sehr verschieden sind, daß z. B. der „naive" Sinn des Landvolkes an der künstlerischen Darstellung des Nackten viel leichter Anstoß nimmt als der Gebildete, sofern dieser das „Aergernis" nicht etwa geflissentlich sucht.

Wie die Dinge liegen, bleibt also die Thatsache bestehen, daß der betreffende Paragraph die Werke der Kunst der willkürlichen Entscheidung eines

subjektiven Gefühls ausliefert, das so zart, so differenziert, bei verschiedenen Menschen so verschieden ist, wie kaum ein anderes. Der Richter wird, in der besten Absicht, gerade um „objektiv“ zu sein, häufig gar nicht einmal seinem eigenen, vielleicht im gegebenen Falle geklärteren Gefühle folgen, sondern dem der Denunzianten. Er wird folgern: wenn die und die „glaubwürdigen“ Personen erklären, daß ihr „Schamgefühl gröblich verletzt“ worden sei, so muß das wohl an dem betreffenden Kunstwerke gelegen haben.

Warum hat man denn den Zusatz abgelehnt, in dem ausgesprochen wurde, daß die neue Bestimmung sich nicht auf Werke der wirklichen Kunst bezieht? Alle die Erscheinungen, die zur Begründung des Paragraphen im Parlament und in der Presse ausgeführt wurden, haben ja mit der Kunst gar nichts zu schaffen. Warum also hat man sich ausdrücklich ausbedingen wollen, den Paragraphen auch gegen die Kunst anzuwenden? Warum?

* * *

Eben diese Frage haben sich auch unsere Dichter, Künstler u. s. w. vorgelegt, und die Antwort, die sie darauf gefunden haben, hat sie veranlaßt, sich zum Widerstande zu organisieren. Es sind unsere führenden Geister in Litteratur, Kunst und Wissenschaft darunter. Und diese Männer scheinen mir für die Beurteilung der Materie denn doch maßgebender als — viele andere. Je berechtigter aber die Bewegung, um so strenger sollte sie darauf bedacht sein, in den gegebenen Grenzen zu bleiben. Leider ist diese Forderung nicht immer erfüllt worden. In mehreren der Protestversammlungen sind auch falsche Töne laut geworden, politische Phrasen, die mit dem Gegenstande gar nichts zu thun haben. Die Bewegung darf nicht dazu mißbraucht werden, irgend welchen politischen Parteiinteressen Vorschub zu leisten. Dazu scheint aber auf gewisser Seite nicht geringe Neigung vorhanden. Wird dieser Neigung nachgegeben, dann müssen sich alle die, für die es sich hier ausschließlich um ein ideales, ein Kunst- und Kulturinteresse handelt — und zu diesen zählt sich ganz ausdrücklich auch der Türmer — von einer derart verfälschten Bewegung zurückziehen.

Weiter thäte man sehr wohl daran, sich nicht an Klagen und Angriffen gegen andere genügen zu lassen, sondern auch in den eigenen Kreisen Musterung zu halten, im eigenen Lager auf Reinlichkeit zu achten. Es klagen und schreien da gar manche mit, denen es thatsächlich nur um eine „Freiheit“ zu thun ist, die von andern Zügellosigkeit genannt wird. Nicht deshalb sind Männer wie Menzel, Mommsen u. a. auf den Kampfplatz getreten, um der Gemeinheit einen Freibrief zu erwirken.

* * *

Man denke etwa an die Wirksamkeit der die Straßen der Reichshauptstadt durchstreifenden „Kunstpatrouille“, der bereits Böcklins „Spiel der Wellen“ — allerdings nur auf kurze Zeit — zum Opfer gefallen war; an das Walten des Rotstifts bei der Theatercensur; an die mancherlei interessanten Sentenzen, die an Gerichtsstelle und sonst von Gerichtspersonen über Kunst zum

allgemeinen Besten gegeben wurden, und man wird gestehen müssen, daß es ihr doch schon heute an wachsamer Fürsorge wahrlich nicht mangelt. Als vor einer Reihe von Jahren in einem Leipziger Litteraturprozeß einer der angeklagten Schriftsteller sich auf Hebbel berief, bekundete der Staatsanwalt ein ungemein lebhaftes litterarhistorisches Interesse durch die eifrige Frage: „Lebt der auch in Leipzig?" Leider war der „unsittliche" Verfasser der „Judith", der „Maria Magdalena", der „Nibelungen" ꝛc. nicht mehr gerichtlich herbeizuschaffen, sonst —! Ein Kollege jenes Herrn gab sein Votum über Goethes „Der Gott und die Bajadere" gelegentlich dahin ab, daß er dieses Gedicht, wenn es jetzt geschrieben würde, zweifellos konfiszieren müßte. Und Shakespeare, der arge Shakespeare gar mit seinen „das" Schamgefühl so „gröblich verletzenden" Derbheiten — wo bliebe der wohl?! —

Ja, wenn man einen Paragraphen formulieren wollte, auf Grund dessen man gegen die breit und behaglich ausgesponnene Schilderung gewisser bestialischer Verbrechen in unseren Tagesblättern vorgehen könnte! Aber ich fürchte, dagegen würde auch der Kunstparagraph der Lex Heinze nicht verfangen. Auch hat bisher von irgendwelchen praktischen Versuchen gegen diese wirklich schamlosen und phantasievergiftenden Stilübungen noch nichts verlautet. Und wir haben doch den „Groben Unfug"!

* * *

Das Komische bei der ganzen Sache ist, daß selten so wenig Grund vorgelegen hat, über „Nacktheit" der Kunst Klage zu führen, wie gerade jetzt. Kümmerten sich die Heißsporne des Kunstparagraphen nur ein ganz klein wenig um die Kunst, so müßten sie wissen, daß sie sich jetzt im allgemeinen einer sehr „angezogenen" Darstellungsweise befleißigt, daß jedenfalls das Nackte durchaus nicht vorherrscht. Ebenso scheinen die Herren in dem Glauben zu leben, daß unsere Litteratur noch unter dem Zeichen des „Naturalismus" steht. Auch das war einmal! Jetzt sind ganz andere Bestrebungen an der Tagesordnung. Dies näher auszuführen, ist hier nicht der Ort; jeder, der sich ein bißchen mit moderner Litteratur beschäftigt, weiß es ohnehin. Pornographische Erzeugnisse werden natürlich auch heute fabriziert und vertrieben, aber sicher nicht mehr als früher, und dann — was gehen denn derlei Obscönitäten die Litteratur im künstlerischen Sinne an? Mag doch die Polizei sie erbarmungslos konfiszieren und ihre Verfertiger und Verbreiter gehörig an den Kragen nehmen. Wer hat was dagegen?

* * *

Entgleisungen können freilich auch wirklichen Dichtern und Künstlern mit unterlaufen. Aber die zu bekämpfen, ist Aufgabe der öffentlichen Meinung und vor allem, wie Meister Rosegger sehr wahr bemerkt: der Kritik. Nicht des Schutzmanns, nicht des Strafrichters.

* * *

Ueberhaupt: wenn das Heil einzig und allein von den Gerichtshöfen zu erwarten wäre —! Da lese ich z. B. in den Zeitungen folgenden Fall:

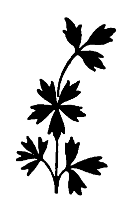
Das Berliner Schöffengericht II Abt. 12 verurteilte kürzlich einen Mann wegen Tierquälerei zu 6 Mark Strafe und den Anzeiger, der sich ihm gegenüber zu einer etwas drastischen Bemerkung hatte hinreißen lassen, zu 50 Mark. Das Urteil wurde folgendermaßen begründet: „Zu einer Kompensation der beiderseitigen Beleidigungen lag kein Anlaß vor. Vielmehr erschien mit Rücksicht auf das Treiben der sogenannten Tierschutzvereine (!) und ihrer Mitglieder, sich fortgesetzt um fremde Angelegenheiten zu kümmern, die sie nichts angehen (!), und bei dem Bildungsgrade des Angeklagten, der ihn vor der Ausschreitung hätte bewahren sollen, die erkannte Strafe angemessen."

Wer also selbstlos sich bemüht, die gequälte Kreatur zu schützen, macht sich hiernach eines anstößigen „Treibens" schuldig, kümmert sich um „fremde Angelegenheiten, die ihn nichts angehen". Ein solcher Mensch, dem dann eine zornige Bemerkung über den Peiniger entschlüpft, ist fast zehnmal so schwer zu bestrafen als der gerichtsnotorische Peiniger selbst!

Handelt es sich hier nicht auch um Fragen der „Sittlichkeit"? Hat denn dieser Begriff heute nur noch eine sexuelle Bedeutung?

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen."

Das sagt der Dichter von — „Der Gott und die Bajadere".



Briefe.

A. W. B., C. bei G. — F. St., Kl. D. — M. B., B. — H. P., S. (C). — H. K., M. a. L. — P. St., D. — G. K., K. — C. D., M. — Mt. N. B. — A. E. J., G. Verbindlichen Dank. Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

J. H., Gr.=L. Ihre gefl. Zuschrift haben wir unserem Mitarbeiter übersandt, der uns darauf folgendes erwidert: „Der Herr Einsender nimmt wohl an meiner abbrechenden Wendung ‚ewiger Freude' Anstoß: Die Sache ist die, daß Eros Psyche entgegenkommt und, des Olymps satt, Mensch wird durch den Trank, den Psyche eben im Begriff ist zu trinken, um ihrerseits als Göttin in s e i n Reich zu kommen. Das sinnvolle Buch schließt:

> ... Die selig Sinkende haltend
> Zog er sie fest und fester ans Herz und leerte den Becher.

An früherer Stelle ist darauf hingewiesen, daß der ‚Gott Mensch wird, netzt ihm dies Wasser die Lippe' (V. 79). Und Eros selber kündigt Dionysos seinen Entschluß mit den Worten an: ... Ich ‚steige zur Erde hinab, um Psyche treuer zu lieben bis in den Tod, bis über den Tod, in das ewige Leben' (V. 89). Nun bitte ich mit meiner Wendung zu vergleichen! Lhd."

Herr Lhd. hat, wie er mir außerdem schreibt und wie wir ihm auch ohne ausdrückliche Versicherung gern glauben, das Buch mit um so größerem Interesse gelesen, als er „schon früher des Verfassers Gedichte warm empfehlen konnte". Die durch räumliche Verhältnisse notwendig bedingte knappe Fassung der Besprechung brachte es mit sich, daß er die Handlung der Dichtung eben nur ganz allgemein andeuten konnte. Dadurch ist dann wohl das Mißverständnis entstanden. Im übrigen besten Dank für das eingehende Interesse.

A. Frhr. v. M., A.=L. Herzlichen Dank für die Sendung und den liebenswürdigen Brief. Es war mir eine aufrichtige Freude, wieder von Ihnen zu hören. Ihr Manuskript wird demnächst geprüft werden. Herzlichen Gruß!

„W. v. P.=K. in M." Verbindl. Dank. Müßte der T. nicht grundsätzlich gerade an Lyrik ganz besonders hohe Ansprüche stellen, so käme für ihn ein Gedicht wie „Am Starnberger See" wohl in Frage. Auch die übrigen zeugen von poetischer Empfindung.

E. B., Fr. Ohne Talent sind die eingesandten Arbeiten nicht, aber noch nicht druckreif.

J. D., E. b. A. Verbindlichen Dank, aber wir müssen es schon auf die „Rache" des Frühlings ankommen lassen, zumal sie ja doch nur eine liebenswürdige sein kann.

Fr., T. Recht hübsch, aber für den Türmer nicht ausreichend. Verbindlichen Dank.

F. Ph., B. Nicht ohne poetisches Empfinden, aber beide Sendungen formell nicht zureichend.

W. W., R. Das freundlichst Gesandte käme schon deshalb für uns nicht in Betracht, weil es bereits gedruckt vorliegt, also für uns nicht mehr Original ist. Besten Dank!

E. M., B. Ihr Gedichtbuch „Frisch von der Schmiede" (Verlag von Jos. Roth, Stuttgart und Wien) enthält manches Ansprechende, vom Gemüt Kommende, manche nachdenkliche Strophe, Inniges und Sinniges. Ueberwältigende Empfindungen darf man freilich nicht suchen, ausgeprägt eigenartige auch nicht. Doch machen Sie wohl auch nicht den Anspruch, zu den wirklich schöpferischen, d. h. Neues schaffenden Talenten zu gehören. Etwas mehr Eigenart als die meisten der gedruckten Sammlung verrät vielleicht das eine der beiden Manuskriptgedichte: „Aehrenlesen". Aber als „türmerreif" können wir auch dieses noch nicht bezeichnen. Ihnen und dem Herrn Gemahl ergebensten Gruß. Und vielen Dank für das freundliche Interesse. — Daß Sie gerade die beiden genannten Gedichte ins Herz geschlossen haben, hat den Verfasser als ein Zeugnis tiefgehenden Verständnisses besonders erfreut.

Verantwortlicher und Chef=Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

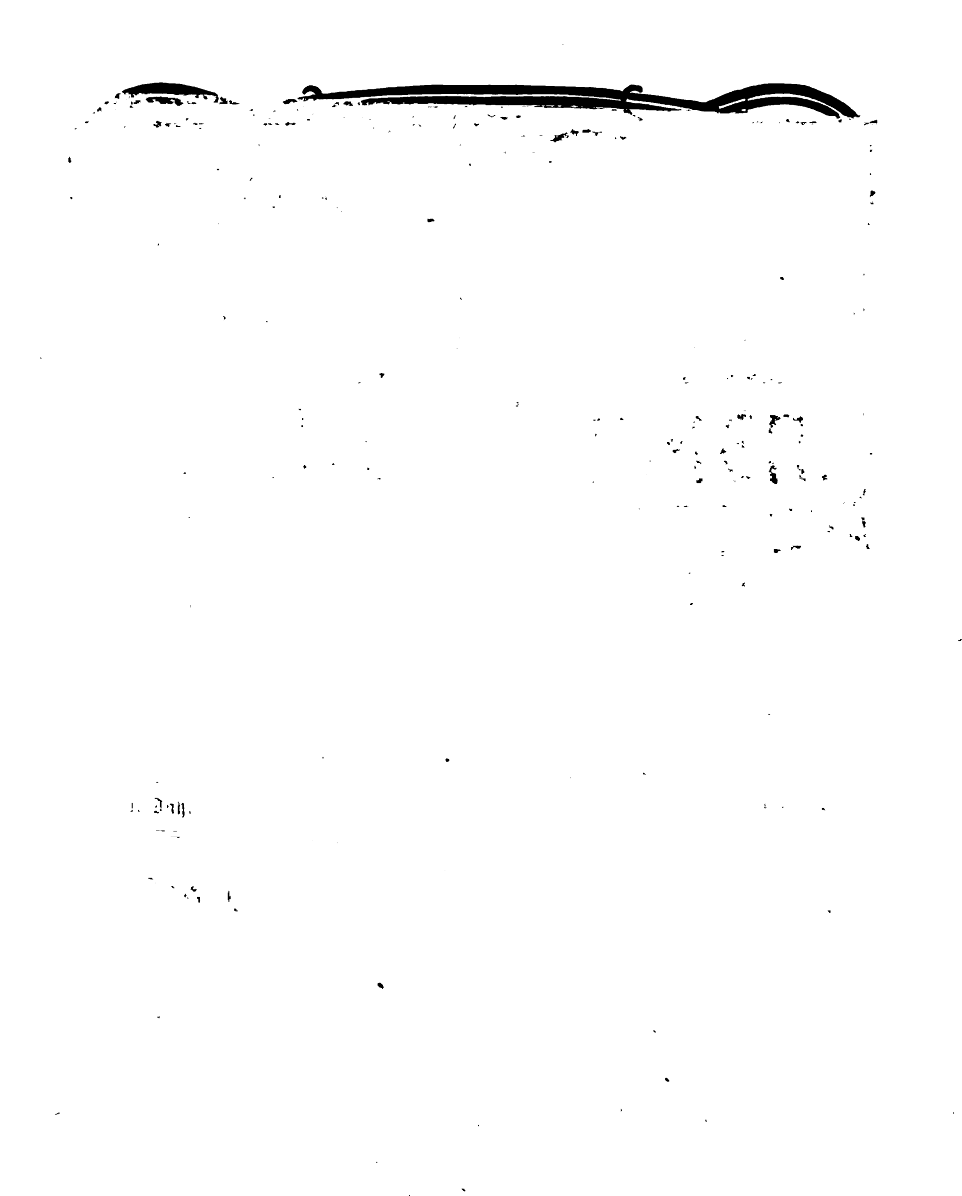
Beilage zum TÜRMER 1899/1900 Heft 8



Antoon van Welie

Photogravüre Bruckmann

OPHELIA







Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg. Mai 1900. Heft 8.

Das Entwicklungsgesetz der Religion und deren Zukunft.

Von

Dr. Herman Schell.

I.

Man hat schon oft erklärt, der Mensch der Zukunft werde ein Mensch ohne Religion sein. Wissenschaft und Ethik, Kunst und Kultur sollen dem Bildungsideal der Zukunft genügen. Die Religion habe nur deshalb noch eine Bedeutung, weil die Erfahrungswissenschaft und die religionsfreie Moral noch nicht folgestreng und allseitig ausgebaut sei.

Die Philosophie im Sinne der Metaphysik würde natürlich das Schicksal der Religion teilen müssen. Denn sie ist nur die begriffsmäßige und mehr weltlich freie Durchführung dessen, was die Religion für die Gesamtheit zu leisten unternimmt: Welterklärung und Lebensführung, Lösung der großen Welträtsel und Erlösung vom Uebel, Ueberwindung des Bösen und Herbeiführung des Vollkommenen.

Die Vertreter der Philosophie haben sich auch beizeiten bemüht, vor dem strengen Gericht Gnade zu finden, welches der empirische Geist allem Denken und Sinnen angekündigt hat, das sich über die Grenzen der Erfahrung hinauswagt und von Gott und Unsterblichkeit sichere Erkenntnisse zu besitzen oder zu erringen hofft.

Die Philosophie hat vielfach mit allzugroßem Eifer ihre Bescheidenheit und Verzichtleistung auf eine metaphysische Lösung der Welträtsel versichert. Wird sie durch diese Enthaltsamkeit jene Bedeutung für das geistige Leben der Menschheit wieder gewinnen, welche sie nach Spickers und anderer Urteil allzusehr eingebüßt hat? Wird der menschliche Geist, wird das Denken der Zukunft auf den Versuch verzichten, den ewigen Erklärungsgrund der Wirklichkeit um jeden Preis zu erforschen, und zu diesem Zweck über die Grenzen der Erfahrung hinauszugehen?

Wer wollte einer Menschheit, einem Jahrhundert angehören, in dem allgemein eine solche Klugheit und Nüchternheit herrscht, daß sich keiner mehr unterfänge, als Wahrheitssucher ins unbekannte Land jenseits der Erfahrung emporzusteigen? wo keiner mehr die Seelenkämpfe titanenhaften Ringens spürt, wie ein Faust als der Wahrheit kühner Freier in den Kampf mit den hemmenden Schranken einzutreten? wo keiner mehr wie Israel mit der Gottheit um die Wahrheit ringt, wo kein Naciketas mehr als höchstes Verlangen bekennt: „Der Wunsch, der in verborgne Tiefen eindringt, der ist's allein, den Naciketas wählet!"

Oder ist es Wahnsinn, eine Lösung der großen Fragen von der geregelten Arbeit der Denkkraft (und von der Gnade der Gottheit) zu erhoffen? Ist es Wahnsinn, den Durchgang durch die Schranken der Erfahrung erzwingen zu wollen, und die Wahrheit dort zu suchen, wohin keine Beobachtung dringen und woher keine Bestätigung kommen kann? Wir haben es aufgegeben, wie der alte Izdubar oder Herakles den Eingang in die Unterwelt erzwingen zu wollen: Wird der Denker der Zukunft nicht auch darauf verzichten, in die Welt der Ursachen emporzudringen und zu diesem Zweck über das Erfahrungsgebiet hinauszugehen?

Dann wäre die Philosophie allerdings nichts mehr als eine empirische Geisteswissenschaft, und die Metaphysik würde ersetzt durch eine mehr oder weniger geistvolle Uebersicht und Beurteilung des Kulturstrebens. Sie wäre das geistreiche Tagebuch, das jedes Zeitalter den kommenden Jahrhunderten als seine Memoiren hinterläßt.

Die Religion würde zunächst auf den Glauben verwiesen. Der Glaube hätte durch seine Postulate die weitklaffenden Lücken auszufüllen, die keine Wissenschaft auszufüllen vermag. Der religiöse Glaube könnte dann seinem Inhalte entsprechend mehr durch das Gefühl oder durch die Autorität in der vernünftigen Ueberzeugung des Menschengeistes Wurzel zu fassen versuchen.

Ob das dem Glauben auf die Dauer möglich ist? Wird das Heiligtum der Religion seine Heiligkeit wahren können, wenn die Wahrheit der religiösen Lehren als eine reine Glaubensannahme erklärt und nur als solche geduldet

wird? Eine Annahme, die nur geglaubt wird, kann auf die Dauer nicht einmal für die Gläubigen den Schein der Wahrheit behaupten. Irgendwie muß auch der Glaube sein Wahrheitsrecht sich selber zum Bewußtsein wie gegnerischen Angriffen gegenüber zur Geltung bringen. Sonst wird er schließlich auch als Glaube unmöglich.

Jeder Glaube will — wenn auch in eigentümlicher Weise — die Wahrheit gewinnen und zwar so, daß der Vorzug der Wahrheit gegenüber der Willkür des Unglaubens behauptet wird. Man mag die religiösen Ueberzeugungen als Gemütspostulate erklären: Niemand wird sich ihnen gläubig zuwenden, solang er urteilt, sie seien schlechthin bloße Gemütspostulate und in gar keiner Weise Wirklichkeitspostulate! Selbst Herbert Spencer, der den Agnosticismus oder das Bekenntnis unserer religiösen Unwissenheit als das Credo der Zukunft weissagt, gesteht im selben Atemzuge: Es sei „eine Wahrheit, daß die Macht, welche sich im Bewußtsein kundgiebt, nur eine anders bedingte Form der Macht ist, welche sich außerhalb des Bewußtseins kundgiebt." (Prinzipien der Soziologie, 4. Bd., 1897, Kap. 16, p. 194, 196.) Da beide, die Kraft in uns und außer uns, einander zu erzeugen im stande sind, so müssen sie auf eine Kraft zurückgeführt werden. (p. 196.) Für diese höchste Realität, die uns ewig unbekannt bleiben wird, haben die Begriffe ‚Anfang und Ende, Ursache und Zweck' wahrscheinlich gar keine Bedeutung, auch das Wort ‚Erklärung' nicht: aber doch empfinden wir den Zwang zu denken, es müsse irgend eine Erklärung zu finden sein. (p. 201.) Ja, Spencer spricht sich noch bestimmter aus: ‚Eines muß (der fortschreitende Menschengeist) immer klarer erkennen: Die Wahrheit, daß es ein unerforschliches Sein oder Wesen giebt, dessen Kundgebungen ihm überall entgegentreten, für das er jedoch weder Anfang noch Ende zu finden oder auch nur sich vorzustellen vermag. Inmitten all der Geheimnisse, die um so geheimnisvoller werden, je mehr er über sie nachdenkt, bleibt ihm stets die eine unbedingte Gewißheit, daß er sich in jedem Augenblick einer unendlichen und ewigen Energie gegenüber befindet, der alles Dasein entströmt.' Mit dieser ewigen Thatkraft, d. i. mit Gott, den auch die christliche Theologie als wesenhafte Geistesthat bestimmt, sollen wir in fortgesetztem geistigen Verkehr stehen, um so ein Gegengewicht zu schaffen ‚gegen jene allzu nüchterne und materielle Lebensauffassung, welche sich aus dem völligen Sichversenken in die tägliche Arbeit ergiebt.' (p. 180.)

Das ist das Glaubensbekenntnis des religiösen Agnosticismus: Es fehlt ihm gewiß nicht an weittragenden Bestimmungen über das ewig Unbekannte! — Wenn wir den großen, aber unentbehrlichen Unbekannten „Gott" nennen, so meinen wir darum nicht, daß wir ihn mittelst dieses Namens aus der überweltlichen Erhabenheit über alle sinnliche Wahrnehmbarkeit in den Bereich unserer Erfahrung herabgezogen hätten. Es ist ja ein altes Schriftwort: ‚Niemand sieht Mich und lebt': ‚denn in Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir'. (Act. 17.)

Wäre die obere Welt, die Welt der Ursachen, die erklärende Wahrheit wirklich unerreichbar, so müßte alle eigentliche Wahrheitserkenntnis als unmöglich erklärt werden, auch innerhalb der Grenzen unserer sinnlichen Erfahrung. Allein mit welchem Recht erklärt man die Vernunft für unfähig, die Erfahrungsgrenzen zu übersteigen? — Weil man jenseits der Erfahrung keine Probe auf die Wahrheit der Schlußfolgerungen machen kann. — Das ist allerdings nicht möglich. Die einzige Bestätigung für die Schlußfolgerung auf Gott, auf die Unsterblichkeit, auf die Selbständigkeit des Geistes, auf die Materie, ist die Fähigkeit mittelst dieser Annahmen alle Thatsachen hinreichend zu erklären. Allein haben wir für die Annahme einer sinnlichen Außenwelt eine andere Bestätigung? Können wir denn aus unserem Innern hinaus, um draußen die Thatsächlichkeit des Harten, Nassen, Warmen, Farbigen, Hellen, Dumpfen zu erproben und unmittelbar festzustellen?

Die Vernunft steht vor der Notwendigkeit: Entweder muß sie schon auf den ersten Schritt des Denkens verzichten, auf den Schritt in die Außenwelt, denn auch diese ist jenseits des Bewußtseins; oder sie darf ihn machen und die sinnlichen Gegenstände als wahr annehmen. Hat sie diesen ersten Schritt gewagt, so darf sie und muß sie mit demselben Rechte auch die weiteren Schritte wagen und darf nicht innehalten, bis sie zum vollkommenen Erklärungsgrund aller Wirklichkeit vorgedrungen ist. Jede Entmutigung und jedes Verbot des Weiterforschens wäre im Grund eine Preisgabe aller Erkenntnis, auch der sinnlichen Erfahrung: denn schon diese ist ein Ikarusflug ins Unbekannte, real Unerreichbare. Wir können überhaupt nur dadurch erkennen, daß wir die Thatsachen ideal erreichen; aus uns selber hinaus können wir nie, und eine reale Berührung nützt nur dann etwas, wenn sie als Reiz idealer Vergegenwärtigung dient. Kurz: wenn man unter Dogma alles Transcendente versteht, so ist die Thatsächlichkeit der Außenwelt das erste Dogma.

II.

Was die Religion für das Geistesleben der Menschheit bedeute, ergiebt sich am besten durch einen Blick auf den Gedanken- und Wahrheitsgehalt, der von den Religionen der Menschheit vermittelt, wirksam zum Bewußtsein gebracht und sittlich verwertet worden ist. Wenn einmal die Kulturentwicklung dazu führen würde, die grundsätzlichen Gesichtspunkte vernünftiger Weltbetrachtung zu entwerten und die geistigen Denk- und Willensrichtungen zu entkräften, welche im Ausbau und in der Entwicklung der Religion seither wirksam und maßgebend waren, dann, aber auch erst dann könnte man vom Fortschritt der Zeiten einmal ein Jahrhundert erwarten, das wirklich religionslos zu nennen wäre. Es will uns indessen bedünken, daß mit der Religion auch der eigentliche Geistesadel der Menschheit preisgegeben wäre, jener Geist, der der Wirklichkeit auf den innersten Grund zu kommen trachtet, und der sich nur dem Allerhöchsten aus ganzer Seele hinzugeben berufen, berechtigt und verpflichtet fühlt.

Der maßgebende Gesichtspunkt, unter dem die religiöse Weltbetrachtung stand und steht, ist trotz aller Umwandlungen der Wissens- und Lebensverhältnisse bei den einzelnen Völkern und in der Menschheit derselbe geblieben. ‚Wir empfinden den Zwang, zu denken, es müsse irgend eine Erklärung zu finden sein', sagt Spencer. Kant nannte es die unabweisbaren Postulate der praktischen Vernunft, Spicker nennt es den transcendentalen Sinn, Max Müller nennt es den sensus numinis et luminis, den Sinn für das Unendliche, der Hebräerbrief nannte es die feste Ueberzeugung von den unsichtbaren Dingen und die Grundlage dessen, was wir zu hoffen haben. Es ist die einsichtige Ueberzeugung vom Kausalgesetz, daß alle Thatsächlichkeit aus einer vernünftigen Thätigkeit zu verstehen, daß die Wirklichkeit von einem hinreichenden Grunde getragen und von einem hinreichenden Zwecke beseelt sei. Nicht darin besteht ein Unterschied bei den Religionen, ob dieser Gesichtspunkt anzuwenden sei oder nicht, sondern nur hinsichtlich der Richtung und Form, in der die Anwendung im Denken und Leben erfolgt, nur hinsichtlich des Sinnbildes, an das sie anknüpft, und des Ausdrucks, in dem sie sich sprachlich, lehrhaft, kultisch und praktisch verkörpert.

Eine feststehende Einrichtung des Menschengeistes bekundet sich darin, daß im Lauf der Entwicklung und trotz der größten Unterschiede, welche hinsichtlich des religiösen Stoffes sowie des gesamten Kulturstandes vorhanden sein mögen, der Reihe nach immer wieder dieselben verschiedenen Gesichtspunkte abgewandelt werden, unter denen sich für Vernunft und Gewissen die Notwendigkeit ergab, in der Gottheit den Grund und Zweck der Welt und des Lebens anzunehmen und zu verehren.

Diese Gesichtspunkte bringen in fester Reihenfolge die Gesamtheit der geistigen Kräfte zur Geltung, aus denen die Religion herauswächst: Vernunft, Gewissen, Freiheit (Biedermann): Wahrheitssinn, Pflichtgefühl, Kraftbewußtsein oder Fortschrittsberuf und Vollkommenheitsstreben. Sie richten den geistigen Blick der Reihe nach auf das Gesamtgebiet der Wirklichkeit im realen und idealen Sinn, in der Natur- und Kulturwelt, und ebenso wieder in den einzelnen Gebieten selber, welche jeweils im Vordergrund der Umwelt stehen, in welcher das menschliche Leben auf den verschiedenen Bildungsstufen verläuft.

Diese Gesichtspunkte der Weltbetrachtung geben den sich folgenden Entwicklungsformen der Religion ihr eigentümliches Gepräge. Die Eigenart der Völkerstämme spricht sich dadurch aus, daß der eine oder andere der maßgebenden Gesichtspunkte ihrer besonderen Geistesanlage verwandter ist und darum mit Vorliebe gepflegt wird. So kommt es, daß uns dieselben Gesichtspunkte wieder begegnen als der tiefste Grund, der in anderer Hinsicht die Religionen und ihre Entwicklungsformen in kosmologische oder physikalische Religionen, in anthropologische und in psychologische oder mystische Religionen scheidet (Max Müller).

Das Göttliche wird zunächst in der **Unendlichkeit** gefunden, welche uns **räumlich** als **ursächliche Macht** umgiebt, von der wir uns äußerlich abhängig fühlen, sodann in der **Unendlichkeit**, die uns **zeitlich uran-**

fänglich vorangeht, von der wir uns innerlich gebunden fühlen, zuletzt in der Unendlichkeit, welche sich in den Tiefen der Innerlichkeit, des erkennenden und wollenden Geistes offenbart, in jenen Tiefen der Innenwelt, wo der Sinn für Wahrheit und Vollkommenheit die entscheidende Macht und der allerhöchste Richter ist.

Die älteste Entwicklungsstufe der patriarchalischen Naturreligion, in der das Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens vorherrschend ist, erscheint als der Kultus der ursächlichen Unendlichkeit, der räumlich-äußern Transcendenz; die zweite Stufe der nationalen Kultur- und Gesetzesreligionen erscheint als der Kultus des Allgemeingiltigen, der verpflichtenden Gewalten und Zwecke; die dritte Stufe der freien Religionsstiftungen und Religionsgemeinschaften erscheint als der Kultus der Immanenz des Göttlichen, der allbelebenden, erlösenden und befreienden Gottheit. Es ist bedeutsam, daß die Religion, auf der höchsten Entwicklungsstufe angelangt, nicht etwa zum Stillstand verurteilt erscheint, sondern den ganzen Entwicklungsprozeß geistigen Lebens auf Grund der seitherigen Errungenschaften von neuem durchmacht. Die Klassifikation der Religionen und ebenso die Aufeinanderfolge der Entwicklungsstufen darf darum nur so verstanden werden, daß der Ablauf des geistigen Prozesses sich im Ganzen und Einzelnen nach den Gesichtspunkten vollzieht, welche in ihr zum Ausdruck kommen, ohne sich indes jemals zu erschöpfen. Die Klassifikation soll nicht als Schablone gelten, in der das Leben eingezwängt, zur Erstarrung gebracht und begraben wird, sondern als die Formel, in der es verläuft und sich fort und fort verjüngt.

Die Religion, wie sie geschichtlich erscheint, ist eine Bethätigung des Gesamtmenschen — nach innen und außen. Die ganze Hierarchie der Kräfte, aber auch der Schwächen, kommt in ihr zum Ausdruck; nicht bloß das Sinnliche, sondern auch das Vernünftige und Sittliche; nicht bloß das Ideale, sondern auch die realen Triebe der natürlichen Selbstsucht; das Gemeinwesen und der Einzelne; die führenden Geister, welche den naturfreien Geist in der Menschheitsgeschichte vertreten, aber auch die Massen mit all den Einflüssen, welche das Göttliche zu Götzen versteinern, das Ideale zum Idol verzerren, kurz, welche rastlos wirksam sind, um die Religion zum Aberglauben herabzustimmen. Die Anschauungen und Formen früherer Entwicklungsstufen dauern, wenn auch in gebundenem Zustand, auf den höheren Stufen fort, wie der Naturmensch im Kulturmenschen, wie das Privatinteresse im öffentlichen Gemeinschaftsleben. Es kommt dies davon her, daß das Frühere nicht eigentlich etwas wesentlich Untergeordnetes oder Vorübergehendes war, sondern nur das Erste und Grundlegende, dem sich die lebendige Entwicklung zuerst zuwenden mußte. Das Erste, was den Ausgangspunkt des religiösen Denkens bilden konnte, war die Natur und in Bezug auf den Menschen selber das natürliche Lebensschicksal sowie der Bereich der nächstliegenden Lebensinteressen. Aus den Familien- und Stammesverbänden der patriarchalischen Urzeit erhob sich dann mit der Völker- und Staatenbildung die nationale Kultur. Als Erzeugnis der Geschichte

lenkte sie den Blick auf die Vergangenheit, aus der die Erfindungen, Sitten und Gesetze, die Ueberlieferungen und Autoritäten stammten, welche das nationale Staatswesen begründeten und förderten, dem sich der Einzelne als Glied eingefügt und verpflichtet fand.

Indem die nationale Kultur im Fortschritt des Geisteslebens zur Reife gebracht wurde, löste sich allmählich die strenge Gebundenheit, in welcher der antike Staat, wie die Nationalität überhaupt den Menschen und die religiöse Weltanschauung gehalten hatte. In der strengen Zucht des staatlichen Zusammenhangs war die geistige Kraft der Einzelnen so erstarkt, daß die Innenwelt der geistigen Thätigkeit zum selbständigen Gegenstand der aufmerksamen Erforschung und zum selbständigen Ausgangspunkt der Weltbetrachtung wurde. Der Mensch erwachte zum Bewußtsein der geistigen Persönlichkeit, der Humanität, welche über die nationale Verwandtschaft hinausreicht und höhere Aufgaben, als die Macht und Größe des einzelnen Staates kennt, eben jene Wahrheit und Tüchtigkeit, deren Heimstätte die Innenwelt der Seele ist.

Die religiöse Weltbetrachtung hatte daher als nächstliegenden Ausgangspunkt die Natur, als zweiten die nationale geschichtliche Kultur, als dritten die Innenwelt der Seele mit ihren allgemein geistigen Interessen. Der Sinn für dieselben fehlte niemals; allein die einzelnen Ordnungen und Ideale konnten nicht auf einmal der Ausgangspunkt und ausgesprochene Endzweck der religiösen Weltbetrachtung werden. Zuerst war der Mensch ein vernünftiges Naturwesen mit aller Freiheit und Gebundenheit des Naturlebens, dann wurde er ein Glied des nationalen Staatswesens, dann erst zur vollbewußten geistigen Persönlichkeit.

III.

Die älteste Religionsstufe ist die Naturreligion — eine Weltbetrachtung, bei der die Natur und das natürliche Lebensschicksal im Vordergrund steht. Der Mensch ist trotz der instinktiven Außenrichtung unseres Seelenlebens allezeit sich selber der Nächste; die instinktive Selbstsucht des Naturmenschen ist keineswegs geringer, weil sie den Reiz naiver Unmittelbarkeit hat. Der Mensch schaut noch nicht reflektierend auf sich zurück und auch nicht in sich hinein: er schaut nur hinaus, aber er schaut sich hinaus und spiegelt sich in allem wieder, was er draußen findet. In seinem Hinausschauen ist er ganz von sich selber befangen. Der Mensch gilt selbstverständlich als das Maß aller Dinge. So wie der Mensch wirkt, wirkt alles; was immer sich ereignet, geschieht dem Menschen zu lieb und zu leid. Nach Art dessen, was im Menschen vorging, verlief alles im Naturleben. Wie da drinnen die Geister der kommenden und schwindenden Gedanken, Gefühle, Gelüste, Leidenschaften ihr mehr oder weniger unberechenbares Wesen trieben, so auch in der Natur. Die Seele und die Natur erschienen als der Tummelplatz der Geister: alle Veränderungen waren ein Kommen und Gehen der Geister — im Bewußtsein, im Körper (die zahllosen Krankheitsgeister), in der Natur. Die Welt war erfüllt von einer Un-

zahl von Geistern, von denen die einen die Seelen der Verstorbenen waren, die anderen ursprüngliche Naturgeister. Seelenkult und Geisterglaube gaben der Religion des Naturmenschen das Gepräge chaotischer Systemlosigkeit; es fehlt die hierarchische Abstufung und charakteristische Ausprägung einer bestimmten Geistesart in den Verehrungswesen. Alle haben den Grundzug der Ueberlegenheit über den Menschen, sowie unberechenbarer Willkür. Das Abhängigkeitsgefühl ist der Ausdruck des Bewußtseins, daß überall ursächliche Mächte herrschen. Die Bedingtheit dieser Mächte, der Menschen wie der Naturdinge bewirkt, daß mit dem Gefühl der Abhängigkeit sich das Kraftgefühl und das Bewußtsein verbindet, daß auch die andern von dem Menschen abhängen. Die Abgestorbenen brauchen Nahrung und andere Gaben; die Naturgeister sind in ähnlicher Weise auf die Verehrung angewiesen. Es giebt sogar Formeln und Riten, welche einen Zwang auf sie ausüben. Das Interessengebiet, wodurch sich der Mensch von den Geistern abhängig fühlt, und diese von sich, ist das der natürlichen Lebensbedingungen. Im übrigen stehen dem Menschen auch den überlegeneren Geistern gegenüber die Mittel zur Verfügung, durch welche sich der Schwache den Starken willfährig, wenn nicht dienstbar macht: Schmeichelei und Geschenke, Lobeserhebung und demütige Unterwürfigkeit.

Die ursprüngliche, durch keine Zucht der Ueberlieferung gehemmte Schöpferkraft der Urzeit bethätigte sich, indem sie eine ganze Geisterwelt in die Natur und in den Menschen hineinsah und hineindichtete. Bei der Gleichartigkeit der Verhältnisse standen die natürlichen Lebensbedürfnisse im Vordergrund dessen, was begehrenswert erschien. Das Wünschen ging darin nicht auf, man hoffte und begehrte die Fülle und Kraft des Lebens; allein es war noch kein höherer Begriff gefunden, um im Gegensatz zum natürlichen Leben das, was man als vollkommenes Leben und Lebensgut wünschte, eigens auszudrücken. Auch die Unsterblichkeit erschien als die verklärte Fortsetzung des Erdenlebens — unter ähnlichen Bedingungen, doch mit geistiger Kraft. Der natürliche Lebenswille, der sich rückhaltslos auswirkt, darf mit dem gemeinen Egoismus, der das Einzelinteresse dem Gemeinwohl gegenüberstellt, nicht verwechselt werden; denn dieser Gegensatz war noch nicht ausgeprägt. Die eigene kraftvolle Lebensbejahung ist die Grundstimmung, welche allerdings selbstsüchtig werden konnte, sowohl im Verhältnis zu den Menschen wie zu den höhern Wesen. Die Auffassung des Kultus als eines vom gegenseitigen Interesse beseelten Rechtsgeschäftes ist der Beweis dafür. Aber an und für sich war die religiöse Grundstimmung kraftvoller Lebenswille und kein Egoismus.

Die Urzeit verlor indes trotz des Animismus im Kultus der Seelen und der Naturgeister den großen Zusammenhang der Welt keineswegs aus den Augen. Im *Animismus* kam der Einfluß zur Geltung, den die *subjektive Befangenheit* des denkenden Menschen auf seine Naturbetrachtung ausübte. Aber in der Natur selber sah die Urzeit die von der ursächlichen Macht des Unendlichen umschlossene Einheit. Die Zersplitterung der geistig belebten Einzelwesen

in Natur- und Geisterwelt war umfangen von der Gottheit des Himmelvaters und der mütterlichen Erde. Auf dieses Sinnbild der weltumfassenden Gottheit weisen die ältesten Gottesnamen und Denkmäler der Religionsgeschichte hin: Der Dyu-pitar der vedischen Arier, Zeus, Jupiter, Tyr oder Ziu. Die chinesische Reichsreligion mit dem Gottesbegriff des Schang-Ti oder Tian, des kaiserlichen Himmels, ist die Kulturreligion, welche bis jetzt bei der mythologischen Symbolik der Urzeit stehen blieb und mit ihr die höheren Entwicklungsstufen durchmachte. Gerade so wie in der Sprache. In Himmel und Erde sah man das Sinnbild und die Erscheinung der ursächlichen Unendlichkeit in ihrem Gegensatz von zeugender Urkraft und mitwirkender Empfänglichkeit, wie sie der Materie eignet. Ein besseres Sinnbild als der Himmel in seiner Unendlichkeit, Einheit, Erhabenheit und allumfassenden Nähe, in seiner lichtvollen Allgegenwart und geheimnisvollen Schönheit ist seither nicht gefunden worden. Der kosmologische Gottesbegriff der Himmelsgottheit mit dem Ansatz zu dualistischer Hervorhebung der Materie oder des Chaos ist das Erbteil der Urzeit, zu dem die Religionen immer wieder mit tiefer Ehrfurcht zurückkehrten, wenn sich die andern Symbole zur Vorstellung der Gottheit abgenützt hatten. Die Idee der Himmelsgottheit zeigte sich besonders geeignet als Stützpunkt für die abstrakte und negative Fassung des Gottesbegriffes im Sinn der einseitigen Transcendenz und der Ueberpersönlichkeit. Animismus und Henotheismus bilden demnach den Grundzug der ältesten Religionsstufe.

IV.

Die Mythologie blieb nur in China bei dem Symbol des Himmels und der Erde stehen; andere Ideale, die mit der fortschreitenden Kultur hervortraten, führten zu neuen Sinnbildern der Gottheit. Zunächst war es die Konzentration des unendlichen Lichtes und aller Himmelskraft in der Sonne, diesem Sohne und Erben der alten Himmelsgottheit. Die Persönlichkeit des Göttlichen kam in dem Sinnbild der Sonne stärker zur Geltung. Als Gegensatz der Sonne erscheint bald der Mond, bald die Erde; Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Sommer und Winter, Leben und Tod, Oberwelt und Unterwelt werden jetzt ins Auge gefaßt als die Offenbarung der gesetzlichen Ordnung, der Harmonie in der Aufeinanderfolge. Die solaren und regelmäßigen Himmelserscheinungen sind so der sinnenfällige Ausdruck für die Ideale des Gesetzes, der segensreichen Ordnung, der Herrschaft der Vernunft und des Allgemeingiltigen. Die Zeit ist innerlich geordnet durch die Harmonie regelmäßiger Folgeverhältnisse, sie ist beseelt von dem Zweck, der in der Zeit zur gesetzmäßigen Erfüllung kommt. Andererseits ist die Zeit der Ueberbringer der Ueberlieferung, der Botschafter der urzeitlichen Autoritäten, von denen die Kultur, die Gesetzgebung und Sitte ihren Ausgang nahm.

So ist die zweite mythologische Versinnbildung des Gottesbegriffs in enger Weise mit der zweiten Religionsstufe, der nationalen Kulturreligionen verknüpft. Unter andern Gesichtspunkten ist diese Stufe als die

der Gesetzes- oder Rechtsreligion zu bezeichnen. Die Religion ist mit dem Entstehen des nationalen Staates auch in höherem Sinn öffentliche Staatsangelegenheit geworden. Die Ungleichartigkeit der gesellschaftlichen Gliederung, welche mit dem Kulturleben und der Bildung größerer Staatswesen fortschreitet, schuf einen bemerklichen Unterschied zwischen dem Gemeinwohl und dem Staatsinteresse einerseits, und dem Interessenkreis des Privatlebens, der sich leicht und vielfach zum Gegensatz verschärfte, andererseits. Die Herrschaft des Allgemeingiltigen, des Gemeinnützigen, des Staatsganzen, des Gesetzlichen, der Ueberlieferung und damit der Vergangenheit und der Autorität, der Kulturgründer, Gesetzgeber, Religionsstifter, d. h. der Gottheit, insofern sie in all dem wirksam war, kurz, die Herrschaft der objektiven Vernünftigkeit war angebrochen. Das Göttliche wurde im Allgemeingiltigen, in der Tradition und Autorität erkannt. Der Einzelne hat nur Wert als Glied des Ganzen, als Erfüller des Gesetzes, als Werkzeug des Staatswohles. Die höchste Ehre und Belohnung ist der Tod im Kampf für Gesetz und Vaterland. Pflicht ist alles; sie durchdringt den antiken Kulturmenschen so, daß der Gedanke an die Interessen der Einzelpersönlichkeit und an die Vergeltung der für das Gemeinwohl gebrachten Opfer im Jenseits nicht einmal aufkommt. Die Einzelpersönlichkeit will gar nicht mehr sein, als ein Glied des Ganzen, ein Werkzeug des Gesetzes, das so lange seinen Dienst thut, als es möglich ist. Darin geht der Mensch auf.

Die Auffassung des geistigen Seelenlebens ist dementsprechend: Vernunft und Wille sind, insofern sie gut sind, nur zur Entgegennahme und Ausführung des Ueberlieferten, Allgemeingiltigen berufen; insofern sie selbstthätig sind, werden sie als die traurige Fähigkeit zu Irrtum und Sünde betrachtet. Daher schauen die Götter, obgleich sie in wohlgeordneter Hierarchie und ausgeprägter Charakteristik die Herrschaft der objektiven Vernunft und allgemeinen Ordnung vertreten, mit eifersüchtigem Mißtrauen auf alle Regungen der Kritik und des Zweifels im Menschengeiste. Die Prometheussage, die Schwierigkeiten der Theodicee bei den Philosophen und Dichtern, der Neid der Götter sind wie in Hellas so fast überall der Ausdruck dieser Stimmung. Das Bestehende hat recht; die überlieferte Satzung ist heilig, der Wille des Herrschers ist über vernünftelnde Kritik und Zweifelsucht erhaben. Jede Regung des Fortschritts, der Vernunft und des sittlichen Bedenkens an dem Recht des Bestehenden und Ueberlieferten gilt als Frevel. Die geistige Fassung der Gottesidee, die Ausgleichung des Sittlichen mit der unverständlich gewordenen Religionsüberlieferung wird als frivole Ueberhebung der menschlichen Vernunft von Staats wegen mit dem Tode bestraft. Fiat justitia, pereat mundus! Sola lex regnat, quae damnat!

Man erkennt leicht, wie dieselbe mit der anthropologischen Religion und ihrem Kultus der objektiven Vernunft, der Vergangenheit und Ueberlieferung, der Stammväter und Autoritäten, kurz des Allgemeingiltigen und Gesetzlichen einerseits, wie des absoluten Herrscherwillens andererseits innig zusammenhängt. Es ist die Majestät der objektiven Geistigkeit, das Unendliche in der

allbeherrschenden Gesetzes- und Willensmacht, die den Menschen innerlich bindet. Die Persönlichkeit ist ebenso stark ausgeprägt wie die Abstraktion des Gesetzlichen. Allein die Würde der Persönlichkeit wird nur bei den Inhabern der Herrschermacht und Gesetzgebungsgewalt im Himmel und auf Erden in Betracht gezogen. Das Ursächlich-Frühere ist Gott, die Vergangenheit und Ueberlieferung führt zu Gott. Der reine, schrankenlose Herrscherwille, sowie das Gesetz als solches ist das Göttliche.

Auch die besondere Verwandtschaft dieser Religionsstufe mit dem semitischen Religionstypus ist beachtenswert; die semitischen Kulturreligionen haben darum viel weniger über diese Stufe hinaufgedrängt, als die Religionen der arischen Völker.

V.

Das Erwachen der geistigsittlichen Persönlichkeit im Einzelmenschen, das Bewußtsein, daß die Seele als solche für ewige Güter, für Wahrheit und Seligkeit berufen sei, daß also jeder einen Interessenkreis persönlicher Heilsangelegenheiten habe, die ins Jenseits hinübergehen, welche innere Entsündigung und sittliche Reinigung von Schuld und Befleckung fordern: All das führte zu der neuen, dritten Religionsstufe, die man mit dem Namen der Heilsreligionen, Erlösungs- und Offenbarungsreligionen bezeichnen kann, — entsprechend den Ideen und Bedürfnissen, welche mit diesen Namen auftreten. Man hat immer bemerkt, daß das Erlösungsbedürfnis und infolgedessen das Verlangen und Suchen nach höheren Offenbarungen und Heilsordnungen mit dem sechsten Jahrhundert vor Chr. sich bei allen Völkern der Kulturzone mächtig regte und zu ganz neuen Ideen, zu Religionsstiftungen oder Reformationen mit heiligen Schriften, zu Ordensgründungen wie in Indien, zu Mysteriengemeinschaften wie in Griechenland führte. Gemeinsam ist allen die Bildung selbständiger Religionsgemeinschaften, wie die Mysterienverbände, welche über die staatliche und nationale Grenze hinausgriffen, sodann der Glaube an uralte Offenbarungsüberlieferungen und die Sorge für das Seelenheil im Jenseits.

Die Staatsreligionen wurden von dieser Entwicklung wenigstens in Mitleidenschaft gezogen und nach Ueberwindung der skeptischen Aufklärungsperiode zur mystischen Vertiefung und Vergeistigung der alten Mythen und Riten genötigt.

So hoch diese dritte Religionsstufe über die mythologische Gottesidee erhaben ist, so fand sie gleichwohl in der dritten mythologischen Vorstellungsgruppe einen Vorläufer. Die meteorologischen Naturerscheinungen des Gewittersturms unterscheiden sich von den solaren durch die Unregelmäßigkeit und das Außerordentliche, durch den heftigen Kampfcharakter, wie andererseits durch das Wohltätige ihrer Wirkung. Alles dieses war geeignet, die Gewittergottheit mit Blitz und Donner zum Mittelpunkt des Götterkreises zu machen, sei es durch Zurückdrängen der früheren Götterkreise oder durch teilweise Verschmelzung mit demselben, wenigstens im höchsten Gott. Diese Auffassung entsprach ganz dem kriegerischen Zeitalter, in dem die Nationalstaaten ihre Kraft zu erproben hatten,

sowie dem Aufschwung der gesamten Kulturthätigkeit mit der vollen Begeisterung schöpferischer Thatkraft. Dafür war das geeignete Sinnbild das Feuer des Blitzes, die Gewalt des Sturmes, das Drängen des lebenschaffenden Geistes, dessen Sinnbild von alters her die Elemente der Luft, des Wassers und des Feuers, sowie die abgründige Tiefe gewesen waren. Kampf und Leben, grundsätzlicher Gegensatz zu den feindlichen Mächten des Bösen, die mit Finsternis und unfruchtbarer Dürre drohen, die das befruchtende himmlische Lebenswasser gefangen halten: das war der Ideenkreis, der mit dem Sinnbild des Gewittersturmes und Feuers gegeben war.

Der Gottesbegriff gewann in der Periode der freien Religionsgemeinschaften theologischen oder philosophischen Charakter, sei es im pantheistischen oder theistischen Sinne. Auch die polytheistischen Religionen tragen diesem Bedürfnis nach eigentlicher Welterklärung aus einem Urgrund Rechnung, in dem sie zu einem ausgeprägten Monarchianismus mit der Alleinherrschaft des obersten Gottes wurden. Der Naturalismus in theoretischer und praktischer Richtung machte sich auch in dieser Periode geltend und führte mit dem Einheitsstreben zu dem Kultus der großen Göttermutter (Diana von Ephesus, Hekate, Himmelskönigin, Astarte, Isis-Neith, Kybele, Magna Deum Mater).

Diese Religionsstufe tritt immer auf, indem sie alles auf eine Idee zusammenfaßt; damit erhebt sie sich gegen die veräußerlichte Gesetzlichkeit der Staatsreligion. Sie wendet sich an die Persönlichkeit in jedem Menschen, erinnert ihn an sein eigenes Seelenheil; sie erkennt in dem Gedanken und sittlichen Gewissen die eigentliche Kraft der Wahrheit und des Rechtes. Damit wird das Unendliche im Innern der Seele entdeckt, der Gott in uns, wie früher im gestirnten Himmel über uns und dem verpflichtenden Gesetz der heiligen Ueberlieferung und Herrschermacht außer uns. Gott ist in dem Innersten der Seele zu suchen und zu finden; der Weg der Verinnerlichung führt zu Gott und zum Heile; Gott spricht durch das Licht der Ueberzeugung und die Stimme des eigenen Gewissens.

Gott wird im Gegensatz zur Gesetzesknechtschaft zum Prinzip der innern Freiheit und geistigen Erlösung.

Man erkennt in dieser Religionsstufe den Gattungstypus der psychologischen Religionen, der Religion der göttlichen Immanenz des Logos und des Geistes, der subjektiven Geistigkeit.

Die Religionsentwicklung ist indessen keineswegs zum Stillstand verurteilt, indem sie auf der höchsten Stufe der Erlösungsreligion angelangt ist. Sie greift bei der Durchführung dieses Ideals zurück auf die Anregungen und Richtungen, auf die Sinnbilder und Mittel der früher durchlaufenen und fortwirkenden Stufen. Zunächst lag ein Zurückgreifen auf die in der Gottesidee der ersten Stufe, auf die in der äußeren Transcendenz des Unendlichen enthaltenen Anregungen und Dichtungen. Die polydaemonistische und polytheistische Naturreligion wird bis zur äußersten Vergeistigung und Versittlichung emporgetrieben,

wie dies im Konfutsianismus, im indischen Synkretismus der Trimurti, des Vischnuismus und Schiwaismus, vor allem aber im Neuplatonismus geschah. Der Neuplatonismus ist die wissenschaftliche Verklärung für die Religionsauffassung der Kaiserzeit, die ihren eigentlichen Ausdruck fand im Kultus des Jupiter Optimus Maximus und seines irdischen Stellvertreters, des Divus Augustus, als der höchsten Schutzmacht allen Rechtes, aller Ordnung und Wohlfahrt. Der Grundcharakter der Naturgottheit kommt auch bei der höchsten Transcendenz dadurch zum Ausdruck, daß Magie und Ekstase als die höchsten Formen göttlichen Wirkens und Erkennens gelten. Die Religionsphilosophie dieser Religionen erhebt sich natürlich viel mehr über den Naturalismus; trotzdem ist nur das System des großen Mitschülers des Origenes, des Plotin, davon frei.

Dieses Entwicklungsgesetz der Religion erscheint einerseits als das Unterpfand und die Triebkraft einer immerwährenden Vertiefung und Erhebung des religiösen Lebens; andererseits giebt es dem Kampf, der sofort zwischen dem Geiste der seitherigen Religionsauffassungen und dem neu in die Menschenwelt eintretenden Christentum entbrannte, um wohl in alle Zukunft fortzudauern, das Gepräge einer ganz besonderen Schärfe und Fruchtbarkeit.



Der alte Kirschbaum.

Von

Maurice von Stern.



Alter Baum, welch' zarter Blütenschleier
Fiel auf dich im Traum der Frühlingsnacht!
Stehst nun da beschämt in sel'ger Feier,
Daß noch einmal dir ein Blüh'n erwacht.

Alter Baum, wie strahlst du liebestrunken,
Wie ein Strauß auf dunkler Wetterwand.
Voll und schneeig, und so glückversunken,
Lichter werfend in das Frühlingsland.

Sprach der Grundherr: „Heuer muß er fallen.
Morsch und hohl, raubt er nur Luft und Licht.
Wenn es herbstet, wird die Axt erschallen,
Hilft ihm all' sein tolles Blühen nicht.“ —

Alter Baum, wie rührt mich tief dein Schweigen!
Ahnst du schon im kühlen Abendweh'n
Leises Schauern in den Blütenzweigen:
„Meinen Frühling werd' ich nicht mehr seh'n?“





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

Es ist mir nicht entgangen, daß Sie sich schon seit längerer Zeit an Fräulein von Cornow herangepürscht — " eine auffahrende Bewegung Frobens veranlaßte ihn, dem Satze eine andere Wendung zu geben — „daß Sie sich um Fräulein von Cornow bewerben. Wie ich bei der Unwissenheit der Dame in manchen Dingen befürchte, leider nicht ohne Erfolg. Ich habe Gründe, eine solche Verbindung zu verhindern."

Froben hatte seine Ruhe äußerlich wieder gewonnen.

„Angenommen, Ihre Beobachtungsgabe habe Sie nicht getäuscht — darf man erfahren, welches die ‚Gründe' sind, die Sie zu einer solchen, doch wohl von keiner Seite erbetenen Einmischung in fremde Angelegenheiten berechtigen?"

„Meine Freundschaft für die Familie des Herrn Geheimrats. Ich kann unmöglich —"

„Gestatten Sie, bevor Sie fortfahren, eine Frage: Sonst, Herr von Selling, haben Sie keine Gründe? Es ist die reine, selbstlose Freundschaft, die Sie veranlaßt, über der ‚Familie' des Herrn Geheimrats sozusagen als Schutzengel zu wachen?"

Selling stutzte betroffen, dann warf er hochfahrend den Kopf zurück.

„Ich bin weder verpflichtet, noch geneigt, Ihnen über die Beweggründe meines Handelns Rechenschaft abzulegen. Genug, daß ich eine Verbindung zwischen Ihnen und der Familie von Cornow zu verhindern wissen werde. Und ich richte nun an Sie ganz einfach die Frage, ob Sie gutwillig zurücktreten oder es darauf ankommen lassen wollen, daß ich andere Maßregeln ergreife."

„So. Maßregeln wollen Sie ergreifen. Und die wären?"

„Sollten sich der Herr Doktor nicht einer gewissen Dame Laczynska erinnern?"

Der ganze brutale Hohn des sich in der Uebermacht Fühlenden kam hier in Haltung und Stimme triumphierend zum Ausdruck.

Würde es das ungewisse Laternenlicht gestattet haben, Selling hätte sich an dem Eindrucke weiden können, den seine Frage hervorbrachte. Aber so konnte er nicht sehen, was sich an Schmerz und Bitterkeit in den Gesichtsmuskeln Frobens zusammenkrampfte. Froben war ja darauf gefaßt gewesen, — nach den Eröffnungen Bergs und nach den mit so großer Dreistigkeit und Sicherheit auftretenden Herausforderungen Sellings. Jetzt aber, wo das Erwartete Ereignis wurde, traf es ihn mit der ganzen Wucht eines Schicksalsschlages, — wie denn der Mensch auch im Angesichte eines unentrinnbaren Uebels, das von der Vernunft klar als solches erkannt wird, immer noch eine leise mystische Hoffnung auf Rettung hegt, die Hoffnung auf das Wunder!

Aber Selling las weder im Gesichte noch in der Seele Frobens. Er hörte nur nach einer kleinen Pause die mit auffallender Ruhe gesprochenen Worte:

„Doch, ich erinnere mich, eine Dame dieses Namens gekannt zu haben."

„Und Sie erinnern sich weiter wohl auch der Folgen, die diese Bekanntschaft gehabt hat? Der moralischen und — der b ü r g e r l i c h e n Folgen?"

„Auch deren erinnere ich mich."

„Wir verstehen uns also. Und da wollen Sie, mein Herr, es wagen, ein nichts ahnendes, unschuldiges junges Mädchen, die Tochter eines königlich preußischen Geheimen Rats, in Ihr — eigenartiges Schicksal zu verstricken? Mit dieser Ihrer Vergangenheit wollen Sie in eine hochangesehene Familie eindringen, auf deren Namen noch nie ein Makel geruht hat? Ja, glauben Sie denn, verehrter Herr, daß man Ihnen das so ohne weiteres gestatten wird? Nun, ich bin auch noch da, und ich erkläre Ihnen hiermit kurz und bündig: Entweder Sie ziehen sich unter irgend einem Vorwande von der Familie des Geheimrats, wie auch aus dessen ganzem Lebens- und Wirkungskreise zurück, oder ich werde dafür Sorge tragen, daß Herrn von Cornow sowohl wie auch seiner Tochter die Augen darüber geöffnet werden, welchen feudalen Vorlebens sich der Herr Schwiegersohn und Gatte in spe zu erfreuen gehabt, und unter welchen — eigentümlichen Verhält-

nissen er einen gewissen Teil seines damals noch minder berühmten Daseins verbracht hat. Ich wäre genötigt, dies in einer Weise zu thun, die Sie auch vor der Oeffentlichkeit schonungslos bloßstellen würde. Denn ich kann ebensowenig dulden, daß Unternehmungen, wie unser ‚Neuland‘, durch Ihre weitere Beteiligung kompromittiert werden. Welches die einzig möglichen Folgen für Sie wären, werden Sie sich wohl selbst sagen. Es liegt in Ihrer Hand, ihnen vorzubeugen. — Ich hielt es für korrekt, Sie vorher darauf aufmerksam zu machen.“

Ja, wirklich, er sagte „korrekt“.

In all der tiefen Erregung seiner ganzen Persönlichkeit, an deren zartesten Lebenswurzeln mit grausamer Hand gezerrt wurde, und so wenig der Augenblick dazu geeignet schien, konnte Froben doch den Beobachter in sich nicht verleugnen. Ihn interessierte — sozusagen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus — diese Menschenspezies, die über die wunderbare Kunst verfügt, in allen Lebenslagen und bei allen Handlungen stets korrekt zu bleiben. Und er war wirklich korrekt, der Selling — wie der Straßenräuber, der dem Wanderer den Revolver vors Gesicht hält: „Mein Herr, Sie werden mir Ihre Börse geben, widrigenfalls ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf jage. Ich halte es für korrekt, Sie vorher darauf aufmerksam zu machen.“

„Die Wahl dürfte einem so klugen Manne nicht schwer fallen,“ fuhr Selling fort, „ich bitte um Ihre Entscheidung.“ Mit affektierter Nachlässigkeit scharrte er mit seinem Regenschirm auf dem Pflaster.

Froben richtete sich in voller Höhe vor ihm auf.

„Nun merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich gebe zu, daß es für mich entwürdigend ist, Sie auch nur so lange angehört zu haben. Ich habe es gethan, weil — ich mir selbst — doch das gehört nicht vor dieses Auditorium! Wären diese inneren Beweggründe nicht, hätte ich nicht andererseits erfahren wollen, wie weit Sie mir Ihre edele Gesinnung entschleiern wollten, nähme ich ferner nicht Rücksicht auf andere Personen, die hier in Mitleidenschaft gezogen werden können — wäre alles das nicht, Herr von Selling, ich hätte Sie — und zwar nach den ‚in Ihren Kreisen‘ herrschenden Gesetzen — auch nur für den dritten Teil dessen, was Sie sich mir zu sagen erfrecht haben — ach bitte, lassen Sie Ihre Aufwallungen, sie sind völlig zwecklos — ich hätte Sie also dafür züchtigen müssen, mit oder — ohne Waffe.

„Jawohl, züchtigen.“

Mit verstärkter Stimme, in der es wie heranschwellendes Ge-

witter grollte, wiederholte er das Wort, als Selling empört dazwischen fahren wollte. Frobens mühsam behauptete Selbstbeherrschung drohte ihn zu verlassen, seine leidenschaftliche Natur aus ihren Klüften hervorzubrechen. Aber er bezwang sich.

„Halten Sie mich denn für so kindlich naiv, daß ich Sie nicht völlig durchschaute? Daß ich nicht wüßte, Ihre — ‚Freundschaft' für die ‚Familie' sei nur der Vorwand, sich selbst einer Persönlichkeit zu bemächtigen, die Sie doch über ihre Gesinnungen wahrlich nicht im Unklaren gelassen hat? Aber ich vermute, es handelt sich hier auch weniger um die Person, als um gewisse durch deren Besitz zu erlangende Vorteile. Denn nur Vorteile, meine ich, können für einen so — lebensklugen und weitsichtigen Mann maßgebend sein. Für einen Mann, der sich so — so ‚korrekter' Mittel bedient, um sich die Bahn zu seinem Ziele zu ebnen. Im übrigen habe ich Ihnen nichts zu sagen. Thun Sie immerhin, was Sie für angezeigt in Ihrem Interesse halten und was Ihren Gesinnungen und Ihrem Charakter entspricht."

Damit wollte sich Froben entfernen.

Aber diese Wendung der Sache befriedigte Selling nur wenig. An einem Skandal war ihm nichts gelegen. Das hatte doch immer so einen unfeinen, plebejischen Beigeschmack. Nur im Notfalle — dann freilich durfte er auch davor nicht zurückschrecken. Aber besser, viel besser wäre es doch, die Sache in aller Stille abzumachen. Er hatte ja auch bestimmt darauf gerechnet, daß Froben, in dem er bei aller Feindschaft den klugen Mann sah, unter solchen Umständen es vorziehen würde, geräuschlos in der Versenkung zu verschwinden, statt es auf einen Kampf ankommen zu lassen, in dem er viel, sehr viel verlieren, aber beileibe nichts gewinnen konnte. Denn an eine Verbindung Frobens mit der Tochter des Geheimrats war ja einfach nicht zu denken, nachdem er, Selling, einmal von dem ihm zu Gebote stehenden Material Gebrauch gemacht haben würde. Das war ja reine Narrheit von diesem Froben, jetzt noch an solchen Hoffnungen festzuhalten!

„Einen Augenblick noch bitte," rief er dem sich schon Entfernenden zu.

Froben blieb stehen.

„Wenn ich — ganz gegen meine Grundsätze — nach dem Vorgefallenen unser Gespräch noch fortsetze, so geschieht das in Anbetracht der ganz ungewöhnlichen Situation, in der wir einander gegenüberstehen, dann aber wohl auch in der Erkenntnis —" hier nahm Sellings Stimme ihren hochmütigen Ton wieder an — „daß ich Ihnen gegen-

über von den in der Gesellschaft üblichen Gepflogenheiten wohl absehen muß."

„Soweit diese Gepflogenheiten den Ihrigen konform sein sollten, — allerdings."

„Ich kann unmöglich annehmen, daß Sie es im Ernst auf — auf einen Skandal ankommen lassen wollen, dessen Ausgang und Folgen Ihnen doch schon jetzt klar sein müssen. Ich vermute, Sie zweifeln an dem Ernste meines Entschlusses?"

„O nein, Herr von Selling, ich zweifle nicht im geringsten! Ich bin mir über Ihre Absichten ebenso im klaren, wie über Sie selbst!"

„Um so unbegreiflicher finde ich dann Ihre Hartnäckigkeit! Doch Sie werden es sich gewiß noch überlegen. Ich lasse Ihnen Zeit bis morgen vormittag. Sollte ich bis 11 Uhr, d. h. bis kurz vor Beginn unserer Komiteesitzung, keine befriedigende Mitteilung von Ihnen erhalten haben — zwei Zeilen würden genügen — dann freilich würde ich es für meine Pflicht halten, gegen Sie vorzugehen. Und zwar, wie gesagt, schonungslos vorzugehen, verstehen Sie, schonungslos."

Froben schien im Begriffe, etwas zu erwidern, aber er besann sich, zuckte nur leicht mit den Achseln und ließ den andern ohne Antwort stehen, indem er seinen Weg fortsetzte.

„Ich bin bis 11 Uhr zu Hause," rief Selling ihm noch laut nach.

„Verrückter Kerl," sagte er ihm nachsehend kopfschüttelnd vor sich hin. Dann machte er, nach der entgegengesetzten Richtung, kehrt. —

Frobens Heimweg führte ihn durch eine Partie des Tiergartens. Es war eine kalte, neblige Herbstnacht, und in der Runde niemand zu sehen. Dann und wann raschelten welke Blätter im trüben Scheine des mit dem Nebel kämpfenden Laternenlichts über seinen Pfad und tönte aus der Ferne das Brausen des großstädtischen Nachtlebens und das Läuten der Pferdebahnglocken zu ihm herüber. Er spürte die Kälte nicht. Das Erlebte arbeitete kochend in ihm nach. Und was hatte er alles an diesem einen Abend erlebt! Einen Gipfel erklommen, von dem aus er in das gelobte Land des Friedens und Glückes geschaut. Aber unmittelbar daneben hatte sich plötzlich, wie durch höllischen Zauber, ein Abgrund aufgethan, der seinen gähnenden Rachen nach ihm aufsperrte. Und die Teufelskrallen, die ihn packen und in die Tiefe stürzen wollten, waren bereits über seinem Nacken ausgespannt.

Das Blut sauste in seinen Schläfen und er hörte das laute Klopfen seines Herzens. „Wann wirst du endlich ausgeschlagen haben?" dachte er. Er erinnerte sich, daß sein Vater an einem Herzleiden ge-

storben war und daß auch er ein solches Uebel geerbt hatte: — alles vorausbestimmt, sogar die Materie, aus der wir bestehen! Ueberall eingeengt, wie in einem Käfig! Und doch dieser lächerliche, unablässige, wütende Kampf aller gegen alle, als handle es sich um wunder was für freigewählte Güter und nicht um die Erfüllung eines notwendigen und unentrinnbaren Lebenskreises. Keiner kann aus seinem Käfig heraus, und es ist alles nur eine große Täuschung zu unbekannten Zwecken einer unbekannten großen Notwendigkeit. Und mit unserem blinden, wütenden, geifernden Raffen und Ringen schlagen wir uns nur die Flügel an den Stäben unseres Käfigs wund. — Was kann schließlich auch dieser Selling dafür, daß er so und nicht anders ist? Wären seine Eltern anders gewesen, würde auch er anders sein. — „Ach Ekel, Ekel!“ unterbrach er sich plötzlich mit lautem Ausruf in seinem Gedankengange. Die Scene mit Selling übermannte ihn mit ihrer ganzen Häßlichkeit. Der sittliche Ekel bäumte sich bei ihm auf, der soeben noch in seinen pessimistischen Grübeleien alle sittliche Freiheit zu leugnen geneigt war. Und damit muß man sich herumschlagen! Und dies elegante und korrekte Hyänentum zählt zur sogenannten besten Gesellschaft, und das köstlichste, haha, niemand wird an seiner Handlungsweise etwas auszusetzen haben, wenn er nur als Sieger hervorgeht. Er wird eine ‚hochangesehene Familie‘ vor einer ‚bemakelten‘ Verbindung bewahrt haben. Fehlt nur noch die Rettungsmedaille am Bande!

Da aber trat ihm Klaras Gestalt lebendig vor Augen, wie sie in leidenschaftlicher Glut ihm zuflüsterte: „Und wenn deine Hände in Blut getaucht wären, ich würde sie dennoch küssen, weil ich dich liebe.“ Ein Gefühl der Siegeszuversicht hob seine gesunkene Lebenskraft und -Freudigkeit. Mochte doch der Elende seine Künste spielen lassen, in der Glut dieser wahren, hingebenden Liebe mußten sie in Rauch aufgehn. Mochte auch der oder jener den Stab über ihn brechen, was lag daran, wenn sie nur treu an seiner Seite ausharrte?

In solchen Gedanken erreichte er seine Wohnung. Dort versuchte er sich geistig zu beschäftigen. Unmöglich! Ruhelos ging er lange im Zimmer auf und ab. Zweifel überkamen ihn. War es nicht vielleicht doch das beste, zurückzutreten, der ganzen widerwärtigen, moralischen Katzbalgerei aus dem Wege zu gehen? Würde sie ihn auch wirklich begreifen? Wiederum Kampf, Kampf und kein Ende! Ach, er war so satt des ewigen Kämpfens, er fühlte sich so müde, so müde. Noch waren die alten Wunden kaum vernarbt und er sollte

sie sich von roher Henkershand wieder aufreißen, sollte sich neue schlagen lassen? Lohnte es denn überhaupt noch, um irgend ein Gut in dieser Welt den Arm zu erheben? Aber er hatte diesen Gedanken kaum zu Ende gedacht, als er sich auch schon dessen schämte. Ob es sich lohnte, um das Weib, das ihm in vollem Vertrauen ihren ganzen reichen Schatz an Jugend, Schönheit und Liebe darbrachte, den Arm zu erheben? Pfui, schäme dich, sagte er zu sich selbst, so feige und niedrig hast du doch nie gedacht, auch damals nicht in jenen dunkeln, dunkeln Stunden.

Es war spät, als er sich zur Ruhe legte. Auf dem Nachttischchen neben der Kerze lag das abgegriffene Büchlein, das ihn schon durch so manche schwere Stunde geleitet hatte: das Neue Testament. Wieder hatte er es lange nicht in der Hand gehabt. Wichtigere und interessantere Abendlektüre war stets zwischen ihn und das Büchlein getreten. Heute griff er wieder darnach. Es klappte von selbst auf, an dem Blatte, das er zuletzt gelesen: Matthäi 17. Eine Tannennadel hatte sich zwischen die Seiten verirrt. Da kam es ihm zum Bewußtsein, daß er das Büchlein just seit dem Tage nicht mehr gelesen, an dem ihm einer der sehnlichsten Wünsche seines Lebens, die Begründung einer großen sozialreformatorischen Genossenschaft, erfüllt worden war. Und gewiß, er hätte es auch jetzt liegen lassen, wenn ihm der heutige Abend nur die Erfüllung eines anderen heißen Wunsches und nicht auch zugleich Not und Trübsal und Herzensangst gebracht hätte. Er las die Erzählung von der Enthauptung Johannes des Täufers, von der Speisung der fünftausend Mann, und dann kam er zu der Stelle vom versinkenden Petrus, bei der er damals durch Klara unterbrochen worden war:

„. . . schrie und sprach: Herr, hilf mir!

Jesus aber reckte bald die Hand aus, und ergriff ihn, und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?

Und sie traten in das Schiff, und der Wind legte sich.

Die aber im Schiff waren, kamen und fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn."

„Du bist *wahrlich* Gottes Sohn!" Er legte sich auf die Seite, stützte mit der Hand den Kopf auf die Kissen und sann über das Wort, das ihn mit so geheimnisvoller Gewalt ergriff. Es genügt nicht, dachte er, daß wir das Gute und Göttliche anerkennen, wir müssen auch an seine *sieghafte Macht* glauben, wir müssen dieser Macht *blindlings vertrauen*, unser ganzes Denken und Handeln auf sie

gründen, dann wird sich auch die nachgiebige Meeresflut trotz Wind und Wogen zum Felsen unter unseren Füßen härten. Wir dürfen die göttliche Lehre nicht nur als ein Ideal betrachten, das schön, aber undurchführbar ist, — das ist die unfruchtbare Halbheit unseres modernen Christentums! Nein, sie als lebendige Macht ansehn, die täglich und stündlich in die Erscheinung der Wirklichkeit treten kann, wenn wir nur wollen. Denn — — du bist wahrlich Gottes Sohn! So will denn auch ich dieser Macht vertrauen und durch Wind und Wellen gehn . . .

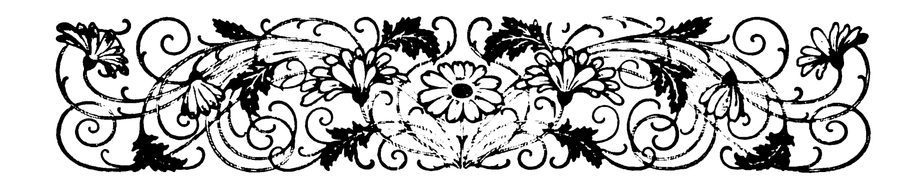
Die Sturmflut in seinem Gemüt ebbte, müde schlossen sich seine Lider, er sank in Schlaf. Das Licht auf seinem Nachttisch brannte weiter, es brannte bis auf die Papierhülse im Leuchter herab. Die entzündete sich schwelend und verbreitete einen übelriechenden Dunst. Der Mann auf dem Lager wälzte sich hin und her. Ihm träumte, eine weibliche Gestalt beuge sich über ihn und bohre ihre starren, spitzen gläsernen Blicke schmerzhaft in seine Stirn. Erst glaubte er in ihr jene andere zu sehen, von der Selling heute gesprochen hatte. Dann aber erkannte er, daß es Klara war, und er zermarterte sich vergeblich den Kopf, weshalb sie, gerade sie ihm das anthue. Er wollte sie fragen, konnte aber kein Wort herausbringen, so sehr er sich auch anstrengte. Sie aber lächelte nur und sagte: Weil ich dich liebe — liebe — liebe. Und dies ‚liebe' wiederholte sie unablässig, gleichsam wie im Takte eines Uhrwerks mit der selben seelenlos hämmernden Stimme und dem selben steinernen, sphinxhaften Lächeln. Grausendes Angstgefühl packte ihn, stöhnend warf er sich wieder auf die andere Seite.

Das Licht zuckte noch ein paarmal in immer kürzeren Zwischenräumen wie im Todeskampfe aus dem Leuchter auf, dann erlosch es.

Ein trüber, regnerischer Morgen graute in das von bläulich flutendem Qualme erfüllte Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)





Ein „Moderner“ aus dem Lande Rembrandts.

Von

Professor **Pol de Mont.**



Zur selben Zeit, als die Kunstschwärmer aller Länder nach der alten niederdeutschen Kunst- und Handelsmetropole an der Schelde strömten, um in einer Jubiläumsausstellung den vortrefflichen van Dyck besser und vollkommener kennen zu lernen, wagte es ein junger Nord-Niederländer, wenige Schritte von dieser Ausstellung entfernt seine eigenen Arbeiten — Werke der verschiedensten Art aus den letzten fünf bis sechs Jahren — dem Publikum vorzuführen.

Gewagt war ein solches Unternehmen gewiß. Und doch wäre es schade gewesen, wenn ein einziger der feinsinnigen Besucher der van Dyck-Ausstellung an dem geschmackvoll eingerichteten kleinen Kunstsalon dieses Jüngeren vorbeigegangen wäre. Sicherlich besteht ein großer Unterschied, was Ausführung und Auffassung betrifft, in der Kunst des graziösen Flamländers aus dem siebzehnten Jahrhundert und dieses jungen feinfühlenden Holländers von heute. Aber wäre auch so gar kein Hauch von Verwandtschaft wahrzunehmen gewesen zwischen jenem noch über das Grab hinaus siegreichen Alten und diesem noch voll per aspera ad astra strebenden Modernen, dies eine wagte ich damals doch schon im voraus zu versichern: auch bei letzterem wird man, und zwar mehr als bei irgend einem andern seiner Altersgenossen, zu loben, zu bewundern und zu lieben finden.

Antoon van Welie, der aus Gelderland stammt und heute ein etwa Dreißigjähriger ist, war bis vor ungefähr neun Jahren Schüler der höheren Kunstanstalt der Antwerpener Akademie. Ich entsinne mich noch sehr wohl, wie das breit und modern behandelte Gemälde aussah, mit dem er sich an einer Ausstellung des Antwerpener Kunstvereins „Als ik kan“ im Jahre 1890 beteiligte: eine Lampenlichtstudie in breiten, kühnen Zügen, sehr realistisch, absichtlich realistisch aufgefaßt, viel mehr gemalt, um zu zeigen, was er schon konnte und wagte, als hervorquellend aus dem inneren Bedürfnis eines Künstlers, der sich und seine Kraft noch nicht kennt. Nicht unverdienstlich übrigens, wenn auch



mangelhaft; das Versprechen eines zweifellos talentvollen Anfängers — würde es eines jener vielen sein, die nicht erfüllt werden? Nun, daß dies vor einem Jahrzehnt abgegebene Versprechen eingelöst worden, mehr oder weniger — und ich gestehe es, mehr, viel mehr, — das zeigte jedes der dreißig Werke, die der Maler nach Antwerpen brachte. Er hat Wort gehalten, aber — und dazu wünsche ich ihm von Herzen Glück — wohl in ganz anderer Weise, als es nach jenem ersten Anfange zu erwarten gewesen wäre.

Van Welie hat das von jüngeren Künstlern oft nicht genug geschätzte Glück gehabt, zehn Jahre lang abgesondert von fast allen früheren Kameraden zu leben, entfernt von dem unfruchtbaren Markt- und Kampfgeschrei der verschiedenen Richtungen, Schulen und Cliquen, in dem stillen, wenig von der Kunst berührten Herzogenbusch. Die Einsamkeit ist ihm günstig gewesen. Sie hat seine wahren Anlagen zu Tage gefördert, ohne merkbaren Einfluß von außen. Das ist ein Vorrecht vor Tausenden, um das ihn viele beneiden mögen. Jeder Urteilsfähige, der durch jene drei kleinen Gemächer gewandelt ist, in denen van Welies Arbeiten in auffallend geschmackvoller Weise untergebracht waren, wird von einer Eigenschaft ganz besonders sympathisch berührt worden sein, die man in unserer Zeit trotz allen Strebens nach Eigenart nur zu oft vermißt, nämlich der, daß unseres Künstlers Werk nur äußerst selten an das eines anderen erinnert.

Besonders bei seinen Porträts ist dies der Fall, einem Genre, bei dem gerade die Jüngeren sich am leichtesten zum Nachahmen und Wiederholen verleiten lassen. Weder von den Engländern Whistler und Guthrie, noch von den Franzosen Carrière und la Gandara, noch von dem Deutschen Lenbach oder einem andern Gefeierten der letzten Jahre übernahm er viel. Mehr beeinflußt wurde er von gewissen Gothikern, oder besser: er selbst ist in seinen wirklich inspirierten Augenblicken wie eine Wiederkehr jener alten Meister aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert; er malt mit derselben Mönchsgeduld und derselben, noch nicht in Banalität und Maniriertheit entarteten peinlichen Genauigkeit all die schönen Details, die er in Antlitz und Kleidung antrifft, und er strebt danach, — trotz aller auf Kostüme verwandten Sorgfalt — auf Haupt und Hände unser ganzes Interesse zu konzentrieren und besonders aus dem Antlitz die Seele des Modells leuchten zu lassen.

Dieser Gediegenheit der technischen Ausführung ist es zu danken, daß sogar das am wenigsten gelungene Porträt unter den zwanzig mir bekannten noch interessant ist; seinem Streben nach höherer als bloß äußerlicher Schönheit aber, daß wenigstens sechs davon Kunstwerke sind, wie man sie auf Ausstellungen nur alle vier oder fünf Jahre einmal antrifft. Als die allerbesten nenne ich: „Meine Mutter“, „Mein Vater“, „Frl. A. L.“ (zu Herzogenbusch), „Frau H.“ (zu Nymegen), „Frau und Frl. d. T.“ (Nymegen) und „Frl. H.“ (Düsseldorf).

Wer bemüht ist, die Leute, in deren Gesellschaft er verkehrt, auch seelisch zu ergründen, der wird in der Betrachtung dieser Porträts einen nicht gewöhnlichen Genuß finden. In „Meine Mutter“ wird er die feine Kunst bewundern,

mit der hier der Maler die edle Gutherzigkeit einer stillen, frommen, gebildeten Frau zum Ausdruck gebracht hat, eine Gutherzigkeit, die aus dem sanften Glanz zweier Augen spricht, Augen, wie sie nur wirklich gute Menschen haben, Augen, welche die leiseste Empfindung, freudige sowohl wie traurige, unwiderstehlich feucht werden läßt, die uns ansehen mit demselben weichen Licht wie der Mond, wenn er durch einen Wolkenschleier scheint. Und noch etwas anderes ist hier dem Maler gelungen: die äußerste Beweglichkeit im Gesichtsausdruck, wie sie nur nervösen Menschen eigen ist, hat er in einem Lächeln gefesselt, das mit einem Wort sich gar nicht charakterisieren läßt, einem vielsagenden Lächeln, das jetzt in den Mundwinkeln, jetzt auf den Lippen und wieder die Wangen hinauf um die Augen zu spielen und zu zittern scheint.

„Frau und Frl. v. T.“ sind mehr dekorativ behandelt, mehr um in einem modernen, hell erleuchteten Salon auf einer Staffelei zu prangen, als im bescheidenen Lichte eines traulichen Wohnzimmers zu hängen. Aber der Gegensatz zwischen der ruhigeren, ernsten Mutter mit dem dunkeln, und der lieblichen, von Lebenslust strahlenden Tochter mit dem blonden Haar ist sehr glücklich zum Ausdruck gebracht. Die Gewänder, besonders das vornehme Sammetblau der älteren Dame, sind geschmackvoll und ohne die mindeste Uebertreibung.

Aber nicht als Porträtmaler steht mir van Welie am höchsten. Sein Talent voll zu entfalten, hat er mehr Freiheit nötig, als dieses Genre dem Künstler gewährt. Aeußerst fein besaitet, ja beinahe weiblich zart von Gemüt, gehört er zu jenen vielleicht edelsten lyrischen Naturen, für die der Mensch gerade so viel Wert hat, wie er selbst durch Gehalt oder Tiefe seiner Empfindungen in ihn hineinlegt. Für sie ist die Natur ein Wunderspiegel, der alles, was in den Gemütern der Menschen vorgeht, von Stunde zu Stunde, in ewigem Wechsel der Stimmungen, verkörpert in Farbe und Form wiedergiebt.

Mit einer solchen Beanlagung wird man entweder ein Landschaftsmaler, ein Impressionist in der Weise der Flamländer Theodoor Verstraete oder Baertsoen, der Nordniederländer Mauve oder Maris, oder des französischen Meisters Millet, oder — man wird ein Symbolist. Und letzteres wurde Antoon van Welie. Aber ein Symbolist, der sich nicht außer der Natur stellt, oder sie vergewaltigt, wenn er in ihr bleibt, sondern einer, der aus den Gestalten und Farben, die sie vor seinen Augen entfaltet, mit feinem Geschmack gerade diejenigen zu wählen weiß, die sozusagen „die Worte“ werden sollen, in denen er die zarten Visionen seiner Seele aussprechen wird. Und jene Gestalten und Farben wird er stets, auch wenn er noch so fest entschlossen ist, sie im erhöhten Glanze eigener Schönheit darzustellen und nicht einfach so, wie sie sind, ohne ein Mehr an künstlerischer Eingebung, mit aller Genauigkeit studieren und mit aller Ausführlichkeit eines scharfen und gewissenhaften Naturbeobachters wiedergeben.

In solchen Augenblicken gewiß entstand die ganze Reihe in jeder Hinsicht merkwürdiger Stücke, die Zeichnungen in Bleistift oder Pastell: Schmerz

und Sélysette, beide s. Z. im „Pan" veröffentlicht, Tristan und der Künstlerkopf, vor allem aber die schönen Zwei Märchenprinzessinnen, eine Wachsbleistiftzeichnung, Ophelia, ebenfalls in Wachsbleistift, Paolo und Francesca in Pastell, Orpheus und Musik in Oel.

Nur von den fünf letzten, die noch nirgends zu sehen waren, will ich sprechen. Die älteren Arbeiten sind seitdem auch in Deutschland bekannt geworden, da van Welie die Sammlung, mit der er zuerst in Antwerpen zur Zeit der van Dyck-Ausstellung hervortrat, nachdem er sie zunächst noch den Pariseru in La Bodinière vorgeführt, im Januar auch nach Berlin brachte, wo sie in den bekannten Schulte'schen Ausstellungssälen berechtigtes Aufsehen erregten. Im nächsten Monat wird die ganze Sammlung in Frankfurt a. M. ausgestellt werden.

Empfunden als Gedichte, machen diese Werke, wenngleich mit andern Mitteln und in anderer Weise, auf uns thatsächlich den Eindruck sehr tief empfundener Lieder; und wie solche Lieder, geben sie reichen Stoff zum Nachdenken, Grübeln, Fantasieren.

Die Prinzessinnen gehen in zärtlicher Umarmung, für den Beschauer von der Seite sichtbar, durch eine Landschaft von Weihern und Weiden anscheinend einem geheimnisvollen Walde zu. Der Abend sinkt, man sieht es an dem bleichen Goldglanze, der noch auf den Wasserflächen in der Ferne ausgebreitet liegt, und dem dichter werdenden Schatten zwischen den fernen Stämmen. Die eine ist blond, und ihre langen glatten Haare hängen schlicht herunter über ein bleichrotes, blumenbesätes Kleid; die andre hat dunkle Locken, ihr Kleid ist blau und mit Sternen bedeckt. Die eine ist sehr jung, und sie schreitet dahin wie im Banne einer geheimnisvollen Macht, mit erhobenem Köpfchen; ihre schönen Augen und ihre wie zum Kuß dargereichten Lippen sprechen von dem unwiderstehlichen Begehren einer Seele, die nur noch Bezauberung kennt. Die andere, einige Jahre älter, geht neben ihr her mit strengem, fast finsterm Gesicht und starrem, scharfem Blick, ihre ganze Erscheinung läßt vermuten, daß sie schon im geheimnisvollen Haine war und — entzaubert — daraus zurückgekehrt ist. So kraftvoll und energisch der Kopf der Aelteren, so kindlich zart und jungfräulich ist der ihres Schwesterleins.

Ophelia, das Bild, das dieses Heft schmückt, ist noch schöner, auch viel tiefer. Zwischen großen, noch nicht erschlossenen Wasserlilien und Schilfpflanzen ist sie langsam ins Wasser gesunken. Ihr Haupt nur hebt sich daraus hervor. Sie scheint zu schlummern, die Augen sind leicht geschlossen, und in einem stillen, kaum merklichen Lächeln drückt sie das Glück ihrer liebsten, jetzt bald für immer entschwundenen Erinnerungen aus. In technischer Hinsicht ist dieses Werk meisterhaft zu nennen. Das Haupt ist von einer Plastik, als wäre es in Marmor gemeißelt.

Paolo und Francesca sitzen in einer Waldlandschaft voll Schatten, am Rande eines dunkeln Wassers, auf welchem Schwäne dahingleiten. Sie hält noch das Buch in der Hand, worin sie — heute nicht mehr weiter

lesen werden. Ruhigen, beinahe festen, noch vollkommen reinen Blickes starrt sie vor sich hin. Er indessen schaut sie an mit heißen Blicken, die sie verzehren wollen, seine Nasenflügel zittern, und seine Lippen beben, wenn sie auch schweigen.

In viel größerem Maßstabe ist Orpheus ausgeführt. Die Scene stellt den Sänger dar, wie er vor Ermüdung niedergesunken ist auf die knorrigen Wurzeln eines Riesenbaumes aus der Unterwelt, während hinter ihm die dunkeln Wasser des Styx schlummern, und fern, ganz fern am andern Ufer die Abgeschiedenen aus Elysium wandeln in Licht und Glanz. Die Gestalt des Sängers ist ein technisches Meisterstück, in der Bewegung der Hände, in Antlitz und Haltung jeder Zug die verkörperte Sehnsucht nach seiner Eurydike. Nichts von akademischer Aktstudie. Die Arme, auf denen jede Muskel gespannt sichtbar ist, sind von Meisterhand modelliert. Den Gegensatz zwischen Elysium und Styx hat der Künstler sehr zurückhaltend benutzt, die Klippe, auf leichte Effekte Jagd zu machen, geschickt vermieden. Das Dunkel im Vordergrunde und im Mittelfelde wird gemildert durch die lichte Gestalt des Sängers, und das Eckchen Licht im Hintergrunde ist eher gedämpft als zu stark.

Und jetzt noch ein Wort über Musik, nach meiner Meinung eines der schönsten Gemälde, welche in jüngster Zeit in unsern niederdeutschen Niederlanden entstanden, gewiß aber wohl das vollkommenste, das van Welie selbst bisher malte. Der „Türmer“ möge es, — wie ich wünsche und hoffe! — in einer dieser tadellosen Vervielfältigungen der Firma Bruckmann seinen Freunden in einem späteren Hefte vorführen.

In einer Wiesenlandschaft zwischen Wasser und Bäumen, in deren Hintergrund ganz dünne weiße Stämme schimmern, sitzt ein junger Mann, der die Geige spielt. Musik nennt der Maler sein Bild — das man in gewisser Hinsicht mit dem Mondgeiger des sympathischen Hans Thoma vergleichen könnte —; ich aber möchte es Genießen nennen. Mit geschlossenen Augen, geschlossenen Lippen biegt der Jüngling das ungewöhnlich edle, mädchenhaft zarte Haupt auf die rechte Schulter zurück, während er mit einer Gebärde, die zugleich wie eine Liebkosung und wie ein ehrerbietiges Winken ist, den Bogen über die Saiten zieht und mit den Fingern der andern Hand ganz leise, vorsichtig die Akkorde tastet. Wer eine solche Figur der Natur abzulauschen und festzuhalten und sie obendrein in einen passenden, sei es naturalistisch oder dekorativ gemalten Hintergrund hineinzusetzen weiß, der ist schon ein ganzer und echter Künstler. Aber van Welie that noch viel mehr. Die ganze Gestalt, so klein sie ist, drückt mit beispielloser Intensität das Genießen aus, das der einsame Spieler im Schaffen und bewundernden Anhören seines eigenen Spieles empfindet. Dieses Genießen erzittert förmlich unter den weiblich zarten, fein gegliederten Fingern, in dem so richtig erfaßten Saitengriff, in der nicht weniger gut getroffenen Streichbewegung, besonders aber in dem Antlitz, das wie verklärt ist, wie verwandelt durch den Vorgang im Innern des Musikers. Es ist

keine grobsinnliche, freudige Wollust, die in diesen Zügen lebt, sondern eine, die zum Weinen stimmt, die viel edler und größer ist als die andere; es ist, als ob die impressionistische Landschaft, in der der Jüngling steht, mitweinte bei seinem wehmütigen Spiel.

Und wie man niemals vor Welies Porträts an etwas anderes erinnert wird als einzig an die Gestalten, die sie lebensvoll darstellen, so kommt man auch vor diesen symbolistischen Bildern kaum dazu, daran zu denken, daß man hier vor etwas Oelfarbe oder Pastell auf Leinwand steht. Man kann lange Zeit den Genuß dieser Darstellungen empfunden haben, ehe man sich Rechenschaft darüber giebt, wie schön dies Lila oder Blau, wie reich dies Grün oder Rot ist.

Selten begegnete ich Werken eines Malers, die so überwiegend ideal und zu gleicher Zeit so einfach naturgetreu und so von ganzem Herzen wahr sind.



Das Pferdchen.

Von

Rudolf Presber.

Damals, ach! — die Aerzte kamen,
Fühlten Puls ihm und Gesicht,
Nannten viel gelehrte Namen,
Und mein Ohr verstand sie nicht.

Doch im Aug gelehrter Thoren
Las ich mehr als die Gefahr,
Las ich, daß mein Kind verloren
Und der Tag sein Würger war;

Daß die Stunde bald zum Scheiden
Schnarrend schlug die kleine Uhr —
Da bezwang ich meine Leiden,
Und ich tilgt' der Thränen Spur.

Durft' der wüsten Träume Kette
Noch ein einz'ges Mal zergehn,
Sollt' er still an seinem Bette
Seine Mutter lächeln sehn....

Und ich strich ihm glatt die Decken,
Leise, leise küßt' ich ihn;
Ohne Furcht und ohne Schrecken
Sollt' er mir hinüberflieh'n.

Und er hob sich aus den Kissen,
Und er hascht' mit Aug und Hand;
Und ich sah ihn etwas missen,
Das er suchte und nicht fand.

„Ruhe, ruh', mein süßes Leben!" —
Und er sah mich bettelnd an:
„Willst du mir mein Pferdchen geben,
„Mutter, daß ich's streicheln kann." . . .

— — — — — — — — — — — — —

„Soll er einmal noch sich kräft'gen,
„— Heut' ist schon der neunte Tag —
„Gebt ihm nichts, was ihn beschäft'gen,
„Nichts, was ihn erregen mag."

Also hat der Arzt gesprochen,
Eh' er wandte sich zu gehn . . .
Wild ans Mutterherz mir pochen
Fühlt' ich meines Kindes Flehn.

Und ich kann's nach Jahren heute,
Kann es nimmermehr bereu'n,
Daß ich vor der letzten Freude
Wagte, nicht zurückzuscheu'n;

Daß mit heißem, stillem Danke
Für den Wunsch, der ihn noch hält,
Ich sein Pferdchen sucht' im Schranke,
Wo er's selbst noch eingestellt.

Und ich gab's und schaute bange,
Wie er's fiebernd griff und fest
An die feuchte, heiße Wange
Hielt das kleine Pferd gepreßt.

Stürmisch unter müden Rippen
Flog sein Herzchen . . . fieberrot
Glüht' die Stirn . . . Mit trocknen Lippen
Küßt' er's leise — und war tot . . .

Unter schweren Blumenspenden
— Später hat man mir's erzählt —
Hab' aus seinen starren Händen
Mühsam ich's herausgeschält.

Und ich hielt's als letzte Beute,
Letzten Anker meiner Qual,
Als die Schar der schwarzen Leute
Mir mein Glück im Sarge stahl ...

Jahre gingen. — Aus dem Schreine
Jeden Abend hol' ich mir's:
Und ich streichel' es und weine
Auf das Fell des garst'gen Tiers.

Und ich möcht's dem Spielzeug neiden,
Daß das wüste, kleine Ding
Seine letzten Zärtlichkeiten,
Seinen letzten Kuß empfing ...

Ach, der Tröster Freundeszunge
Redet mir vergebens ein,
Daß er jetzt als großer Junge
Griechisch lernte und Latein;

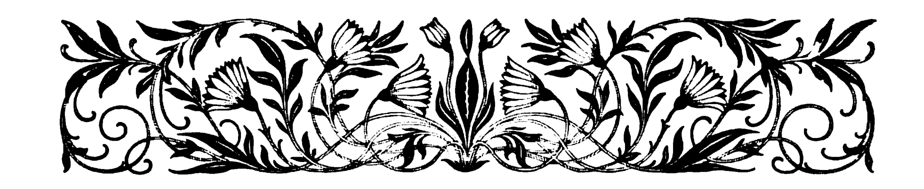
Daß die Zeit der Kinderspiele
Längst verrauscht auf ernster Fahrt,
Und daß Sorgen viele, viele
Ihm und mir der Tod erspart.

Für mein Sehnen, für mein Lieben,
Das ihn Tag und Nacht umfing,
Ist er blond und klein geblieben,
Wie er damals von mir ging.

Und im blauen Himmelsgarten,
Wo die Sterne Blumen sind,
Träum' ich, müßt' er mich erwarten,
Als mein einzig liebes Kind.

Wenn nach bangen Erdentagen
Er mir dort entgegentritt,
Ach, ich weiß, er wird mich fragen:
„Bringst du mir mein Pferdchen mit?"





Tante Fine.

Eine Kleinstadtgeschichte.

Von

Carl Busse.

Beim Kramen in alten Briefen fiel mir kürzlich ein kleines Packetlein in die Hände. Es war umschnürt und versiegelt. Und oben darauf hatt' ich mit starken Buchstaben den Namen „Otto Witt" geschrieben. Darunter ein Kreuz und die Jahreszahl 1894.

Als wäre der schlichte Name die erlösende Zauberformel, um eine versunkene Welt wieder emporzutragen und zu erwecken, stieg mit wunderlicher Deutlichkeit und in aller Frische der Farben meine Schulzeit in mir empor. Die kleine Stadt mit den niedrigen Häusern, das alte Gymnasium, der gelehrte Direktor mit der kupfern angelaufnen Nase, die lange Reihe der Lehrer, der geliebten und der gehaßten — sie alle drängten sich heran und erheischten Aufmerksamkeit.

Einen Augenblick war mir, als müsse ich nach der Uhr sehen, ob es nicht Zeit sei, die Mappe zu nehmen und im Galopp an der Pfarrkirche vorbei nach dem Gymnasium zu jagen. Ich sah mich selbst als Sextaner mit Kniehosen und weißen Strümpfen; ich sah mich als Tertianer stolz mit den ersten „langen" Unaussprechlichen über die Straße gehen; ich sah mich mit braunen Glacés als Sekundaner Fensterpromenaden machen und schließlich mit noch größerer Würde als Primaner meine Cigarre rauchen. Jedesmal aber war ein andrer neben mir: mein bester Kamerad, Otto Witt. Derselbe Otto Witt, dessen wenige Briefe dieses Päckchen einschloß.

Ich trennte die Schnur ab. Eine Zeitungsnotiz fiel mir entgegen. Sie war kurz, im Reporterstil gehalten, aus einem Provinzblatt sorgsam ausgeschnitten. Als ich sie vor Jahren las, konnt' ich zwei Nächte nicht schlafen. Denn sie enthielt die Nachricht, daß der Sekondeleutnant Otto Witt, der auf Urlaub bei einem Verwandten weilte, infolge Scheuwerdens seines Gaules abgeworfen und mit dem Kopfe so unglücklich gegen einen Prellstein geschleudert worden sei, daß nach einigen Stunden der Tod eintrat.

Die Briefe, die neben diesem Zeitungsausschnitt in dem Packet lagen, waren kurz, enthielten nur unbedeutende Mitteilungen privater Natur und interessierten selbst mich kaum noch. Nur am Schlusse des letzten stand ein einfacher Satz, der wieder ganze Reihen von Bildern und Gedanken in mir auslöste. Er lautete: „Wenn Tante Fine noch leben sollte, grüß' sie bei Gelegenheit 'mal von mir."

Wenn Tante Fine noch leben sollte —! Tante Fine und Otto Witt!

Das war eine merkwürdige Geschichte. Je länger ich jetzt darüber nachdachte, um so seltsamer erschien sie mir. Als Junge hab ich mit allen andren darüber gelacht und niemals weiter nachgegrübelt. Denn eigentlich war es ja weder eine Geschichte noch sonstwas. Ein Kuß, den uns eine verliebte Töchterschülerin gab, war tausendmal mehr, tausendmal wichtiger und interessanter.

Und heut?

Aber ich will das Wenige, was sich erzählen läßt, erzählen.

Otto Witt war der Sohn des Sanitätsrates Witt. Er war schon als Knabe wunderschön. Ein offnes, feines, regelmäßiges Gesicht, große, wenn auch vielleicht nicht kluge Augen, und die prächtigsten, widerspenstigsten Locken, die unter jedem Hut hervorquollen.

Ich weiß das alles deshalb so genau, weil ich mich zuerst schwer darüber kränkte. Wenn er in seinem kleidsamen Sammetanzuge mit mir auf der Straße spielte, selbst wenn die große Indianerschlacht gerade am schärfsten hin- und herwogte, so dauerte es nicht lange und irgend eine Dame hatte ihn beim Wickel, plauderte mit ihm, küßte ihn. Ich dagegen bekam kaum einen Gruß. Nun hätt' ich das wohl mit Vergnügen verwunden, aber ‚Ottochen' bekam Bonbons, ‚Ottochen' bekam Chokolade, bekam Konfekt, während meine sechsjährige Männlichkeit auch hier leer ausging. Zwar teilte mein Spielkamerad ziemlich ehrlich all diese guten Dinge mit mir, aber es war nur menschlich, daß sich mit der Zeit ein gewisser Groll gegen den lieben Gott und die Menschheit bei mir einnistete. Und eines Tages, als ein gar zu reicher Segen in meiner Gegenwart über Otto Witt herniedergegangen war, lief ich vom Spiel fort heulend nach Hause, stellte mich vor meine gute und nicht wenig verblüffte Mutter in meiner vollen Größe hin und schrie wie verzweifelt: „Ich will auch schön werden — ich will so schön werden wie Otto — ich will auch Locken haben!" Und dazu stampft' ich so trotzig mit dem Fuß auf, daß die Dielen zitterten.

Wir wurden größer, und hatten wir einst an den Rinnsteinen gespielt, so trugen wir nun die Mappen auf den Schultern und liefen im Trab nach der gleichen Schule. Regelmäßig trafen wir dabei um Punkt dreiviertel auf acht in der kleinen Nebenstraße, wo der Buchbinder wohnte, Tante Fine. Und wenn Tante Fine uns sah, lächelte sie. Richtiger: wenn sie Otto Witt sah. Damals wußt' ich das noch nicht.

Tante Fine war eine bucklige Näherin. Die ganze Stadt kannte sie, kannte ihr Capothütchen, kannte ihre Mantille mit dem Perlenbesatz, kannte

ihren Pompadour und ihren Regenschirm. Wo sie gerade gebraucht ward, ging sie hin. Im Pompadour steckten säuberlich Nadel, Schere, Zwirn und Seide, Fingerhut und Wachs. Neue Toiletten vertraute man ihr wohl nicht an. Aber niemand konnte so gut flicken, niemand so gut aus längst pensionsberechtigten Kleidungsstücken etwas ansehnliches anderes machen. Da saß sie mit dem freundlichen Gesicht den ganzen Tag hinter der Gardine, schnitt und nähte, machte hier herrliche Kravatten aus einer abgelegten seidnen Blouse, fabrizierte dort aus dem väterlichen Paletot ein Winterröckchen für das Söhnchen, wartete bescheiden, bis sie angeredet ward, und aß beim Mittag wie ein Kanarienvogel. Dabei war sie so spottbillig, daß jeder sie für die wenigen Groschen am Tage haben wollte. So geschah es, daß Tante Fine fast in alle Familien des Städtchens kam, überall auf ihre Weise schneiderte und überall bescheiden und freundlich lächelte.

Sie hieß eigentlich Josefine Vogel. Aber dieser Name war über dem andern, einfacheren ‚Tante Fine‘ halb vergessen. Am äußersten Ende der Stadt wohnte sie, zusammen mit ihrem Kanarienvogel, der Hänschen hieß und von dem sie gern erzählte, wenn sie es wagen zu können glaubte. Wie alt sie eigentlich war, hab ich nie erfahren. Auch nicht, wie lange sie schon vor meiner Zeit im Städtchen war. So lange ich selbst zurückdenken kann, trug sie eben ihr stilles Gesicht, ihren Buckel, ihren Pompadour, hatte schon Fältchen über Fältchen und brachte es fertig, ihre Perlenmantille immer neu aufzubügeln und durch einen kleinen Besatz oder dergleichen wieder möglich zu machen.

Diese Tante Fine nun begegnete uns Morgen für Morgen, wenn wir gemeinsam zur Schule liefen. Wir nickten nur und beachteten sie kaum. Aber als ich mich einmal umsah, war sie stehen geblieben und blickte uns nach. Als wär' sie auf einer Sünde ertappt, kehrte sie sich schleunigst um und trippelte davon.

Nun, dem schönen Otto blickten viele nach. Warum also nicht die bucklige Näherin? Das eine fiel mir jedoch auf, daß wir sie mit dieser großen Regelmäßigkeit trafen. Es fiel mir auf, daß sie einst — als wir erst eine halbe Stunde später kamen — fast genau auf dem gleichen Flecke unsern Weg kreuzte.

Eines Morgens nun — sie war eben eine halbe Woche bei uns beschäftigt gewesen, wo sie liebreich mit mir geplaudert — hielt sie uns an. Sie mußte wohl halb erschrocken über ihre eigne Verwegenheit sein, denn ihr hohes Stimmchen zitterte und der Pompadour, den sie krampfhaft in der Hand hielt, zitterte auch.

Sie wandte sich an mich, den sie wohl besser kannte.

„Da hab' ich . . . einen schönen Apfel gesehn, mein liebes Jungchen, und da dacht' ich doch gleich, den wird ein gewisses Herrchen wohl gern verspeisen. Gelt?“

Ich war etwas überrascht — denn wer gab m i r etwas, wenn Otto Witt neben mir war? —, aber mein Herz war für eine Liebe, die Geschenke bot, immer empfänglich, und so streckt' ich kühn die Hand aus.

Sie zerrte an der Schnur ihres Pompadours, die ihr bei dem Zittern der Hand wohl nicht nach Wunsch aufging, und brachte endlich einen Apfel zum Vorschein. Und während sie dann den Blick in schüchterner Angst zu meinem Kameraden erhob, sagte sie:

„Willst du . . . auch einen?"

Otto Witt war gleichfalls für das Nehmen. „Wenn ich einen kriege — —", erwiderte er.

Da leuchteten die Augen einen Moment selig auf und das alte, längliche Gesicht färbte eine leise Röte. Behutsam entnahm sie dem Pompadour eine zweite Frucht, die sie, noch mehr errötend, ihm hinreichte.

Er war nobler als ich und sagte: „Danke schön!" Da wurde die bucklige Näherin ganz blutrot.

„O bitte, bitte! . . . Eine kleine Freude . . . gut schmecken . . ."

Die Worte kamen nicht recht heraus, und dann nickte sie nur noch, nickte besonders dem schönen Otto zu und trippelte schneller als je von dannen.

Seit diesem Tage kamen wir selten einen Morgen davon, ohne von Tante Fine beschenkt zu werden. Wir nahmen's allmählich ohne viel Dank als etwas ganz Selbstverständliches hin und machten uns keine Gedanken darüber. Wenn ich heut überlege, was da alles in unsre Taschen und Mäuler wanderte, erfaßt es mich seltsam. War's auch nur für jeden ein Bonbon, ein Täflein Chokolade, ein Stückchen Zuckerkant — es war immer etwas wohl Ausgedachtes, und niemals erhielten wir an aufeinanderfolgenden Tagen das gleiche. Es ist mir später erst klar geworden, daß all die Geschenke nicht mir galten; damals ahnt' ich nichts davon. Denn Tante Fine hätt' es nicht übers Herz gebracht, mich, der ich nun einmal wohl oder übel immer dabei war, auszuschließen. Ein paarmal schien es mir zwar, als bekäme Freund Otto den größeren Apfel, den schöneren Bonbon, aber das konnt' ja Zufall sein.

So ging das eine lange Zeit. Manchmal trafen wir Tante Fine auch nicht. Wir dachten, sie hätte sich verspätet, und warteten ein paar Minuten. Aber sie blieb wirklich aus. „Vielleicht ist sie krank," sagte Otto Witt. Heut weiß ich, daß sie nicht krank war, sondern daß sie uns nichts schenken konnte und mit leeren Händen sich nicht traute, den gewohnten Weg zu gehen. Wollt' es der Zufall, daß sich Mitschüler uns vorher anschlossen, so ließ sie sich nichts merken und trippelte scheu, mit gesenkten Augen, vorbei.

Der Himmel weiß, wie lange das gedauert hätte, wenn ich eines Tages zu Hause nicht erzählt hätte, wie freundlich Tante Fine zu uns sei. Verwundert horchte meine Mutter auf, schüttelte den Kopf, sah mich an. „Dann mußt du dich auch immer schön bedanken", antwortete sie schließlich.

Sie sagte nicht mehr. Nach dem Essen jedoch — ich saß an dem freien Nachmittag im Nebenzimmer und machte Schularbeiten — hörte ich, wie sie es drinnen dem Vater erzählte und hinzufügte: „Die Sache ist wirklich peinlich,

die arme Person hat ja selbst kaum 'was zu essen, und kauft für ihre Pfennige noch die Näschereien für die Kinder."

„Sag's ihr doch!" hörte ich den Vater.

„Nein", sprach die Mutter wieder, „sie könnt' sich . . . vielleicht beleidigt und beschämt fühlen."

„Dann verbiet' dem Jungen, die Sachen weiter anzunehmen."

„Das wär' noch schlimmer. Ich weiß wirklich nicht, was sich da thun läßt. Das einzige, man giebt ihr Gelegenheit, etwas mehr zu verdienen. Ich lass' mir 'mal ein ganzes Kleid von ihr machen."

Die Eltern sprachen noch weiter. Ich hörte nicht. Aber ich seh' mich noch heute dasitzen: die tintigen Finger hielten den Federhalter, aus dem Lesebuch schrieb ich die Fabel „Der Wolf und das Lamm" in mein Schreibheft. Und ich malte eine ganze Zeit keine Buchstaben mehr, sondern ließ die Beine vom Stuhl baumeln, steckte das Ende des Federhalters in den Mund und dachte an das, was die Mutter eben gesagt.

Es ging mir lange nicht aus dem Kopfe. Jeden Tag fiel es mir wieder ein. Und jeden Morgen nahm ich den Bonbon oder was es gerade gab mit einem leisen inneren Widerstreben an. Ich war mir selber nicht klar darüber, aber das Gefühl war da und ließ sich nicht bannen.

Endlich sprach ich mit Otto Witt darüber. Es war in der Dämmerung. Wir saßen auf den Stufen, die zum Garten führten. Ich sagte nur ganz wenig. Nur, daß ich keine Geschenke von Tante Fine mehr wolle. Ich wurde trotz der Dämmerung rot dabei.

„Warum denn nicht?" hatte Otto Witt erst erstaunt gefragt. Dann jedoch schien es auch ihn zu beschleichen wie eine dunkle Ahnung. Wir saßen mäuschenstill. Nur der Garten redete und rauschte im Abendwinde.

„Ich will auch keine mehr," sprach er nach langer Pause. Er sprach nur halblaut, als könnte Tante Fine es sonst hören. „Wir wollen morgen . . . morgen durch die Allee in die Schule gehn. Jetzt immer durch die Allee."

Ich erinnere mich, daß ich in diesem Augenblicke Otto Witt so lieb hatte wie kaum einen zweiten Menschen je. Ich hätt' ihm um den Hals fallen mögen. Aber ich saß still und ging davon wie sonst.

Die Allee war ein andrer Weg zur Schule, ein Umweg zugleich. Aber ohne mehr ein Wort darüber zu verlieren, schlugen wir ihn nun tagtäglich ein. Uns beiden, glaub ich, war leichter ums Herz. Und als ob er mich entschädigen müsse, brachte er von Stund' ab mit, was er zu Haus erbettelt.

Eines Morgens nun — es begann schon herbstlich zu werden und auf den Telegraphendrähten saßen die Schwalben in langer Reihe — schritten wir wieder durch die Allee der Schule zu.

Und plötzlich stieß mich Otto Witt an. Unter einem Baume, mit dem Pompadour, der Mantille, dem Regenschirm, stand Tante Fine.

Sie hatte uns noch nicht erkannt. Als es im nächsten Augenblick ge-

schah, setzte sie sich sofort in Bewegung, daß es aussehe, als wär's ein gewöhnlicher Weg, auf dem sie rein zufällig uns träfe.

Wir waren beide verlegen.

Auch Tante Fine schien äußerst befangen. Ihr Lächeln war halb erzwungen, das Herz mochte ihr nicht viel weniger klopfen, als uns.

„Da trifft man . . . sich doch wieder 'mal, meine lieben . . . Jungens, ich dacht' schon, ihr seid krank."

„Wir gehn jetzt einen andren Weg zur Schule," sagt' ich verlegen — „immer andre Wege."

Sie sah mich halb furchtsam, halb betroffen an.

„Immer andre Wege," wiederholte sie. „Nun ja, ja . . . aber da hab' ich heut zwei schöne Birnen . . . schöne weiche Butterbirnen . . . die habt ihr dies Jahr wohl noch nicht gegessen."

Während sie sie aus dem Pompadour hervorholte, tauschten wir beide einen Blick. Hilfeflehend sah einer zum andern.

Plötzlich nahm ich all meinen Mut zusammen.

„Ich esse . . . keine Birnen," sagte ich.

„Ich esse . . . auch keine," sprach mir Otto Witt nach.

Tante Fine wurde sehr blaß. Sie hatte die beiden Butterbirnen in der Hand und stand so vor uns — nicht größer als wir selbst. Ihre Augen hatten sich weit geöffnet und mit einem Blick, in dem es lag wie halbes Entsetzen und tödlichster Schreck, verbunden mit demütiger Bitte, sah sie von einem zum andern, von mir zu Otto Witt. Auf Otto Witt blieb dieser Blick haften.

„Ihr eßt . . . keine . . . Birnen," sagte sie und nickte vor sich hin. Der Ton, in dem sie die vier Worte sprach, wird mir unvergeßlich bleiben.

Und als ob sie jetzt eine tiefe Scham überkommen, ward ihr so lange blasses Antlitz allmählich purpurrot. Langsam legte sie die eine Birne und dann die andre in den Pompadour zurück.

„Wir müssen . . . in die Schule," druckste ich heraus. „Adieu!"

Und ohne zu warten, bis Otto Witt auch Adieu gesagt, ging ich vorwärts — fast mehr laufend, als ob mich etwas verfolge.

Im nächsten Augenblick war Otto Witt an meiner Seite. Wie zwei Missethäter, mit scheuen Augen, blickten wir uns an. Wir wagten nicht uns umzusehen. Wir waren beide während der folgenden Stunden sehr unaufmerksam. Und ob wir nie ein Wort über die Scene zusammen gesprochen, sie mag sich ihm so unverlöschlich eingeprägt haben wie mir: das alte Fräulein mit dem Capothut, das unter den herbstlichen Bäumen der Allee steht und langsam die beiden Birnen, eine nach der andern, wieder zurücklegt in den Pompadour — diese beiden Birnen, die sie vielleicht für ihre letzten Pfennige gekauft und mit denen sie uns Kindern solche Freude hatte machen wollen . . . .

* * *

Die Jahre vergingen, die Geheimnisse der alten Sprachen erschlossen sich uns, gemeinsam arbeiteten Otto Witt und ich uns durch die Gymnasialklassen hindurch. Seine langen Locken waren geopfert, aber er blieb der schöne schlanke Mensch mit dem offnen Gesicht und den großen blauen Augen, und seitdem ein leichter Schnurrbartflaum seine Oberlippe bedeckte, wandten sich die Mädchenköpfe nach ihm um, wo er nur ging und stand.

Unsre Freundschaft hatte keine Wandlung erfahren. War er der beste Turner und Floretfechter, gegen dessen Gewandtheit niemand aufkommen konnte, so war ich ihm dafür in allen wissenschaftlichen Fächern über bis auf die Mathematik, in der wir beide Unmögliches leisteten. So gut oder schlecht es ging, half ich ihm bei den schriftlichen Arbeiten, und da sein Vater ein intimer Freund des Direktors war, so schob man ihn gerade noch immer so durch. Wir saßen also stets in derselben Klasse.

Uebrigens blieb Otto Witt, so sehr er als Kind und später auch verwöhnt worden war, im Herzensgrunde ein bescheidener, gutmütiger Bursche. Er mocht' es nicht hören, wenn man durchblicken ließ, daß er ein auffallend hübscher Mensch sei. Manchmal hatte ich direkt den Eindruck, als hasse er seine Schönheit. Und so sehr die Mädchen nach ihm seufzten, so viel anonyme Briefe er erhielt — er zuckte nur die Achseln. Ich habe niemals gesehen, daß er sich nach einem jungen Mädchen umgedreht hätte, wie wir andern alle es doch nach Kräften thaten. Und wenn ich ihm etwas vorschwärmte von dieser und jener Flamme, die gerade mein Primanerherz durchglühte, so hörte er mich als Freund wohl an, aber in seinen Augen stand stets die Frage: Was sind das für Dummheiten!

Dagegen war er ein prächtiger Trinkkumpan. Wenn die Becher kreisten, war er der tollste und fröhlichste von allen. Daß er kein großes Kirchenlicht im Reiche des Geistes war, wußt' er selbst am besten, aber er hatte so viel natürliche Heiterkeit und Frische, daß wir ihn gar nicht anders wollten. Er hatte sich längst für die Offizierslaufbahn entschieden, — nur sein Vater hielt ihn noch zurück: Für alle Fälle sollt' er das Reifezeugnis noch erlangen. Und wir alle waren darüber einig, daß er ein tapfrer und ehrlicher Soldat werden würde.

Hatten die Jahre uns so geändert, so schienen sie an Tante Fine fast spurlos vorübergegangen zu sein. Sie war dieselbe geblieben, die sie gewesen. Ein paar Fältchen mehr im Gesicht mochte sie wohl tragen, die Mantille war gewiß eine andre, obwohl sie genau so schwarz war, genau den gleichen Perlenbesatz trug, aber sonst konnte man ein Jahrzehnt ruhig aus dem Kalender streichen und an Tante Fine merkte man es nicht.

Ihr seltsames Verhältnis zu Otto Witt war in dieser langen Zeit immer seltsamer geworden. In unsres Herrgotts Garten blühen merkwürdige Blumen und als eine der merkwürdigsten stellte sich das alte Jungferlein dar, das mit rührender Bescheidenheit nach wie vor für die paar Pfennige in den Familien schneiderte und flickte.

Seit wir Kinder sie damals so beschämt hatten, schien sie noch stiller, demütiger, scheuer geworden zu sein. Wochenlang sahen wir sie nicht mehr auf unserm Schulweg. Und als wir sie dann doch wieder trafen, huschte sie auf die andre Seite der Straße. Das that sie nun öfter. Aber Geschenke bracht' sie uns niemals wieder.

Und je mehr wir beide, Otto Witt und ich, über die kleine bucklige Näherin emporwuchsen, um so stärker und allmächtiger schien ihre arme Liebe zu meinem schönen Kameraden zu werden. Es muß wohl eine große kranke Sehnsucht gewesen sein, die sie zu ihm zog, wie den Frommen zum Heiligenbilde. Vielleicht weil alles, was ihr selbst fehlte, sich in ihm verkörperte: weil er jung, schön, schlank, reich war. Vielleicht weil sie selbst nie jemanden gehabt, den sie im tiefsten Herzen hätte hegen können, und weil die gesammelte Liebesfülle einen Ausweg suchte — ein Ideal, das sie überschütten und anbeten konnte. Es mag alles in dieser Liebe gemischt gewesen sein: die unerfüllte Liebe des Weibes, die unerfüllte Liebe der Mutter, die große Liebessehnsucht des verkümmerten, in Not und Erdendunkel stehenden Geschöpfes, das in Andacht emporblickte zu Licht und Schönheit.

Wenn man Fremden, die sie nicht kannten, das erzählt, mag die gute Tante Fine wohl auch einen leise komischen Anstrich bekommen. Aber wer ihre Augen einmal gesehen und das ganze verschüchterte Persönchen, der kann sie nicht auslachen. Sie war rührend. Und ihre Liebe war im ganzen nicht aufdringlich. Ich erinnere mich nicht, daß sie in all den Jahren noch einmal mit Otto Witt gesprochen hätte. Nur wenigemale geschah es, daß er, während sie bei uns schneiderte und die von mir ausgewachsenen Anzüge für meine jüngeren Brüder zurechtmachte, mich besuchte. Die Thür zum Wohnzimmer, in dem Tante Fine an der Gardine saß, stand gewöhnlich offen. Sie hörte, was wir sprachen, sie hörte Otto Witts Stimme. Dann kam der Anzug nicht vorwärts; die Schere klang und klapperte zwar, aber sie schnitt nicht. Die Hand zitterte. Und sah Otto Witt gar einmal ins Nebenzimmer hinein, während er in seiner heitren, natürlichen Art „Guten Tag!" sagte, dann beugte das alte Weibchen sich ganz tief über ihre Arbeit und gab den Gruß so leise zurück, daß man es kaum verstand. Noch lange darnach kam sie nicht zur Ruhe.

Wir waren Sekundaner, als Otto Witt zum erstenmal deshalb geneckt ward. Es wundert mich heut fast, daß es nicht früher geschah. Aber es mag sein, daß wir als Tertianer noch nicht auf die Weiblichkeiten achteten. Erst als die meisten von uns verliebt waren, schärfte sich ihr Blick dafür. Und unerklärlich war uns eben das eine, daß nur Otto Witt, der hübscheste und angeschwärmteste, gleichgiltig an allem vorüberging, daß Mädchenschönheit und erste Mädchenfrische ihn allein nicht lockten und erwärmten. Man hatte ihn mit dieser und jener in Verbindung gebracht — er hatte lächelnd nur die Achseln gezuckt. Und wir sahen bald ein, daß wir uns getäuscht hatten. Außerdem war er kein übermäßig schweigsamer Mensch, und mir, seinem besten Freunde, hätte er sicherlich sein Herz enthüllt.

Eigentlich ärgerte uns das an ihm. Jeder von uns mußte sich oft derbe Neckereien gefallen lassen, denn wer die Angebetete jedes einzelnen war, wußte man selbstverständlich ganz genau. Und hatte man seiner Cour-Dame die üblichen Fensterpromenaden gemacht, so stichelte dieser oder jener am nächsten Tage ganz bestimmt. Nur eben bei Otto Witt versagte unsre Weisheit. Es gab darin keine schwache Stelle an ihm, so kräftig man ihm nachspürte.

Bei diesem Nachspüren jedoch entdeckten die andern, was wir beide längst gesehen hatten und wußten, was unser eigenstes Geheimnis war. Sie entdeckten, daß Tante Fine merkwürdig oft an Otto Witt vorüberging, ob sie auch mit ihrem Buckel scheu auf der andern Seite der Straße dahintrippelte. Keiner hatte wohl eine Ahnung, wie die Sache thatsächlich stand — ist doch selbst mir, der ich am meisten wußte, erst viel später auch das letzte aufgegangen. Aber die bucklige Näherin und der schöne Otto, das war ein drolliger Kontrast, und mit der fröhlichen Unreife und unbewußten Roheit der Schulbuben ward er bald dazu benützt, um Otto Witt zu ärgern.

In einer Homerstunde hatte der dicke Hans Wirth Unglück gehabt. Der Direktor hatte nach seiner Gewohnheit mehrfach an seine kupfrige Nase gegriffen, hatte zuletzt heftig daran gezerrt und ihm schließlich eine schwierige und noch mehr langweilige Strafarbeit zudiktiert. Brummig saß der dicke Hans in der folgenden Pause da, und als Otto Witt irgend eine Bemerkung wagte, fuhr er ihm scharf in die Parade. Es kam ein kleiner Streit dabei heraus, und Otto Witt hatte sich schon abgewandt, als der dicke Hans, durch die Sticheleien seiner Nachbarn noch mehr gekränkt, rief:

„Du, Witt, — wann publizierst du denn deine Verlobung?“

Otto Witt lachte gutmütig.

„Wenn du 'mal dein Abiturientenexamen machst,“ sagte er lustig. „Da hab' ich ja noch etwas Zeit.“

„Ist nur die Frage, ob die Braut so lange wartet. Wißt ihr, Kinder: der Witt muß doch immer 'was Besondres haben, und nächstens verlobt er sich mit Tante Fine, mit der Buckligen. Sie ist sterblich in ihn verschossen und er ebenso in sie.“

Die ganze Klasse brach in ein schallendes Gelächter aus. „Tante Fine — hoho! — vielleicht trägt sie seine Liebesbriefe schon im Pompadour — man müßte 'mal nachsehen — na, Geschmack hast du ja, Wittchen“ — so klang es bunt durcheinander. Man hatte zu wenig Angriffspunkte gegen ihn, als daß man diese Neckerei nicht allerseits mit Freuden aufgenommen hätte.

Er wurde einen Moment leicht verlegen. Seine blauen Augen, die jetzt trotzig von einem zum andern flogen, waren dabei schöner als je.

„Wenn ihr keine besseren Witze machen könnt —!“

„Es ist kein Witz,“ schrie Hans Wirth, durch den Beifall der andern ermutigt. „Paßt 'mal auf: wenn ihr Tante Fine seht, ist Otto Witt nicht weit, und wenn Wittchen hier geht, geht Tante Fine da!“

„Halt' den Mund!" rief Otto Witt und hob sein Buch. An der Art, wie er mit den Fingern der linken Hand auf die Schulbank trommelte, merkte ich, daß er erregt wurde.

Wer weiß, wohin die Neckereien noch geführt hätten, wenn in diesem Augenblick nicht das Glockenzeichen den Wiederbeginn des Unterrichts verkündet hätte. So setzte sich jeder auf seinen Platz. Aber Otto Witt war den ganzen Tag schweigsam.

Es passierte jetzt in längeren oder kürzeren Zwischenräumen, daß bei irgend einer harmlosen Veranlassung Hans Wirths roher Jungenscherz aufgegriffen ward und lachend oder ironisch die Namen Tante Fine und Otto Witt verbunden wurden. Mein Kamerad ließ sich in seiner Gutmütigkeit sonst alles gefallen. Er wußte, daß, wenn er dreinschlug, die andern Reißaus nahmen. Und er war der letzte, der einen Witz verübelte.

In diesem einen Punkte jedoch schien er empfindlich. Grade vielleicht weil er wußte, daß ein Körnchen Wahrheit drin steckte. Weil er nicht leugnen konnte, daß die arme bucklige Person mit ihrer rührenden Schüchternheit öfter, als notwendig war, seinen Weg kreuzte. Zwar versuchte er den Aerger, der in ihm aufstieg, stets zu verschlucken, und niemals hatte er sich noch dazu hinreißen lassen, die betreffenden Witzbolde nach Gymnasiastenkomment zu verprügeln, aber es wühlte und wurmte in ihm. Das merkte leider nicht nur ich — das merkten bald auch die andern. Und es war verständlich, daß die Neckereien um so weniger aufhörten.

Eines Tages, wir verzehrten auf dem Schulhofe in der großen Pause unser Vesperbrot, ward Otto Witt plötzlich blaß. Er trat näher an den Zaun. Recht nach Schülerart war auf eine Latte sein Name geschrieben, darunter der Tante Fines und dazu hatte der unbekannte Künstler ein pfeildurchbohrtes Herz gemalt. Schon als wir um zwölf mit unsern Büchern nach Hause gingen, war die Inschrift verschwunden. Sie schien mit einem Messer abgekratzt zu sein. Ich erinnerte mich, daß Otto Witt während der letzten Stunde auch hinuntergegangen war.

Zufällig schlenderten wir beide nachmittags durch die Straßen. Und der Zufall fügte es weiter, daß auf der andren Seite, vor den Kaufmannsläden, Tante Fine auftauchte mit dem Capothütchen, dem Regenschirm und dem Pompadour. Sie sah scheu herüber zu uns. Unwillkürlich streift' ich Otto Witts Gesicht mit einem raschen Blicke. Seine Lippen hatten sich zusammengepreßt, auf der Stirn standen unheilkündend ein paar Falten, und bitterböse sahen die blauen Augen vorwärts.

Ich wußt' nicht, wer mir in dieser Minute mehr leid that: die arme bucklige Näherin oder Otto Witt. Aber ich wußte, daß er das rührende Persönchen allgemach anfing zu *hassen*, und ich wußte ferner, daß nicht mehr viel dazu gehörte, um seinen inneren Groll zur Entladung zu bringen.

Nur auf eins hoffte ich noch: Otto Witt war zu gutmütig, um Tante

Fine selbst etwas zuzufügen. Höchstens verprügelte er bei nächster Gelegenheit irgend einen der spöttelnden Klassenkollegen. Und das war schließlich beiden gesund.

Aber es kam anders. Ich erinnere mich des Tages, als ob es heute wäre. Mit Tauwetter war der Frühling gekommen, unser kleines Flüßchen brauste wie ein Wildbach durchs Wehr. Die Straßen waren schmutzig, vorsichtig hoben die Mädchen die Röcke und trippelten von Stein zu Stein.

Wir hatten den Vormittag unaufmerksam den guten Lehren des Ordinarius gelauscht und waren selig, als die zwölf Schläge der Uhr ertönten. Der Nachmittag lag frei vor uns. Und noch mehr: nach altem Brauch hatten ein halbes Dutzend Oberprimaner, die gestern das gefürchtete Abiturientenexamen bestanden, uns zu dem üblichen Fäßchen Bier eingeladen, das in der Wohnung des einen aufgelegt war.

Um drei Uhr nachmittags sollte das bescheidene Trinkgelage beginnen. Um fünf Uhr war es mir erst möglich, hinzukommen. Es herrschte schon die heiterste Stimmung. Otto Witt besonders übertraf sich selbst heut. Er sang, trank, rauchte fast allzuviel. Und als um 5½ Uhr wegen Biermangels „Schluß" verkündet wurde, war er ziemlich angetrunken.

Es begann draußen leise dämmrig zu werden. Ein frischer Wind hatte sich erhoben, der den erhitzten Köpfen wohlthat. Mein Vorschlag, noch etwas spazieren zu gehen, ward von einigen beifällig begrüßt.

Da es nicht ganz ratsam schien, wie man da eben war, den Lehrern in die Hände zu laufen, beschlossen wir, durch Nebengassen auf die freie Landstraße zu wandern. Es geschah auch. Aber gerade, als wir die letzte Gasse emporkamen, die an dem Häuschen Tante Fines vorbei nach draußen führte, wollt' es der Zufall, daß die arme Bucklige uns begegnete.

Sofort ging ein Halloh los.

„Witt," lallte der eine begeistert, — „geh' 'rüber, gieb ihr einen Kuß".

„Jawohl," rief ein zweiter mit unbändigem Lachen dazwischen, „sie wartet schon so lange drauf. Den Verlobungskuß, Otto! Und wenn du einen Ring brauchst. — ich spendier' dir meinen!"

Vergeblich sucht' ich zu beruhigen, da Tante Fine dicht bei uns war. Wohl hatte sie sich, als sie die lauten Stimmen vernommen, so dicht als möglich an die Häuser gedrückt, aber sie mußte doch wohl jedes Wort hören.

Otto Witt war glühendrot. Seine Augen sahen halb stier hinüber und plötzlich schüttelte ihn eine wilde Wut.

Eh einer daran dachte, hatte er seinen Arm aus dem meinen gelöst, war mit einem Sprunge den Häusern und Tante Fine, die daran entlang schlich, nähergekommen und brüllte:

„Weibsstück verd — —! Wenn du mir . . . noch einmal in den Weg läufst, alte Hexe — ich sag dir . . ."

Seine Stimme war heiser vor Wut. Im nächsten Moment war ich bei ihm, hatte ihn umklammert. Aber mit Riesenkraft warf er mich zurück.

„Otto!"

Er hörte nicht.

„Was thust du denn, Mensch!"

Ich hatte eine Totenangst, er würde sich auf das alte Weiblein stürzen. Diese Angst muß in meiner Stimme gelegen, muß ihn stutzig gemacht haben.

Sein halbverzerrtes Gesicht beruhigte sich. Er sah sich um nach mir. Er duldete es, daß ich meinen Arm unter den seinen schob.

Die andern waren halb ernüchtert durch den Vorfall.

„Na, weißt du," sagte der eine, „das war doch nun gerade auch nicht nötig."

Otto Witt sah vor sich hin zur Erde. Er brummte nur. Dann ging es weiter.

Ich ließ seinen Arm los und blieb wie unabsichtlich zurück.

Tante Fine war wie erstarrt stehen geblieben, als Otto Witt sich losgerissen hatte und ein paar Schritt auf sie zusprang. Ihre Hände versuchten, an der glatten Mauer des Hauses einen Stützpunkt zu finden, ihr Haupt sank vor. Wir sahen sie zittern. Ein paar Fäden ihres grauen Haars spielten im Winde.

Jede Sekunde dacht' ich, die Knie würden unter ihr brechen, sie würde lautlos zu Boden sinken. Sie stand wie in Erwartung eines tödlichen Streiches.

Es war dunkler geworden. Aber ich sah, daß Tante Fine noch immer so dastand, wie wir sie verlassen. Die lauten Stimmen meiner Kameraden entfernten sich und wurden schwächer. In der stillen Gasse klang jetzt deutlich mein Schritt.

Wie ein zufällig des Weges Kommender ging ich an ihr vorüber. Und erst das Geräusch meiner Schritte schien sie zu wecken. Sie hob langsam das Haupt und langsam tastete sie sich an den Häusern hin.

Sie wollte vorhin gewiß noch einen kleinen Gang thun, sie schien es jetzt vergessen zu haben. Als hätte sie alle Kraft verlassen, stützte sie sich auf den Regenschirm mit der Linken, während die Rechte nach den Mauern der kleinen Häuser griff.

Ich kehrte um und ging noch einmal dicht an ihr vorüber. Jetzt sah ich ihr Gesicht. Ihre Augen hatten einen entsetzten Ausdruck und blickten starr vor sich. Ich hörte die bucklige Näherin ächzen. —

Aus der Ferne tönte ein Pfiff. Meine Kameraden riefen mich. Ich wollt' ihnen nachlaufen.

Aber ich bin dann doch nach Hause gegangen.

* * *

Eigentlich ist nun nur ein Faktum von Bedeutung noch zu erzählen.

Ich hatte am nächsten Tage mit Otto Witt in der Schule wenig oder gar nichts gesprochen. Er saß schweigsam auf seinem Platze. Von keiner Seite

— so taktvoll waren die übrigen doch — ward der gestrigen Scene Erwähnung gethan.

Gegen Abend kam er zu mir.

„Häng' deinen Paletot um."

Es war dämmrig in meinem Zimmer. Der Zigarettenrauch verdunkelte es noch mehr.

„Wo willst du hin? Zum Spazierengehen ist's kein Wetter!"

„Ich will nicht spazieren gehen. Ich will — zu Tante Fine."

Seltsam stieg es mir auf. Ich brachte kein Wort hervor. Schweigend zog ich den Paletot an.

Erst draußen sagte ich: „Bravo, alter Kerl!" und drückte ihm die Hand.

Auf dem ganzen Weg redeten wir sonst keine Silbe. Erst als wir beinah schon Tante Fines Häuschen erreicht hatten, sprach er halb für sich: „Es ist mir fürchterlich."

Da standen wir nun vor dem baufälligen Hause. Es war nur einstöckig, wie die meisten der kleinen Stadt. Man konnte bequem in die Fenster sehen. Links wohnte ein Tischler, rechts Tante Fine. Es war schon Licht bei ihr. Durch einen schmalen Streifen, den der Vorhang nicht bedeckte, konnten wir in das Zimmerchen blicken. Das alte Gerümpel war sauber aufgeputzt, ein kleines Lämpchen stand auf dem Tisch und davor, den Kopf in die Hände gestützt, saß Tante Fine. Das Bauer mit ihrem „Häuschen", dem Kanarienvogel, war auch da.

Wir hatten sie so lange fast nur in dem Capothütchen gesehen und wunderten uns, wie grau ihr Haar war. Otto Witt atmete schwer. Er trat von einem Fuß auf den andern. Er schien allen Mut verloren zu haben.

„Ich kann nicht," stieß er endlich hervor.

Mein Herz schlug, als ob ich und nicht er zu dem buckligen Weibchen hineingehen müsse. Da kam mir ein jäher Gedanke — eine thörichte Erinnerung aus der Kinderzeit. Wenn damals ihm, Otto Witt, der Mut fehlte, so brauchte man ihn nur zu fragen: „Otto, was willst du werden?" Dann hatte sich das Kerlchen immer aufgerichtet, hatte „Offizier" gesagt und alles gethan, was man wollte.

Ich lachte mich selber aus, aber fast unbewußt kam's mir über die Lippen: „Was willst du werden?"

Er reckte sich empor und sah mich an. Diesmal sagte er nicht: „Offizier". Er sagte nur: „Danke!"

Aber er klinkte die Hausthür auf. Im nächsten Moment hört' ich ihn klopfen.

Ich sah, wie Tante Fine horchte; ich sah, wie sie aufsprang, als er in die Thür trat. Ich kann nicht sagen, was alles in ihrem Gesicht lag. Aber ich wurde rot und schämte mich, daß ich am Vorhang vorbei in ihr Stübchen geblickt.

Ein feiner Regen fiel; er polierte die Straßensteine, die im Scheine der Laternen nun glänzten. Ich ging auf und ab und zählte immer von neuem fünfzig Stück, bis ich die Hausthür hörte und Otto Witt wieder ins Freie trat.

Er hatte ein seltsam stilles Gesicht.

„Die Tante Fine ist nicht böse," sagte er. „Ich glaube, wir kennen sie alle nicht."

Aber mehr sprach er weder heut noch später. Ich hab' nie erfahren, was die beiden, die alte Bucklige und der schöne schlanke Junge, miteinander geredet haben.

Nur weiß ich, daß ich von nun an einen gewissen Stolz drein setzte, Tante Fine auf der Straße sehr tief zu grüßen. Ich wollt' hinter Otto Witt nicht zurückstehen. Nur war sie schwer zu treffen. Ebenso wie sie früher gesucht hatte, unsern Weg recht oft zu kreuzen, schien sie jetzt jede Begegnung mit peinlicher Aengstlichkeit zu vermeiden. Aber es tröstete mich, daß ihre Augen so freundlich und lieb und still waren wie nur je.

Wir machten unser Examen, wir verließen die Stadt. Von Tante Fine hörten wir lange nichts. Einmal nur bestellt' ich ihr Otto Witts Gruß. Da leuchteten ihre Augen.

Es sollt' der letzte sein, den ich zu bestellen hatte. Mein guter Kamerad starb bald darauf an dem tödlichen Sturz. Ich hatte meine Mutter gebeten, es Tante Fine möglichst schonend mitzuteilen. Aber ich hörte zu meiner Verwunderung, daß die kleine Bucklige es weniger tief empfunden, als wir alle. Sie hatte meine Mutter etwas erstaunt angesehen und dann lange vor sich hingenickt. Doch merkte man ihr keinen eigentlichen Schmerz an.

Sie lebte noch drei Jahr länger. In ihrem Nachlaß fand sich eine Photographie von Otto Witt. Niemand wußte, wie sie dazu gekommen war. Ich weiß es auch nicht. Aber ich frage mich manchmal, ob sie Otto Witt nicht selbst der Alten geschickt hat ....



Demut.

Von

Karl von Fircks.

Wen Gott auf die Kniee niederwarf,
Der neige sein Angesicht
Und neige in Demut sein stolzes Herz
Und kämpfe und ringe nicht.

Und, wie die Kindlein der Gasse thun,
Wenn sie still zu den Menschen flehn:
Er taste leise an Gottes Hand,
Und Gott wird ihn schon verstehn.





Waldseeheim.

Von

Dr. Franz Oppenheimer.

Als ich nach fast zwanzigjähriger Abwesenheit von der Heimat im Hotel Alexanderplatz abstieg, fand ich in einem großen Bündel Korrespondenz, das mir der Portier überreichte, auch einen Brief meines alten Freundes Wörner, der folgendermaßen lautete:

„Waldseeheim, den . . .

Lieber Junge! Deinen Brief erhalten. Bitte, teile mir mit, an welchem Tage du Zeit hast, mein Gast zu sein. Du fährst vom — Bahnhof 8,25 nach Station X=dorf.

Herzlichen Gruß!

Dein alter Wörner."

Zwei Tage später, als ich den Schnellzug verließ, der mich nach X=dorf geführt hatte, schloß mich der alte Schulkamerad in seine Arme. Unter hastig gewechselten Worten führte er mich durch das kleine Stationsgebäude hindurch nach der hinteren Seite des Bahnhofs. Dort stand ein zierlicher elektrischer Tramwagen; wir stiegen ein und flogen mit großer Geschwindigkeit eine schöne mit Pappeln besetzte Chaussee dahin. Nach einer kleinen Viertelstunde tauchte vor uns ein freundlicher Ort auf: Häuschen von allen Formen und Größen, zerstreut zwischen dunklen Baumgruppen, umgeben von saftigen Rasenflächen: ein Bild des Wohlstandes und der Schönheit. Unser Wagen führte uns hinein, eine breite Straße entlang, zu deren beiden Seiten immer neue Gärten sich zeigten, und darin immer neue Landhäuser in allen Stilarten. Hier ein einfaches, niedriges Fachwerkhaus mit freundlichem roten Ziegeldach und einer hölzernen Veranda; dort ein schwedisches Blockhaus mit blanken Fenstern; ein Stückchen weiter eine vornehme Villa in gotischem Stil; und jetzt blinkte vor uns der Spiegel eines weiten Sees empor, und vom jenseitigen Ufer blaute der märkische Wald.

Der Wagen hielt, und mein Freund führte mich durch eine kleine Nebenstraße in ein schmuckes Landhaus, wo mich seine Familie freudig begrüßte. Ein

Frühstückstisch war gedeckt, der unter der Last der Speisen fast zusammenbrach. Wir aßen und tranken und plauderten, und dann forderte mich Wörner auf, mit ihm einen Spaziergang durch Waldseeheim anzutreten. Mir brannten tausend Fragen auf den Lippen und im Herzen, und kaum waren wir allein, so schoß ich auch schon los: „Sag mal, Kerl, bist du Millionär geworden, daß du dir hier einen derartigen Landsitz leisten kannst? Solche Villa und solch einen Garten! — Es sind doch wenigstens zwei bis drei Morgen?" Wörner nickte. „Das muß doch ein kleines Vermögen kosten. Der Grund und Boden ist doch nicht unter fünfzigtausend Mark zu haben. Kannst du denn soviel verwohnen?"

Wörner lachte: „Lieber Sohn, wir leben hier im billigen Lande. Ich zahle für mein Grundstück jährlich 50 Mark Pacht. Das Haus hat 20000 Mark zu bauen gekostet, und ich muß mir 5 Prozent davon rechnen, und zwar $3^1/_2$ Prozent Zinsen und $1^1/_2$ Reparaturen, macht alles in allem 1050 bis 1100 Mark Miete. Dafür habe ich acht schöne Zimmer und reichliches Nebengelaß und den Garten, den ich mit meiner Familie pflege, und der mir manchen Groschen in der Wirtschaft spart. Ich gehöre aber hier noch zu den Anspruchsvollsten. Viele von den Kolonisten haben nur einen halben Morgen und ein Häuschen, das vielleicht nur 5 bis 6000 Mark kostet, und wohnen dann für ca. 400 Mark jährlich."

„Ja so," sagte ich, „du sprichst von den ersten Kolonisten hier. Wer sich jetzt hier ansiedelt, wo der Ort schon angewachsen ist und allen Komfort hat: elektrische Bahn und elektrisches Licht und, wie ich sehe, Wasserleitung —"

„Und Schulen und Aerzte und Apotheke und Postanstalt und eigene Zeitung!" fügte der andere lachend hinzu.

„Ja," sagte ich, „jetzt wird wohl ein Mensch in bescheidenen Verhältnissen hier nicht mehr Fuß fassen können. Bei der Nähe von Berlin und bei den bequemen Verbindungen muß doch jetzt die Rute allerwenigstens 100 Mark kosten. Das macht für den Morgen ca. 18000 Mark, und das wäre noch billig!"

Wörner lachte behaglich.

„Nee, mein Junge!" sagte er in seinem unverfälschten Berliner Dialekt. „Du kannst immer noch das Land so billig kriegen wie im Anfang. Na nu, wundere dich man nicht tot! Für einen, der aus Amerika kommt, muß das allerdings wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht erscheinen. Na, ich will die Geschichte im Zusammenhang erzählen. —

„Sieh mal, es sind jetzt so ca. 18 Jahre her, da fuhr ich mal mit meiner Frau und ein paar Freunden und ihren Frauen auf dem Rad aus Berlin hinaus. Wir gondelten den Kurfürstendamm herunter und kamen durch die Kolonie Grunewald, und da erzählte einer von uns, der die Verhältnisse kannte, wie sich der Ort so eigentümlich entwickelt hatte. Er wußte, daß die Gesellschaft seiner Zeit vom Forstfiskus die Rute für ein paar Mark gekauft hatte, so billig, daß, als alle Straßen gelegt und gepflastert, alle Seen ausgebaggert, Gas- und Wasserleitung angelegt worden war, die Rute immer noch

auf weniger als 50 Mark zu stehen kam. Und heute, d. h. damals, wo wir durchfuhren, war unter 500 Mark kein Stückchen Land mehr verkäuflich. Die schönsten Grundstücke standen schon auf über 800 Mark pro Rute, und die Steigerung der Preise nahm noch fortwährend zu. Es war schon nur noch für die ganz Reichen möglich, sich dort im Grünen ein Heim zu schaffen. In 10 Jahren hatte sich der Preis des Bodens verzehnfacht. Viele Millionen waren ‚verdient‘ worden, ebensoviel würde noch ‚verdient‘ werden. Aber für so arme Schlucker, wie wir es waren, wäre nichts mehr zu wollen. Wir müßten schon froh sein, wenn wir einmal an einem Feiertage auf dem Rad dem Staube und dem Schmutze Berlins entrinnen könnten.

„Na, wir plauderten noch viel davon, während wir weiter fuhren, und kamen nach längerer Zeit an einen der vielen wunderlieblichen Seen, die die weitere Umgebung von Berlin verschönen. Wir lagerten uns am Strande und schauten aufs Wasser und auf den dunklen Laubwald drüben und fingen an, Luftschlösser zu bauen, wie das herrlich sein müßte, hier an dieser Stelle sein Häuschen zu haben, seinen Garten mit einem Spielplatz für die Kinder, seinen Kahn auf dem See und seine Rosenstöcke. Der eine, der wollte sich eine Kegelbahn bauen, der andere sprach von der Karpfenzucht, und so hatte jeder sein eigenes Pläncheu in petto. Aber alle zusammen hatten doch die große Sehnsucht nach einem eigenen Stückchen Land und nach der Natur.

„Siehst du, Junge, und damals entstand Waldseeheim; denn der Platz, an dem jetzt hier die schöne Kolonie steht, das ist der Platz, wo wir damals lagen und unsere Butterstullen aßen, und alle unsere Luftschlösser sind hier aus Stein und Holz schöner aufgebaut worden, als es damals einer von uns zu hoffen gewagt hätte."

Er blieb stehen und zeigte um sich herum. „Siehst du, das ist hier der älteste Teil. Hier herum wohnen die ‚Gründer‘. Wir haben uns die schönsten Plätze am See ausgesucht, hier den Hügel mit dem prächtigen Blick über die breiteste Stelle: das ist aber auch der einzige Vorteil vor den später Gekommenen, den wir davon hatten, daß wir die Idee ausheckten und den Plan ausführten."

Ich sah ihn verwundert an. Er strich sich über den angegrauten Bart und sagte:

„Ja, du verstehst nicht, und es ist doch so einfach. Sieh mal, wir waren alle in kleinen Verhältnissen, aber es hatte doch jeder ein paar Groschen, und es konnte auch jeder, wenn er den Riemen anzog, jährlich ein paar Groschen ersparen. Da haben wir einen Verein begründet — du kannst es auch eine Genossenschaft nennen, wenn du willst — und haben angefangen zu sparen, wir und die Freunde, die wir dazu gewannen. Schließlich waren wir hundert Mann: kleine Kaufleute, niedere Beamte und bessere Handwerker, ein paar Maler und Bildhauer, die auf Berlin nicht so angewiesen waren, auch einige sogen. ‚Sechsdreier-Rentiers‘ und pensionierte Beamte. Jeder zahlte 1000 Mark.

Damit kauften wir das Gut, zu dem dieses Seeufer gehört. Es waren tausend Morgen. Die kosteten eine Viertelmillion. Achtzigtausend Mark zahlten wir an, der Rest blieb in Hypotheken stehen, und das Feldland, das drüben hinter dem Walde liegt, verpachteten wir mit den Wirtschaftsgebäuden. Das deckte einen großen Teil der Hypothekenzinsen. Den Wald hier aber behielten wir für uns. Und hier bauten wir am Seeufer die ersten vier Häuschen mit dem Gelde, das uns geblieben war. Als sie fertig waren, ließen wir für jedes mit dem dazu gehörigen Garten ein eigenes Grundbuchblatt anlegen und nahmen Hypotheken auf Haus und Grundstück. Das Land, das bisher ziemlich wertloses Waldland gewesen war, wurde nun natürlich als Bauland taxiert, und wir bekamen ziemlich so viel Geld auf die Hypotheken, daß wir die nächsten Häuschen errichten konnten. Und so ging es weiter. Jedes Häuschen wurde sofort bezogen und der Mieter zahlte die Hypothekenzinsen und hatte die Reparaturkosten zu tragen."

„Warst du unter den ersten Pionieren?" fragte ich. „Es muß im Winter recht nett gewesen sein!"

Er schmunzelte. „Es ließ sich machen. Ich war damals noch 15 Jahre jünger. Die Kinder waren noch nicht in der Schule, und einmal täglich zur Bahn und von der Bahn, das ging schon."

„Na, und eure Frauen?"

„Hm! Die waren anfänglich manchmal ein bißchen ängstlich, und wir durften so leicht keinen Abend später nach Hause kommen, als sie uns erwarteten. Aber sie gewöhnten sich schnell daran und freuten sich an der Natur und vor allen Dingen daran, wie unsere blassen Kleinchen rote Backen und feste Waden kriegten, und dann ging's ja auch furchtbar schnell empor. Im zweiten Jahre bekamen wir schon wohlhabenden Zuwachs. Da bauten sich ein paar gut situierte Rentiers hier an, und die gaben uns gegen unsere allgemeine Bürgschaft so viel Geld auf vorläufige Hypothek, daß wir viel schneller als vorher bauen konnten."

„Wozu brauchtet ihr denn jetzt noch Hypotheken?" sagte ich erstaunt. „Ihr müßt doch bares Geld bekommen haben, wenn sich Leute ansiedelten und hier Land erwarben, die nicht zur Gesellschaft gehörten?"

„Nein!" sagte Wörner, „das war ausgeschlossen. Wir wollten hier keinen Landwucher treiben, nicht nur aus Gründen der Moral, sondern auch vor allem, weil uns daran lag, Waldseeheim so schnell wie möglich voll zu besetzen. Hätten wir den Bodenpreis gesteigert, so wäre die Bevölkerungsschicht, der hier die Ansiedelung möglich war, eine immer kleinere geworden, und wir wollten hier auch keine Millionäre haben, neben denen wir uns unbehaglich gefühlt hätten. Nein, das ganze Land ist und bleibt Eigentum der Genossenschaft — wir sind nämlich jetzt eine richtige eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht —; es kann niemand sich hier ansiedeln, den wir nicht als Mitglied in die Genossenschaft aufgenommen haben. Wer aber Mitglied

ist, der bekommt das Land für den Selbstkostenpreis in Erbpacht, d. h. er zahlt soviel an Zinsen, wie wir selbst an unsere Hypothekengläubiger für sein Land zu zahlen haben.

„Also jedenfalls wuchs die Kolonie mit reißender Schnelligkeit. Wir bauten uns mitten in den Ort ein hübsches Verwaltungsgebäude; oben Lesesaal, Versammlungssaal, Bibliothek; unten unseren Konsumvereinsladen und eine Restauration. Die letztere verpachteten wir und zogen daraus von Jahr zu Jahr steigende Einkünfte für die gemeinsame Kasse."

„Steigende Einkünfte?" fragte ich. „Verträgt sich das mit euren Grundsätzen? Habt ihr den Mann gesteigert?"

„Gewiß haben wir das! Wir gewährten ihm doch ein faktisches Monopol, denn wir litten kein weiteres Gasthaus in der Kolonie. Sollte der Pächter allein von diesem Monopol Gewinn haben? Nichts natürlicher, als daß er um so mehr an die Gemeinde bezahlte, je besser sein Geschäft ging! Ganz so handhabten wir es übrigens auch mit dem Fleischer und dem Bäcker, die wir uns ansetzten. Zuerst, so lange wir noch klein waren, gaben wir ihnen Haus und Werkstatt umsonst, um sie nur da zu haben. Später mußten sie Miete zahlen, bis der Konsumverein ihre Geschäfte ablöste und sie zu Abteilungsleitern mit festem Gehalte und Tantième machte. Sie sind heute noch unsere lieben Mitglieder."

„Na, und wer hat die Straße gepflastert und das Wasserwerk eingerichtet, die elektrische Leitung gelegt und die Bahn gebaut?"

„Na natürlich *wir*!" lachte Wörner. „Nicht gleich, aber nach kurzer Zeit."

„Wer, wir?" fragte ich, „— eine Aktiengesellschaft?"

„Unsinn! Natürlich die Gemeinde! Zuerst schlugen wir uns einen geraden Weg durch unseren Wald und verbesserten die Chaussee bis zum Vorortbahnhof. Da konnte, wer Lust hatte, mit seinem Rad in ein paar Minuten hinüberflitzen. Aber für die Bequemeren kaufte die Gemeinde oder die Genossenschaft, was dasselbe ist, einen schönen, bequemen Automobil-Omnibus mit zwanzig Sitzen, der zu jedem Zuge an die Bahn fuhr und von jedem ankommenden Zuge zu uns hereinfuhr. Die Kosten verteilten wir nach der Benützung unter uns. Dann schlossen wir einen Vertrag mit einer großen Firma und ließen uns Wasserwerke, Elektrizitätswerke und Eisenbahn bis zum Bahnhof bauen. Wir garantierten zu bestimmten Preisen einen bestimmten Absatz, der die Kosten deckte, behielten uns aber sofort vor, die Werke für einen bestimmten Preis jederzeit übernehmen zu können. Als wir stark genug geworden waren, legten wir einen großen Pump an, kauften den ganzen Schwamm und nahmen ihn in eigene Verwaltung."

„Wer hat euch denn das Geld geborgt?"

„Frage lieber, wer es uns nicht geborgt hätte. Wir waren mittlerweile eine Ortschaft von vierhundert Familien geworden. Also eine kleine Stadt mit über zweitausend Einwohnern. Solch eine Stadt ist schon an sich kredit-

fähig, wenn sie auch über nichts verfügt, als über das Recht, ihre Bürger zu besteuern. Unserer Stadt aber gehört der ganze Boden, und der ist heute schon viel mehr wert als alles, was darauf steht: Häuser und Gärten und Wasserwerke und Elektrizitätsanlagen. Man hat uns das Geld zu 3½ Perzent offeriert und unsere Obligationen stehen heute 104, höher als die sächsische Staatsanleihe, und wir sind auch sicherer als der sächsische Staat! Uebrigens ist der größte Teil unserer Kommunalanleihe in den Händen unserer eigenen Genossen, denn es sind sehr viele wohlhabende Leute zu uns herausgezogen, und auch unsere alten Genossen haben draußen in der guten Luft, beim billigen Leben und ferne von den kostspieligen Versuchungen der Großstadt hübschen, dicken Speck angesetzt. Außerdem haben wir natürlich gar keine Armenlasten und so gut wie gar keine Ausgaben für Polizei und Hospitäler und alle die anderen teuren Nachtseiten der Großstadtkultur. Infolgedessen hat die Kommune verhältnismäßig wenig Ausgaben."

„Oho!" sagte ich, „ihr müßt doch die Straßen unterhalten, Gas- und Wasser- und Elektrizitätswerke betreiben, Schulen unterhalten u. s. w."

„Ja!" sagte Wörner, „wir haben aber auch unsere Einnahmen!"

„Woher?"

„Aus verschiedenem! Erstens dürfen wir natürlich Steuern erheben; wir sind jetzt Gemeinde. Wir sind aber noch nicht über 33⅓ Prozent der Staatssteuer hinausgegangen. Wir haben zweitens einen gewissen Verdienst an den öffentlichen Lieferungen an Wasser und Elektrizität, eine Art indirekte Steuer — die aber doch sehr gerecht ist, weil der Wohlhabende, der, da er einen größeren Garten hat, mehr Wasser braucht und, da er ein komfortables Haus hat, mehr elektrisches Licht brennt als der Aermere, der Gemeinde dafür schon einen kleinen Aufschlag auf die Kosten zu gute kommen lassen kann. Dann haben wir die Miete aus dem Restaurant und dem Café, die gar nicht unbedeutend ist, denn es kommen enorm viele Ausflügler Sommers zu uns aus Berlin. Auch der Pächter des Kurhotels, das wir gebaut haben, muß ganz anständig blechen. Dann haben wir beträchtliche Ueberschüsse von der elektrischen Straßenbahn, denn die Fremden müssen natürlich bezahlen, während heute jeder Kolonist für sich und seine Familie eine Dauerfreikarte hat. Ja, wir haben sogar mit der Eisenbahndirektion einen Vertrag gemacht, wonach sie täglich morgens um 7 Uhr von X-dorf einen direkten Zug nach Berlin bis Bahnhof Friedrichstraße durchlaufen läßt, und einen, der abends um 6 Uhr ebenfalls ohne Aufenthalt von dort zurückfährt. Danach haben sich unsere Kolonisten, die täglich in Berlin zu thun haben, eingerichtet, so daß wir von hier aus in weniger als drei Viertelstunden im Zentrum von Berlin sein können, wenn wir diesen Zug benutzen."

Wir waren mittlerweile zu einem weiten Platz gekommen, auf den eine Anzahl bebuschter Straßenzüge mündete und in dessen Mitte ein stattliches Gebäude mehrere Stock hoch sich darstellte.

„Unser Zentralgebäude!“ sagte Wörner mit stolzem Lächeln.

Er führte mich nun durch die verschiedenen Abteilungen des Konsumvereins, in denen alles zum Kauf ausgestellt war, was der tägliche Bedarf einer Ansiedelung braucht: Kolonialwaren, Schnittwaren, Kurzwaren, Gegenstände des Hausrats u. s. w. Bäckerei und Schlächterei befanden sich in einer eigenen nahe gelegenen, von dem großen Zentralgebäude durch einen geräumigen mit Bäumen bestandenen Platz getrennten Baulichkeit, um von dem Zentralgebäude etwaige üble Gerüche abzuhalten. Im übrigen waren auch hier nur die Verkaufsgegenstände. Die Werkstätten befanden sich, wie Wörner mir sagte, an der Peripherie des Ortes.

„Wie geht denn euer Konsumverein?“

Wörner lachte. „Ein Konsumverein geht immer gut, wenn keine Betrügereien des Geschäftsführers vorkommen, und dem kann man vorbeugen, wenn der Verein geschäftsgewandte Mitglieder hat. Wir verkaufen zu niedrigen Berliner Preisen und geben jetzt Jahr für Jahr etwas über 20 Perzent Dividende.“

„Alle Wetter!“

„Ja, das ist aber auch nur möglich, weil wir jetzt eine eigene Bäckerei, Fleischerei und Milchwirtschaft betreiben. So lange wir nur Kolonialwaren und derartiges führten, kamen wir nicht über 12 Perzent. Und, weißt du, meine Dividende macht eine ganz nette Summe jährlich, die ich erspare. Ich beziehe doch gegen 2000 Mark jährlich aus unserem Laden, Schnitt- und Kurzwaren und dergleichen eingerechnet, und bekomme also zu Weihnachten gegen 400 Mark heraus. Das ist auch ein ganz hübscher Zuschuß zu meiner ‚Miete‘.“

Dann stiegen wir die Treppe empor, betrachteten den großen Versammlungssaal, der mit einer Bühne ausgestattet war, das Lesezimmer, das außer einer stattlichen Bibliothek Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften enthielt, den Billardraum, das Café, — und setzten uns schließlich im Restaurant fest, um bei einem Glas ausgezeichneten Pilsener Biers weiter zu plaudern.

„Sag mal,“ fragte ich weiter, „was habt ihr denn mit eurem Feldland jenseits des Waldes gemacht?“

„Das haben wir in kleinen Parzellen an Gärtner verpachtet,“ sagte Wörner.

„Na, da zieht ihr wohl schönen Gewinn?“ fragte ich. „Denn das Land kann doch bedeutende Pacht vertragen, wenn ein so starker Markt vor der Thüre liegt.“

„Du hast mich noch immer nicht richtig verstanden!“ sagte Wörner etwas gereizt. „Die Gärtner sind natürlich sämtlich Mitglieder unserer Genossenschaft und haben das Land zum Selbstkostenpreis in Erbpacht. Wir haben davon trotzdem bedeutenden Vorteil, denn die hundert Gärtnerfamilien, die drüben sitzen mit über hundert Handwerkern und anderen Gewerbetreibenden, die sich zwischen ihnen in ihrem Dörfchen angebaut haben, die verstärken unseren Konsumverein ganz bedeutend; außerdem sind sie Abnehmer unserer Wasserleitung, denn natürlich haben sie alle Bewässerungsanlagen. Du mußt nicht vergessen, daß

unsere Kommune, oder was dasselbe ist, unsere Genossenschaft, dadurch doppelt so stark und wenigstens viermal so kreditmächtig geworden ist, als wenn wir dadrüben Fremde hätten. Und dann denke dir einmal die Annehmlichkeit für uns: die Leutchen haben sich zu einer Verkaufsgemeinschaft zusammengethan und schicken nicht nur ihre Früchte, Gemüse, Blumen u. s. w. in die Zentralmarkthalle nach Berlin, sondern sie haben auch mitten in unserer Villenkolonie eine kleine Halle gebaut, wo wir jeden Tag ihre Erstlinge billig kaufen können, weil die Transportkosten nicht darauf liegen. Ich sage dir, wir leben hier sehr üppig!"

Ich mußte lachen. „Ja, auf Askese scheint ihr's hier nicht abgesehen zu haben. Na, alles in allem, mir gefällt's hier sehr gut und ich wünschte wohl, ich könnte mich hier niederlassen. Ist vielleicht noch ein Eckchen für einen altgewordenen ‚globe-trotter' hier frei?"

Wörner kratzte sich hinter den Ohren.

„Hier auf unserem ersten Grundstücke ist leider kein Plätzchen mehr frei. Wenn dir nicht einer von denen, die ganz große Gärten haben, ein Stückchen abtreten will, so wird wohl nichts zu wollen sein. Aber du kannst dich beruhigen. Wir haben uns vorgesehen. Als wir merkten, daß wir hier bald keinen Platz mehr haben würden, weil die Meldungen von neuen Kolonisten zu Hunderten auf unserem Bureau einliefen, da haben wir uns schleunigst das benachbarte Rittergut gesichert. Wir haben ja ein bissel mehr zahlen müssen als hier, denn der Besitzer spekulierte natürlich schon auf unsere Kolonie. Aber wir hatten ihn doch ziemlich fest in der Hand. Denn er konnte natürlich keine Bauparzellen auf seinem Grund verkaufen, ehe unser Land voll besetzt war; denn zum Selbstkostenpreis wollte er's nicht hergeben, und er konnte nicht wissen, wie lange das dauern würde; außerdem hatten wir ihm erklärt, daß wir seinen Ansiedlern die Benutzung unserer Bahn nicht gestatten würden; und so kauften wir immerhin noch billig genug, für einen Preis, der allerdings für Ackerland unverschämt wäre, der aber für Bauland wirklich gar nicht in Frage kommt, für etwa 700 Mark den Morgen, und da haben wir noch Platz für eine große Anzahl neuer Genossen. Uebrigens ist die Sache natürlich vielfach nachgeahmt worden, und es giebt jetzt so viele genossenschaftliche Ansiedelungen rund um Berlin, daß die Grundstückpreise gar nicht mehr bedeutend anziehen können, denn das Angebot von Land ist noch immer stärker als die Nachfrage. Man kann ja schließlich überallhin eine elektrische Bahn bauen.

„Du aber bleibst natürlich bei uns und baust dir gleich ein Haus, das für eine Frau und ein paar Kinder reicht. Denn heiraten mußt du jetzt, du alter Bummler!"

Ich hob mein Glas und stieß an.

„Meine Zukünftige soll leben und die kleinen Waldseeheimer Kolonisten!"





Multatuli.*)

„Wer ist ‚Multatuli‘?" So wird mancher Leser verwundert fragen. Was heißt das, „Multatuli"?

Durch Analyse des Wortes wird der Fragende auf das lateinische „multa" und „ferre" hingewiesen werden. „Multatuli" wird also wohl heißen müssen: Ich habe viel getragen, oder gelitten.

Bevor wir noch in das Buch hineinblicken, wissen wir also, daß es von einem handelt oder herrührt, der viel gelitten hat. Und wir werden gut thun, dies festzuhalten; denn es ist neben viel Großem und Schönem auch viel Bitterkeit in diesem Buch.

Aber auch schon die Titelzeichnung von Fidus plaudert uns etwas vom Inhalt aus. Da ist ein gewaltiger Löwe abgebildet, der seine rechte Kralle, als wenn's ihm zu eng wäre, über den Rahmen des Medaillons auf den blutroten Umschlag hinausstreckt. In seine buschige Mähne aber schmiegt sich eine nackte Mädchengestalt, schutzsuchend, staunend, drohend. Es spricht daraus der Geist einer schwer bewaffneten Defensive. Psyche, Schutz suchend bei der Löwenkraft. Oder ist es gar einfach das Weib, das den Löwen zu Schutz und Trutz gegen die Welt herausfordert? Es kann wohl sein; denn nie noch erstand dem leidenden Weibe ein furchtbarerer Beschützer, als in Multatuli, dem Manne, der viel gelitten hat.

„Eduard Douwes Dekker (das ist Multatuli!) wurde am 2. März des Jahres 1820 zu Amsterdam als Sohn des Kauffahrteikapitäns Engel Douwes Dekker (das ‚Douwes‘ [sprich: Daues] gehört zum Familiennamen) und dessen Frau Sietske Eeltjes, geb. Klein, geboren.",

Am 15. Januar 1839 trat Dekker in den Staatsdienst der holländischen Inselkolonien, als Klerk bei der allgemeinen Rechenkammer zu Batavia. Nach siebzehnjährigem tadellosen Dienste wurde er durch Beschluß vom 4. April 1856

*) Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. Titelzeichnung von Fidus. Gr. 8⁰. 383 Seiten. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. 1899.

„auf sein Ersuchen ehrenvoll aus Landes Diensten verabschiedet". Sein letzter Dienst war der eines Assistent-Residenten von Lebak. Ein hoher Posten.

In den Zeitraum zwischen den beiden oben genannten Daten ist alles zusammengepreßt gewesen, was für die Entwicklung und den spätern Lebenslauf Dekkers entscheidend war.

Es giebt für den Mann in Staatsdiensten und, genau genommen, für jedermann zwei Arten des inneren und äußeren Verhaltens. Entweder er trägt den als „unabänderlich" erscheinenden Verhältnissen Rechnung und schließt einen Kompromiß mit dem Schicksal, dessen Kosten er je nach der Größe seines ethischen Besitztums mit einer größeren oder geringeren Einbuße seines Charakters zu bezahlen haben wird, oder aber er anerkennt nichts seinem Gewissen Widerstrebendes als „unabänderlich", verschmäht die Kompromisse und geht, mit seiner Ehre bewaffnet, in den Kampf. Auf die eine Weise „macht man Carriere", auf die andere „wird man ein Lump" und kann das Hungern erlernen.

Es ist ein herrlicher Anblick, Dekker in der Wahl seines Weges keinen einzigen Augenblick schwanken zu sehen. Sehen, denken, erkennen und losschlagen ist alles bei ihm eins. Eine glänzende Carriere vor sich, ließ er auch keinen Hauch des streberischen Kalküls, sich anzubequemen, um des Vorteils willen Frieden zu machen mit seinem Gewissen, über den stahlblanken Spiegel seiner Ehre gleiten. Es war das Organ des Carrieremachens so vollkommen aus seiner Seele ausgeschaltet, daß er die Thätigkeit und die Wirkungen desselben nicht einmal bei anderen auch nur begreifen konnte. So hielt er a priori jedermann für ehrenhaft, und es bedurfte schon ganz gewaltiger Anstrengungen von seiten der Betreffenden, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Daß die Welt Dekker gegenüber es an solchen Anstrengungen nicht hat fehlen lassen, geht u. a. daraus hervor, daß der kindlich vertrauende und gutmütige Mann am Abend seines Lebens das Wort gesprochen hat: „Publikum, ich verachte dich mit großer Innigkeit!"

In dieser erhabenen Unabhängigkeit seines Charakters fand Dekker eine nie versagende Stütze in Gestalt seiner Frau, Everdine Huberte, geb. Baronesse von Wynbergen, mit der er am 10. April 1846 zu Tjanjor die Ehe schloß. Dieser Umstand ist stark hervorzuheben, da es leider so häufig die Rücksichten auf die Familie sind, was Männer zur Preisgabe oder zur Anbröckelung ihres Charakters (im höchsten Sinne des Wortes) veranlaßt. Dekkers edle Frau teilte aus tiefster Ueberzeugung die Grundsätze des Mannes, wies ebenso wie er weit von sich alle streberischen Versuchungen und nahm ohne Klagen das furchtbare Martyrium auf sich, das den Lohn ihrer Treue bildete.

Und was that denn Dekker auf dem Wege, der ihn von Batavia nach Lebak und von Lebak an den Bettelstab führte? O, es war eigentlich, von seinem Standpunkt aus betrachtet, nichts Sonderliches, was er that! Nach dem schlichten Grundsatz: „Sei, der du bist!" war er einfach, der er war. Das genügte in seinen Konsequenzen allerdings, um ihn in Konflikt mit einer Welt zu bringen und einen Sturm durch die Niederlande brausen zu lassen, der die Herzen erschauern ließ. Und nicht nur durch die Niederlande; denn der Sturm braust heute durch Deutschland und wird morgen durch die Welt brausen und die Herzen von neuem erschauern lassen.

„Es liegt ein Raubstaat an der See, zwischen Ostfriesland und der Schelde." So schreit Multatuli in seinen „Minnebrieven"

in die Welt hinaus. Er meint damit die Mißwirtschaft in den holländischen Inselkolonien, die er während 17 Jahre gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Wogegen er kämpft, das ist „das System von Gewaltmißbrauch, von Raub und Mord, unter dem der arme Javane gebeugt geht". Es war im Mai des Jahres 1860, als bei De Ruyter in Amsterdam das Buch erschien: „Max Havelaar oder die Kaffee-Auktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft," als dessen Autor Multatuli zeichnete. Wahre Keulenschläge fallen hier auf die niederländische Regierung und deren Vertretung in den Kolonien.

Bevor Dekker zu diesem Riesenschlage ausholte, unter dessen Wucht ganz Holland zitterte, hatte er zuerst alle anderen denkbaren Mittel erschöpft. Wie überall in den Kolonien, fand er in Lebak Erpressung, Raub und Mord vor. Unter dem Schutz des Residenten, dem er „Mädchen lieferte", übte der autochthone Regent ein schamloses System des Raubes und des Terrorismus aus. Der Vorgänger Dekkers, der Abhilfe zu schaffen suchte, war im Hause des Distrikts-Häuptlings von Parang-Kudjang vergiftet worden. Die Unterbeamten und Kontrolleure waren so eingeschüchtert, daß sie von der öffentlich bekannten Mißwirtschaft kaum nur zu reden wagten.

Zuerst suchte Dekker den Regenten durch Güte zu gewinnen. Da dieser in permanenter Geldverlegenheit war, streckte er ihm die nötigen Mittel vor, um ihn von Raub und Mord zurückzuhalten. In seiner kindlichen Arglosigkeit ahnte er noch nicht, daß der Regent mit dem holländischen Residenten unter einer Decke steckte und ihn im geheimen auslachte, ahnte er noch nicht, daß das „System von Gewaltmißbrauch, von Raub und Mord" nicht nur von den Kolonialbehörden geduldet, sondern zur eigenen Bereicherung benutzt werde.

Da that Dekker den ersten Schritt. Er richtete an den Residenten eine Eingabe, schilderte die Mißwirtschaft und verlangte Abhilfe, überzeugt, daß ihm ohne weiteres entsprochen werden würde. Aber nichts derart geschah. Zuerst versuchten ihn die Oberbehörden zu beruhigen und zur Vertuschung zu veranlassen. Endlich, als sich diese Versuche als erfolglos erwiesen, erhielt er wegen seiner „Unvorsichtigkeit" eine Zurechtweisung, eine Strafversetzung und schließlich auf Verlangen den vollkommenen Abschied aus den niederländischen Staatsdiensten. Denn, wie er sagte: „Anders dienen, als ich zu Lebak diente, kann ich nicht".

Und nun beginnt das Martyrium des rechtschaffenen Mannes, der erst aus diesem Konflikt die tiefe sittliche Verwahrlosung der Welt erkennt, der er ein so rührendes Vertrauen geschenkt hatte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Generalgouverneur zu sprechen, der sich auch als im Bunde mit der Korruption stehend erweist, verläßt er Java und kehrt mit leerer Tasche, aber mit empörtem Herzen nach Europa zurück.

Die Frucht dieser Erfahrungen ist sein „Havelaar", dessen Wirkungen in Holland bereits geschildert wurden. Aus diesem großen Kolonial-Romane heraus bietet uns Wilhelm Spohr, dessen Verdienste um die Herausgabe nicht hoch genug geschätzt werden können, im ersten Multatuli-Bande, dem noch mehrere weitere Bände folgen werden, zunächst die eingeschaltete ergreifende javanische Dorfgeschichte „Saïdjah und Adinda", die künstlerisch so vollendet und in sich abgerundet, psychologisch so tief und erschütternd und bis in die kleinsten Details so wahrheitsmächtig ist, daß sie über die bewußte philanthro-

pische Tendenz weit hinausragt. Hier ist nicht mehr irgendwelche Tendenz, hier ist nur noch reine künstlerische Größe erkennbar. Gerade darum ist aber auch die ethische Wirkung eine so durchschlagende. Kein fühlender Mensch wird diese schlichte javanische Dorfgeschichte ohne tiefste Erschütterung und Empörung lesen können.

Es folgen Bruchstücke aus den „Minnebrieven", „Urgeschichte der Autorität" betitelt, in denen diese letztere in Form von Parabeln satyrisch beleuchtet wird, ein Stück aus den „Ideen" (Bd. I, 1862), „Seekrankheit" überschrieben, das uns einen tiefen Blick in das religiöse Leben Multatulis thun läßt, die ebenfalls aus den „Ideen" (Bd. III, 1870) entnommene novellistische Skizze „Adele Pluribus", die eine freie Interpretation des Evangeliums Johannis, Kap. 8, genannt werden kann, dann der aus den „Ideen" Band II übernommene, von tiefer sittlicher Empörung in jedem Wort erzitternde, gewaltige „Offene Brief": „Wer unter euch ohne Sünde ist", in dem sich Multatuli zum Anwalt und Beschützer der Geächteten unter den Frauen erhebt und Worte findet, die mit der Macht des Donners der Trägheit, Stumpfheit und Denkfaulheit — aber auch der Feigheit! — in die Ohren dröhnen, das satyrische, zornsprühende „Gespräch mit Japanern" (1862) und endlich die ebenfalls hochtendenziösen „Märchen, Fabeln, Parabeln und Ideen" und die „Texte".

Schon aus diesen Proben ist ersichtlich, daß wir in „Multatuli" einen jener Großen zu begrüßen haben, die ästhetisches und moralisches Genie in sich vereinigen und darum für die Menschheitsgeschichte von epochaler Bedeutung sind. Seine zuerst nationalen Tendenzen erweiterten sich bald zu allgemein humanen, und an Stelle Insulindens trat bald die Welt.

Unsagbar schmerzlich und beschämend für die Zeitgenossen aber bleibt es, daß Multatuli, dieser große, reine und feurige Geist, dessen Wirkungen in die Jahrhunderte hineinragen, während fast der ganzen Zeit seiner schöpferischen Arbeit die bejammernswerte Existenz eines von seinen Verlegern ausgesogenen, von seinen Gläubigern gehetzten, von seinen Angehörigen (mit Ausnahme der beiden Frauen, die ihm zur Seite standen) und seinen „Kollegen" verratenen und von der offiziellen Welt geradezu verfolgten Bettlers gefristet hat; daß Hunger und Obdachlosigkeit der Lohn seiner Treue und Heimatlosigkeit und Verkennung die Frucht seines feurigen Patriotismus waren. Damit aber gerade hat Multatuli sich die große Legitimation eines wahrhaften Jüngers Jesu Christi erworben.

Eine Genugthuung für uns Deutsche ist es, daß Multatuli die glücklichsten und zugleich seine letzten Lebensjahre in Deutschland verlebt hat und daß es ihm am Abende seines an Leiden so überreichen Lebens beschieden war, auf deutscher Erde, in Nieder-Ingelheim in Rheinhessen, ein sorgloses Dasein und ein eigenes Heim zu gewinnen. Er starb dort am 19. Februar 1887. —n.



Der rote Becker.

Hermann Heinrich Becker, der Sohn des Dr. med. Becker aus Elberfeld, hatte unter seinen sämtlichen Schul- und Studienfreunden die rötesten Haare und die rötesten Ansichten. Kein Wunder, daß sie ihn den „roten Becker" nannten. Er hieß noch so, als das Alter seine Haare gebleicht und das Leben seine Anschauungen geklärt hatte. Im Zuge des roten Schreckens begann er seine Laufbahn und auf dem Hochsitz goldener Erfüllung beschloß er sie. Sie war typisch für die vieler, wenn auch nicht die meisten der alten Achtundvierziger. Hat doch Bismarck zu Hans Blum, dem Sohne des in Wien standrechtlich erschossenen Robert Blum, geäußert, daß der unglückliche Demokratenführer, wenn er noch lebte, im deutschen Reichstag vermutlich auf den Bänken der Nationalliberalen Platz genommen hätte. Den großen Sprung vom Kommunisten zum Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, der dem lebhaften und nimmermüden Genius Johannes v. Miquels vorbehalten blieb, hat Becker freilich nicht zurückgelegt. Aber bis zum Oberbürgermeister der reichstreuen Stadtgemeinde von Köln am Rhein hat er es doch gebracht, nachdem er vorher bereits Bürgermeister von Dortmund gewesen war. Kaiser Wilhelm der Erste freilich steckte Monat um Monat das Schriftstück, das die erste Bestätigung des ehemaligen Umstürzlers im Amt eines obersten Hüters städtischer Ordnung aussprechen sollte, sobald er es nur zu Gesicht bekam, tief unter den auf seinem Schreibtisch aufgeschichteten Aktenstoß. Als endlich der Minister des Innern Graf Eulenburg den Monarchen geradeswegs um die ausstehende Unterschrift zu bitten wagte, gab dieser ärgerlich zur Antwort: „Ach gehen Sie mir fort mit dem Roten, ich mag nichts davon hören!" Jedoch auf Eulenburgs eindringliche Vorstellung: „Er ist jetzt nicht mehr so rot, Majestät, und wir gewinnen eine tüchtige Kraft an ihm", gab der stets zur Unterdrückung seiner persönlichen Neigungen und Abneigungen bereite Herrscher mit den Worten nach: „Wenn Sie mir das sagen, glaube ich es" und setzte nach einigen Zwischenfragen seinen Namenszug unter das Papier. Er hat seinen hochherzigen Entschluß nicht zu bereuen gehabt, denn Becker wurde der Schöpfer und Organisator des vom Festungsgürtel befreiten neuen Köln.

Die Lebensgeschichte des vom Schicksal so rauh geschüttelten, aus Abgründen langsam zu lichteren Höhen emporgelangten Mannes liegt jetzt aus der Feder von Karl E. Hackenberg vor („Der rote Becker", ein deutsches Lebensbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Mit Porträt. Leipzig, Julius Baedecker). Bereits des jungen Heidelberger Studenten kritischer Geist brach keck und unbekümmert mit allen altersgeheiligten Ueberlieferungen und er spielte bald eine führende Rolle in der dortigen Progressistenbewegung, die von den Gegnern verächtlich als „Lumpia" bezeichnet wurde und nach dem Vorbilde der Geusen diesen Schimpfnamen zum Ehrentitel erhob. Als königlich preußischer Referendar in Köln konnte Becker sich der Beteiligung am liberalen Parteileben, der Mitarbeit an der oppositionellen Presse nicht enthalten und erhielt daher am 4. Februar 1850 seine Entlassung aus dem Staatsdienste, weil er sich „durch tadelhafte Führung zu der Belassung im Dienste unwürdig gezeigt" habe. Auch eine harte, langjährige „Festungstid", in welcher er sich aber gleich Reuter seinen angebornen guten Humor zu bewahren

wußte, blieb ihm nicht erspart. Wegen seiner persönlichen Beziehungen zu Marx und Willich wurde Becker am 18. Mai 1851 verhaftet und der Teilnahme am Kölner Kommunisten-Bunde beschuldigt. Obwohl ein grundsätzlicher Gegner aller geheimen Verbindungen, erschien er überführt, staatsgefährlichen Bestrebungen Vorschub und Beihilfe geleistet zu haben, und mußte fünf Jahre seines Lebens auf der Festung Weichselmünde vertrauern. Der einförmige reizlose Ausblick von der Bastion versetzte den durch Naturschönheiten verwöhnten Westdeutschen in solche Verzweiflung, daß er an einem Wintertage auf das Eis der Weichsel hinabsprang und einen sinnlosen Fluchtversuch unternahm, der natürlich mit der baldigen Einfangung des mit verstauchtem Fuße Forthinkenden endete. Daß dem angeblichen Petroleur nach seiner Freilassung jede Aussicht, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, durch das sofortige Dazwischentreten der Behörden zerstört wurde, konnte in einer Zeit nicht Wunder nehmen, in der selbst schlichten schlesischen Bergführern die Konzession entzogen wurde, weil sie oppositionell gestimmt hatten.

Erst als Becker durch unermüdliche Thatkraft, durch hervorragende geistige und praktische Leistungen im Interesse des aufstrebenden Bürgertums allgemeine Anerkennung errungen und durch Veröffentlichung seiner Leidensgeschichte die öffentliche Aufmerksamkeit und Teilnahme soweit erregt hatte, daß die Wähler von Dortmund-Bochum ihn als berufenen Vorkämpfer der Opposition am 9. Januar 1862 ins preußische Abgeordnetenhaus schickten, erst da fand er einen festen Punkt, an dem er sein leckes Lebensschiff verankern und wiederherstellen konnte.

Daß das gesamte Jugendleben des rücksichtslosen Neuerers von einem alles umwälzenden und niederreißenden Geist der Zersetzung und Verneinung beherrscht war, läßt sich allerdings nicht leugnen. Aber aus diesem wüsten Lenzsturm weht doch auch der frische Erdhauch jungen Keimens und Werdens. Becker gehörte zu den wurzelechten Vertretern und Vorkämpfern einer neuen Gesellschaftsordnung und verzichtete daher entschlossen auf die laue Bundesgenossenschaft aller politischen Amateure, Kannegießer und Flickschuster. Man höre z. B., mit welcher ätzenden Schärfe er sich über die damals noch vom vollen Nimbus ihres geistigen Pontifikats umwobenen Professoren äußert. Er schreibt unter dem 21. Juli 1855 an seinen im konservativen Lager stehenden Freund Kattner:

„Ein halbes Dutzend, wenn Du willst auch ein ganzes Dutzend, lasse ich als große Männer gelten . . . Wie steht es aber mit den übrigen Tausenden? Die Theologen, Juristen und Philosophen schlagen ihr Pfauenrad von Federn, welche sie den Gelehrten des Mittelalters und den späteren Holländern ausgerupft haben. Die Mediziner und Naturforscher schreiben die Franzosen und Engländer aus . . . Wer nur die litterarischen Blätter liest, kann wunderbare Begriffe bekommen von deutscher Wissenschaftlichkeit, und es ist ein wahres Glück, daß so wenig Ausländer deutsch verstehen; wir kämen sonst in den Ruf, welchen die Franzosen sich in Deutschland müssen aufheften lassen.

Die meisten deutschen Professoren sind Barnums auf dem Katheder. Wer etwas weiß und wäre es noch so wenig, der steht dafür ein und hält es wahr bis zum Tode. Ob einer Recht hat, ist dabei gleichgiltig, er mag glauben, die Sonne laufe um die Erde; wenn er es aber glaubt, so muß er sein winziges Ich dafür zum Opfer bringen, wenn er die hohe, anspruchsvolle Stellung inne hat, welche der Staatskalender und das Vorurteil den beamteten Gelehrten zuweist . . . .

Mit den wunderlichsten Redensarten werden die Studenten und mit den geschraubtesten Bemerkungen in der Vorrede die Leser gefoppt. Da ist von Deutschheit, von Volksrecht, von Lehrfreiheit, von wer weiß was allem die Rede. Kommt es aber gelegentlich zum Klappen, dann heißt es: ‚So war das nicht gemeint, ich bin Kaiserlich Königlich österreichischer oder reuß-schleiz-lobensteinischer Hofrat, meine Herren!‘ . . . Welch Geschrei hat man über die sieben Göttinger gemacht; aber über die siebenundsiebzig anderen, welche sich umschwören ließen, als wären sie kurhessische Leibhusaren, schwieg man . . . . Als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, da versetzten ihn die Leipziger unter die Sternbilder, und als er gestürzt war, löschten sie seinen Namen aus. Eine solche Charakterlosigkeit ist doch nur bei einem Deutschen denkbar! Wer hat in Greifswald die sprichwörtliche Lobhudelei über Napoleon losgelassen? Herr Professor Kosegarten; und wer 1815 die Besitznahme seitens Preußens mit einer Ode gefeiert? Derselbe dichterische Leimsieder!“ **Eb. Kr.**



Neugriechische Lyriker.

Wenn Gefühl der aus irgendwelcher Ursache gehemmte, nicht zur That veräußerlichte, sondern der in sich vibrierende Wille ist, so ist es begreiflich, daß Völker künstlerischer Begabung zu Zeiten geschwächter Thatkräftigkeit vorwiegend lyrisch schöpferisch sein müssen. Auch den modernen Griechen, welchen die charakteristischeste Eigenschaft ihrer Ahnen, das plastische Sehen, verloren gegangen, ist eine gewisse Sensibilität noch eigen, welche es ihnen möglich macht, die innersten Empfindungen der Seele in Liedern auszusingen.

Schon während des späteren Mittelalters, besonders nach dem Fall von Byzanz kam diese Begabung in den neugriechischen Volksliedern zur Geltung. Und — bezeichnend genug — das geknechtete Volk fand seine schönsten Weisen in Totenklagen, in den Liedern um Verstorbene.

Die Bergeshöhn, warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein, Charon ist's, er saust einher,
Entführet die Verblichnen;

Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih' gehenkt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge, sie knieten:

„O Charon, halt! halt am Geheg.
Halt an beim kühlen Brunnen;
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gehege halt' ich still,
Ich halte nicht am Brunnen!
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie.
Das Trennen wird unmöglich.
(Uebers. v. Goethe.)

Zur Kunstdichtung hat sich das griechische Lied erst am Beginn dieses Jahrhunderts entfaltet und zwar durch Dionysios Solomos. Das bekannteste seiner Gedichte ist der große Freiheitssang, der bald zum Nationallied der Griechen wurde. Obwohl dieser Gesang bei weitem nicht zum Besten gehört, was Solomos geschaffen hat, wollen wir, in Ermangelung einer annehmbaren Uebersetzung seines Besten, den Anfang dieses Hymnus an die Befreiung der Hellenen in der bei Rangabé und in Sanders „Geschichte der Neugriechischen Litteratur" befindlichen Uebersetzung anführen.

Dich erkenn' ich an dem spitzen
An dem grausen, scharfen Schwert,
An dem Blicke, der mit Blitzen
Stürmend schnell das Land durchfährt.

Aus den heiligen Gebeinen
Der Hellenen steigt dein Fuß,
Willst wie früher brav erscheinen.
Gruß dir, Freiheit, hoher Gruß!

Drunten wohntest du tief trauernd
Grämtest, schämtest dich so tief,
Lang auf eine Stimme lauernd,
Die „Komm wieder!" zu dir rief.

Jener Tag wollte nicht kommen,
Tiefes Schweigen überall!
Alle hatte Furcht benommen,
Knechtschaft unterdrückt sie all'.

Blieb dir, die so tief gequälet,
Ein Trost: von vergangner Macht
Hast du immerfort erzählet,
Weinend ihrer stets gedacht.

Und erwartend ohne Ende
Ein Wort, das nach Freiheit scholl,
Schlugst zusammen du die Hände
Jammernd und verzweiflungsvoll.

Und du riefst: „Das Haupt, wann werde
Ziehn ich's aus der Oede frei?"
Antwort scholl hoch auf der Erde:
Weinen, Ketten, Wehgeschrei.

Solomos ist eigentlich ein Landschaftsmaler unter den Dichtern. Er vermag mit wenigen farbigen Worten Naturbilder zu suggerieren: das Meer, wie es schlummert, unbewegt, den Sternenhimmel in der Osternacht, der eine Wiederspiegelung der Tausende zur Feier des auferstandenen Gottes angezündeter Lichter zu sein scheint u. s. w. Eines der Mittel, wodurch er seine Bilder so warm zu suggerieren vermag, ist seine Sprache. Das Schrift-Idiom, eine willkürlich zusammenkonstruierte Mischung des Antiken und Modernen, war ihm verhaßt. Leider folgten nur wenige dem Beispiel, sich des gesprochenen Vulgären in der Dichtung zu bedienen. Die größte Zahl der Poeten um die Mitte des Jahrhunderts zog die farblose, antikisierende Gelehrtensprache vor. Es mag unter diesen Dichtern manches Talent sich vorfinden. Das Starre und Leblose des Ausdrucks läßt nicht das Aufkommen poetischer Stimmungen zu. Nirgends ein warmer Klang.

Erst in der neuesten Zeit kam man wieder — nachdem man lange unter dem Einfluß dieser Rhetoren gestanden ist — auf die intime Kunst des jonischen Meisters und auf die Volkssprache zurück. Von den zeitgenössischen Dichtern ist es Markoras, der sich am meisten an ihn anlehnt. Wie jener ist Markoras ein Sohn der jonischen Inseln. Die bezaubernde Schönheit seiner engeren Heimat und die gelungene Eigenart des dortigen Menschenschlages mögen ihn davor bewahrt haben, in die Empfindungsweise französischer Lyriker einzulenken. Glückliche Künstler diese Poeten Korfus und Zantes, die nur aus der Eigenart ihrer Umgebung zu schöpfen brauchen! Mögen sie auch von den Ausländern technisch lernen, im Wesen bleiben sie immer Jonier, „Siebeninsler".

Anders verhält es sich mit den Dichtern, die im vollständig französierten Athen leben. Hier muß der Einfluß von Solomos mit dem Leconte de Lisles, Heredias, Verlaines, Regniers und der jüngsten Symbolisten ringen.

Kostis Palamas ist in seinen ersten Dichtungen lediglich von Leconte de Lisle beeinflußt; was ihm dabei aber mangelt, ist das Vermögen, plastisch zu sehen. Seine früheren Gedichte sind voll großer Breiten, die schließlich doch nur philosophische Gedanken enthalten, obwohl sie einer gewissen Erhabenheit in der Form nicht entbehren. Erst später, als durch das Aufkommen Verlaines der Parnaß nicht mehr das einzige Maßgebende in Frankreich war, gelang es Palamas, sich davon zu befreien und in warm empfundenen Liedern die Fülle seines lyrischen Talentes zu entfalten. In seiner Sammlung „Jamben und Anapästen" klingt oft wieder die Wehmut der mittelalterlichen Volkslieder nach. Wir wollen eines dieser Gedichte in der Uebertragung von Robert Kothe geben. Es hat zum Gegenstand die Sage von Dipenis Akritas, jenem neugriechischen Siegfried, der aber im Zweikampf mit dem Charos den Sieg davongetragen hat und nun unsterblich ist.

Ich bin Akritas, o Totengott!
Vergehe nicht mit den Zeiten,
Hast du nicht ringend mich schon erkannt,
Im Zweikampf auf marmornem Felde?

Ich bin die Seele, die niemals stirbt,
Die Seele von Salamis' Helden,
Ich pflanzt' auf Byzanziums heiliger Höh'
Das strahlende Schwert der Hellenen.

In Tartaros Schatten verschwinde ich nicht,
Ich ruhe nur aus und komme —
Ich komme leuchtend ins Leben zurück,
Mein großes Volk zu erwecken.

Das größte Talent weist jedoch entschieden der jüngste unter den griechischen Lyrikern auf, Lampros Porphyras. Schon in seinen ersten Versuchen vermag er, von Verlaine beeinflußt, den Zauber der schönsten Klänge dieses Franzosen in das Griechische zu übertragen und Weisen von seltsamem Wohlklang zu finden. In seinen späteren versucht er es mit dämonisch-gewaltigen Stoffen. Seine letzte Liederreihe heißt *ὁ χάρος*. Es sind Monologe des Totengotts bei seinen Ritten. Der düstere Reiter und ringsum Bilder des ewigen Absterbens! Im Schlußgedicht werden wir in die Unterwelt geführt, wo die Mädchen mit den jungen Burschen tolle Tänze anheben; die Kinder umringen sie und geben mit ihren Liedern den Takt; und die Tanzenden singen dazu einen Lockgesang an die noch Lebenden. Ein wunderbar phantastisches Ding, das auch im Rhythmus prächtig gelungen ist.

Julius Konst. v. Hoeßlin.



Balladen. Da liegt uns ein Büchlein vor, das führt den seltsamen Titel: „48 Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdys 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet von Gaudenz Sparagnapane.“*) — Fürwahr, ein kühnes Unternehmen!

Den durch diesen Titel gekennzeichneten Versuch hätte nur ein großer Dichter unternehmen dürfen, der gleichzeitig ein großer Musiker ist. Nur einem solchen hätte es vielleicht gelingen können, den Geist der Mendelssohn'schen Musik in Worten wiederzugeben, ohne gleichzeitig der Poesie Gewalt anzuthun. Wenn dieses äußerst gefahrvolle Experiment dann überhaupt gelungen wäre, so wäre es, abgesehen von allen anderen Bedingungen, nur dann gelungen, wenn der Dichter mit vollem Bewußtsein auf die pedantische Wiedergabe der Rhythmen verzichtet und sich darauf beschränkt hätte, in freien Rhythmen und freiem Gedankenschwunge den Geist der Mendelssohn'schen Musik zu erfassen und dichterisch darzustellen. Es ist klar, daß es sich auch dann nur um die Darstellung einer der vielen denkbaren subjektiven Wirkungsformen Mendelssohn'scher Musik handeln könnte. Es wären dann immer noch keine „Nachdichtungen“ dieser Musik, sondern gewissermaßen Phantasien über sie. In diesem Genre hat sich beispielsweise Karl Hunnius, der allerdings auch sonst ein echter Dichter ist, als Meister erwiesen.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, von dem dies leider offenbar nicht gesagt werden kann, hat es aber für gut befunden, sich seinem freien Gedankenschwunge nicht anzuvertrauen, sondern mit sklavischer Pedanterie der Rhythmik des Komponisten zu folgen. Daß dies eine gewaltige Arbeit gewesen sein muß, darf ohne weiteres zugestanden werden. Ein wirklicher Dichter hätte dies überhaupt nicht zu stande gebracht. Aber die Riesenarbeit ist leider vergeblich gewesen; denn durch die Nachdichtungen wird uns der Tonsetzer nicht näher gebracht, wie uns umgekehrt auch die Musik diese Dichtungen nicht näher bringen kann, die als eine bedauernswerte Verirrung dilettantischer Musikliebhaberei zu betrachten sind.

Wenn ihrem Geiste nach der Musik entsprechende dichterische Phantasien über Mendelssohns „Lieder ohne Worte“ denkbar sind, so sind sie offenbar nur als unter der direkten Einwirkung der lebendigen, produzierten Musik entstanden denkbar. Unser Dichter hat aber zugestandener- und offensichtlichermaßen über den Notenheften gebrütet und Silben und Takte gezählt und gewogen. Es soll nicht behauptet werden, daß es ihm an Talent gebricht. Selbst solche Irrwege können nicht ohne Talent beschritten werden. Aber er hat sich ganz und gar um die Möglichkeit freier Entfaltung seines Talents und darum auch um alle seine, unter anderen Verhältnissen denkbaren Wirkungen gebracht.

Ein unbefangenes Genießen dieser Dichtungen ist ganz unmöglich. Der Leser fühlt sich nolens volens unter dem Druck der Zwangsvorstellung, nun auch Silben und Takte nachzählen und dem Dichter sein Pensum kontrollieren zu müssen. Dadurch können die einzelnen, im Buche verstreuten Schönheiten nicht zur Geltung kommen, und man legt es unbefriedigt auf die Seite.

Ohne Beziehung auf Mendelssohn ist das Buch ungenießbar, und mit dieser Beziehung erst recht. Mendelssohn wird wohl gewußt haben, warum er für seine sublimen musikalischen Stimmungen keine Texte gesucht hat. Unaussprechliches auszusprechen, bleibt das stolze Vorrecht des Genies.

Da wirken doch die „Neuen Balladen“ von Heinrich Vierordt**)

---

*) 8⁰. 107 S. Preis Mk. 2.50. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1900.

**) Zweite, vermehrte Auflage. 8⁰. 126 Seiten. Preis brosch. Mk. 2.— Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1900.

ganz anders auf uns ein! Ein starker, feuriger Dichtergeist entfaltet hier seine Schwingen weit über Zeit und Raum, durch nichts als durch den freigewählten Stoff und durch diejenigen Formgesetze gebunden, denen sich die freie Dichtung freudig unterwirft.

Die von Vierordt bevorzugten Stoffe sind die historischen. Ihr Bereich umfaßt aber nicht nur die Vergangenheit, deren weite Luftperspektiven für den Balladendichter am verlockendsten sind, sondern auch die Gegenwart mit ihren Träumen, Kämpfen und Thaten. Tycho de Brahe und Richard Wagner, Columbus und Johann Orth, Caligula und Kaiser Max von Mexiko, Iwan der Grausame und Alexander der Dritte, Christus am Kreuz und Rouget de l'Isle, Napoleon der Große und ein moderner Cirkus-Clown: das sind unter anderen die Gestalten der Vierordt'schen Ballade, die sich mit breitem Flügelschlage im Aetherglanz aller Zeiten bewegt.

Es soll nicht gesagt sein, daß die Kraft der Sprache des Dichters allen, auch den größten Stoffen gleichmäßig gerecht werde. Bisweilen versagt diese Kraft, und dann sehen wir uns plötzlich aus den stolzen Höhen in die platte, nüchterne Wirklichkeit hinabgestürzt.

Was soll man zum Beispiel dazu sagen, daß der großangelegte, von edelster Sprache getragene „Traum von Miramar“, der das tragische Schicksal des Kaisers Max in drei farbenschönen Bildern schildert, in die trivialen Verse ausklingt:

„O schöner Traum von Miramar,
Wie b ö s hast du geendet!“

Das ist nun allerdings wirklich ein „böses Ende“ für diese sonst so edel angelegte Dichtung. Dieses Beispiel ist übrigens in gewissem Sinne charakteristisch für das bisweilen eintretende plötzliche Versagen der Dichterkraft Vierordts. Es ließen sich, oft in den schönsten Dichtungen, noch mehr solcher Trivialitäten nachweisen.

Folgende Dichtungen seien als unseres Erachtens bedeutendste besonders hervorgehoben: „Jüdischer Glaubensmut“, „Die Gottesräuberin“, „Das weiße Roß“, „Der Hexengeiger“, „Der Tod des Meisters“, „Nordischer Bauernstolz“, „Das Vermächtnis“, „Johann Orth“, „Des Tempels Rache“, „Rouget de l'Isle“, das schon erwähnte „Der Traum von Miramar“ und die beiden wundervollen Stücke „Die Tuilerien-Kinder“ und „Camoens“. Im erstgenannten wird das tragische Geschick in den Tuilerien geborener Prinzen von den Capetingern bis zu den Napoleoniden, und im letzteren das Dichten, Leben und Leiden des Sängers der „Lusiaden“ geschildert.

Wir haben in Vierordt, der übrigens in der Litteratur kein Neuling ist, eine starke und ehrliche Dichterkraft kennen gelernt, der wir auch in der Zukunft gern begegnen werden. —d.





Forschungsmittel der Astronomie.

Die Sternkunde ist auf einem Stand der Entwicklung angelangt, ihre Methoden sind so fein und so gut durchgearbeitet, daß der Unkundige leicht auf den Gedanken kommen kann, die einzige Aufgabe der Astronomen bestehe darin, das Errungene zu bewahren und als festen Besitz den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Das Vertrauen in das Können der Astronomen — soweit es sich um thatsächliche Ereignisse und nicht etwa um Spekulationen über den Zusammenhang der Welt handelt, — ist schier unbegrenzt; treffen doch die Ereignisse, die sie mit Sicherheit vorhersagen, wie Finsternisse, Durchgänge der Venus durch die Sonnenscheibe u. a., mit einer Genauigkeit von Bruchteilen einer Sekunde ein, und haben sie den Kalender doch soweit in Ordnung gebracht, daß erst nach mehr als 3000 Jahren eine Verbesserung um einen Tag sich als notwendig herausstellen wird. Und doch harren des Astronomen noch eine Menge Aufgaben.

Zunächst stellen sich für den Bau der Instrumente immer neue Anforderungen heraus. Das astronomische Fernrohr ist im Grunde ein künstliches Auge, durch welches die Lichtfülle, die unser natürliches Auge aufzufangen vermag, ganz gewaltig vermehrt wird. Das Auge empfängt alles Licht durch eine runde Oeffnung in der Hornhaut, die sog. Pupille, welche höchstens 5 mm Durchmesser hat. Von der ganzen Lichtfülle, die ein ferner Lichtpunkt, ein Stern etwa, ausstrahlt, dringt also nur ein Bündel paralleler Strahlen — bei der großen Entfernung des Sternes können die von ihm bis zu uns gelangenden Strahlen als parallel angesehen werden —, dessen Querschnitt 5 mm Durchmesser hat, in das Auge ein. Könnten wir diese Strahlenfülle verdoppeln, verdreifachen, so müßten uns die betreffenden Lichtpunkte heller erscheinen, wir würden also noch Sterne sehen, deren schwaches Licht sie dem unbewaffneten Auge nicht wahrnehmbar macht. Diese Aufgabe leistet das Fernrohr.

Das Licht hat die Eigenschaft, beim Eintritt in einen anderen Stoff von seinem geraden Wege abgelenkt zu werden, und zwar werden parallele Strahlen, die auf eine Linse fallen, sämtlich in *einem* Punkte hinter der Linse, dem *Brennpunkt* der Linse vereinigt. Dieser ist also die Spitze eines Strahlenkegels, dessen Basis die Linse bildet. Nachdem die Strahlen sich im Brennpunkt, wo sie ein helles Bild des Sternes erzeugen, gekreuzt haben, eilen sie hinter ihm

auseinander. Wenn sich ihnen hier das Auge entgegenstellt, bevor der auseinandergehende Strahlenkegel eine Breite von mehr als 5 mm gewonnen hat, muß es die ganze von der Linse aufgefangene Strahlenfülle empfangen und somit das helle Bild des Sternes im Brennpunkt erblicken. Aus Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll — ohne Zeichnung würden sie schwerlich verständlich zu machen sein —, setzt man dem auseinandergehenden Strahlenkegel eine zweite Linse oder Linsenkombination, das sog. Okular, in den Weg, das die auffallenden Strahlen parallel ins Auge führt. Soll für das Auge kein Licht verloren gehen, so darf der Strahlencylinder, zu dem der Kegel zusammengebrochen wird, nicht breiter als 5 mm sein.

Die erste Linse, das sog. Objektiv, ist der entscheidende Teil für die Lichtfülle, die dem Auge bei sonstiger guter Anordnung des Instrumentes zugeführt werden kann. Hat die Linse einen Durchmesser von 5 cm, ist sie also zehnmal so breit als die Pupille, so hat sie den hundertfachen Flächenraum — die Flächen von Kreisen wachsen um das Vierfache, Neunfache, Sechzehnfache u. s. f., wenn die Durchmesser sich verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen 2c. Bei 10 cm Durchmesser ist der Flächenraum und mithin die aufgefangene Lichtfülle bereits auf das 400fache desjenigen der Pupille gestiegen. Hiernach ist es verständlich, warum man den Fernrohren immer größere Linsen zu geben sucht. Die großen Fernrohre in Paris, Pulkowa, Wien, Nizza, Potsdam, Treptow u. a. haben Linsen von 65—70 cm Durchmesser, fangen also 17—19 tausendmal so viel Licht auf, als das unbewaffnete Auge. Sie alle werden von dem Fernrohr der Lick-Sternwarte in Kalifornien und dem der Yerkes-Sternwarte bei Chicago übertroffen; diese haben 93 und 103 cm Linsendurchmesser. Eine noch größere Linse, von 110 cm Durchmesser, wurde von den Jenenser Glaswerken von Schott u. Gen. angefertigt und 1896 auf der Berliner Gewerbeausstellung ausgestellt; doch hat sie unseres Wissens bisher keine Verwendung gefunden. Gegenwärtig wird oder ist bereits eine noch größere Linse hergestellt, die größte der Welt, von 125 cm Durchmesser; sie ist für das große Fernrohr der Pariser Weltausstellung bestimmt. Sie wird eine 62500mal so große Lichtfülle auf sich vereinigen, als es dem bloßen Auge möglich wäre.

Mit der Größe der Linsen wuchsen die Schwierigkeiten der Aufstellung der großen Instrumente. Eine Linse wirkt um so besser, je kleiner ihr Durchmesser im Verhältnis zu ihrer Brennweite ist; wird also der Durchmesser groß gewählt, damit die Linse viel Licht auffangen kann, so muß auch die Brennweite und die Länge des Rohres entsprechend wachsen. Das Lickfernrohr ist 15 m lang, das Yerkes-Teleskop 18 m, der Treptower Riese, der während der Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1896 gebaut wurde, hat eine Länge von 21 m, und das Fernrohr für die Pariser Weltausstellung soll sogar 60 m lang werden. Tausende von Centnern beträgt das Gewicht dieser gewaltigen Fernrohre, und diese ungeheuren Massen müssen so kunstvoll aufgebaut sein, daß ein einzelner Beobachter sie durch den Druck seines Fingers, mittels Regulierung einer Schraube, nach Belieben bewegen kann. Dazu kommt weiter, daß das Fernrohr zum Schutz gegen die Einflüsse der Witterung in einer hohen Kuppel eingeschlossen ist, die nur an einer Stelle einen breiten Spalt hat, durch welchen der Ausblick nach dem Himmel frei ist. Da dieser Spalt je nach Bedürfnis an den verschiedensten Stellen sich befinden muß, wird die Kuppel selbst drehbar gemacht. Auch wenn

man der Baukunst ganz fern steht, wird man begreifen, eine wie schwierige und kostspielige Arbeit der Bau einer hohen Drehkuppel ist, in welcher für ein nach allen Seiten bewegliches Rohr von 20 und mehr Meter Länge bequem Platz vorhanden sein soll. In Amerika, wo große Privatmittel für astronomische Zwecke ziemlich leicht zu erhalten sind — dieser Umstand läßt den Geschäftssinn der Yankees nicht so schlimm erscheinen, wie vielfach angegeben wird — schreckte man vor solchen Kuppelbauten nicht zurück, und über dem Lick-Rohr und dem Yerkes-Telescop erheben sich wahre Kathedralen von Kuppeln, in denen die Sternkundigen die gewaltigen künstlichen Augen nach dem Firmament richten. Doch hat ein solcher Kuppelbau seine Grenzen; was bei dem Yerkes-Teleskop von 18 m Länge noch anging, wäre bei dem Pariser Fernrohr von 60 m Länge ganz unmöglich. Ueberhaupt hat man in Europa schon bei kleineren Fernrohren versucht, die Kuppel entbehrlich zu machen und dadurch die Kosten der Aufstellung eines großen Fernrohres zu vermindern.

Im Jahre 1871 wurde in Paris von Loewy ein dahin gehender Vorschlag gemacht. Darnach sollte das Rohr aus zwei rechtwinklig gegen einander geneigten Teilen zusammengesetzt werden, von welchen nur der eine beweglich ist. Dieser Vorschlag ist 1882 in dem sog. Aequatorial-Coudé (Ellbogen-Fernrohr) der Pariser Sternwarte zur Ausführung gekommen. Der Beobachter sitzt hier in einem geschützten Raume vor dem Okulare des Rohres, das fest und unbeweglich aus dem Raume herausragt. Dieses Rohr endet in einer würfelförmigen Erweiterung, an welcher der andere Teil, der das Objektiv trägt, rechtwinklig und mit dem Würfel um die Axe des ersteren Rohres drehbar angebracht ist. In dem Würfel befindet sich ein gegen die Axen der beiden Fernrohrhälften gleich geneigter versilberter Glasspiegel, der die von dem Objektiv kommenden Lichtstrahlen nach dem Okular wirft. Um von beliebigen Punkten des Himmels Licht in das Rohr zu bekommen, müßte es eine doppelte Drehung ausführen können, während es doch nur um die Axe des festen Rohres drehbar ist. Deshalb ist auch das Objektivende kastenartig erweitert und trägt in diesem Kasten einen drehbaren Spiegel, der Licht von beliebigen Punkten auf die Linse werfen kann. Die Handgriffe für sämtliche Bewegungen befinden sich am Okularende, so daß der Beobachter das Instrument bequem regieren kann. Die Drehkuppel fällt hier fort; das Okularende befindet sich in einem geschützten Raume, und das Objektivende wird durch eine bewegliche Hütte geschützt, die während der Beobachtung beiseite geschoben wird.

Etwas anders wird das Pariser Weltausstellungsrohr gebaut; 60 m lang, soll es ganz unbeweglich in horizontaler Lage auf einer Reihe von Pfeilern ruhen, so daß weder Rohr noch Linse drehbar ist. Dagegen soll vor der Linse ein großer ebener Spiegel von 2 m Durchmesser aufgestellt werden, der um zwei auf einander senkrechte Axen drehbar ist, so daß er auf jeden Punkt des Himmels eingestellt werden kann.

Bei jeder Spiegelung geht etwas Licht verloren; obwohl in der Konstruktion der Spiegel große Fortschritte gemacht sind, bietet doch ein Fernrohr, welches die Reflexion an Spiegeln vermeidet und das Licht direkt von seiner Linse auffangen und nach dem Okular gehen läßt, erhebliche Vorteile, zumal die Konstruktion eine weniger komplizierte zu sein braucht. Von solchen Erwägungen ließen sich die Erbauer des Treptower Rieseninstrumentes, der Astronom Archen-

hold und der Maschinenbauer Hoppe, leiten, als sie das Instrument für die Berliner Gewerbe-Ausstellung fertig stellten. Das 21 m lange Rohr ist seiner ganzen Länge nach von einem cylindrischen Schutzmantel umgeben, mit welchem es ohne jede weitere Verbindung auf einer gemeinsamen Basis aufsitzt, die nach allen Seiten drehbar ist. Die Drehkuppel ist durch diesen Schutzmantel überflüssig geworden; deshalb ist die Anordnung so getroffen, daß das Rohr nicht um seine Mitte, sondern um das Okularende gedreht wird, so daß der Beobachter dem Rohre nicht zu folgen braucht, sondern, wie beim Aequatorial-Coudé, einen festen Standort hat. Wenn das Rohr nicht benutzt wird, wird es horizontal gelegt und über den Beobachtungsraum und das Okular ein Schutzdach geschoben, während über das Objektiv eine Kappe gezogen wird.

Welche der Konstruktionen die andere aus dem Felde schlagen wird, ist heute noch kaum zu entscheiden; vielleicht bewährt sich jede in besonderer Weise, und das 20. Jahrhundert wird mehrere Typen großer Fernrohre kennen. Jedenfalls deutet der rege Fortschritt der letzten Jahrzehnte darauf hin, daß die Entwicklung noch lange nicht an ihrem Ende angelangt ist, und in der Folgezeit der Bau großer Fernrohre noch sehr im Vordergrunde des Interesses stehen wird.

Noch in einer andern Richtung ist das künstliche Auge, mit welchem die lichtschwächsten Gegenstände in den fernsten Tiefen des unendlichen Raumes erkannt werden sollen, seit einem Menschenalter sehr erheblich verbessert worden; dem direkten Sehen mit dem Fernrohr hat sich das Festhalten des Gesehenen auf der photographischen Platte angeschlossen. Eine Benutzung derselben in der Astronomie wurde erst möglich, seitdem die empfindliche Trockenplatte erfunden war, die jetzt allgemein im Gebrauch ist. Eine photographische Platte, die viel weniger empfindlich ist, als das Auge, ist diesem doch darin unendlich überlegen, daß sie mit zunehmender Dauer der Belichtung empfindlich wird. Das nach dem Himmel gerichtete Auge erblickt, mit einem guten Fernrohr bewaffnet, mehr Sterne, als die Platte bei einer kurzen Belichtung von etwa zwei Sekunden zeigt. Wenn das Auge aber auch stundenlang beobachtet, so werden die gesehenen Objekte nicht deutlicher und zahlreicher; auf der photographischen Platte dagegen summieren sich die einzelnen Lichteindrücke, so daß nach einer Belichtung von mehreren Stunden eine Fülle von Gegenständen erscheinen, die das Auge auch durch das schärfste Fernrohr niemals erblicken würde. Dazu kommt, daß die Platte für gewisse Strahlen empfänglich ist, für die unser Auge blind ist, die uns beim direkten Sehen also überhaupt nicht zur Wahrnehmung kommen können; manche Nebelflecke, die dem Auge ewig unsichtbar bleiben müssen, haben auf diese Weise ihre Existenz angezeigt. So hat uns die Platte eine Astronomie des Unsichtbaren eröffnet, die unsere Kenntnis des Universums in früher ungeahnter Weise bereits bereichert hat und noch zu bereichern verspricht.

Neben der stundenlangen Belichtung durch lichtschwache Objekte spielt aber auch die Momentphotographie der helleren Gebilde eine große Rolle. Um eine photographische Aufnahme des Mondes zu erhalten, genügt eine Belichtung von $1/3$ bis $1/2$ Sekunde, und zu einer Aufnahme der Sonne reicht $1/1000$ Sekunde aus, eine Zeit, innerhalb deren das Auge überhaupt keinen Lichteindruck auffassen könnte. Solche Momentaufnahmen sind zur Erkennung gewaltig schneller Bewegungen auf unserem Centralkörper von der allerhöchsten Bedeutung geworden.

Schließlich ist als mächtiges Hilfsmittel der Untersuchung noch die Zer-

legung des Lichtes zu nennen, wie sie in der Spektralanalyse vorgenommen wird. Das Licht ist ja der einzige Bote, den die fernen Welten uns zusenden; seitdem es gelungen ist, diesen Boten in geeigneter Weise zu befragen, hat er uns Aufschlüsse über die Natur der Körper, von denen er herkommt, gegeben, die zu erhalten früher auch die kühnste Phantasie nicht zu hoffen gewagt hätte.

Läßt man die Lichtstrahlen einer Lichtquelle auf ein Prisma fallen, so werden sie nicht nur von ihrem Wege abgelenkt, sondern gleichzeitig in eine ganze Reihe farbiger Strahlen auseinandergebrochen. Damit an jeder Stelle des Prismas die Erscheinung in gleicher Weise vor sich geht, läßt man das Licht, das von einer spaltförmigen Oeffnung nach verschiedenen Seiten sich ausbreitet, auf eine Linse fallen, durch die alle Strahlen parallel auf das Prisma gesandt werden. Jeder Strahl wird nun in eine Reihe farbiger Strahlen zerlegt, von denen die roten am wenigsten, die violetten am meisten abgelenkt werden. Die aus dem Prisma tretenden Strahlen läßt man wieder auf eine Linse fallen, wodurch die unter sich parallelen Strahlen von gleicher Farbe in einem Punkt der Brennebene vereinigt werden. In dieser erhält man daher eine Reihe farbiger Bilder des Spaltes neben einander liegen, also ein Farbenband oder Spektrum, das von rot durch alle Farben des Regenbogens, orange, gelb, grün, blau, indigo bis zum violett reicht.

In dieser Form ist der Versuch schon seit mehr als 200 Jahren bekannt. Er beweist nicht mehr und nicht minder, als daß das weiße Licht nichts Einfaches, sondern aus den verschiedensten Lichtarten zusammengesetzt ist, deren jede für sich die Empfindung einer Farbe in uns erzeugt. Diesen Schluß hat auch Newton, der die spektrale Zerlegung des Lichtes durch ein Prisma zuerst beobachtete (1666), aus den Thatsachen gezogen. In unserem Jahrhundert sind indessen eine weitere Reihe von Erscheinungen klar gelegt worden.

Ist die Lichtquelle die Sonne, so erscheinen in einem genügend breiten Spektrum eine Reihe dunkler Linien, die zuerst Wollaston im Jahre 1801 beobachtete und beschrieb; genauer wurden sie 1814 von Fraunhofer untersucht und zur Orientierung im Spektrum benutzt. Sie werden deshalb Fraunhofersche Linien genannt. Eine solche Linie deutet an, daß eine ganz bestimmte Lichtart in dem Lichte, dessen Spektrum entworfen ist, vollständig fehlt oder doch mit sehr viel geringerer Stärke vorhanden ist, als die Lichtarten, welche den benachbarten Stellen im Spektrum entsprechen. So zeigt sich z. B. eine auffallende dunkle Linie im gelben Teil des Spektrums. Jeder einzelne schmale Streifen des gesamten Spektrums stellt ein Bild des Spaltes dar, von dem alles Licht ausgeht; an dieser Stelle im gelben Teil fehlt das ihr entsprechende Spaltbild. Licht, welches gerade so gebrochen wird, daß es an diese Stelle des Spektrums hinkommt und hier das entsprechende Spaltbild hervorrufen müßte, ist also, wie das Vorhandensein der dunkeln Linie zeigt, nur abgeschwächt und mit geringerer Helligkeit vorhanden, als die benachbarten Lichtarten.

Es mußte in hohem Grade merkwürdig erscheinen, daß in dem glänzenden Sonnenlicht bestimmte Lichtarten fehlen sollten. Doch währte es noch Jahrzehnte, bis man die nähere Ursache für die Bildung dieser schwarzen Linien erkannte und damit zugleich auch zu einer der wunderbarsten Entdeckungen gelangte, die den Menschen befähigten, die Stoffe auf fernen Weltkörpern so genau zu erkennen, als ob wir sie unmittelbar vor uns hätten und in der Hand hielten.

Diese märchenhafte Erkenntnis wurde auf folgendem Wege gewonnen.

Man untersuchte die verschiedenartigsten Lichtquellen mittels der spektralen Zerlegung des Lichtes; elektrisches Bogenlicht, elektrisches Glühlicht, Gaslicht aller Art, glühend gemachtes Eisen oder Platin u. s. f.; stets erhielt man ein Spektrum, das dem der Sonne ähnlich war, nämlich ein breites Farbenband mit allen Farben von rot bis violett; allerdings waren die Intensitäten der einzelnen Teile des Spektrums je nach den vorherrschenden Farbentönen der Flamme verschieden. Stellt man irgend einen Stoff, welcher nicht ganz durchsichtig ist, aber auch nicht alles Licht fortnimmt, in den Weg des Lichtes, so erkennt man am Spektrum leicht, welche Lichtarten die betreffende Substanz ausgelöscht oder absorbiert hat. Eine Lösung von hypermangansaurem Kali z. B., die ein rötliches Aussehen zeigt, absorbiert das grüne Licht fast völlig; denn das Spektrum zeigt im grünen Teil fünf breite dunkle Streifen, ein deutliches Zeichen dafür, daß die entsprechenden Lichtarten von der Lösung verschluckt sind. Es giebt noch eine ganze Menge rötlich aussehender Lösungen; aber keine löscht gerade ganz genau dieselben Partieen im Spektrum aus, wie eine andere. Eine Lösung von Blut z. B. ist dem Aussehen nach gar nicht von einer Lösung von hypermangansaurem Kali zu unterscheiden. Entwirft man aber ein Spektrum und läßt das Licht vorher durch die Blutlösung gehen, so sieht man, daß auch hier grünes Licht verschluckt ist, aber an anderen Stellen, als von dem hypermangansauren Kali: das Spektrum zeigt statt der fünf jetzt zwei sehr starke dunkle Streifen. So löscht jeder farbige, Licht durchlassende Körper ganz bestimmte Lichtarten aus, die in ihrer Gesamtheit ein Bild im Spektrum geben, das ganz charakteristisch für ihn, und an welchem er stets leicht zu erkennen ist. Hat man z. B. eine rote Lösung vor sich, ohne daß man weiß, wodurch die Färbung im Wasser hervorgerufen ist, so braucht man nur weißes Licht durch diese Lösung senden und spektral zerlegen, und sofort ist man sich über den Körper klar: Erblickt man im grünen Teil des Spektrums zwei dunkle Linien, so hat man eine Blutlösung vor sich, erblickt man fünf dunkle Streifen, so ist es hypermangansaures Kali u. s. f., jedes Bild entspricht einem bestimmten Stoffe.

Es ist offenbar, daß auch die dunkeln Linien im Sonnenspektrum davon herrühren, daß das weiße Sonnenlicht durch Substanzen hindurchgeht, welche bestimmte Lichtarten verschlucken. Man wird also annehmen müssen, daß die Sonne zwar nicht von Flüssigkeiten, jedoch von Gasen oder Dämpfen umgeben ist, welche einen Teil des Lichtes zurückhalten und dadurch die dunkeln Linien im Spektrum veranlassen. Welcher Art diese Dämpfe sind, zeigte sich in überraschender Weise.

In den bisher erwähnten Flammen ist es fester Kohlenstoff, der durch die Hitze ins Glühen gebracht wird und leuchtet. Sein Spektrum ist, wie gesagt, ein Farbenband, er sendet also alle möglichen Lichtarten aus. Bringt man aber ein Gas zum Leuchten, so verhält sich die Sache anders. Man kann Gase, wie Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff u. a., dadurch ins Glühen versetzen, daß man sie in eine Glasröhre einschließt und eine elektrische Entladung hindurchsendet. Manche Metalle kann man in gasförmigem Zustande erhalten, indem man ihre Salze mittels eines Platindrahtes in eine sehr heiße Flamme, etwa des Bunsenbrenners oder einer Spirituslampe, hält; Kochsalz z. B. zerlegt sich hierbei in seine Bestandteile Chlor und Natrium; das Metall Natrium verdampft in der

Flamme, der Natriumdampf wird glühend und färbt die Flamme hellgelb. Andere Metalle, wie Silber und Gold, bringt man zwischen die Kohlenspitzen eines elektrischen Lichtbogens; bei der dort herrschenden hohen Temperatur von 3000° bis 4000° verdampfen sie und stellen ein leuchtendes Gas dar.

Untersucht man nun das Licht, welches ein solches Gas aussendet, mittels des Spektralapparates, so zeigt sich das Spektrum nicht als Farbenband, sondern es besteht aus einzelnen hellen Linien, also einzelnen, durch Zwischenräume von einander getrennten farbigen Bildern des Spaltes. Glühender Wasserstoff z. B. zeigt eine Linie im roten und zwei im blauen Teile des Spektrums, glühender Natriumdampf zeigt zwei dicht neben einander stehende gelbe Linien, und so zeigt jedes Gas ein besonderes, nur ihm eigentümliches Spektrum, an welchem es stets leicht erkannt werden kann. Die Gase senden also nicht, wie feste oder flüssige Körper, beim Glühen alle möglichen Lichtarten aus, sondern nur einzelne besondere, im Spektrum durch Zwischenräume von einander getrennte.

Im Jahre 1859 wurde von den beiden Forschern Bunsen und Kirchhoff ein weiteres merkwürdiges Verhalten der Gase bemerkt und näher erforscht. Läßt man helles weißes Licht, bevor es spektral zerlegt wird, auf ein weniger hell leuchtendes Gas fallen, schickt man z. B. das weiße Licht einer elektrischen Bogenlampe durch eine gelbe Natriumflamme, so zeigt das Spektrum genau da, wo die Natriumflamme zwei helle gelbe Linien giebt, in dem hellen Spektrum zwei dunkle Linien. Der glühende Natriumdampf hat also gerade diejenige Lichtart absorbiert, welche er selbst aussendet. Es ist ein ganz allgemeines, von Kirchhoff und Bunsen erkanntes Gesetz, daß glühende Gase stets diejenigen Lichtarten absorbieren, welche sie selbst aussenden.

Durch diese Erkenntnis fiel ein helles Licht auf die dunkeln Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum. Sie stimmen ganz genau mit einer großen Anzahl heller Linien überein, die für die Spektra mancher Gase charakteristisch sind. Infolgedessen ist es ein unabweisbarer Schluß, daß in der glühenden Sonnenatmosphäre, in welcher ein Teil des von dem eigentlichen Sonnenkörper ausgestrahlten Lichtes absorbiert wird, sich diejenigen Gase vorfinden, deren Linien im Sonnenspektrum erblickt werden. So hat man durch Betrachtung des Lichtes, das aus einer Entfernung von 20 Millionen Meilen zu uns kommt, die Natur des Körpers erkennen können, der es uns zusendet. Der feurige Sonnenball zeigt sich von glühenden Dämpfen umgeben, unter denen sich Gold, Eisen, Kupfer, Natrium und noch viele andere Metalle befinden; ein Hauptbestandteil der Sonnenatmosphäre ist glühender Wasserstoff, der in mächtigen, am Sonnenrande als Hervorragungen sichtbaren Ausbrüchen Tausende von Meilen in die Höhe geschleudert wird. Bei totalen Sonnenfinsternissen werden die größten dieser Hervorragungen oder Protuberanzen auch einem guten unbewaffneten Auge sichtbar; im Spektralapparat verwandeln sich die dunkeln Linien des Spektrums, welche von den Gasen dieser Protuberanzen herrühren, im Augenblick der völligen Verfinsterung in helle farbige Linien. Das Sonnenlicht ist durch die davor getretene Mondscheibe abgeblendet, und daher kommt das schwächere Licht der gasigen Atmosphäre und der Protuberanzen zur Geltung.

Aehnlich wie die Sonne sind auch die übrigen Fixsterne gebildet. Auch bei ihnen besteht das Spektrum aus einem kontinuierlichen Farbenbande, das von dunkeln Linien durchzogen ist. Daher müssen auch sie glühende Körper sein,

die von einer weniger hellen Atmosphäre umgeben sind. Die dunkeln Linien sind nicht bei allen Sternen dieselben; aus ihrer Stellung im Spektrum kann man erkennen, welche Stoffe in der Atmosphäre dieser Gestirne enthalten sind. Doch wollen wir auf die Resultate der Spektralanalyse heute nicht näher eingehen, da es uns hier wesentlich auf die Methode der Forschung ankommt. In Bezug auf diese müssen wir noch einen wichtigen Punkt erwähnen.

Die Uebermittlung des Lichtes durch den Raum bis zu uns geschieht durch Schwingungen des überall verbreiteten Aethers, wie die des Schalles durch Schwingungen der Luft geschieht. Die Anzahl der Oscillationen per Sekunde bedingt beim Schalle die Höhe eines Tones, beim Licht analog die Farbe. Die tiefen Töne sowie die rote Farbe entsprechen den niedrigeren Schwingungszahlen; je größer die Schwingungszahl wird, um so höher wird der Ton und um so mehr geht die Farbe des Lichtes durch gelb und grün zum violetten Ende des Spektrums hin. Wenn sich ein tönender Körper uns nähert, so treffen mehr Schallwellen unser Ohr, als wenn er in Ruhe ist; mithin muß der Ton uns höher erscheinen; umgekehrt wird er tiefer, wenn sich der Körper entfernt. Man kann das sehr gut an dem schrillen Pfiff einer Lokomotive erkennen, wenn sie beim Bahnübergang auf uns zukommt und sich dann schnell entfernt; zuerst wird der Ton deutlich höher, nachher ebenso erkennbar tiefer.

Auf die Sternenwelt übertragen, muß sich die Sache in folgender Weise darstellen: Nähert sich uns ein Stern, so treffen unser Auge mehr Lichtwellen, als wenn er ruhte; sein Licht wird daher mehr violett erscheinen. Umgekehrt wird es rötlicher aussehen, wenn er sich von uns entfernt. Thatsächlich hat nun die spektrale Untersuchung vieler Sterne gezeigt, daß bei manchen eine, wenn auch sehr geringe, Verschiebung der Linien im Spektrum stattfindet, und zwar bei einigen nach dem roten, bei andern nach dem violetten Ende hin. Diese Verschiebung lehrt uns mit Sicherheit, daß die betreffenden Sterne uns gegenüber eine Bewegung besitzen, und zwar entfernen sich die einen von der Erde, während sich die andern uns nähern. Aus der Größe der Verschiebung der Spektrallinien kann sogar die Geschwindigkeit dieser Bewegung ermittelt werden; so hat uns das Spektrum ein Mittel gegeben, Bewegungen in Entfernungen zu erkennen und zu messen, bei denen alle anderen Beobachtungs- und Messungsmethoden versagen müssen.

Dr. **Bruno Borchardt.**



Woher? Wohin?

Zur Orientierung in der Schulfrage.

Schon vor zehn Jahren lagen dem Minister von Goßler 344 Verbesserungsvorschläge für unser höheres Schulwesen vor. Seitdem ist nicht nachgezählt worden. Um aber eine Anschauung von dem zu geben, was über die Schulfrage zusammengeschrieben worden ist, müßte man schon zu den Mitteln

greifen, mit denen man dem Erdenmenschen kosmische Zahlen nahe zu bringen sucht: wenn jemand sein ganzes Leben nur über die Schulfrage lesen wollte, und er begänne in seinem 6. Jahre und läse täglich 10 Stunden u. s. w.

Aus dieser Sachlage ergiebt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß die nachfolgenden Zeilen Neues nicht bringen werden, ferner aber auch, daß das ausgesprochene Verlangen etwelcher Mitglieder der Türmergemeinde vollauf berechtigt ist, über das Woher? Wo? und Wohin? der Reform unserer höheren Schulen möglichst kurz unterrichtet zu werden, da diese Reform grade wieder einmal einem Höhepunkt ihrer unermüdlichen Wellenbewegung zuzustreben scheint. Nur für diese Leser schreibe ich.

Der beispiellose Zusammenbruch von 1806 brachte Fichte auf den Gedanken, daß Erziehung und Unterricht bei den Preußen einen anderen Weg einschlagen müsse. Nach dem Unglücksjahre 1870/71 riefen edelgesonnene Männer in Frankreich, des Volkes Seele sei krank, und ihre Heilstätte müsse eine nach neuen Gesichtspunkten eingerichtete Schule werden. Wenn sich bei uns in den siebziger Jahren der Ruf nach einer Schulverbesserung erhob, so hatte das seinen Grund nicht in einem nationalen Unglück, sondern in einem nationalen Glück, und das ist ein Ruhmestitel für deutsche Besonnenheit und Voraussicht. Ich glaube, daß das mit großem Feingefühl unser Kaiser zuerst ausgesprochen hat, wenn er in seiner Eröffnungsrede der sog. Dezember-Konferenz des Jahres 1890 bemerkte, daß bis 1870 „die preußischen Schulen, die preußischen Lehrerkollegien Träger des Einheitsgedankens gewesen sind, der überall gepredigt wurde". — „Mit 1871 hat die Sache aufgehört." Mag man nun auch zugeben, daß nicht alle preußischen Schulen vor 1870 in gleichem Maße auf dies Lob Anspruch erheben dürfen, und mag man von den außerpreußischen sogar manche davon ausschließen wollen, Eins ist unzweifelhaft richtig: vor 1870 war für die heranwachsende Generation ein ideales Ziel da, dem die Herzen der Kinder entgegengeführt werden konnten, mit dem alle deutschen Lehrer mindestens sich abfinden mußten, und das darum eine mächtige Triebkraft in sich barg. Das fiel mit dem 18. Januar 1871 fort und war sehr schwer zu ersetzen. Unser Kaiser meinte zwar in jener Rede mit vollem Recht: so gelte es denn eben ein neues ideales Ziel zu setzen, und das sei klärlich die Erhaltung des Reiches und seiner Größe. Aber darin steckt erstens eine geringere treibende Kraft. Denn wie der vollkräftige Mensch sich nicht vorstellen kann, daß er irgend etwas Vernünftiges nicht zu erreichen vermöge, so bequemt er sich auch schwer zu der Vorstellung, daß er etwas Erreichtes wieder verlieren könnte. Dann aber ergiebt sich leider, wenn man die zu dem neuen Ziele führenden Wege betrachtet, daß gerade auf ihnen der jugendliche Idealismus verloren zu gehen droht. Sieht es denn nicht aus, als wenn man zur Erhaltung der deutschen Größe und Einheit nicht Tugenden, wie die der Selbstverleugnung und Aufopferungsfähigkeit, nicht den Fichteschen starken Glauben an die Unsterblichkeit des eigenen Volkes, sondern nur materielle Fähigkeiten nötig habe: naturwissenschaftliche und mathematische Kenntnisse, Beobachtungsgabe, Beherrschung der modernen Weltsprachen, national-ökonomisches und kaufmännisches Wissen, dazu eine tüchtige Gabe Rücksichtslosigkeit im Weltverkehr, ja sogar ein Ablegen gewisser Eigenschaften, die man bis dahin als einen unveräußerlichen Bestandteil deutschen Wesens angesehen hatte? Wenn einer unserer erfahrensten Schulmänner behauptet hat, die ganze Schulfrage sei nur aus

einem Streit um die Berechtigungen entstanden, so begegnet das der eben ausgesprochenen Ansicht. Die Eltern haben bald nach 1870 zu den höheren Schulen nicht mehr gesagt: Erzieht uns großherzige, aufopferungsfähige Menschen mit der großen ungestillten Sehnsucht nach Deutschlands Einigung im Herzen; sondern sie haben gesprochen: Wir brauchen Chemiker, Techniker, Kaufleute für den Völkerkampf ums Dasein; vermögt ihr sie zu liefern? Wir brauchen vor allen Dingen praktisch verwertbare Kenntnisse und Fähigkeiten, damit wir innerhalb des eigenen Volkes bestehen können; seid ihr im stande, die zu geben?

Es ist noch heute eine ganze Richtung vorhanden, für welche die Schulfrage diese Form hat. Man nennt sie die materialistische. Sie möchten, daß die Schüler womöglich gleich nach Verlassen der Schule im stande seien, Geld zu verdienen. Nichts soll gelehrt werden, was sich nicht als praktisches Rüstzeug im Kampf ums Dasein verwerten läßt. Dieser Richtung steht eine zweite gegenüber, die man nicht sehr glücklich die formalistische genannt hat. Sie will den geistigen Waffen nur die Form geben und verlangt von der Schule vorab, daß sie eine gewisse allgemeine Schulung giebt, Gesinnungen stärkt, Gewöhnungen erzieht, Kräfte weckt und Bestrebungen in gute Wege lenkt. Die Anhänger dieser Richtung brauchen durchaus nicht, wie man vielleicht meinen sollte, Feinde der humanistischen Bildung zu sein. Doch können sie allerdings die Anschauung vertreten, daß man zur Erreichung jenes Zieles heute anderer Mittel bedarf als vor 1870. Jedenfalls aber werden sie alle in die Forderung einstimmen, daß alle jene Kräfte und Strebungen ein Ziel haben: Hochhaltung des Deutschtums.

Das war nämlich der zweite Vorwurf gegen unsere höheren Schulen: sie seien nicht deutsch genug, sie seien überhaupt nicht deutsch, sondern römisch und griechisch. Wem es nur auf ein dialektisches Wortgefecht ankam, der antwortete mit dem Hinweis auf den Widerspruch, der darin lag, daß man den Bildungsstätten der deutschen Einheitskämpfer vorwarf, undeutsch zu sein. Wem es aber ernsthaft um die Sache zu thun war, der gab einfach zu, daß hier manches gebessert werden könnte. Die Geschichte müßte bis in die neuesten Zeiten fortgeführt werden und konnte das auch, da mit 1870 vieles lehrbar geworden war, dem man bis dahin vorsichtig aus dem Wege ging. Der deutschen Litteraturkunde konnte ein breiterer Raum gewährt, dem deutschen Unterricht eine ausschlaggebende Stellung unter den Lehrfächern eingeräumt und der sämtliche Unterricht einer liebevollen Pflege der deutschen Sprache dienstbar gemacht werden. All dieses ist im wesentlichen erreicht worden und das Mehr oder Weniger nur von der Befähigung und dem Geschick der einzelnen Lehrer abhängig, von dem allerdings überhaupt hier jede Verbesserung bedingt ist. Das meiste wurde durch innere Veränderungen des Unterrichts geschaffen. Die Abschaffung des lateinischen Aufsatzes kam helfend hinzu. Dann freilich auch eine Steigerung der Stundenzahl für Deutsch und Geschichte. Diese aber war natürlich nicht möglich, ohne daß man andere Fächer kürzte, und da einmal die allgemeine Feindseligkeit gegen Lateinisch und Griechisch entfesselt war, so mußten diese herhalten. Auf diesem Punkte ist man in den verschiedenen Staaten verschieden weit gegangen, nirgends so weit wie auf den preußischen Gymnasien, wo Griechisch und Lateinisch zusammen gegen vor 1882 heute mit 30 Unterrichtsstunden wöchentlich weniger bedacht sind. In Weimar hat man z. B. sich nur zur Opferung von insgesamt 14 Stunden entschließen können, indem man von der Anschauung ausging: ent-

weder ordentlich oder gar nicht, und die in Preußen gemachten Erfahrungen geben uns recht. Man kann natürlich auch der radikalen Ansicht sein, daß etwa Griechisch ganz abzuschaffen und Latein auf ein Geringes zu beschränken sei. Dann würde man sein Ideal in dem Lehrplan der preußischen Realgymnasien zu erblicken haben und sich nur noch darüber klar werden müssen, ob man in der durch solche Anstalten vermittelten Bildung das Ideal der deutschen Bildung überhaupt sehen und die humanistischen Gymnasien ganz unterdrücken oder nur für einige wenige Sonderlinge bestehen lassen möchte. Da es sich hier nur um einen orientierenden Bericht handelt, so kann diese Frage nicht erörtert werden. Es steht nicht zu erwarten, daß sie jemals in so radikaler Weise gelöst werde. Vielmehr scheint man sich einem vermittelnden Wege zuzuneigen, wie ihn die Reformschulen bereits seit einigen Jahren praktisch zu erproben suchen. Es giebt deren einige 30, darunter etwa 7 Gymnasien und 22 Realgymnasien. Sie gehen sämtlich von dem Grundgedanken aus, daß alle deutschen Knaben, die eine höhere Bildung erhalten sollen, zunächst einen gemeinsamen Unterricht als Grundlage empfangen. Von diesem Unterbau ohne Latein und Griechisch, der bis Quarta reicht, gabelt sich dann die Schule in eine dreijährige Realschule und ein sechsjähriges Realgymnasium, oder noch nach einem gemeinsamen zweijährigen Mittelbau in ein vierjähriges Gymnasium und ein vierjähriges Realgymnasium.

Auf allen Verbesserungswegen begegnete man jedoch ein und derselben Schwierigkeit: der Ueberbürdung. Sie war, wie man meinte, schon vor aller Reform da, wie denn auch thatsächlich die Ueberbürdungsklage weit älter ist. Sie wurde nun aber unerträglich. Der Herabminderung der Stundenzahl für die klassischen Sprachen schien diejenige des allgemeinen Schulzieles noch nicht zu entsprechen, so sehr man auch in den Forderungen für das Schlußexamen herabging, und es war also zu fürchten, daß die Lehrer die Zeitverkürzung durch intensivere Anstrengung ersetzen würden. Ein zweites kam hinzu. Bei der steigenden Wichtigkeit mathematisch-naturwissenschaftlicher Kenntnisse schon allein für das Verständnis, erst recht aber für das Eingreifen in das moderne Leben wünschte man diesen Disziplinen schon auf der Schule größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. So hat man denn heute wöchentlich in diesen Gegenständen auf Gymnasien 10 Stunden mehr als vor 1882. Diese mußten den alten Sprachen genommen werden, wenn man die Gesamtzahl nicht erhöhen wollte. Man hätte gern unserer schon in den Windeln nervösen Jugend eine Anzahl Unterrichtsstunden überhaupt gespart. Das will aber nicht recht gelingen. In Preußen, wo man darin wohl am weitesten gegangen ist, hat man es wirklich gegen die Zeit vor 1882 auf 12 Stunden wöchentliche Ersparnis gebracht, die sich auf 9 Klassen verteilen. Dafür hat man aber 9 Stunden mehr Turnen eingeführt, und über dessen hygienischen Wert sind wieder die Meinungen sehr geteilt, d. h. darüber, ob die Form, in der die Schule allein im stande ist, Turnstunden zu geben, die gewünschten Wirkungen, zumal in Großstädten, habe. Andere Wünsche der Schulhygiene begegnen der schwierigsten aller Schwierigkeiten: dem Geldmangel. Wir sind noch sehr weit von dem einzig richtigen Standpunkt entfernt, daß uns für unsere heranwachsende Jugend kein Opfer zu groß ist. Ich könnte merkwürdige Einzelheiten erzählen, muß mich aber darauf beschränken, festzustellen, daß so oft, wo Böswilligkeit oder Beschränktheit der Behörde vermutet wird, nichts weiter vorliegt, als Geldmangel.

Alle bisher berührten Veränderungen beziehen sich auf den Lehrplan und die äußeren Bedingungen der Schule. Zweimal hat Preußen bereits reformiert, 1882 und 1892, und die anderen Staaten sind im wesentlichen nachgefolgt.*) Hinzuzufügen wäre noch die Berechtigungsfrage, von deren Lösung die Gesundheit unserer Zustände an höheren Schulen wesentlich abhängt. Hier nimmt, wie die Statistik erweist, die Berechtigung zum einjährigen Dienste die wichtigste Stelle ein, während andrerseits das Gymnasium übermäßig bevorzugt ist, indem es fast alle Berechtigungen erteilt, das Realgymnasium nicht für das Studium von Theologie, Jura, Kameralia und Medizin berechtigt, die Oberrealschule nur die Hälfte aller Berechtigungen verleiht. Ein Ausgleich wird angestrebt und würde Schule und Schülern zu Gute kommen. Vor allem müßte die Erlangung des Einjährigen-Dienst-Rechtes an andere Bedingungen geknüpft werden. Preußen hat es 1892 mit Einsetzung einer besonderen Prüfung in Sekunda versucht, doch haben sich aus inneren Gründen viele Stimmen gegen diese Prüfung erhoben, die auch kein anderer Staat als obligatorisch eingeführt hat.

Es bleibt von den wichtigeren Reformfragen nun noch die wichtigste übrig, die Ausbildung und Fortbildung der Lehrer. Die wichtigste ist es. Denn das unterliegt keinem Zweifel: die besten Lehrpläne nützen nichts, wenn die Lehrkräfte nichts taugen, während man sagen darf, daß ein hervorragend tüchtiger Lehrer noch innerhalb eines mangelhaften Lehrplanes segensreich zu wirken im stande ist. Ich verweise auf die Ausführungen in Heft 5 dieses Jahres Seite 548, denen ich mich vollkommen anschließe. Hinzugefügt muß werden, daß für die Ausbildung der Lehrer heute sehr viel gethan wird, ja in Preußen theoretisch sogar zu viel, während man früher es für genügend hielt, daß ja jedermann auf der Schule gewesen ist, also der Lehrer sozusagen von der Pike auf gedient hat. Nachdem das Staatsexamen die wissenschaftliche Befähigung festgestellt hat, wird die pädagogische Anlage in einer zweijährigen Vorbereitungszeit unter fachkundiger Aufsicht ausgebildet und in einem Schlußzeugnis das Erreichte festgestellt. Die Folge ist denn auch nicht ausgeblieben. Solche Erscheinungen hilfloser Anfänger, wie ich sie noch in den 70er Jahren am Berliner Gymnasium erlebt habe, sind heute ganz unmöglich. Aber noch einmal möchte ich meinen Ruf dafür erheben: es müßte für Weiterbildung der Lehrer mehr geschehen. In wieviel Städten könnte nicht z. B. der Staat mit geringen Unkosten, 200—300 Mk., von Fachmännern jeden Winter einen Vorlesungscyklus für Lehrer über tausend grade für unsern Stand wissenswerte Dinge halten lassen, einmal über Nationalökonomie, einmal über Psychiatrie der Schule, einmal über Staats- und Gemeinde-Verwaltung. Jetzt heißt's wohl: „Da oder dort sind Ferienkurse, wer Geld hat, darf hinreisen!“ Ich spreche ohne jede Bitterkeit, sondern nur mit aufrichtigem Bedauern.

---

*) Die Unterschiede der wichtigsten Fächer zeigt die folgende Uebersicht; die Zahlen vor 1882 sind in Klammern gesetzt. Es werden wöchentlich gegeben: Im Gymnasium: Relig. 19 Std., Deutsch 26 (20), Latein 62 (86), Griechisch 36 (42), Franz. 19 (17), Gesch. u. Geog. 26 (25, nach dem Plan von 1882: 28), Rechn. u. Math. 34 (32), Naturwissenschaft 18 (10). — Realgymnasium: Relig. 19, Deutsch 28, Latein 47, Franz. 31, Englisch 18, Gesch. u. Geog. 28, Rechn. u. Math. 42, Naturk. 29. — Oberrealschule: Relig. 19, Deutsch 34, Franz. 47, Engl. 25, Gesch. u. Geog. 28, Rechn. u. Math. 47, Naturk. 36.



Der uns für heute zur Verfügung stehende Raum ist verbraucht. Ich fühle, daß ich nur allzukurz sein mußte. Da eine allgemeine Orientierung erreicht werden sollte, habe ich auch meine eigene Meinung möglichst zurückgehalten. Aber der „Türmer“ verspricht, die Schulfrage nicht aus dem Auge zu lassen. Sollte die Türmergemeinde durch mittelbaren oder unmittelbaren Briefverkehr noch besondere Anregung geben, so soll das auch dem Schreiber dieser Zeilen hochwillkommen sein. Dr. **Erich Meyer.**



Musikpflege und Musikelend.

Ein Rückblick auf die verflossene Berliner Konzertsaison.

Lassen Sie mich zuerst vom Musikelend sprechen, denn es handelt sich dabei um Zuständliches, um krankhafte Gesamterscheinungen, während das Schöne und Große, was wir im letzten Winter ja auch in reicher Fülle genossen haben, in erster Reihe das Werk Einzelner ist. Und dann, — die Osterglocken sind ja das Sterbegeläut für die eigentliche Musiksaison; wenn das ganze Leben draußen die gewaltige Symphonie zum Lobe des Schöpfers anstimmt, wenn alle die kleinen gefiederten Musikanten ihre Stimmchen erklingen lassen, so schweigen die Vögel im geschlossenen Raum, deren Kunst sich zur Natur oft verhält, wie das elektrische Licht, in dessen Glanz sie sich „produzieren“, zur Sonne, der der Vogel, im grünen Dach versteckt, entgegenjubelt. Von den Toten aber soll man nur Gutes reden; man folgt ja so gern dem Spruch, und in dankbarem Gedenken an das Schöne, das geboten wurde, würde ich so gern alles andere vergessen, wüßte ich nicht, daß im nächsten Winter wieder genau dieselben Verhältnisse auf uns lasten werden, wie im verflossenen. Und darum also zuerst die bewegliche Klage über das Musikelend.

Das Grundübel ist die Masse der Konzerte. Von Anfang Oktober bis Ende März fanden in Berlin etwa sechshundert Konzerte statt, wobei die regelmäßigen Veranstaltungen von Orchestervereinigungen, Militärkapellen, Kirchenchören u. s. w. nicht mitgerechnet sind. Dazu zwei Opernhäuser mit täglichen Opernvorstellungen, einige weitere Theater für Operette, Vaudeville, Gesangsposse u. s. w. Wer beneidet den Kritiker, der dieser Sturmflut standhalten soll?

Auf die Frage aber: Was ist die künstlerische Ausbeute dieser rasenden Musikmacherei? ist die Antwort eine recht traurige.

Zunächst die Personenfrage. — Ueber die Hälfte aller, die sich vorstellten, war nicht reif für den Konzertsaal. Zwei Umstände tragen hieran die Schuld. Einmal die liebe Eitelkeit. Man hat so oft vom Liebsten Beifall erhalten, auch die Gäste wurden des Lobens nicht müde, wenn man ihnen nach gediegener Mahlzeit etwas vortrug, — in beiden Fällen vermag man bekanntlich etwas zu ertragen — warum also nicht auch in die Oeffentlichkeit treten, so man das Geld dazu hat? Weniger schmerzhaft für den Zuhörer, aber trauriger

für den Konzertgeber ist der häufige Fall, daß Personen, die sich dem Lehrberuf widmen wollen, sich erst durch ein Konzert in Berlin die nötigen Empfehlungen zu verschaffen suchen. Denn die Berliner Kritik ist nun einmal als maßgebend in Mode. Und so opfert das arme Weiblein, das die hoffnungsvolle Jugend von Posemuckel zu Liszts oder Paganinis heranzubilden bestrebt ist, einige hundert Mark, um in Berlin vor — leeren Bänken zu konzertieren.

Gerade um der Letzteren willen sehe ich nur ein Mittel der Abhilfe, nämlich, daß das öffentliche Auftreten als Künstler vom Bestehen einer staatlichen Prüfung abhängig gemacht wird. Ich bin, weiß Gott, kein Freund der Examina, noch weniger der dabei unvermeidlichen Begleiterscheinungen von Kleinlichkeit und Pedanterie. Aber es gehört gerade bei der Musik so außerordentlich viel Handwerk dazu, bevor von Kunst die Rede sein kann, daß hier die Handhaben für eine gewisse Eindämmung geboten sind. Sänger, die von Tonbildung nichts wissen, die falsch hören, die kein Wort deutlich sprechen können, Spieler, die von der musikalischen Grammatik so wenig wissen, daß sie nicht merken, wo der Satz anfängt oder aufhört, wären wir dann sicher los, ebenso aber alle jene, deren Absichten ausschließlich auf den Lehrberuf gerichtet sind, denn sie hätten ja in ihrem Zeugnis das beste Empfehlungsschreiben.

Welche Vorteile aber hätte das ganze Musikleben von der Einführung solcher Prüfungen für die Lehrthätigkeit. Wäre man doch dann sicher, daß unsere Kinder nicht völlig unfähigen und unmusikalischen Leuten in die Hände fielen. Das geschieht jetzt täglich; mehr als eines der hundertundzwanzig (!) Konservatorien Berlins wird von Leuten geleitet, die von der Kunst nicht viel mehr wissen, als daß sie nach Brot geht. Haben wir aber bessere Lehrer, so erhalten wir auch bessere Schüler, so wird überhaupt überall, auch im Hause, nur bessere Musik gemacht. Denn es ist doch nicht anzunehmen, daß gediegene Lehrer ihre Schüler bloß zu der äußerlichen Zierafferei und Salonvortragswut erziehen würden, die jetzt üblich ist. Das ganze Publikum würde also zu einer besseren Zuhörerschaft erzogen, der Musiklehrerstand aber sozial gehoben werden.

Für unser ganzes Musikleben aber hätten wir das, was zumeist not thut, die Entlastung. Es würde sich dann wieder ein Publikum für unsere Konzertsäle finden, die — mit wenigen Ausnahmen — jetzt selbst bei noch so reichlicher Spendung von Freibillets nicht mehr voll zu bekommen sind. Die bedeutenden künstlerischen Erscheinungen kämen rascher und stärker zur Geltung, die berufenen Künstler wären nicht mehr gezwungen, durch beständige Zugeständnisse in der Zusammenstellung der Programme das Publikum anzuziehen.

Die Programme! — das ist ein anderes Kapitel zum „Elend" des Musiklebens. Die Programme unserer Solistenkonzerte sind von einer ganz erschrecklichen Einseitigkeit und Eintönigkeit. Und das selbst, wenn man vom zeitgenössischen Schaffen absieht, das nur in Ausnahmefällen zur Vorführung gelangt. Auch von der älteren, längst erprobten Musiklitteratur ist nur ein winziger Bruchteil vertreten. Und doch wäre es eine der vornehmsten Aufgaben des Konzertsaals, das Haus auf die geeignete Litteratur, auf das Was hinzuweisen, wobei dann der Dilettant vom Künstler überdies das Wie lernen könnte. —

Man wirft mir ein, daß die Kritik doch dazu da sei, bessere Verhältnisse herbeizuführen. Ach ja, die Kritik — drittes Kapitel zum Musikelend. Ich

sehe ganz ab von jenen Fällen — es gelangten auch in diesem Jahre solche zur öffentlichen Kenntnis — in denen eine Wechselbeziehung zwischen redaktionellem und Inseratenteil sich bemerkbar machte, die die Unbefangenheit des Urteils in ein eigentümliches Licht rückte. Aber die größte Unbestechlichkeit seitens des Kritikers vorausgesetzt, was kann er denn bei der fast allgemein giltigen Gewohnheit des Nachtberichts mehr bieten, als Reporterarbeit. Erst hetzt er von einem Saal zum andern, um möglichst viel zu hören, dann jagt er auf die Redaktion, um zu erfahren, daß der ihm bewilligte Raum durch die Aufzählung der Namen und des Programms fast ausgefüllt ist. Auch hier heißt es Entlastung und allerdings auch Ruhe. Soll die Kritik selbst künstlerisch sein und fruchtbar wirken können, so muß sie, wie das Kunstwerk, Zeit haben, zu reifen. Die wöchentlichen Causeries, wie sie in der Pariser Presse üblich sind, müßten auch in Berlin Gesetz werden. Nur so wird es dem Kritiker möglich sein, von höherer Warte aus die flüchtigen Erscheinungen zu bewerten, sie auf ihre künstlerische Gesamtbedeutung einzuschätzen und überdies die Leserschaft in das Verständnis des Gehörten einzuführen. —

Doch genug der Klage. Wenden wir uns zu Erfreulicherem, zum Schaffen jener, die auch bei echt künstlerischen Gesamtverhältnissen es verdienten, sich hören lassen zu können und gehört zu werden. Die Art dieses Ueberblicks macht es zur Bedingung, daß es mir beim schöpferischen, wie beim nachschaffenden Künstler mehr auf die Erfassung der Gesamterscheinung ankommen muß, als auf die Bewertung der Einzelleistung.

Was zunächst auffällt, ist die außerordentliche Höhe des technischen Könnens. Das gilt sowohl für die selbstschöpferischen Künstler — man denke nur an den Glanz der Orchestration, über den heute fast alle verfügen —, wie für die nachschaffenden. Was zur Zeit Beethovens für das Orchester als kaum ausführbar galt, gehört für unsere großen Orchester — wenigstens nach der technischen Seite hin — zu den leichteren Aufgaben. Hoch entwickelt ist auch die Technik der Violine und des Klaviers. Glücklicherweise kann aber das Nur-Virtuosentum als überwundener Standpunkt gelten. Der Nachdruck wird sogar so stark auf die Erschöpfung des inneren Gehalts gelegt, daß vielfach eine starke subjektive Willkür in der Auffassung gegenüber sachlicher Stilgerechtigkeit Platz greift. Ein technischer Rückgang gegen früher ist dagegen in der Gesangskunst festzustellen. Das Mißverstehen der Forderungen Richard Wagners nach dramatischem Singen hat viel dazu beigetragen, daß nicht mehr das nötige Gewicht auf die Schulung der Stimme gelegt wird. Ich bin der erste, der es freudig begrüßt, daß der italienische Ziergesang nicht mehr die Rolle von ehedem spielt, aber all' dies technische Können sollte ja nicht Endzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein. Der Umstand aber, daß diese Ausbildung der Stimme jetzt so selten ist, führt einerseits zur Ueberschätzung derartiger Leistungen, andererseits folgt aus der ungenügenden Schulung der Stimmen unbedingt ihr vorzeitiger Verbrauch, wogegen gute Schule durchaus nicht Mangel der Beseelung zur Folge zu haben braucht. So sehen wir Lilli Lehmann, Eugen Gura, den eben verstorbenen trefflichen Vogl noch in hohem Alter den größten und anstrengendsten Aufgaben gewachsen. Gura schien mir in diesem Winter sogar frischer und besser, als jemals in den letzten Jahren. Welch' feine Wirkungen weiß heute noch mit den Resten seiner Stimme Karl Mayer zu erzielen oder Raimund von zur

Mühlen mit seinem an sich spröden Organ. Wen soll ich von der großen Zahl der Sangesbeflissenen nennen? Sistermanns mit seinem schwarzen, aber oft flackernden Baß, Scheidemantel mit der weichen, oft weichlichen Stimme, David Frangcon-Davies, den großen Sangeskünstler mit der leider barbarisch-englischen Aussprache unseres lieben Deutsch, den Nervenkünstler Ludwig Wüllner, den etwas sentimentalen Felix Kraus, unter den Jüngeren den männlich-kräftigen Arthur von Eweyk, den lebendigen, scharf charakterisierenden Hermann Gura, des großen Eugen Sohn, den gesund-frischen Ludwig Heß, der so oft für das Schaffen seiner Zeitgenossen eintritt. Und die Damen; eine kaum übersehbare Schar drängt sich herbei. Von den Aelteren, bitte um Entschuldigung, den weniger Jungen sei genannt Frau Nicklaß-Kempner, die als Lehrerin einen schönen Erfolg erzielte, indem sie in Fräulein Estelle Liebling ein prächtiges Koloraturtalent vorführte; weiter gediehen ist Mary Münchhoff, eine Amerikanerin mit glockenheller Stimme und mehr Temperament, als ihren Landsleuten zumeist eignet. Wieder entzückte Marcella Preghi mit ihrer, innerhalb der weise gezogenen Grenzen, meisterhaften Kunst alle Liebhaber feiner Gesangskunst, wogegen Frau Nellie Melba mit ihren kalten Trillern, glatten Läufen und spitzigen Staccatis nur jene wirklich erfreute, die immer hoch preisen, was hoch im Preise steht. Die liebenswürdige, feinsinnige Anna Stephan, Viktoria Blumenbach mit ihrer derb zugreifenden Art, Kath. Fleisch-Edels wuchtige Eindringlichkeit, endlich die mit wunderbaren Stimmen gesegneten Tilly Koenen und Therese Behr seien wenigstens genannt. —

Auf dem Klavier hörten wir Theresa Carennos sinnlich wildes Spiel, Eugen d'Albert bewies im Vortrag des Beethoven'schen Es-dur- und des Brahmsschen B-dur-Konzertes, daß er noch immer in der ersten Reihe steht. Größere Geltung, als bisher, wußte sich auch Konrad Ansorge zu verschaffen, dieser feinfühlige Poet, der in scharfsinniger Analyse alles in seine Einzelheiten zerlegt, um es dann mit intuitiver Kraft neu erstehen zu lassen. Alfred Reisenauers improvisatorische Vortragsweise, Ferrucio Busonis überschäumendes Temperament, José Vianna da Mottas sorgliche, aber doch kraftvolle Art fanden laute Anerkennung. In Eduard Risler endlich scheint ein neuer Liszt zu erstehen. Voll ungehemmter technischer Meisterschaft, eine durchaus musikalische Natur, von starkem Empfinden, ist er auch ein Stilkünstler allerersten Ranges, der für jeden Meister die zutreffende Vortragsweise findet. Auch hier behaupten sich die Damen mit Ehren. Frau Anna Haasters-Zinckeisen ist auch als Künstlerin ganz Weib, ganz Innigkeit und Hingebung; Emma Kochs vornehm-maßvolles Spiel zählt ebenso viele Freunde, wie Klotilde Kleebergs eindringlich-klare, fast lehrhafte Art. Hedwig Meyers hohes Streben offenbarte sich in dem kühnen Unternehmen, an sechs Abenden alle Sonaten Beethovens zu spielen. Ein wildes, ungezügeltes Temperament ist Gisela Grosz, deren geniale Veranlagung aber trotz aller Absonderlichkeiten fesselt; auch Gertrude Peppercorns Darbietungen tragen bei aller Unausgeglichenheit den Stempel des Hervorragenden; der kleinen Paula Szalit Wunderkindschaft endlich ist jene gesunde, die weniger zur Ver-, als zur Bewunderung hinreißt.

Fast noch stattlicher ist die Zahl der Geiger. Altmeister Joachim bewies oft seine künstlerische Jugendlichkeit, Eugen Ysaye sang bezaubernd wie immer; Sarasate hört man immer wieder gern, weil oder trotzdem er immer derselbe

bleibt. Halir zeigte im Vortrag des Beethovenkonzerts eine erlesene Meisterschaft. Von den Jüngeren stritten Willy Burmester, der vom Virtuosen zu herrlicher Künstlerschaft gediehen ist, und Henri Marteau um den Preis. Letzterer vor allem Stilist, klarer Formenkünstler, Burmester tiefer dringend, von reicherer Innerlichkeit. Daneben die Hexenmeister Kreisler und Arno Hilf, der ungezügelt temperamentvolle Alex Birnbaum. Von den Damen zeigte Frau Normann-Neruda, daß sie auch als Lady Hallé die erste geblieben ist. Irma Saenger-Sethes fast wilde Hingabe steht in scharfem Gegensatz zur herben Art der Gabriele Wietrowetz, der vornehmen Abrundung, nach der Irene von Brennerberg strebt. Die kleine Schweizerin Laura Helbling endlich hat nach allem die Anwartschaft auf den Meistertitel.

Noch sei der Cellist Hugo Becker genannt, ein vollendeter Meister seines Instruments, stark empfindender und feinsinniger Musiker obendrein. Die übrigen Instrumente kommen kaum als Soloinstrumente in Betracht; auch ein Beweis dafür, daß unser Musikleben wohl breiter, aber nicht vielgestaltiger geworden ist. —

Für den Musikfreund besonders erfreulich ist die Steigerung der Pflege der Kammermusik. Ihr intimer Charakter führt zu einem beschaulichen, innerlichen Genießen, um so mehr als alle Sensation wegfällt, die Persönlichkeit des einzelnen Künstlers zurücktritt. Gegen vor zwei oder drei Jahren ist die Zahl der Kammermusikabende ebenso gestiegen, wie die derartiger Künstlervereinigungen und die Vorliebe des Publikums für dieselben. Das Joachimquartett bewahrt seinen „klassischen" Rang. Halirs Vereinigung nimmt sich der Neuerscheinungen an, die „Böhmen" sind, was Schwung und Temperament betrifft, unübertroffen, Waldemar Meyers Veranstaltungen, wie die der Professoren Barth, Wirth und Hausmann sind im besten Sinne populär. Martha Remmert vereinigte sich mit den Herren Petri und Wille zum Vortrag aller Beethoventrios. Noch viele wären zu nennen; Genüsse erlesenster Art boten die Herren Risler, Burmester und Gerardy, die bewiesen, daß sie als Kammermusiker ebenso viel zu leisten vermögen, wie als Solisten. —

Der nächste Schritt führt uns zum Orchester. Im königlichen Orchester und dem der Philharmonie besitzen wir zwei Vereinigungen, die unbestritten zu den allerersten der Welt gehören. Ein drittes, das unter wechselnden Dirigenten „Subskriptionskonzerte" gab, vermochte sich nicht zu halten. Das erstere steht in den Symphoniekonzerten unter der Leitung Felix Weingartners; das philharmonische, das für seine „populären" Konzerte in Rebicek einen trefflichen Dirigenten hat, wird bei seinen großen Veranstaltungen von Arthur Nickisch geführt. Daneben tritt noch Richard Strauß oft als Leiter von Symphoniekonzerten vor die Oeffentlichkeit. Alle drei sind von starker Subjektivität. Weingartner ist vor allem poetischer Stimmungskünstler, Strauß und Nickisch sind musikalischer, wobei der erstere das Hauptgewicht auf das Großzügige, das Hinarbeiten auf Höhepunkte verlegt, Nickisch mehr die Einzelheit herausholt, deshalb in rhythmisch eigenartigen Schöpfungen sein Bestes giebt. —

Was nun die kompositorischen Neuheiten betrifft, — über die Opernneuheiten ein andermal — so tritt als Symphoniker Richard Strauß immer mächtiger in den Vordergrund. Da ist Temperament, überschäumende Kraft, zugreifende Kühnheit, ja Keckheit, aber auch Sinnenlust und Schönheitsfreude. Und welche ungeheure musikalische Kraft steckt in diesen Ton-

dichtungen „Tod und Verklärung" und „ein Heldenleben" neben dem gedanklichen Gehalt. Welch ein übermächtiges Schalten und Walten mit allen Ausdrucksmitteln der Tonwelt. Wenn wir trotzdem nicht restlos befriedigt, nicht ganz ergriffen werden, so liegt es daran, daß diese Kunst ganz aus dem Geist des Materialismus herausgewachsen ist, alles verdeutlichen, alles handgreiflich nahebringen will. Wir werden mehr Beobachter, als Mitfühler; es fehlt die Mystik, das Unausgesprochene, das ganz Innerliche. — Neben Strauß trat der Böhme Anton Dvorak stark hervor. Sein Landsmann Oskar Nebdal veranstaltete unter anderm einen ganzen Dvorak-Abend. Ich halte ihn nur dort für bedeutend, wo er ganz Tscheche ist; wo er das ungenutzte Material der böhmischen Volksmusik fruchtbar macht. Aber auch hier ist er ein durchaus formalistischer Künstler, mehr noch in seinem späteren Schaffen. Er versteht es ausgezeichnet, die Eindrücke neu zu gestalten, die von außen an ihn herantreten, aber er schafft nicht aus innerem Erleben heraus. Er sagt in prächtigen Worten wieder, was er von andern vielleicht als Lallen gehört hat, aber er sagt nichts Eigenes. — Rimsky-Korsakoffs symphonische Dichtung „Antar" fesselte durch die Pracht, das orientalische Kolorit der Orchestration, dagegen ist das thematische Material spärlich, dessen Verarbeitung dürftig. Auch er ist, wie so viele der Neueren, mehr Maler als Baumeister. Felix Weingartners „Gefilde der Seligen" dagegen erwies sich als eine phantasiereiche, gedankenvolle, glühend-schöne Schöpfung des in seinen Werken so ungleichen Meisters. Harmloser, aber trotzdem sehr erfreulich, weil musikfreudig ist des Russen Glazounow 6. Symphonie C-moll. Gänzlich versagten dagegen die Franzosen. César Francks D-moll-Symphonie krankt an einem inneren Widerspruch zwischen tondichterischem Inhalt und streng formalistischem Aufbau. Die Werke, die der Pariser Ch. Widor in zwei Konzerten vorführte, zeigten nichts von den gerühmten Eigenschaften der Franzosen, dem esprit, der charme oder rhythmischen Pikanterie. Sie waren lang, langweilig, gelehrt und trocken. —

Daneben blühten und grünten in unversiegter Kraft die Werke unserer unvergänglichen Großen, und die Geister Bachs und Beethovens werden der deutschen Musik solange Schutzgeister sein und sie vor bösen Wegen bewahren, als sie so heilig gehalten werden wie in unseren Tagen. Dr. **Karl Storck.**



Stimmen des In- und Auslandes.



Goethes letzte Liebe.

Am 13. November 1899 starb Ulrike von Levetzow im hohen Alter von 96 Jahren. Als die Nachricht durch Deutschland ging, „da war es," — wie Alexander von Weilen in seinem im Wiener Goethe-Verein gehaltenen und nun

in der Wochenschrift „Die Nation" (Nr. 25 und 26) zum Abdruck gelangten Vortrage sagte — „als ob das letzte Glied der Kette, die unsere Gegenwart noch mit Goethes Zeit verband, gerissen wäre ... Sie trug noch denselben Namen, mit dem sie Goethe begrüßt, und hat ihn niemals mit einem andern vertauscht. So machte sie das Wort wahr, das sie zu ihrer Mutter gesprochen: ‚Ja, wenn man Goethe gekannt hat, da kann einem so leicht und bald kein anderer Mann gefallen.'

Es ist vielfach versucht worden, das Verhältnis des damals 74jährigen Greises zu dem jungen achtzehnjährigen Mädchen als ein rein „väterliches", jedes irdischen Beigeschmacks entbehrendes hinzustellen, allenfalls als das anmutige Spiel eines Dichters, der, obwohl ein Greis geworden, in seinem künstlerischen Vermögen noch keineswegs gealtert war. Alexander von Weilen führt dagegen den Nachweis, daß Goethes Gefühle für Ulrike durchaus die einer tiefen Liebesleidenschaft waren. Aber er kommt auch zu dem Schluß, daß nicht „der leiseste Schatten des Unbehaglichen oder Komischen, den die Liebesleidenschaft eines Greises sonst leicht werfen kann", darauf falle. „Wer so gewaltig empfand, wer sich aus diesem Gefühle, voll von lebensstrotzender Gesundheit zu der hehren Sittlichkeit der Elegie zu erheben vermag, der darf seiner Jahre spotten, sie lügen, nicht er." Es ist die „Marienbader Elegie", die Weilen meint, das Hauptstück der von Goethe später unter dem Titel „Trilogie der Leidenschaft" vereinten drei Dichtungen, von der Wilhelm von Humboldt urteilte: „Nie hat Goethe etwas Schöneres, ja Tieferes und Glühenderes in der Empfindung gemacht." Deshalb sieht Weilen in ihr auch den „unwiderlegbarsten Zeugen" für die elementare Leidenschaft Goethes, selbst wenn man alle anderen Beweisstücke verwerfen wollte. Sollte *diese* Lüge sein, „dann hat Goethe nie der Dichtung Schleier aus der Hand der *Wahrheit* empfangen"!

Freilich waren die Gefühle des „Herrn Geheimen Rats", als er am 29. Juli 1821 zum erstenmale als Gast in dem Hause mit der großen Terrasse zu Marienbad erschien, dem später „Zur Stadt Weimar" genannten Besitztum von Ulrikens Mutter, noch ganz väterlicher Natur, und als er im Jahre darauf wieder nach Marienbad eingeladen wurde, hieß es in dem Briefe: „Und wie wird sich Ulrike freuen, wenn sie wieder Töchterchen genannt wird." Dieser zweite Besuch, der am 12. Juni 1822 erfolgte und sich bis zum 24. Juli ausdehnte, wurde bereits verhängnisvoll. Zwar noch ging es in der für Zelter bestimmten Schilderung Goethes von den Marienbader Tagen sehr unverfänglich her: „Herrliches Quartier, freundliche Wirte, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, angenehme Abendunterhaltung" rühmt er dem Freunde. „Aber viel mehr hat er bereits der Dichtung anzuvertrauen, das Gedicht ‚Aeolsharfen' ist Vorklang der Trilogie, auf der Rückfahrt nach Eger entstanden. Er trägt es in das Stammbuch des Prager Musikers Tomaschek am 6. August 1822 als ‚Liebesschmerzlicher Zwiegesang unmittelbar nach dem Scheiden' ein." Das konnte noch poetische Uebertragung eines in Wahrheit viel harmloseren Empfindens sein. Aber da kam, wieder ein Jahr später, am 2. Juli 1823, der dritte Besuch in Marienbad. Nach einer glücklich überstandenen schweren Erkrankung, die ihn dem Grabe nahegebracht hatte, war er „im stärksten Sinne prädisponiert für neues Leben, neues Lieben". Sein ganzes Treiben konzentriert sich auf die „Terrasse", den Kreis der Familie, mit den jungen Leuten macht er Bälle und Unterhaltungen mit, er

unternimmt Ausflüge mit den „Töchtern", geht mit ihnen spazieren, er fühlt sich unendlich wohl. „Was ihn im Grunde der Seele so glücklich stimmt, das will er weder sich, noch weniger anderen gestehen. Er kleidet seine Gefühle in scherzhafte Wendungen, so wenn er seiner Schwiegertochter schreibt, sie möge Ulrike, ihre Schwester, grüßen, ‚deren Name als vorzüglichstes Ingrediens dieser Zustände sich täglich beweist,‛ worauf diese im selben Tone, aber nicht ohne schärfere Nuance, eifersüchtig thut gegen ihre Namensschwester, die der alte Herr so besonders auszeichne." Er führt Ulrike in seine Dichtungen ein, erzählt ihr aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, und zwar ganz anders, als sie später im Original las, wie sie selbst mitgeteilt hat; und sogar Mineralogie treibt er mit ihr, für die sie nach Goethes Schreiben an Knebel vom 11. Juli „passioniert" sei. „Gelegentlich versüßte er den etwas trockenen Unterricht durch Stückchen Chokolade, die sie sehr liebte, und Sprüche begleiteten die Gabe, wie:

‚Genieße dies nach deiner eignen Weise,
Wo nicht als Trank, doch als beliebte Speise.‛"

Als man am 17. August Abschied nahm, wurde ein baldiges Wiedersehen in Karlsbad fest vereinbart. Noch immer ganz unverfänglich schrieb Goethe an Zelter aus Eger am 24. August — und da zum ersten Male erwähnt er Ulrike, wohl nicht mit Namen, aber deutlich erkennbar —, er habe, um sich von allen politischen und ästhetischen Dingen zu befreien, sich „auf die Dauer von sechs Wochen einem sehr hübschen Kind in den Dienst gegeben, da ich denn vor allen äußeren Unbilden völlig gesichert war".

„Wie es aber um seine Gefühle thatsächlich stand, das wird erst klar, wo der Gestalt des lieblichen Mädchens eine andere glänzende Erscheinung in den Weg trat. Kaum waren Levetzows fort, so tauchte die blendend schöne Pianistin Mme. Szymanowska auf; sie fascinierte Goethe durch ihre Persönlichkeit, mehr aber noch wirkte diese ‚Tonallmächtige‛, wie er sie nennt, durch ihre Kunst, so daß er Zelter gegenüber ausruft: ‚Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen!‛"

Was, so fragt Weilen, hatte die Musik für Gewalt zu üben? Was mußte sie beschwichtigen? Und als Antwort findet er das Gedicht „Aussöhnung", das dritte Glied der „Trilogie der Leidenschaft", das Goethe für Mme. Szymanowska zwischen 16. und 18. August geschrieben und, als er es in seine Werke aufnahm, mit der erklärenden Bemerkung versah, es drücke die Leiden einer bangenden Liebe aus und sei durch ihre hohe Kunst „zu bedenklicher Zeit und Stunde" aufgeregt worden. „Diese Stürme waren bei Goethe auch nicht ohne körperliche Störungen vorübergegangen, er muß den Arzt rufen und wird am 19. zur Ader gelassen. Am 20. meldet das Tagebuch: ‚Ruhige Nacht. Konziliante Träume‛."

Das vereinbarte abermalige Zusammentreffen findet bereits nach achttägiger Trennung statt. „Am 25. August bezieht er in Karlsbad dasselbe Haus, das die Levetzows bewohnen, und die folgenden zwölf Tage seines Aufenthalts bringen Goethes Gefühle zur leidenschaftlichsten Entfaltung. Von hier ab erst erscheint Ulrikens Name, der bisher nie genannt war, im Tagebuche und zwar immer in Goethes eigener Handschrift an Stellen, die der Schreiber leer gelassen hatte. Er beschaut mit ihr Almanache und Kupfer, läßt sich von ihr den schwarzen Zwerg von W. Scott vorlesen und findet Worte des Lobes für ihren Ausdruck,

er bleibt abends mit ihr und der Mutter ‚in vielfachen Erinnerungen‘ und freut sich gelegentlich ihrer kindlichen Heiterkeit. Mit der Familie nimmt er teil an einem Balle, ja, er wagt sogar eine Polonaise, bei der ihm ‚nach und nach beim Damenwechsel die meisten hübschen Kinder in die Hand kamen‘. Seinen Geburtstag feiert er, geheimnisvoll, mit den Damen in Elbogen, als Andenken bewahrt er einen Becher mit den eingravierten Namen, der sich noch heute im Goethemuseum befindet.“

Die Umgebung wird bereits aufmerksam. Man erzählt sich, daß er in seinem Zimmer, wenn er Ulrikens Stimme vor dem Hause hört, in größte Verwirrung gerät und zu stammeln anfängt, schnell nach dem Hute greift und ihr auf die Promenade nacheilt. Er holt sie täglich vom Brunnen ab. Als Ulrikens Schwester Amalie ihn einmal fragt, wie ihm ihr Kleid gefiele, erwidert er, es sei hübsch, aber das Ulrikens sei hübscher, und Amalie schmollt: das hätte ich wissen können, an Ulrike ist alles hübscher. Vor solchen kleinen Spöttereien weiß der Dichter die Geliebte im Liede zu schützen:

„Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben,
Tadel ist von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten,
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.“

Unverhohlener aber äußern sich die eigenen Angehörigen Goethes und der Kreis der Bekannten in der Heimat. Dort war schon im Sommer 1822 der Klatsch entfesselt. Bereits am 16. Mai 1823 schreibt Wilhelm Grimm einem Freunde: „Es scheint, als ob er sich wirklich nach der Krankheit wieder verjüngt habe, ob es aber ein zu jugendlicher Sinn ist, wenn er ein ganz blutjunges Fräulein heiraten will, wie ich gestern hier erzählen hören, mag er selbst am besten beurteilen.“ Und nun erst das folgende Jahr! Der Großherzog, der auf der „Terrasse“ zum Besuch gewesen, sollte den Heiratsplan auf das lebhafteste unterstützt haben. Schillers Witwe meldet ihrem Sohne Ernst am 10. Oktober: „Der Kammerrat ist stumm, weil er in großer Angst ist. Es ist der Vater Goethe, der in Böhmen ein Fräulein liebt, das Mädchen ist ganz schwärmerisch für den Geheimen Rat eingenommen. Der Kammerrat soll außer sich sein, Ottilie aber sich sehr vernünftig betragen. Ich hoffe, daß Goethe in einem Alter von 74 Jahren nicht so unweise handeln wird.“ Auch eine Aeußerung Müllers giebt Zeugnis von der Stimmung der Goetheschen Familie, die infolge all dieser Gerüchte dort herrscht: „Die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes und Ulrikens schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivetät sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie ist seit seiner Ankunft beständig krank und für ihn so gut wie unsichtbar ... Nur vom Sohn her droht alles Uebel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Piquierten spielt und sogar Ottilien mit sich nach Berlin nehmen will, wodurch dann erst alles verloren gehen könnte.“ Aehnlich äußert sich noch einmal Frau von Schiller ihrem Sohne gegenüber: „Zelter hat in Goethes Hause viel Verstimmung gefunden. Der Vater ist krank. Sein Zustand ist ängstlich bei 74 Jahren. Die Familie hat seine Heiratsgedanken auf eine undelikate, harte Art aufgenommen, statt ihren Anteil zu zeigen. Wenn er die Thorheit begangen hätte, so wäre es im Grunde

seine Sache. Der Sohn soll mit ihm sehr hart gewesen sein, Ottilie bekam Krämpfe. Alles war in Verzweiflung. Das ist nicht der Weg, sein Herz zu besänftigen. Er hat die Natur, daß ihn Widerspruch verhärtet."

Die Aufregung der Goetheschen Familie war in der That ganz unnütz. Mochte der alte Herr auch eine Zeit lang sich mit Heiratsgedanken getragen haben, so fand er sich selbst schließlich zwar nicht ohne schwere Krisis, doch am sichersten heraus aus den „wundersamen Aufregungen, die sein Aufenthalt in Marienbad ihm gebracht", er „resignierte sich zurück", wenn auch höchst ungern, in die alte Lebensweise; langsam, wenn auch schwer, überwand er. Die Wunde freilich schmerzte noch lange nach. „Als er die vor profanen Augen ängstlich gehütete Elegie am 27. Oktober Eckermann vorlegte, sagte er: ‚Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten.' Am 29. Dezember meldete Caroline Gräfin Egloffstein, daß Goethe wieder wohl sei: ‚Es scheint mir, daß er seinen Neigungen den Abschied gegeben hat, er ist bestimmter, heiterer wieder und hält das schöne Gleichgewicht mit alter gewohnter Kraft'."

Goethe hat Ulriken nicht wieder gesehen; doch mancher Brief von ihrer und der Ihren Hand ist noch an ihn gegangen. Drei Jahre später trinkt sie ihm aus dem ihr gespendeten Glase als „Ihr Töchterchen" Gesundheit zu. Tief gerührt erwidert Goethe: „Unendlich hat es mich gefreut, von Ulrikens lieber, zarter Hand, an der ich so manchen unvergeßlichen Weg zurückgelegt, wieder einige Züge zu sehen; der Wunsch, sie noch einmal aufrichtig zu drücken, kann bei mir niemals erlöschen." So war der alte, väterliche und kindliche Ton von beiden Seiten wieder gefunden; „aber es hat eine Zeit gegeben, in der ein anderer sich hervorgewagt ... Dem alten Goethe war die Jugend ins Haus gefallen, wie Hilde dem Baumeister Solneß; er verriegelte ihr nicht die Thüre, sondern nahm sie mit offenen Armen auf, lachend der Gefahr, die von ihr drohte. Problematische Naturen, wie die Ibsenschen Helden, vernichtet sie; ihn aber hat sie gestärkt, er vermag es, ihr die Luftschlösser zu bauen, die sie von ihm fordert."



Englische Urteile über deutsche Litteratur.

Das moderne deutsche Drama.

Einen die oberflächliche, phrasenfrohe Urteilsweise der Engländer kennzeichnenden Artikel veröffentlicht ein Herr Laurie Magnus in Blackwoods Magazine über das neueste deutsche Drama. Er kennt von den Vertretern der idealistischen Richtung in der Kunst freilich nur Wildenbruch, und von den Naturalisten nur Hauptmann und Sudermann. Das heißt also, er kennt von der „Moderne" nicht mehr als die meisten der Gebildeten unter uns, die sich mit Emphase „modern" nennen: die bedeutendsten Leistungen der beiden bedeutendsten Vertreter

der Richtung. Daß sich von diesen Hügeln — und selbst Hauptmann ist nur ein Hügel als Dichter — das Gelände der „modernen" deutschen Litteratur tiefer und tiefer abdacht, um schließlich in dem fauligen Sumpfe der Ebene zu versinken; daß die „Moderne" neben den Leistungen ihrer Hauptvertreter, welche zur dichterischen Ausgestaltung ihrer neuen Tendenzen mehr oder weniger Talent, eine Art von neuzeitlicher Bildung und den Glauben an die Korrektheit ihres Denkens mitbringen, auch solche deckt, welche man früher wegen der nichtswürdigen Spekulation auf die tierischen Instinkte der niederen Menschheit, wegen der sittlichen Roheit und der geistigen und sprachlichen Unbildung ihrer Verfasser unter dem Namen „Hintertreppen-Litteratur" zusammenfaßte: davon weiß der Engländer nichts. Wer aber über die moderne Litteratur etwas Maßgebendes sagen will, der muß einmal in seinem Leben in dem ekelhaften Morast der Niederung untergetaucht sein und die Gleichartigkeit des Nährbodens dieser Litteratur in der Höhe und in der Tiefe erkannt haben.

Der Aufsatz enthält neben einigen richtigen Einzelurteilen eine Menge von Irrtümern, die z. T. aus des Verfassers unzulänglicher Information und der entsprechenden Schnellfertigkeit mit dem Worte herrühren, z. T. aus einer hervorstechenden Eigenschaft seines Stammes, der Freude an der hämischen Beurteilung alles dessen, was der Mitmensch thut, zumal der höherstehende.

Der Engländer beginnt mit der Feststellung, daß wir nach den gewaltigen Erfolgen des Jahres Siebzig eine Blüte unserer nationalen Litteratur erwartet hätten, daß aber der erhoffte dichterische Messias ausgeblieben sei, und freut sich über unsere Enttäuschung. Diese Freude ist kindlich, weil gegenstandlos. Wenn jemand nach dem Jahre Siebzig eine solche Hoffnung gehabt hat, so sind das wohl nur einige junge Leute von unvollkommener Geschichtskenntnis und übermäßigem Optimismus gewesen. Die andern von denjenigen, welche überhaupt Interesse an solchen Dingen nehmen, haben gewußt, was dem Verfasser nicht klar zu sein scheint, daß der nationale Aufschwung die Künstler zwar fördern, aber nicht schaffen kann, und daß die großen Dichter ein Geschenk der Vorsehung sind, mit dem sie die Völker — Gott sei Dank! — auch in den Zeiten der tiefsten nationalen Versunkenheit beglückt.

Statt des erwarteten Messias sei ein Herr in Leutnants-Uniform, Herr von W i l d e n b r u c h, erschienen, der mit den Schlagwörtern „Brandenburg" und „Hohenzollern" die Bühne zwar erschüttert, aber die Herzen des deutschen Volkes nicht hätte elektrisieren können. Die Bayern, Württemberger und Sachsen hätten in dieses Feldgeschrei natürlich nicht miteingestimmt, und seine speziellen Landesgenossen hätten ihn nie recht ernst genommen.

Ich weiß nicht, ob Wildenbruch die Absicht gehabt hat, mit seinen preußisch-patriotischen Dramen, welche die nämliche Berechtigung in sich tragen wie bayrisch-patriotische in München und sächsisch-patriotische in Dresden, ein deutsch-nationales Drama zu schaffen. Ich denke mir, er könnte höchstens die Absicht gehabt haben, den ungeheuren Schatz des deutsch-nationalen Dramas, das wir seit Lessing besitzen, zu vermehren. Oder schwebt dem Engländer der unreife Gedanke vor, daß nationales Bewußtsein nur durch p a t r i o t i s c h e Dramen genährt werden könnte? — Wie tief müßte dann das nationale Bewußtsein der Engländer stehen! Ihrem e i n e n, unaufführbaren „Heinrich V." können wir ja mit Leichtigkeit ein Dutzend deutsch-patriotischer Dramen entgegenstellen. Außerdem ist Wildenbruch bekanntlich

nicht bloß patriotischer Dichter; und wir hätten eine geradezu angelsächsische ästhetische Urteillosigkeit bewiesen, wenn wir den Dichter der „Karolinger“, des „Neuen Gebots“, der „Quitzows“ und „König Heinrichs“ trotz seiner offenkundigen Schwächen nicht ernst genommen hätten. Wer freilich als Specimen des Wildenbruchschen Dichtens die opernhaft unwahre Schlußscene der „Quitzows“ citiert, der ist wohl nicht im stande, das Volumen gesunder Kraft, das in diesem Dichter steckt, zu erkennen.

Nur einer Dichtung Wildenbruchs wird ein beschränktes Lob zu teil, der, in welcher er den „rühmlichen Ehrgeiz (!)“ gezeigt hat, „das Aufgehen des Sternes Shakespeares und die Verdunklung eines älteren Schauspieldichters zu dramatisieren“: „Marlow“. Aber nicht die ersten beiden Akte findet der englische Kritiker meisterhaft, sondern den dritten, wo, wie gewöhnlich, Wildenbruchs Kraft zu erlahmen beginnt; und die Scene, in der Marlow durch die Art der Darstellung seines erdichteten Unterganges sich Walsinghams Tochter zu erkennen giebt, eine wirklich feine dichterische Leistung, findet er „übermäßig gesucht“.

Also: „mit dem Versuche, den dürren Sand, welcher den Steinhaufen von Berlin emporgeworfen hat, [dichterisch] zu befruchten“, war es nichts. Nun ging man an „die häßliche Arbeit, ihn mit den Exkrementen ausländischen Denkens zu berieseln“. — Ich finde die Häßlichkeit dieses Bildes nicht unberechtigt, aber unerhört, daß ein so formuliertes Urteil über unsere Litteratur ausgesprochen wird von dem Angehörigen einer Nation, deren Bühne sich seit Sheridan notorisch von den Abfällen der französischen und deutschen Dramatik und Epik genährt und darüber den einen gewaltigen Dramatiker, den ihr Gott geschenkt, vernachlässigt hat.

Das die Einleitung zu der Schilderung der Hauptmannschen und Sudermannschen Dramen. Diese ist, obgleich einzelne Urteile richtig sind, das Oberflächlichste, was ich je von ästhetischer Kritik gelesen habe. Das Hauptinteresse erregen ihm die beiden Dichtungen, welche das darstellen, was er die Bekehrung dieser Dichter nennt: „Die versunkene Glocke“ und „Johannes“. Wie weit an dieser Bekehrung — was den Verfasser des „Johannes“ betrifft — die Not beteiligt ist, die Unmöglichkeit, die einseitig pessimistische Lebensdarstellung, der diese ganze Richtung huldigt, fernerhin mit Erfolg fortzusetzen, untersucht der Engländer nicht.

Hauptmann hat in keiner seiner Dichtungen die Größe und die Grenze seines Talentes so deutlich gezeigt wie in der „Versunkenen Glocke“; es ist unmöglich, das Drama dichterisch tief zu stellen, auch für diesen Kritiker. Aber er nimmt die Gelegenheit wahr, um sich über die Stupidität lustig zu machen, mit welcher die deutschen Gelehrten sich um die tiefere Bedeutung der Handlung gestritten und bei dieser Veranlassung eine Litteratur geschaffen hätten, die „ein stattliches Bücherregal (?) füllen“ würde. Die Idee sei mit Händen zu greifen, sei so alt wie die Welt — leider nennt er sie nicht. Die Möglichkeit eines solchen Streites weist aber für den kompetenten Beurteiler auf die unverkennbare Schwäche der Dichtung wie des Dichters hin: die auch schon in „Einsamen Menschen“ bewiesene Unfähigkeit, den geistigen Gehalt eines Kunstwerkes in fester, greifbarer Gestalt, plastisch herauszuarbeiten. Darum hat die Glocken-Allegorie ihre dichterische Vollendung nicht erreicht.

„Johannes“ zieht den Engländer schon durch seinen biblischen Stoff mächtig an; aber sein Lob ist so marklos wie sein Tadel; seine Kritik ist weiter nichts

als eine ausgesprochene Freude an dem Inhalt, den er uns erzählt. Daß Sudermann im „Johannes“ seine höchste Kraft in Bewegung gesetzt hat, um die richtig erfaßte Tragik der Johannes-Figur in einem geistesgewaltigen Helden, der von der überlegenen Macht des christlichen Gedankens niedergestreckt wird, zu erschütternder Anschauung zu bringen, davon lesen wir in der Kritik nichts. Die sinnliche Salome-Periode, die Sudermann — zum Teil aus Not, zum Teil infolge seiner bekannten Vorliebe für dieses Gebiet — so stillos mit dem großartigen Johannes-Problem verwebt hat, nimmt er unbesehen in den Kauf: die Vorstellung des finstern „großen Propheten“, den Wüstenleben und Wüstenkost weder salonfähiger, noch verführerischer gemacht haben, als er von Natur sein kann, als Reiz-Objekt für die Sinnlichkeit des kleinen lüsternen Dinges — übrigens eine Vorstellung von echt sudermannscher Prägung — hat für ihn nichts Lächerliches. Und an dem untragischen Ende des Helden, das viel mehr durch seine Ungefälligkeit gegen Salome, als durch seine Propheten-Wirksamkeit herbeigeführt wird, nimmt er keinen Anstoß.

Der Schluß macht der in dem ganzen Aufsatze entfalteten Kenntnis und Intelligenz Ehre: aus seiner oberflächlichen Betrachtung des Dramas zieht der Verfasser den Schluß, „daß die Zeit für die Geburt einer nationalen Litteratur noch nicht reif sei“. — Er meint wohl wieder patriotisch; denn es wäre doch gar zu lächerlich, eine Nationallitteratur, die 150 Jahre alt ist, als ungeboren zu bezeichnen, wenn auch nicht unmöglich für die Wissenstiefe dieses Kritikers. — „Die Begeisterung ist von Idealen abhängig, und das Deutsche Reich von heute ist sich über das Ziel seines Strebens noch nicht klar geworden. . . . Dem Geschöpf Bismarcks fehlt immer noch der Odem in seinen Nüstern.“



Sudermanns „Katzensteg“.

William Archer, der englische Uebersetzer Ibsens und moderne Pessimist, unterzieht den „Katzensteg“ von Sudermann einer kurzen Betrachtung in einer Nummer der „Academy“. Der litterarische und philosophische Gesinnungsgenosse findet, daß die ungeheuerliche Verworfenheit und Ungerechtigkeit, die in dem Buche dargestellt wird, die tiefste Niedergeschlagenheit, den unerträglichsten Widerwillen hervorruft. Nicht ein Schimmer von Licht ist in der Dichtung: das Opfer trägt die blinde, brutale Grausamkeit einer ganzen zivilisierten Gemeinde, die von ihrem menschenfreundlichen Pastor angeführt wird, mit stumpfer Ergebung; es erhebt keinen Anspruch darauf, daß seine Menschenwürde von seinen Mitmenschen respektiert werde; es stöhnt unter dem Alp dieses Lebens, ohne ihn abschütteln zu können. Vernunftlosigkeit ist nach Archer die herrschende Macht des Lebens; daß sie alles mögliche Unheil erzeugt, ist selbstverständlich, selbst der Patriotismus äußert sich häufig als blödsinnige, teuflische Verkehrtheit. Dennoch aber empfindet es Archer als einen künstlerischen Fehler, daß der Verfasser sich und den Leser in das Tollhaus einer solchen Welt einmauert, ohne ihm auch nur einen momentanen Ausblick in das Gebiet gesunder Menschlichkeit zu gewähren. Der Pessimist Archer ist also gegen eine konsequent pessimistische Kunst; er ist aber nicht so tief gegangen, sich zu fragen, warum er dagegen ist. Er wäre dann vielleicht von

seinem widerspruchsvollen Standpunkt zu der Position gekommen, daß Pessimismus und Kunst zwei ebenso unversöhnliche Dinge sind, wie Pessimismus und eine gesunde Geistes-Konstitution.

Nietzsche.

In der „Academy“ findet sich ferner im Anschluß an das Erscheinen der ersten drei Bände einer englischen Uebersetzung der Werke Nietzsches von Alexander Tille ein Artikel über des Philosophen Bedeutung. Der Verfasser spricht der Lehre Nietzsches an sich und für die englische Geistes-Kultur jede Bedeutung ab, er scheint geneigt, sie der spezifisch deutschen Phantasterei in die Schuhe zu schieben, wenn er erklärt, daß Nietzsche trotz des wütenden Hasses, mit dem er seine Landsleute verfolgt, viel deutscher ist, als er ahnt. Der Uebersetzer zeigt in dem bombastischen Preise des „Zarathustra“, daß er von der reichen Phraseologie Nietzsches etwas gelernt hat: es sei, sagt er, „ein Werk, halb Philosophie, halb Dichtung, halb ethische Predigt, halb eine Geschichte; ein ernst-scherzhaftes und ein wissenschaftlich-phantastisches Buch, historisch-satirisch und realistisch-idealistisch; ein Roman, welcher Welten und Zeitalter umfaßt und gleichzeitig die wahre Wesenheit Nietzsches darstellt — ein erstaunliches Prosa-Gedicht“. Der englische Kritiker meint sehr nüchtern, daß der Kern des „Zarathustra“, von allem Redeschwulst und Gedankenwirrwarr entblößt, das biologische Ideal sei. Der Uebermensch Nietzsches ist weiter nichts als das vorzüglichste Produkt der Zuchtwahl, mit allen Kräften für die Selbsterhaltung, für den Kampf mit dem Leben ausgerüstet, aber in dem willkürlichen, skrupellosen Ueben seiner Kräfte doch eben ein Gegensatz zum Kulturmenschen, ein Tier. Nietzsche stelle dieses biologische Ideal dem sittlichen oder christlichen Ideal gegenüber mit der Versicherung, daß jenes allein zu erstreben, dieses zu verwerfen sei. Den Beweis für diese Behauptung bleibe er vollkommen schuldig. Wenn er seine Philosophie in Aphorismen vortrage, so beweise er damit unwiderleglich, daß er gar kein systematischer Denker, kein Philosoph sei. Diese Form sei der natürliche Ausweg, den eine so schwache Geistes-Konstitution wie die seinige — wohl ungesucht — gefunden habe; bequem sei sie für den Verfasser außerordentlich, da sie die Widersprüche seines Denkens verberge, die bei systematischer Entwickelung dem Verfasser selbst hätten bemerkbar werden müssen. Der englische Kritiker schreibt dem „Zarathustra“ keinen inneren Wert zu; er nennt ihn aber ein höchst gefährliches Buch, gefährlich für ähnlich schwache Geister wie Nietzsche durch die Verzettelung der Theorieen, die vereinzelt leichter einleuchten als in dem durchdachten Zusammenhange eines mühselig erarbeiteten Systems, durch die scheinbar logisch, thatsächlich aber nur sophistisch geschärfte Form und durch die kolossale Selbstgewißheit, mit der sie vorgetragen werden.

Nach den vielen Verkehrtheiten, die wir in englischen Urteilen über deutsches Geistesleben seit Carlyle — selbst von der großen George Eliot — haben lesen müssen, macht diese gesunde Kritik einen wohlthuenden Eindruck. -r-



Eine Kußepidemie. — Die Kinder der Armen.

Cesare Lombroso und seine thatkräftige Tochter Fräulein Paola Lombroso ergreifen in den zwei leitenden Zeitschriften ihrer schönen Heimat das Wort über zwei Themen, wie sie verschiedener nicht leicht zu denken sind. Der Vater veröffentlicht in der Rivista d'Italia unter dem Titel „Eine Kußepidemie in Nordamerika“ einen recht anregenden Aufsatz, die Tochter berichtet im Aprilheft der „Nuova Antologia“ über ihre Erfahrungen aus dem Seelenleben ihrer Schutzbefohlenen, der Turiner Proletarierkinder.

Anlaß zu dem erstgenannten anmutigen Artikel ist die Heldenthat des aus dem jüngsten spanisch-amerikanischen Kriege bekannten Marineleutnants Hobson, der, einem fast sicheren Tode entgegensehend, sein Schiff in der Hafenmündung von Santiago de Cuba versenkte, um die spanischen Kriegsschiffe am Auslaufen zu hindern. Nach dem Siege der amerikanischen Waffen machte der junge Offizier, dem überall die begeistertste Anerkennung zu teil geworden ist, sein Heldenstück zum Gegenstand einer Reihe von Vorträgen in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten. Am Schluß seines Vortrages im Vassar College, einer der orthodoxesten Unterrichtsanstalten für Damen, zu Boston, wurde er zuerst von den ungestümsten seiner Zuhörerinnen, dann von allen übrigen geküßt. Die Kunde davon verbreitete sich blitzschnell und bald konnte der kühne junge Mann sich ohne Uebertreibung rühmen, von mehr als zehntausend patriotischen Amerikanerinnen jedes Alters und Standes geküßt worden zu sein. Wie war das möglich bei einem so streng gesitteten und zurückhaltenden Menschenschlag wie die Yankeefrauen? fragt der berühmte italienische Psychologe.

Bezugnehmend auf sein bekanntes Buch „La donna criminale“ will Lombroso zunächst nachweisen, daß das Küssen ursprünglich nur bei den Müttern ihren kleinen Kindern gegenüber gebräuchlich war. Bei der gelben und der schwarzen Rasse sei das Küssen verhältnismäßig lange unbekannt geblieben. Noch bei Homer küssen nur Eltern ihren Kindern Stirn oder Mund, der Schwächere dem Stärkeren die Hand, wie die Freier dem Odysseus, aber in den Liebesscenen zwischen Venus und Mars, zwischen Odysseus und Circe, ja selbst zwischen Paris und Helena, die doch in leidenschaftlicher Neigung zu einander entbrannten, ist der Kuß kein einziges Mal erwähnt. In der bekannten Abschiedsscene tröstet Hektor die Gattin nicht durch Küsse, sondern nur durch Liebkosungen mit der Hand.

Wie sonderbar und abstoßend es auch dem modernen, feinfühlenden Menschen vorkommen mag, so soll sich nach Lombroso die Sitte des Küssens aus der Gewohnheit der Mütter, ihren Kleinen die Nahrung mit dem Munde zu reichen, entwickelt haben. Bei den Bewohnern der Feuerinseln, die sich zum Trinken keines Gefäßes bedienen und vermittelst eines Röhrchens das Wasser aus der Quelle schlürfen, würden kleine Kinder sterben, wenn sie nicht unmittelbar aus dem Munde der Mutter ihren Durst stillen könnten. Viel später erst gesellte sich zu diesem mütterlichen Kuß der sinnliche Reiz.

Das Geschichtchen von den zehntausend Küssen an den Nationalhelden Hobson erkläre sich auch durch die Beeinflussung, die eine große Menge nach-

weislich auf den Einzelnen ausübt und der Frauen ungleich mehr unterworfen sind als Männer.

Uebrigens ist auch der Kuß, wie viele andere menschliche Gebärden — das Lächeln bedeutet z. B. Frohsinn, Hohn, Freundschaft, Abneigung — der Ausdruck sehr verschiedenartiger Gemütsbewegungen. „Der Kuß — meint A. Martin — ist ein Zeugnis von Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Freundschaft, Friedfertigkeit, er hat etwas von der Bedeutung des Eides." Der Apostel Paulus legte seinen Jüngern ans Herz, sich zum Zeichen der Brüderlichkeit zu küssen: „Grüßet euch unter einander mit dem heiligen Kuß." (1 Korinther 16, 20.) Bei den Römern war der Kuß die allgemeine Begrüßungsform. Die Perser, schreibt Xenophon in seiner Ciropedia, küßten alle diejenigen, denen sie besondere Verehrung zollten. Die Assyrer und Phönizier sandten Handküsse zu ihren Göttern, zur Sonne, zum Monde, auch Hiob erhebt die Hand gegen die Sonne und küßt sie dann. Als Samuel Saul zum Könige salbt, küßt er ihn als Huldigung. Der Dichter Lucian sagt: „Die Reichen bringen den Göttern Opferspenden, die Armen ehren sie durch den Kuß." Daher pflegte man die Prinzen zum Zeichen der Unterwerfung zu küssen.

Allmählich erst wurde der Kuß, nach Lombroso, das Merkmal der höchsten Anerkennung seitens des schöneren Geschlechtes. So küßte Margarete von Savoyen, die Tochter des blutdürstigen Ludwig XI. von Frankreich, Allaine Chartier, den beredtesten aller französischen Prediger, den sie einst in einem Saale des Schlosses eingeschlummert fand, auf den Mund mit den Worten: „Ich küsse nicht den Mann, sondern den Mund, aus dem so viele begeisterte Worte flossen!" Als Zolas berühmter Brief „j'accuse!" erschien, hörte ich selbst, so berichtet der italienische Gelehrte, eine junge, wunderschöne Dame aus den besten italienischen Kreisen voll Begeisterung ausrufen: „Wie gern möchte ich ihn küssen!" Nachdem er so das Wesen des Kusses unter den maßgebenden Gesichtspunkten betrachtet hat, findet Lombroso Hobson, dessen Heldenthat „zu den schönsten unseres Zeitalters" gehört, der ungewöhnlichen Huldigung wert, schließt aber mit dem Wunsch, daß die Amerikaner, „die ein Volk von dem nichtswürdigen Joche einer fremden Macht befreit haben" (?), davon ablassen möchten, ihrerseits über ein anderes Land — die Philippinen — dieselbe Knechtschaft verhängen zu wollen.

Ein Berührungspunkt zwischen dem Artikel des Vaters und demjenigen der Tochter läßt sich schwerlich finden, wenn wir nicht gerade auf den mütterlichen Kuß zurückgreifen wollen. Seit zwei Jahren gehört die junge Italienerin zu den thatkräftigsten Förderern einer Art Fröbelschen Kindergartens „Scuola e Famiglia" für die niederen Schichten der Turiner Bevölkerung. Sie hat eine edle Aufgabe erwählt, vor ihr dehnt sich ein weites Thätigkeitsfeld und der Leser wird bald von ihren Ausführungen gefesselt. Sie hat die Wahrnehmung gemacht, daß fast alle Schriften über die Jugend den Kindern der höheren Gesellschaftskreise gelten und sie hat sich vorgenommen, die „Psicologia dei bambini poveri" — so lautet der Titel der kleinen Studie — zu beleuchten.

„Im Vergleich mit den Kindern der Wohlhabenden, — so hebt Fräulein Lombroso an — deren Egoismus von jugendlichem Uebermut und einschmeichelnder Anmut bemäntelt wird, ist mir bei den Proletarier-Kindern besonders aufgefallen, daß bei ihnen der Selbsterhaltungstrieb frei von jeglicher Verschönerung oder Heuchelei, als ein rein physiologisches Bedürfnis in den Vordergrund tritt.

Sie sind unbewußt von einem einzigen Trieb geleitet: ihren Hunger und Durst zu stillen, sich krampfhaft ans Leben zu klammern; Wünsche, Neigungen, Fähigkeiten, Handlungen, Anhänglichkeit, alles konzentriert sich bei ihnen auf den einen Punkt: sich zu erhalten und zu schützen und ihren kleinen, hungernden Magen so gut, wie es geht, zu füllen. Wie viele ich auch gefragt habe: Warum hast du den oder jenen so lieb? — stets lautete die Antwort: ‚Weil er mir zu essen giebt!‘ — ‚Weil er gut zu mir ist!‘ — ‚Weil er mir Sonntags einen Groschen — für Bonbons — giebt!‘ — ‚Weil er mich nicht haut!‘ Der kleine Proletarier kennt keine andere Sehnsucht als Nahrung, Kleidung, Unterkunft!“

Jeder von uns, der mit offnem Auge durchs Leben geht, muß anerkennen, wie genau die Verfasserin den Nagel auf den Kopf trifft, wenn sie feststellt, daß die Not die Kinder der Armen unnatürlich früh lebensklug macht. „Geistig stehen sie unter ihren Altersgenossen aus den besser situierten Kreisen, ihre Einbildungskraft ist nicht so erweckt, sie können sich geistig gar nicht oder nur auf kurze Zeit zusammennehmen, sie sind nicht so eindrucksfähig und rege.“

Aber die Schnelligkeit, eine mißliche Lage zu übersehen, die Geschicklichkeit, sich aus derselben herauszuhelfen, ihr praktischer Instinkt des Lebens stehen nicht hinter ihrem stark entwickelten Selbsterhaltungstrieb zurück. Bis auf verschwindend seltene Ausnahmen werden sie recht bald eine nicht zu unterschätzende Stütze ihrer geplagten Mutter. Ja, diese schwächlichen Geschöpfchen werden überraschend schnell selbst zu kleinen, praktischen Hausfrauen, kennen jeden Kniff des dürftigen Haushalts, machen Einkäufe, verrichten allerlei kleine Dienste. Häufiger als es angenommen wird, fallen sie von selbst auf einen glücklichen Ausweg, um der bedrängten Lage der Familie zu Hilfe zu kommen. „Ein elfjähriger Junge, der unsere Schule besuchte, stand dreimal wöchentlich noch vor Tagesanbruch auf, um einer alten Grünkrämerin ihren Karren von der Verkaufsstelle zum Marktplatz und wieder zurück zu schieben, womit er sich jedesmal zehn Soldi verdiente; er that es nicht auf Geheiß der Angehörigen, sondern aus freien Stücken, zu eigner Befriedigung.“ — „Das achtjährige Schwesterchen eines unserer Schüler bot sich, sobald ihr die Schwierigkeiten, mit denen ihre Mama zu kämpfen hatte, klar geworden waren, bei einem benachbarten Papierhändler aus freien Stücken als Handlangerin an, wurde angenommen und erfüllte ihre Obliegenheiten zu allseitiger Zufriedenheit.“ Die verbreitetste Industrie dieser guten kleinen Hausgeister, die eines stark komischen Anstriches nicht ermangelt, ist, wie eigentümlich es auch klingen mag, der Kirchenbesuch. „Jedes Kirchspiel besitzt in unserer Stadt eine Anzahl von Oratorien, kleinen Kapellen, Stätten für Andachtsübungen, Religionsschulen und von Geistlichen geleiteten Kindergärten, deren Besucher jedesmal einen Präsens-Schein bekommen. Wer am Schluß der verschiedenen Epochen, in die das religiöse Jahr eingeteilt ist, die meisten Scheine vorlegt, erhält eine Prämie. So schenkt das Kirchspiel S. Anna bei der ersten Kommunion jedem der kleinen Frommen ein Paar Schuhe, das Oratorium des hochwürdigen Bosco (sehr populäre Persönlichkeit) je nach der Häufigkeit der Besuche einen Anzug oder einen Hut; die englischen Nonnen verteilen Bons auf Lebensmittel, andere Anstalten geben kleine Geldbeträge. Einer unserer Jungen erzählte mir, er habe an ein und demselben Sonntag zwei Messen — eine um 5, die andere um 9 Uhr — einer Religionsstunde, zwei Predigten und einer Segenspendung bei-

gewohnt. Jede dieser Andachtsübungen stellte ihm einen kleinen materiellen Verdienst in Aussicht."

Häufig wird den Kleinen das verantwortungsvolle Amt einer Kinderwärterin oder gar Krankenpflegerin aufgebürdet; aus der Praxis des Fräulein Lombroso sei nur das folgende Beispiel erwähnt: „Als ich mich einmal nach einem unserer Jungen erkundigte, der sich seit einiger Zeit nicht in der Schule blicken ließ, fand ich ihn mit noch zwei jüngeren Geschwistern in einem Bett, alle drei an den Masern krank; die kleinen Patienten waren der Pflege ihres neunjährigen Schwesterchens anvertraut: Der Vater saß im Gefängnis, die Mutter arbeitete vom Morgen bis zum Abend in einer Fabrik und fand Mittags kaum einen Augenblick Zeit, nach Haus zu kommen und ihren neun Monate alten Säugling zu stillen. Einen eigenartigen Eindruck machte es, von den Lippen des improvisierten Mütterchens so wehmütig altkluge Aeußerungen zu vernehmen, wie etwa: ‚Ich habe für mich und meine Geschwister alle Hände voll zu thun!' — oder — ‚So viel Familie zu bekommen, vertreibt einem die Lust zum Heiraten!' Und im selben Atem setzte die Kleine hinzu, daß sie nicht mehr auf den Hof gehe, aus Furcht, sich beim Spielen zu verspäten!"

Als einen andern auffallenden Zug bei der überwiegenden Mehrheit ihrer kleinen Schützlinge rühmt ihre verdienstvolle Wohlthäterin die große Dosis praktischer Philosophie, mit der sie die Widerwärtigkeiten ihres harten Daseins, wie Schläge, Hunger, ungerechte Behandlung mit in den Kauf nehmen. „Ich fragte einst eine Anzahl Knaben, was sie für das Schlimmste hielten, das ein Mensch thun könne? Einzelne, die schon von der Lektüre beeinflußt waren, entgegneten: ‚Lügen!' — bei den meisten kam jedoch überraschend häufig die Antwort heraus: ‚Sich betrinken!' — ‚Warum?' — ‚Weil, wenn der Mann betrunken ist,' antwortete mir einer der Aufgewecktesten, ‚er nicht mehr weiß, was er thut, alles in Stücke schlägt und alle haut!' — ‚Hast du schon mal einen Betrunkenen gesehen?' — ‚Ja! .... Vater!' Daraus machen die kleinen Dulder jedoch kein Wesen, sie versuchen die Fehler ihrer Eltern, die sie ganz genau herausfinden, zu vertuschen, als ob sie empfänden, daß die Verpflichtung, sie zu ernähren; für jene eine ungeheure Last ist. Eines Tages erzählten mir meine kleinen Freunde, einer ihrer Gefährten sei von einem tollen Hund gebissen worden. Ich rief den Kleinen, der herzbrechend schluchzte, zu mir heran; sein Aermchen zeigte thatsächlich Spuren von frischen Bissen: befragt, giebt er nur ausweichende Antworten, er will sich nicht mehr erinnern, ob der Hund groß oder klein gewesen sei, er verwickelt sich in Widersprüche, indem er zuerst auf dem Heimwege, dann aber auf dem Wege zur Schule gebissen worden sein will. Der Lehrer macht sich sofort auf, mit ihm in ein Krankenhaus zu gehen, auf dem Wege dahin kehrt er, trotz des heftigsten Sträubens des kleinen Patienten, bei dessen Mutter, einer Grünkrämerin ein, setzt sie von dem Vorfall in Kenntnis und will ihr das Aermchen zeigen; doch die Frau wird grob und fährt den Lehrer an: ‚Ach was! Das wäre noch schöner! Ich werde doch meinen eignen Sohn strafen können, wie ich's für richtig halte! Was geht Sie das an?' Es war die eigene Mutter gewesen, die das Kind geschlagen und gebissen hatte, weil es von einem Kartoffelgericht, das sie in den Schrank geschlossen, genascht hatte!"

Viele dieser armen Buben, die in ihrer freudlosen Kindheit nur die Schattenseiten des Lebens kennen lernen, umgeben Fräulein Lombroso mit all der Zu-

neigung, deren ihre kleinen Herzen fähig sind. Diese Liebesbeweise sind um so rührender, als sie ihnen nicht durch sorgfältige Erziehung und Ueberfluß eingegeben wurden, sondern spontan der angebornen Herzensgüte entsprießen. Ein Junge, dem sie zu einem Paar Schuhe verholfen hatte, überbringt ihr als Geschenk seiner Mutter ein Paketchen Zwieback, so minderwertig und defekt, daß sie Verdacht schöpft und ohne Mühe feststellen kann, daß der Kleine selbst den Zwieback für einige Pfennige gekauft hat, die sie ihm vor mehreren Tagen nach einer vorzüglichen Schularbeit zur Aufmunterung geschenkt hatte.

Die kleinen Burschen zeigen, zum Teil in recht prägnanter Weise, durchaus die Charaktereigentümlichkeiten der erwachsenen Menschen. Fräulein Lombrosos Lieblinge sind die trotzigen Wildfänge, von denen sie manch anmutigen Zug zu erzählen weiß. Doch finden sich auch unter den Knaben bereits widerwärtige Schleicher, bei denen diese häßlichsten aller menschlichen Eigenschaften unverhüllt zu Tage treten. Unsere warme Teilnahme vom psychologischen und menschlichen Standpunkte erwecken dagegen die tüchtigen Charaktere, die sich selbst in den gedrücktesten Verhältnissen eine sichere Haltung zu bewahren wissen. „Unsere in Kleidung und Ernährung wohl versorgten Kinder können sich leicht den Luxus verhältnismäßig großer Freigebigkeit und Unabhängigkeit gestatten, sie können auch ohne besondere Anstrengung drollige und schlagfertige Antworten geben; aber die armen Kinder, die nur zu früh empfinden lernen, wie sehr sie auf die Güte von Fremden angewiesen sind, zeigen zuweilen eine ganz ungewöhnliche Charakterstärke und Unabhängigkeitsliebe, die um so mehr Bewunderung verdient. Ich habe einen neunjährigen Knaben gekannt, einen gewissen Barge, der in dieser Beziehung gleich einer kraftvollen Aehre in einem vom Sturm niedergebrochenen Kornfeld über seine Schulgenossen emporragte. Er gehörte zu den Aermsten, seine Mutter war tot; sein Vater, ein herumziehender Straßenhändler, konnte ihm durchschnittlich nur einen Tag um den andern etwas vorsetzen, aber trotzdem konnte kein Prinz stolzer sein als dieser Knabe. Er war immer ordentlich gekleidet, besserte selbst seine Sachen aus und verstand es, aus jedem Lappen eine niedliche Halsbinde herzustellen; sorgfältig pflegte er sein Haar, seine Hände und seine Nägel. Er lernte mit fieberhaftem Eifer, sprach nie den piemontesischen Dialekt, verschlang alles Gedruckte, was ihm in die Hände fiel, und hatte aus eigenem Antriebe nach einer kleinen Karte die Namen aller Hauptstädte, größeren Flüsse und Gebirgsketten Europas gelernt. Sobald wir zum Spielen in den Hof gingen, bat er mich: ‚Erzählen Sie mir etwas!‘ Bei einer Verteilung von Süßigkeiten merkt die Spenderin, daß der Vorrat nicht ausreichen wird, und fragt: ‚Kann einer von euch freiwillig verzichten?‘ — und nur der kleine Barge meldet sich.“

Dem Aufsatz kommt die große Herzensgüte, mit der Fräulein Lombroso ihr Sujet behandelt, zu gute, und man kann ihr nur wünschen, auf ihrer segensreichen Bahn fortzufahren.

E. Gagliardi.



Menschenfresser und Seelenesser.

Wenn man aus gewissen Volksmärchen und Mythen, wie dem deutschen von Hänsel und Gretel, den griechischen von Atreus und Thyest, von Polyphem und Odysseus u. a., noch nicht darauf schließen will, daß die Anthropophagie oder Menschenfresserei auch auf europäischem Boden einmal im Schwange war, dann mag man sich durch die Funde von verkohlten Menschenknochenresten an den Kochstätten der vorgeschichtlichen Höhlenbewohner in Frankreich, Deutschland, Italien, England, Schottland und Dänemark davon überzeugen lassen. Professor Spring in Lüttich hat als erster die großen Knochenfunde in den Höhlen von Chauvaux bei Namur als Ueberbleibsel von Kannibalenmahlen gedeutet, und da es lauter Knochen von jugendlichen Personen waren, so glaubte er daraus schließen zu müssen, daß jene alten Höhlenbewohner nicht aus Not oder abergläubischen Vorstellungen dem Kannibalismus ergeben waren, sondern geradezu aus Feinschmeckerei. Haben doch Forschungsreisende wie Alexander von Humboldt, H. Zöller u. a. zu beobachten geglaubt, daß auch unter den noch zu unseren Zeiten dem Kannibalismus huldigenden wilden Völkerstämmen Südamerikas und Polynesiens die Menschenfresserei durchaus eine Sache des Genusses sei, ja sogar direkt eine höhere Kulturstufe andeute; die wilden Völkerschaften, denen dieser grauenvolle Brauch unbekannt geblieben, ständen viel tiefer als jene, denen er zu einer Geschmacksverfeinerung verholfen. Auf den Fidschiinseln ist die Menschenfresserei nach den Schilderungen von Seemann sogar die Veranlassung zur Erfindung der Gabel geworden, eines Kulturgeräts, das im zivilisierten Europa selbst erst ein paar Jahrhunderte alt ist. Die Fidschiinsulaner bereiteten das Menschenfleisch mit ganz besonderem Raffinement zu: mit besonderen Gewürzpflanzen, der Borodina, Solanum anthropophagorum, einer Verwandten unserer Kartoffel, und dem Malavi, Trophis anthropophagorum, die eigens zu diesem Zweck angebaut wurden!

Indes ist man heute doch fast ganz von der Anschauung abgekommen, daß die Anthropophagen nur eine üble Art von Feinschmeckern wären. Zwar ist es durch Hochstetter nachgewiesen, daß die Maori auf Neuseeland zur Menschenfresserei aus purer Not gegriffen haben, da es nach Ausrottung des Riesenvogels Moa auf der säugetierlosen Insel keine andere Fleischnahrung gab, und daß dem Kannibalismus dort auch thatsächlich nach Einführung der Schweinezucht und des Kartoffelbaus hat gesteuert werden können; aber mehr und mehr neigt die heutige Wissenschaft der Auffassung zu, daß die Anthropophagie lediglich in gewissen abergläubischen und religiösen Vorstellungen ihren Grund hat.

So veröffentlicht eine in Sydney erscheinende Zeitschrift, „Science of Man“, persönliche Beobachtungen von Eugene Rudder über das Vorkommen von Menschenfresserei bei den in Queensland noch lebenden australischen Ureinwohnern. Rudder kam gelegentlich hinzu, als eine Eingeborenenschar ein verschwiegenes, aber scheinbar mit allem ceremoniellen Beiwerk ausgestattetes Fest um den Leichnam eines Schwarzen veranstaltete, der am Tage zuvor wegen eines Vergehens verhaftet und bei einem Fluchtversuche erschossen worden war. Dem Körper war die ganze Haut abgezogen und zum Trocknen an fünf in den Boden gestoßenen Speeren vor das Feuer gehängt worden. Als die Schwarzen ihr Thun entdeckt

sahen, flohen sie sofort und kamen nicht wieder zum Vorschein. Nachforschungen bei anderen Schwarzen ergaben wenig Aufklärung über den Fall, aber es ging aus den allgemeinen Angaben hervor, daß die Menschenfresserei unter diesen Eingeborenen im wesentlichen auf die Leichen solcher beschränkt ist, die im Kriege oder durch einen Zufall getötet wurden, und daß die Verzehrung von Menschenfleisch stets mit Ceremonien verbunden und dem Gebrauche gemäß auf die Verwandten des Toten beschränkt werde. In einem Falle wurde ein Mädchen mit einem Speere umgebracht und von den beiden Nebenbuhlern, die sich um ihre Hand beworben hatten, verzehrt; der Leichnam wurde auf einer Art von Plattform aus grünen Stämmen gebraten, indem diese über die glühenden Kohlen eines großen Feuers gelegt worden waren. In einem anderen Falle wurde ein weibliches Kind von seiner Mutter getötet und gegessen; dieser Brauch soll dann stattfinden, wenn zu viel weibliche Nachkommen geboren werden oder wenn ein Kind mißgestaltet ist. Bei allen diesen Menschenopfern liegt der eigentümliche Glaube zu Grunde, daß die Kräfte des verzehrten Menschen in den, der an dem Mahle teilnimmt, übergehen. Bei den australischen Wilden findet man aus demselben Grunde auch den Brauch, einem in der Schlacht getöteten oder sterbenden Feinde den Leib aufzuschneiden und sich mit dem Fett den eigenen Körper einzureiben; diese Ceremonie muß, wenn irgend möglich, vorgenommen werden, so lange der Körper des Opfers noch warm ist oder gar vor seinem Tode. In allen Fällen von Menschenfresserei wird die Haut des Verzehrten sorgfältig abgezogen, getrocknet und dann auf hohen Bäumen aufgehängt, wo sie von dem Winde hin und her geschaukelt wird. — Und in dem kürzlich erschienenen „Internationalen Archiv für Ethnographie" giebt Theodor Koch einen eingehenden Bericht über Anthropophagie im heutigen Südamerika. Auch aus diesem geht hervor, daß gewisse Indianerstämme Südamerikas die Menschenfresserei als einen religiösen Akt auffassen. Wenn ein Mayoruna-Indianer alt und gebrechlich ist, gilt es als Akt der Pietät, ihn zu töten und zu verzehren. Der Reisende Osculati erzählt von den Mayorunas, er habe einmal einen kranken, getauften Indianer dieses Stammes weinend getroffen und ihn um die Ursache seines Kummers gefragt. Da habe jener geantwortet, jetzt würde er bald von den Würmern gefressen werden; wäre er nicht getauft, so hätten dies seine nächsten Verwandten gethan. Das letztere wäre ihm also lieber gewesen. Die Yamuas am oberen Amazonenstrom verzehren das Mark aus den Knochen ihrer Toten, weil sie glauben, daß dadurch die Seele der Verstorbenen in ihren Körper übergehe. Die Caschibos am Pachitea scheinen mit dem Verzehren der Greise ihres Stammes ebenfalls einen religiösen Akt zu verbinden. Sobald dem Greis angezeigt wird, daß sein letzter Tag gekommen ist, giebt er Zeichen der Freude und sagt, er werde nun bald seine alten Freunde wiedersehen. Ein großes Fest wird vorbereitet, und das Opfer mit der Keule erschlagen. Von dem Fleisch darf nicht das Geringste verloren gehen, selbst die Knochen werden zerstampft in den „Machato" gethan und getrunken. Niemals aber verzehren sie das Fleisch der Weiber, weil sie es für „giftig" halten und fürchten, durch seinen Genuß feige zu werden und weibische Eigenschaften auf sich zu übertragen. Bei den Botokuden verzehren die Mütter öfters ihre verstorbenen Kinder aus Zärtlichkeit. Wenn der Vater alt und unfähig ist, auf den Wanderungen mitzukommen, so bittet er selbst seinen Sohn, ihn zu töten. Der Körper wird gebraten und von

der ganzen Familie unter Heulen und Schreien verzehrt. Herbera berichtet über den Kanibalismus der Eingeborenen von Cauca im heutigen Columbia, daß „der Mann sein Weib ißt, der Bruder den Bruder oder die Schwester, der Sohn den Vater". Vielfach führt auch der furchtbare Haß, der unter den verschiedenen amerikanischen Völkerschaften herrscht, sie dazu, ihre Gefangenen aus Rachsucht zu verspeisen. Diese Sitte soll z. B. bei den Tupi, die früher keine Anthropophagen waren, durch das Beispiel einer Frau sich eingebürgert haben, die sich auf den Mörder ihres Sohnes warf und ihm die Schulter zum Teil abfraß. So zerreißen auch die Parentintins die Feinde, die lebend in ihre Hände fallen, mit ihren Zähnen. Aehnliche Fälle von Rachsucht finden sich bei den meisten südamerikanischen Stämmen. Als der grausamste Stamm am oberen Amazonenstrom gelten die Caschibos. Sie verzehren stets ihre Gefangenen und sind daher bei den benachbarten Stämmen sehr verhaßt.

In Mittelamerika ist die Anthropophagie verschwunden, seitdem die Karaiben, die Ureinwohner der westindischen Inseln, von denen sogar das Wort Kannibalismus hergeleitet ist (aus der spanischen Bezeichnung cannibal für Karaiben), ausgestorben sind, also erst um die Mitte unseres Jahrhunderts.

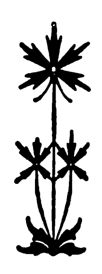
In Asien sind die malaischen Batta auf der Insel Sumatra das einzige nachweisbare anthropophage Volk. Bereits der Weltreisende Marco Polo, der vor 600 Jahren die Insel besuchte, erwähnt das. Dabei sind die Batta ein hochintelligenter Stamm, bei dem Lesen und Schreiben allgemein verbreitet ist, und der eine eigene Litteratur besitzt. Die Anthropophagie ist bei ihnen in drei Fällen gesetzlich sanktioniert: Wenn ein Gemeiner die Frau eines Radscha verführt, wenn ein Landesverräter oder Spion dingfest gemacht, und wenn ein Feind des Stammes mit Waffen in der Hand ergriffen wird. Auch hier findet die Menschenschlächterei unter religiösen Bräuchen statt.

In Afrika ist sie an der Westküste wie im Innern, namentlich aber bei dem Kaffernstamm der Basuto verbreitet. Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß es kaum ein abergläubischeres Volk giebt, als die afrikanischen Neger, die sogar ans „Seelenessen" glauben. Als der Reisende Dr. Zintgraff den Nkossinegern im Hinterlande von Kamerun 1886 einen Besuch abgestattet hatte, starb kurz nach seiner Abreise der Häuptling des Stammes, und sofort hieß es: „Der Weiße hat Djangas Seele gegessen und mit nach dem Westen genommen." Der Westen ist ihnen nämlich das Land der abgeschiedenen Seelen. Als dann zwei Jahre später Hauptmann Zenner das Nkossiland bereiste, verweigerten die meisten Dörfer ihm den Zutritt, nur der neue Häuptling mit seiner Mutter empfing ihn, denn — er kam ja aus Westen, und da Zenner zufällig die frühere Hütte des verstorbenen Djanga bezogen hatte, so wurde er von der Witwe, wenn auch nicht als ihr verewigter Gatte, so doch mindestens als dessen Abgesandter betrachtet. Die weiße Hautfarbe bestärkte sie in ihrer Ansicht; denn da die neugeborenen Kinder ursprünglich weiß seien, so müßten auch die Toten wieder weiß werden, ist der Glaube der Neger. Aus dieser Auffassung heraus rief dem Hauptmann Morgen einmal ein Schwarzer halb im Zorn, halb im Spott zu: „Der Kerl hat ja schon im Grabe gelegen!" Im Lande der Wa-Parem in Innerafrika wurde Wißmann sogar allen Ernstes für den längst verstorbenen König Mpopwa gehalten, von dem die Priester verkündigt hatten, er werde „als weißer Mann" dereinst wiederkehren. Als der Missionar Autenrieth aus Nyassosso abreiste, er-

eigneten sich auch mehrere Todesfälle; wieder glaubte man, der Weiße habe „des Suma und seiner Gefährten Seele gegessen". Man verschwor sich diesmal hoch und teuer, den gefährlichen Fremden bei nächster Gelegenheit totzuschlagen und zu essen, „da sein Fleisch durch und durch süß sei wie lauter Salz". Nur unter den größten Schwierigkeiten gelang es Autenrieth, das erregte Volk zu besänftigen, und schließlich konnte er sogar die Gründung einer Station in Nyassosso in die Wege leiten.

Nach dem Glauben jener Völker hat jeder Mensch mehrere Seelen, die eine haust im Körper des Menschen selbst, die anderen in verschiedenen Tieren, in Elefanten, Wildschweinen, Leoparden u. s. w.; und jeder Unfall, der eines dieser Tiere, somit auch die Nebenseele trifft, deren Leibeszelle es ist, zieht für den Menschen, dem die Nebenseele gehört, Krankheit und Tod nach sich. Daher die außerordentliche Furchtsamkeit des Negers, kann doch jeder Augenblick sein letzter sein, ohne daß er die Macht hat, das Verhängnis abzuwenden, weil ein Nachbar — es kann sogar ein guter Freund oder Verwandter sein — zufällig ahnungslos eine der Nebenseelen gegessen hat. Nur so, sagt Autenrieth, wird einem jenes Sprichwort klar, das ihm einst ein Negerhäuptling zurief: „In Afrika ist der Tod lebendig!"

P. H.





Zum Kapitel „Lungenschwindsucht“.

In Heft 4 Ihrer geschätzten Monatschrift „Der Türmer“ findet sich ein Artikel eines Herrn Dr. med. E. Schlegel „Die Lungenschwindsucht“, mit dessen Inhalt ich zwar im allgemeinen vollständig einverstanden bin, auf den ich aber doch — besonders da Herr Dr. Schlegel weitere Artikel in Aussicht stellt und so vielleicht Gelegenheit nimmt, an gleicher Stelle auf das früher Gesagte auch unter Berücksichtigung dieser meiner Anregung zurückzukommen — einiges erwidern möchte.

Da mir die nähere Adresse des Autors unbekannt ist, gestatte ich mir, diese Zeilen an den Herausgeber zur eventuellen Benutzung oder Weitergabe zu richten; vorausschicken will ich, daß ich zwar Laie bin, indessen als geheilter Lungenkranker und als denkender, an den Bestrebungen zur Bekämpfung der Tuberkulose mit warmem Interesse teilnehmender Mensch mich zur Ansichtsäußerung auch einem Fachmanne gegenüber berechtigt halte.

Ich habe schon oben gesagt, daß ich im allgemeinen mit den Ausführungen des Herrn Dr. Schlegel einverstanden bin. Auch ich halte die Schwindsucht für heilbar; auch ich bin der Ansicht, daß die Heilung hauptsächlich durch den Genuß frischer, reiner Luft bei Tage und bei Nacht, verbunden mit diätetischer Lebensweise, angestrebt werden muß und um so leichter erreicht werden wird, wenn eine ungewöhnliche Willensanstrengung des Individuums zur Wiedererlangung der verlorenen Lebenskraft der Heilwirkung zu Hilfe kommt; auch ich unterschreibe den Satz, daß der Menschheit Elend und Verkommenheit die eigentlichen „Schwindsuchtsheimstätten“ sind, und daß es gilt, das Heim selbst zu einer Lungenheilstätte umzuwandeln.

Aber ich kann hieraus nicht den Schluß ziehen, daß die vielen Millionen, welche der Staat bezw. dessen Organe und die Privatwohlthätigkeit für Lungenheilstätten aufbringen, eine bessere Verwendung finden könnten; im Gegenteil bin ich der sicheren Ueberzeugung, daß nichts mehr und besser geeignet ist, die Umwandlung der Heimstätten in Lungenheilstätten einzuleiten und zu befördern, als gerade der Bau der letzteren. Die Befürchtung, daß der Artikel des Herrn Dr. Schl. die im besten Zuge befindliche Bewegung zwar nicht lahmlegen, immerhin aber durch Zurückhaltung manches halbgewonnenen Freundes schädigen möchte, ist es, welche mich zu diesen Zeilen veranlaßt.

Ich halte es für durchaus wünschenswert und erforderlich, daß alle möglichen Mittel und Wege zu einer durchgreifenden Belehrung der Massen im Sinne des Herrn Dr. Schl. aufgewandt und beschritten werden; aber als einen der gangbarsten und erfolgreichsten Wege zu diesem Ziele darf man sicher den Bau von Heilstätten ansehen.

Jeder nach mehrmonatlichem Aufenthalte in einer Heilstätte geheilt oder ungeheilt nach Hause Zurückkehrende wird mehr oder weniger belehrend und reformierend in diesem Sinne wirken, und die Summe dieser Wirkungen ist gewiß nicht geringer anzuschlagen als die aller Vorträge und Ermahnungen zusammen!

Mag es dahingestellt bleiben, ob von Anfang an für die Bewegung zum Bau für die Schwindsuchtsanstalten der Gedanke der Absonderung oder der der Heilung der wirksamere war; jetzt ist sicher der Gedanke dieser erzieherischen Wirkung neben dem der Heilung lebendig und treibend. Und wenn nur diese eine Wirkung durch den Bau von Lungenheilstätten erreicht würde, so würde man sich fragen können und müssen, ob nicht damit die aufgewendeten Mittel ersetzt und gerechtfertigt seien, und ob es erlaubt sei, der Bewegung irgendwie hemmend in den Weg zu treten. Aber so liegt der Fall ja gar nicht. — Selbst zugegeben, daß der größte Teil der aus den Anstalten als geheilt Entlassenen nach der Rückkehr in seine alten Verhältnisse nicht dauernd gesund bleibt; eine durchschnittliche Verlängerung der Arbeitskraft um 4—5 Jahre — und diese dürfte sicher erzielt werden — wird ausreichen, um die aufgewendeten Kosten zu decken. Und dieses Verhältnis wird sich stetig bessern, je mehr die Herren Aerzte einsehen, daß die Anstalten keine Absonderungs-, sondern Heilstätten sein sollen und wollen, und ihnen deshalb nur das noch sicher zu heilende Krankenmaterial zuführen, und je weiter und allgemeiner durch die erzieherische Wirkung der Anstalten und durch eine durchgreifende Belehrung eine Besserung der heimischen Verhältnisse Platz greift. Die Vorteile der erzieherischen Wirkung haben wir hier also obenhin und umsonst.

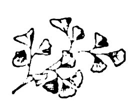
Nach einer Mitteilung des Herrn Landesrat Meyer, Berlin, in seinem Vortrage auf dem im Vorjahre abgehaltenen Kongresse zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit werden 1901 46 Heilstätten mit zusammen 3871 Betten — die Zahl wird sich durch inzwischen neu in Angriff genommene Anstalten nach dem Berichte des Herrn Oberstabsarzt Dr. Pannwitz für die vierte General-Versammlung des deutschen Zentral-Komitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke auf 5500 Betten erhöhen — im Betriebe sein gegenüber einem Bedürfnisse von 25000 Betten; wir sind also von einem Zuviel in dieser Richtung sicher noch weit entfernt.

Schon heute werden seitens der Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalten unendlich viel mehr Millionen, als für Heilstätten, im Interesse der Besserung der Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Klassen aufgewendet, und ich begrüße es mit Freude, daß die Bestrebungen in dieser Richtung stetig im Zunehmen begriffen sind; aber umsomehr haben wir allen Grund, alles sorgsam zu vermeiden, was auf die Heilstättenbewegung hemmend einwirken möchte.

Lange Jahre werden noch vergehen, bis jeder Arbeiter — besonders auch der ländliche — eine gesunde, geräumige Wohnung besitzen wird; und wenn wir

so weit sind, fragt es sich, ob wir gleichzeitig das erreicht haben werden, daß sich die Leute auch thatsächlich die besseren Verhältnisse zu Nutze machen. Ein großer Teil wird auch dann noch in einer Stube in denkbar schlechtester Luft wohnen, kochen und schlafen. Es müssen viele Faktoren zusammenwirken, um das Vorurteil und die falsch angebrachte Sparsamkeit der Leute zu überwinden; und deshalb sollte man nicht einen einzigen dieser Faktoren — und vielleicht gar den wirksamsten — hemmen oder ausschalten.

Hermann Sumpf,
Mitglied d. Deutsch. Zentr.-Kom. z. Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke.



„Der Triumphzug des Bacchos“ von Garofalo, ein Bild Raphaels?

Julia Cartwright (Mrs. Henry Ady) schreibt in ihrer verdienstvollen Raphael-Biographie (London, Selley & Co., 1895) bei Erwähnung der vielfachen Aufträge, welche Raphael in der letzten Zeit seines kurzen Lebens von allen Seiten empfing und die er aus Zeitmangel zu erfüllen nicht im stande war (S. 73): „Im März 1517 versprach er (Raphael), für den Hof des Herzogs von Ferrara ein Bild, den Triumphzug des Bacchos, zu liefern, sobald er die Fresken in der Stanza d'Elidoro beendet haben würde; als er aber im November vernahm, daß Pellegrino di Udine beschäftigt sei, denselben Gegenstand zu malen, bat er um die Erlaubnis, ein anderes Thema zu wählen, und sandte dabei eine Skizze des versprochenen Bildes nach Ferrara. Zu gleicher Zeit offerierte er dem Herzoge als Geschenk den Carton zu der Freske Leo III. und Karl der Große aus der letzten Stanza. Im Dezember zahlte der Bischof Costabili, der Abgesandte des Herzogs Alfonso in Rom, Raphael 50 Dukaten im voraus, aber der Meister war zu beschäftigt, um das Bild in diesem Winter anzufangen, weil er an den Gemälden für den französischen König arbeitete. Das ganze folgende Jahr hindurch wurden dieselben Verzögerungen und Entschuldigungen zugleich mit denselben Versprechungen, den Wünschen des Herzogs nachzukommen, wiederholt. Zuerst sollte das Bild zu Ostern, dann zu Weihnachten geliefert werden. Inzwischen sandte Raphael dem Herzoge, um dessen Ungeduld zu stillen, den Karton von seinem Erzengel Michael durch einen seiner Gehilfen, welcher sich auf dem Wege nach Venedig befand, um dort Farben einzukaufen, und Alfonso machte Raphael ein Gegengeschenk von 25 Dukaten, „um sich am Fest des heil. Martin zu erfreuen“. —

Wie es scheint, hat aber Raphael dennoch Muße gefunden, seinem Versprechen nachzukommen, und eine Handzeichnung des Triumphzugs des Bacchos gefertigt, welche nach seinem Tode in die Hände des damals in Rom lebenden

Malers Benvenuto Tisi da Garofalo gelangte und von diesem in Oelfarben ausgeführt wurde. Das Bild befindet sich gegenwärtig unter den Kunstschätzen der Dresdener Galerie. Von dem Maler Garofalo sagt Franz von Weber in seiner Geschichte der Malerei: „Manchmal von hoher Schönheit und Empfindung, wie in der ‚Kreuzabnahme' oder in der ‚Samariterin am Brunnen' im Palazzo Borghese, gewöhnte er sich nach seinem zweiten Aufenthalte in Rom an eine mehr konventionelle Darstellungsweise, welche zwar noch lange eine gewisse Liebenswürdigkeit bewahrte, aber schließlich in grauen Manierismus ausartete." Nun bekundet aber das Bild in Dresden durchweg die meisterhafte Darstellungsweise Raphaels, und namentlich die Gestalt des Bacchos in der Mitte und die tanzenden Bacchantinnen zur Seite sind ganz in Art von Raphaels übrigen Skizzen, wie z. B. „das Urteil des Paris", „die Verleumdung" 2c. entworfen, so daß wir keinen Irrtum zu begehen glauben, wenn wir die Autorschaft dieses Bildes dem großen Meister Raphael zusprechen. G. v. A.





Türmers Tagebuch.

Der Mensch der Erfüllung und das neue Gebot. — „Jugend von heute." — Pessimismus. — Vom „naturfrischen Proletariat".

„ . . . Nie hat die Geschichte eine so tief innerlich religiöse Menschenart gesehen (wie die Germanen). Moralischer ist sie nicht als andere Menschen, aber viel religiöser. In dieser Beziehung nehmen wir eine Stellung ein mitteninne zwischen dem Indoarier und dem Hellenen. Das uns angeborene metaphysisch-religiöse Bedürfnis treibt uns zu einer weit mehr künstlerischen d. h. lichtkräftigeren Weltanschauung als die der Inder, zu einer weit innigeren und daher tieferen als die künstlerisch überragenden Hellenen. Genau dieser Standpunkt ist es, der den Namen Religion verdient, zum Unterschied von Philosophie und von Kunst. Wollte man die wahren Heiligen, die großen Prediger, die barmherzigen Helfer, die Mystiker unserer Rasse aufzählen; wollte man sagen, wie viele Qual und Tod um ihres Glaubens willen erlitten haben; wollte man nachforschen, eine wie große Rolle religiöse Ueberzeugung in allen größten Männern unserer Geschichte gespielt hat, man käme nie zu Ende. Unsere gesamte herrliche Kunst entwickelt sich ja um den religiösen Mittelpunkt, gleich wie die Erde um die Sonne kreist, und zwar um diese oder jene besondere Kirche nur teilweise und äußerlich, überall aber innerlich um das sehnsuchtsvolle religiöse Herz. Und trotz dieses regen religiösen Lebens die *absoluteste Zerfahrenheit seit jeher in religiösen Dingen*."

An diese Sätze Houston Stewart Chamberlains in seinem Werke „Die Grundlagen des neunzehnten Jahehunderts" mußte ich denken, als mir die Ankündigung eines neuen Unternehmens „*Zur Revolutionierung der Geister*" zu Gesicht kam. Es ist eine Flugschriftenserie, die den alles versprechenden Titel „*Das Reich der Erfüllung*" führen und vom „Friedrichshagener Schriftstellerkreise" (Wilhelm Bölsche, Heinrich Hart, Julius Hart, Bruno Wille u. a.) herausgegeben werden soll. „Schon einmal", wird im Prospekte verkündigt, „ging am Ende der achtziger Jahre die *Revolution*

der Litteratur vom Friedrichshagener Schriftstellerkreise aus. Heute handelt es sich darum, die Ergebnisse der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zu einer neuromantischen Weltanschauung zu vertiefen." ... „Statt des Uebergangsmenschen lehren wir den Menschen der Erfüllung," heißt es in einem Einführungsworte, „welcher das Verlangen und die tiefere Sehnsucht der Zeit nach materieller und ideeller Vervollkommnung zu verwirklichen vermag. In der sicheren Erkenntnis der Einheit von Ideal und Leben wollen wir zeigen, daß alle unsere höchsten Anschauungen und Bestrebungen in That und Leben umgesetzt werden können, und daß wir unser Leben den höchsten Anschauungen gemäß auszugestalten vermögen, indem wir uns und unser Sein wie ein Kunstwerk in die Hand nehmen. Wir werfen die Persönlichkeit in die Wagschale, — die große Wesenseinheit von Denken und Schauen, von Fühlen und Handeln, von Wissen und Können, von Not und Tod, von Reden und Bilden. Wir wollen zu dem neuen Menschen hinführen, welcher der Gott und Künstler seiner Welt ist."

Man sieht, hier wird gleich „aufs Ganze" losgegangen. Die Sehnsucht der Zeit wird verwirklicht, der uralte Konflikt zwischen Fühlen und Handeln, Wissen und Können löst sich in wohlgefällige harmonische Einheit auf, der Mensch vermag von nun ab seine höchsten Anschauungen in That und Leben umzusetzen und thront dann als sein eigener Gott und Künstler über seiner Welt. Und das alles für ein lumpiges Abonnement auf die neue Flugschriftenserie, Verlag in Leipzig. Wer könnte da widerstehen?

Tausende, hunderttausende von Jahren sind der Entwicklung der Menschheit noch vorbehalten, und schon kennt und lehrt der „Friedrichshagener Kreis" den „Menschen der Erfüllung". Was sind alle spiritistischen und mediumistischen Offenbarungen dagegen?

Aber ich will nicht spotten. Sind doch auch derartige philosophische Phantastereien nur ein Zeugnis des mächtigen religiösen Dranges, der das Wesen des germanischen Menschen bestimmt, ein Zeugnis freilich auch seiner „Zerfahrenheit" in religiösen Dingen. Welch ein kindlicher Glaube — der an die weltbeglückende Allgemeingültigkeit irgend eines, auch des scharfsinnigsten philosophischen „Systems"! Was sind denn alle diese „Systeme" anderes als die Versuche des einzelnen Subjekts, sich mit dem Welträtsel irgendwie auseinanderzusetzen? Oder schaut der Hegelianer, Kantianer, Schopenhauerianer die Welt nun auch wirklich mit den Augen Hegels, Kants oder Schopenhauers? Ich glaube es nicht, ich glaube, jeder Mensch schaut die Welt mit seinen eigenen Augen. Daran wird auch der „Friedrichshagener Kreis" nichts ändern, und der „Mensch der Erfüllung" wird für jedes Mitglied dieses Kreises — anders aussehen.

Sagen aber die Herren nicht selbst: „Wir werfen die Persönlichkeit in die Wagschale?" Damit soll doch wohl jedes beengende „System" abgelehnt, die Entwicklung des Individuums in sich selbst und durch sich selbst als das

einzige und gleichzeitig höchste Ziel hingestellt werden? Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, ist aber im Grunde doch nur eine kleine Verschiebung des Punktes, wo das alleinseligmachende System einsetzen soll. Statt eines Systems der Weltanschauung wird ein System der „Persönlichkeit" aufgestellt, was genau besehen auf dasselbe hinausläuft. Denn haben wir erst die Persönlichkeit, dann haben wir auch deren Weltanschauung. Jede Weltanschauung ist ein Produkt der Persönlichkeit.

Also was soll, was kann hier nur gelehrt werden? Ein System, die Persönlichkeit zu bilden, zu entwickeln, zu vervollkommnen. Ich meine nun, eine Persönlichkeit muß sein oder sie ist nicht. Ist sie, dann wird sie sich den Kuckuck um irgendwelche Systeme und Vorschriften in noch so geistreichen und sauber gedruckten „Flugschriften" scheren. Ist sie nicht, — aber das giebt's ja gar nicht. Jeder Mensch hat eine Persönlichkeit, mag sie auch darin bestehen, daß sie zu fehlen scheint. Und sie wird sich entwickeln nach den in ihr selbst liegenden Gesetzen und nach ihren äußeren und inneren Erfahrungen. Ein System hierfür giebt's nicht, kann es nicht geben.

Der „Friedrichshagener Kreis" hat aber eines: „Heute handelt es sich darum, die Ergebnisse der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zu einer neuromantischen Weltanschauung zu vertiefen". Hier ist zunächst das der Persönlichkeitslehre widersprechende Geständnis wertvoll, daß doch auch ein System, eine „Weltanschauung" gelehrt wird und zwar eine ganz bestimmte, eine „neuromantische", die aus der „Vertiefung der Ergebnisse der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts" entstehen soll. Der glückliche Inhaber dieser Weltanschauung ist dann „der Mensch der Erfüllung". Nun ist nicht recht ersichtlich, warum gerade die wissenschaftlichen Ergebnisse des neunzehnten Jahrhunderts so besonders geeignet sein sollen, durch ihre „Vertiefung" die alleinseligmachende Weltanschauung, den „Menschen" und das „Reich der Erfüllung" hervorzubringen. Es ist doch anzunehmen, daß die Wissenschaft am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts noch größere, vielleicht auch vielfach andere Ergebnisse gezeitigt haben wird, die Wissenschaft nach tausend oder hunderttausend Jahren erst recht. Muß denn der „Mensch der Erfüllung" ausgerechnet gerade im neunzehnten Jahrhundert — erfunden werden? Die sogenannte „Jahrhundertwende" scheint manche Geister schon derart „revolutioniert" zu haben, daß eine weitere „Revolutionierung" eigentlich nicht mehr vonnöten ist. Ach, der Kalender, der böse Kalender!

Mit der „sicheren Erkenntnis der Einheit von Ideal und Leben", wie überhaupt der Einheit aller Dinge im letzten und tiefsten Sinne, sind wir auch noch nicht einen Schritt weiter gekommen. Diese Erkenntnis war schon lange vor dem Pronunciamento des „Friedrichshagener Kreises" Gemeingut aller philosophisch geschulten Köpfe. Diese reine Abstraktion befähigt uns noch lange nicht, „unsere höchsten Anschauungen und Bestrebungen in That und Leben umzusetzen". Erst müßten wir uns doch darüber klar werden, was ein

jeder von uns unter den „höchsten Anschauungen und Bestrebungen" versteht. Und da, glaube ich, werden die Bekenntnisse sehr verschieden lauten, die des Nietzscheaners entgegengesetzt denen des Christen u. s. w.

Aber freilich für den „neuen Menschen, welcher der Gott und Künstler seiner Welt ist," scheiden ja so rückständige Persönlichkeiten, wie die christliche und sonst gottgläubige, eo ipso aus. Sie alle sind vom „Reiche der Erfüllung" ausgeschlossen. Oder wollen die Herren leugnen, daß es solche Persönlichkeiten giebt, Persönlichkeiten, die nach den in ihnen liegenden Gesetzen und ihren äußeren und inneren Erfahrungen nicht anders können, als zu Gott zu gelangen? Und das nennt man „die" Persönlichkeit „in die Wagschale werfen"!

Aber zu solchen unmöglichen Widersprüchen, zu solcher — pardon! — Phraseologie müssen alle jene „neuen Weltanschauungen" gelangen, die von der als Thatsache vorausgesetzten Nichtexistenz Gottes ausgehen, statt ein Verhältnis zu ihm zu suchen. Gerhard Amyntor hat das schon in einem früheren Hefte überzeugend nachgewiesen. All diese Weltanschauungen laufen schließlich auf einen Persönlichkeitskult hinaus, der in der Selbstvergottung gipfelt. So hübsch und geistreich und scharfsinnig die Herren vom „Friedrichshagener Kreise" ihre Systeme darstellen werden, — es muß und wird ein völlig unfruchtbares Bemühen bleiben. Dem Welt- und Lebensrätsel kommen wir überhaupt mit Systemen nicht bei, nur durch eigenes inneres Erleben, nur durch ganz persönliche Erfahrung können wir ihm ahnend näherrücken. Und schließlich bleibt als Kern jener gottstürzenden Theorien bewußt oder unbewußt doch nur das neue Gebot übrig: „Ich bin der Herr, mein Gott — Du sollst keine andere Götter haben neben mir."

* * *

Wir haben, glaube ich, der neuen Weltanschauungen und neuen „Götter" gerade genug! Dies „Fertigsein" mit Gott und der Welt ist wohl überhaupt eines der bedenklichsten Symptome unserer Zeit. In Hinsicht auf das Gemütsleben bedeutet es Erstarrung und Verödung, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus sträfliche Oberflächlichkeit, dünkelhaften Dilettantismus. Ich habe hier nicht die Männer im Auge, die in ehrlichem persönlichen Ringen eine Wahrheit sich erkämpft zu haben glauben und nun das Bedürfnis fühlen, auch andere dieses vermeintlichen köstlichen Gutes teilhaftig zu machen. Ich denke vielmehr an die Schar ihrer Nachbeter, die es sich gar nicht einfallen lassen, den Geisteskampf ihres Propheten auch in sich selbst durchzukämpfen, sondern sich einfach diejenigen Ergebnisse daraus aneignen, die sie mit trägen Händen bequem erreichen können. Diese Ergebnisse laufen dann bei all den neuen Weltanschauungen ziemlich übereinstimmend auf Negation der alten Werte hinaus. Der eine ist Anhänger dieses, der andere Anhänger jenes weltumstürzenden Reformators, aber darin sind sie alle einig: Gott ist nur Chimäre, façon de parler, alles Metaphysische leeres Stroh, und die einzige Weisheit die, sich auszuleben, wobei

man sich im stillen die Erlaubnis erteilt, dies auf Kosten anderer zu thun. Das nennt man wohl auch mit stolzem Selbstbewußtsein „Pflege der Persönlichkeit". Im Grunde verschiedene Spielarten eines und desselben Materialismus.

Es wird neuerdings wieder lebhafte Klage darüber geführt, daß auch ein großer Teil unserer Jugend und gerade der gebildeten zu den „Fertigen" gehört. So wird z. B. der „Süddeutschen Landpost" aus studentischen Kreisen geschrieben: „Die ‚Jugend von heute', wie sie Otto Ernst in seinem gleichnamigen Schauspiel so trefflich zeichnet, ist schwach und kraftlos, blasiert und resigniert, ohne Mut und idealen Schwung, abgestumpft im Genuß, sie fühlt ihre Schwäche, aber sie kann sich nicht helfen, daher der weitverbreitete Pessimismus und das sentimentale Wohlgefallen an der Nietzscheschen Philosophie. Der Nietzscheanismus konnte zu keiner anderen Zeit eher entstehen, empfänglichere Gemüter finden und mehr Unheil anrichten als jetzt."

An diese Klage knüpft der „Reichsbote" einige Betrachtungen, die eine weitere Erörterung mancher der berührten Punkte herausfordern:

„Auch die auf den Hochschulen jetzt so viel verbreitete ‚Finkenschaft' vertritt in ihrem offiziellen Organ, der ‚Deutschen Hochschulzeitung', die Nietzscheschen Gedanken und ist also ebenfalls von der Strömung des Pessimismus (? D. T.) erfaßt. Auf dem Programm eines Gesellschaftsabends der Leipziger Finkenschaft standen mehrere von Nietzsche komponierte Lieder, und Prof. Häckel-Jena war als Redner angemerkt! Das sind recht traurige Nachrichten, die nur bestätigen, was auch von anderer Seite schon berichtet wurde; denn was ist von Menschen zu erwarten, die in ihrer Jugend schon aus- und abgelebt sind und dem öden, tristen, entnervenden Pessimismus huldigen! — Wie werden diese pessimistischen jugendlichen Greise erst aussehen, wenn sie später von dem Ernst des Lebens angefaßt werden! Und diese blasierten, schwachen, müden Jugend-Greise sollen die Führer der Nation werden? Da kann einem um die Zukunft unseres Volkes angst und bange werden, wenn die Nietzschesche Unmoral erst in den Aemtern der Obrigkeit sitzt. Aber die Studenten sind die Schüler unserer höheren Schulen — der Gymnasien und der Realgymnasien — und man muß sagen: Ist das das Resultat ihrer Schulbildung, dann ist es allerdings allerhöchste Zeit, hier Reformen eintreten zu lassen und ihnen begreiflich zu machen, daß die deutsche Nation, Staat und Gesellschaft, etwas anderes von ihren höheren Schulen erwarten, als daß sie solche traurigen Erziehungsresultate liefern. Vor allem aber enthalten diese Schilderungen über den naturalistisch-pessimistischen Geist in der Studentenwelt ein sehr scharfes Urteil über den Religionsunterricht in den höheren Schulen und über die Art, wie die Kirchenbehörden sich um diesen Unterricht, der doch ihrer Leitung überlassen ist, kümmern.

„Wir sind uns leider bewußt, daß das alles, was wir in dieser Hinsicht schreiben, vollständig pro nihilo ist; man wird erst auf solche Stimmen hören, wenn der moralische Zusammenbruch der herrschenden Klassen von ‚Bildung

und Besitz' erfolgt und das naturfrische Proletariat an ihre Stelle tritt, wie einst an die Stelle des aus- und abgelebten müden alten Römertums das naturfrische Germanentum. Das kann nicht ausbleiben, dafür bürgt schon die Schwachheit und Energielosigkeit, mit der man diesen Dingen gegenübersteht und sie gehen läßt, sei es, daß man sich fürchtet, ihnen entgegenzutreten, weil man selbst keine ganze volle Herzensstellung zur christlichen Weltanschauung mehr hat, sei es, daß man die moralischen Faktoren gegenüber den alles beherrschenden materiellen ignoriert. Daß aber diese die Jugend entnervende, entsittlichende und dem Pessimismus zuführende naturalistische Weltanschauung ins Verderben führt und daß dieses Verderben durch den das Volk bereichernden Aufschwung in Handel und Industrie noch vergrößert werden wird, kann gar nicht bezweifelt werden. Dieser Aufschwung kann nur segensreich sein, wenn ihm eine sittlich gesunde ernste Volksbildung zur Seite steht."

Ist wirklich die Schule für den Schaden verantwortlich zu machen? Und inwiefern könnte sie ihm vorbeugen? Wie müßte insbesondere der Religionsunterricht beschaffen sein, um fruchtbarer und nachhaltiger zu wirken? Das alles sind Fragen, die zu ernst und einschneidend sind, um hier mit ein paar kurzen beiläufigen Bemerkungen abgethan zu werden.

Eines aber scheint mir gewiß: daß es doch nicht ganz genügt, wenn die Schule ihren Zöglingen nur eine Summe von Kenntnissen, von Materialien vermittelt, ohne sie gleichzeitig in der Kunst zu unterweisen, wie diese Kenntnisse auf das geistige Leben der Gegenwart praktisch anzuwenden sind. Die Schule darf ihre Zöglinge nicht mit dem Spruche Mephistos ziehen lassen: „Dann hast du die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band!" In den höheren Klassen müßte der Schüler wohl in die wichtigsten sozialen, philosophischen, naturwissenschaftlichen, litterarischen Strömungen der Gegenwart eingeweiht werden und so wenigstens gewiße Direktiven erhalten, wie er sich ihnen gegenüber zu stellen hat. Mancher verhängnisvollen Verirrung ließe sich so mit den einfachsten Mitteln logischer Anleitung vorbeugen. Ich glaube z. B. nicht, daß so viele jugendliche Geister so kritiklos, wie es jetzt geschieht, mit Haut und Haaren im Nietzscheanismus untertauchen würden, wenn sie die Grundgesetze der Logik, die Lebensbedingungen des gesellschaftlichen Organismus, die Lehren der Philosophie der Geschichte auch nur in den allereinfachsten Grundlinien begriffen, wenn sie schon auf der Prima eine bündige, klare, nüchterne Kritik der modernen Theorien gehört hätten. Man vergegenwärtige sich immer, daß die fähigeren und geistig regeren unter den Schülern der höheren Klassen sich ohnehin außerhalb der Schule mit Heißhunger auf alle jene modernen Erscheinungen stürzen. Könnte ihnen da nicht vielleicht die Schule ratend und klärend ein wenig zur Seite treten?

Der Prima des Gymnasiums müßte wohl überhaupt noch viel bewußter der Charakter des Uebergangsstadiums zwischen Schule und Universität auf-

geprägt werden. Der Uebergang ist sonst zu plötzlich, zu unvermittelt: aus der geschlossenen Gebundenheit in die völlige Ungebundenheit. Sollte aber die Schule aus inneren oder äußeren Gründen nicht im stande sein, eine solche Uebergangsstufe in genügender Weise zu bilden, so wäre vielleicht der Gedanke zu erwägen, ob diese Stufe nicht auf der Universität errichtet werden könnte. Wie wär's, wenn für die ersten zwei Hochschulsemester ein obligatorisches Programm von Vorlesungen nach einheitlichen Gesichtspunkten festgesetzt würde, dessen Ziele sich in dem Begriff „allgemeine Bildung" zusammenfassen ließen, und das jeder Student erst absolviert haben müßte, bevor er zum eigentlichen Fachstudium übergehen und sich die Vorlesungen nach eigenem freien Ermessen auswählen dürfte? Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten ist ein so enormer, der Zug zur Dezentralisierung der Bildung und zum fachlichen Spezialistentum ein so starker, daß eine solche Einrichtung nach beiden Richtungen hin nur ausgleichend wirken könnte. —

Es ist das gute Recht der Jugend, der Gegenwart zu leben. Woraus aber schöpft sie ihre Kenntnis der Gegenwart? Aus der Presse im weitesten Sinne. Und da müssen wir zugeben, daß die christliche Presse hinter der vom „modernen" negierenden Geiste erfüllten schon an bloßem Interesse für das geistige Leben der Gegenwart ganz erheblich zurückbleibt. Man vergleiche doch nur, um wie viel mehr Aufmerksamkeit und eingehende Sorgfalt die Blätter des anderen Lagers den litterarischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Bestrebungen und Erscheinungen widmen. Als Nietzsche dort längst eine bekannte, vielbesprochene Größe war, als er längst eine zahlreiche Gemeinde um sich gesammelt hatte, da war sein Name in den Organen des anderen Lagers noch kaum aufgetaucht. Allenfalls fand man gelegentlich unter „Vermischtes" oder in einer ähnlichen Rubrik eine Notiz über ihn, worin irgend eine aus dem Zusammenhange gerissene Stelle aus seinen Werken mit dem wohlfeilsten Hohne in recht oberflächlich-stupider Weise übergossen wurde. Daß man so nebenbei — man mag sonst über Nietzsche denken, wie man will — mit einem Geiste von seinem Range und seiner suggestiven Beredsamkeit nicht fertig werden kann, hat ja der Erfolg gelehrt. Auch der „Reichsbote" beklagt sich mit vollem Rechte über den ungeheuren Einfluß, den er heute ausübt. Aber welche schiefen Vorstellungen über den Mann erweckt auch er, wenn er dessen Lehre konsequent als „Pessimismus" kennzeichnet. Man kann sie meinetwegen ruchlosen Optimismus nennen, aber Optimismus bleibt sie in jedem und Pessimismus wird sie in keinem Falle. Sie ist, soweit sie sich bei ihren unzähligen Widersprüchen und Unklarheiten überhaupt definieren läßt, durch keine Schranken der Sitte und des Mitleids gehemmte Lebensbejahung, — wie er sich selbst ungefähr ausdrückt: das Jasagen zu allem Hohen, Schönen, Verwegenen, Grausamen.

Wie es in der Zeitschriften-Litteratur aussieht, das wurde erst kürzlich bei einer Besprechung des „Türmers" in einem großen unparteiischen Tageblatte wie folgt geschildert: „Das Wort ist abgehetzt bis zur Lächerlichkeit, aber

diesmal war es doch buchstäblich so: der ‚Türmer‘ konnte wirklich eine bitter empfundene Lücke ausfüllen. Unsere gesamte Journallitteratur ist entweder einseitig oder farblos. Wer die Geistesrichtung unseres Volkes nur nach diesen Zeugnissen beurteilen wollte, müßte gestehen: die Menge mit Behagen den Bettelbrei der Familienblätter schmausend, die trotz der verführerischen Marke ‚Unterhaltung, Belehrung und Wissen‘ Kopf und Herz leer lassen; die Kleinzahl der Gebildeten ausschließlich in teils freigeisternden, teils schlechthin verneinenden Strömungen befangen. Daß es daneben noch große, weite Schichten gab, die sich ihren fröhlichen, zuversichtlichen Gottesglauben nicht von klugen oder federgewandten Herren eskamotieren lassen mochten; die es mit Stolz erfüllte, zu bekennen, was ihrem Leben Wert und Inhalt lieh, und denen die Mächte des Beharrens mehr dünkten als überwundene historische Kategorien — das war aus den ... Revuen, über die wir bisher verfügten, nicht zu lesen. Der ‚Türmer‘ hat darin Wandel gebracht ... Und daß diese ‚altmodischen‘ Leute gottlob noch recht zahlreich sind, beweist sein überraschender Erfolg.“

Eben dieser trügerische Schein aber, als sei in der That der Gottesglaube ein überwundener Standpunkt, als seien Bildung und Atheismus, Unbildung und Religion heute identisch, muß eine ganz verhängnisvolle suggerierende Wirkung besonders auf jugendliche Gemüter ausüben. Wie dem aber auch sein möge: — So ein junger Mensch, dem in seiner Gottähnlichkeit nicht im geringsten bange wird, den dabei keine Skrupel noch Zweifel plagen, — was ist das doch für ein klägliches Gewächse!

* * *

Auffallend war es mir, gerade im „Reichsboten“ eine Stelle zu finden, die den unausbleiblichen „moralischen Zusammenbruch der herrschenden Klassen von ‚Bildung und Besitz‘“ prognostiziert, an deren Stelle das „naturfrische Proletariat“ treten werde, „wie einst an die Stelle des aus- und abgelebten, müden, alten Römertums das naturfrische Germanentum“. Dünkt mich schon dieser historische Vergleich auf sehr schwachen Beinen zu stehen, so will mir auch der ganze Passus nicht behagen. Er schmeckt doch ganz bedenklich nach — „Vorwärts“, nach den siegestrunkenen Zukunftsbulletins der alleinseligmachenden Sozialdemokratie, wenn er auch natürlich auf ganz anderem Feuer gar geworden ist. Mit solchen pessimistischen Anwandelungen und Bekenntnissen stößt man nur mit in die Siegesfanfaren des lange nicht so „naturfrischen“ Proletariats, wie der Verfasser glaubt. Die Ablösung der einen Klassen durch die andern stellt er sich wohl zu einfach und mechanisch vor. In gewissen Grenzen vollzieht sie sich, wie schon einmal an dieser Stelle ausgeführt wurde, schon heute: proletarische Elemente gelangen nach oben, aristokratische sinken ins Proletariat herab. An eine umfassende Ablösung innerhalb eines bestimmten oder auch nur bestimmbaren kurzen Zeitraums glaube ich lange nicht! Wir werden, wie auch die Dinge sich entwickeln mögen, mit den Klassen von Bildung und Besitz doch

immer ganz erheblich zu rechnen haben und wollen sie deshalb auch nicht vorzeitig in übertriebenem Weltschmerze aufgeben.

* * *

Uebrigens — die moralische „Naturfrische" des Proletariats erscheint zuweilen in recht eigenartiger Beleuchtung. So wurde kürzlich aus Baden gemeldet, daß die Sozialdemokratie in einer der letzten Beratungen des Karlsruher Bürgerausschusses, worin acht „Genossen" Sitz und Stimme haben, sich gegen einen Beitrag zur besseren Ausstattung der neuerbauten Christuskirche ausgesprochen hat, und daß der sozialdemokratische Wortführer u. a. äußerte: „Das Antlitz Heinrich Heines sei ihm so lieb, wie das Christi, und nötiger als die beantragte Aufwendung sei es, daß in Karlsruhe ein Heinedenkmal errichtet werde." Es ist kaum noch möglich, sich über derartiges ernstlich zu entrüsten; man kann den Verüber solch gesprochenen blasphemisch-blödsinnigen Unfugs von Rechts wegen nur bemitleiden. Was muß der Mensch für Begriffe haben, welches Chaos unter seiner Gehirnschale herrschen! Aber man darf aus Einzelerscheinungen dieser Art auch keine allgemeinen Schlüsse ziehen. Und an hingebender, opferbereiter Treue an Ideale, mögen uns diese noch so verschroben erscheinen, ist das Proletariat den herrschenden Klassen heute wohl überlegen. Es hat doch wenigstens Ideale. Freilich, freilich ...



Briefe.

H. G., B. — Baronin **A. v. B., G. b. R.** — **L. B., R.** — **Sch. in W.** — **Dagny 1900.** — **E. R., B. a. H.** — **A. S., B. b. M.** — **A. E. J., G.** — **E. G. in M.** — **L. v. B., M.** Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

Herrn **Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden.** Gern geben wir Ihrer Berichtigung des bedauerlichen Irrtums in Nachstehendem Raum: „In der Besprechung meines ‚Pathos der Resonanz‘, für die ich Ihnen und dem Referenten bestens danke, hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Ich sage nicht, wie Ihr Referent mitteilt (Der Türmer II. Jahrg. Heft 7, S. 44): ‚Die Kunst ist der Zweck des Menschen‘, sondern (Das Pathos der Resonanz, S. 28): ‚Der Zweck der Kunst ist der Mensch‘ (d. h. der ganze Mensch, und nicht etwa einseitiger ästhetischer Genuß, sondern auch das Sittliche, Religiöse u. s. w. im Menschen).“

„Zwei Türmerleser in der Heide“. „Lieber Türmer! Sicher wirst Du Dich über die Vermessenheit Deiner Leser wundern. Aber es ist Deine eigene Schuld. Wenn Du sie erregst, so liegt Dir auch die moralische Verpflichtung ob, die Ruhe wieder herzustellen.

In Deiner letzten Nummer interessiert uns hauptsächlich das Gedicht ‚Verschneit‘. Nur stört uns die letzte, unvollendete Verszeile. Alle unsere „Verbesserungsversuche“ sind kläglich fehlgeschlagen. Du lächelst gewiß über solches Unterfangen, innerlich natürlich, denn zum äußerlichen Lächeln bist Du ja zu wohlerzogen. Das schadet aber nicht. Teile uns nur mit — dergleichen thust Du ja in Deinen ‚Briefen‘ — was Dich veranlaßte, die letzte Zeile nur halb zu schreiben. Es grüßen zwei Türmerleser in der Heide.“

Ja, was mag den Türmer wohl veranlaßt haben, das poetische Gewissen so lieber herziger Menschen und Heidekinder zu beschweren? Wenn Sie jemand wissen, der Ihnen das Gedicht gut vorlesen könnte, kämen Sie wohl am ehesten hinter das Geheimnis. Aber selbst verrät es der Türmer auf keinen Fall. Warum wohl nicht? Wieder sein Geheimnis! Aber so eigensinnig sind die Türmer!

„Sechzigjährige Leserin.“ „Hochgeehrter Türmer! So ungern ich Sie mit einem Briefe belästige, so ist es der eifrigen Leserin und Verehrerin Ihres Blattes doch unmöglich, von der durch das Aprilheft bereiteten Enttäuschung zu schweigen; sie war um so schmerzlicher, je größer die Spannung war, mit der ich gerade diesmal dem Türmerruf entgegenlauschte. Besonders der vielgeliebte Rosegger mit seinem Eifer für das (? D. T.) Hemd der Venus wirkt wahrhaft niederschlagend. Wie kann ein ernster Künstler so ins Blaue hinein reden! Ich halte die gegen Sie andrängende Flut bewegter Gedanken zurück und lege nur noch die inständigste Bitte vor dem Redaktionsthron nieder: Lassen Sie im Maiheft auch andern Stimmen das Wort, die das Uebertriebene und Unzutreffende der Protestbewegung gehörig beleuchten. Sie würden dadurch zu tiefem Danke verpflichten eine Ihnen in Verehrung ergebene sechzigjährige Leserin.“

Nachschrift: „Noch eine Anfrage: war es Prüderie, als Nechljudoff von dem Bilde seiner Mutter den Eindruck schamloser Entblößung erhielt, oder war es ein Zeichen geläuterter Anschauung darüber, was recht, rein und menschenwürdig ist?“

Sie sehen, gnädige Frau: Der Türmer scheut durchaus nicht davor zurück, nicht nur Stimmen objektiv anderer Meinung, sondern auch Worten scharfen Tadels über sich selbst Raum zu geben. In diesem Sinne hat er auch Ihren Brief abgedruckt. Er würde gern dem in ihm niedergelegten Wunsche auch weiter entsprechen, wenn er dazu in die Lage gebracht worden wäre. Das ist aber bis heute nicht der Fall: Es hat sich außer Ihrer Zuschrift keine Stimme gegen die Behandlung der „Lex Heinze“ im Türmer aus dem Leserkreise erhoben, auch nicht gegen die Ausführungen Roseggers, die ja vielleicht etwas derb zupackten — die Zensur der Redaktion hat doch auch ihre gewissen Grenzen! — sachlich aber nicht widerlegt worden sind. Nun gestatten Sie, gnädige Frau, eine bescheidene Frage: Ist es wohl angängig, von allen den Männern, in deren Berufssphäre das geplante Gesetz eingreift, also von den Fachmännern, Männern wie Adolf von Menzel, Reinhold Begas, Anton von Werner, Ernst von Wildenbruch, Peter Rosegger u. s. w. u. s. w., zu behaupten, sie verstünden von der Sache nichts, wüßten nicht, worum es sich handelt, redeten „ins Blaue hinein“, u. s. w.? Sonst pflegt man doch, wenn es sich um Fragen eines Berufes handelt, das Urteil der Fachmänner für maßgebend zu halten und nicht das der Laien. Wird im Reichstage eine Militärvorlage verhandelt, so gilt doch das Urteil der mili-

tärischen Autoritäten als maßgebend; soll ein den Handwerkerstand betreffendes Gesetz eingebracht werden, so veranstaltet man zuvor in den Handwerkerkreisen umfassende Erhebungen. Ist nun gerade und allein der Künstlerberuf ein so minderwertiger, ein Beruf, der so wenig besondere Einsichten, Kenntnisse, Erfahrungen voraussetzt, daß jeder außerhalb Stehende sich ein sichereres, richtigeres Urteil über die Fragen, was der Kunst schädlich oder förderlich, was in ihr erlaubt oder nicht erlaubt ist, zutrauen darf, als die ganze Zunft der Leute „vom Bau"? —

Nun zu der Frage Ihrer Nachschrift: Nechljudoff (in dem Tolstoischen Roman „Auferstehung") fühlt gewiß ganz rein, richtig und gesund, wenn er von dem Bilde, auf dem seine Mutter im tiefausgeschnittenen Kleide dargestellt ist, den Eindruck „schamloser Entblößung" erhält. Aber, verehrte gnädige Frau, nicht nur der rein empfindende Sohn vor dem Bilde seiner solcherweise entblößten Mutter, auch mancher junge Künstler, der in seinem Atelier eine nackte Frauengestalt mit voller Hingabe und reiner Begeisterung formt, wird sich angesichts mancher Balltoilette des Eindrucks nicht erwehren können: das ist doch eigentlich schamlos! Wie können Sie eine solche, durch tausend Beziehungen mit dem wirklichen sinnlichen Leben unlöslich verknüpfte Erscheinung der Darstellung des Nackten in der Kunst dem frei und unabhängig in sich selbst geschlossenen Kunstwerke an die Seite stellen? In dem einen Falle erstrebt der Künstler die Verkörperung der reinen Schönheitsformen zum Zwecke des ästhetischen Genusses durch den toten Stoff, in dem andern entblößt eine Frau oder Jungfrau ihre lebendigen, atmenden, warmblütigen Glieder, um durch ihre sinnlichen Reize Eindruck auf das Auge der Männer zu machen. Und das für eine Gelegenheit, die von den jungen Leuten doch wahrhaftig nicht zum Zwecke künstlerischer Studien oder rein ästhetischen Genusses aufgesucht wird! In dieser Entblößung sich, von Männerarmen eng umfangen, atemlos und schweißtriefend bis zum dämmernden Morgen mit fiebernden Sinnen durch den Saal wälzen zu lassen, — dagegen hat noch niemand ein Gesetz angeregt, das ist selbstverständlich, das ist Sitte. Und der, bezw. die Einzelne kann ja auch nichts dafür. Denn es ist wirklich „Sitte". Für die Hoftracht z. B. ist die Tiefe des Ausschnittes im Kleide nach dem Centimetermaß bis auf den Punkt vorgeschrieben. Aber eine tote Leinwand, ein totes Blatt Papier, in dem, wie auf dem Böcklinschen „Spiel der Wellen", nackte weibliche Fabelwesen durch künstlerische Phantasie voll poetischen Zaubers verkörpert sind, — das ins Schaufenster zu stellen, ist Schamlosigkeit, ist ein Skandal, ist „unsittlich"! Das Bild ist ja von der Berliner Polizei wieder freigegeben worden, — aber sehr zum Mißvergnügen begeisterter Anwälte der Lex Heinze, deren einer erst kürzlich in öffentlicher Parlamentssitzung ganz ausdrücklich auf das Böcklinsche Bild Bezug genommen hat!

Kann man es angesichts solcher Widersprüche, solcher latenten Heuchelei in ihnen, dem prächtigen alten Rosegger, dem doch wohl noch niemand „unsittliche Tendenzen" nachgesagt hat, verdenken, wenn ihm — mit Juvenal, einem Kenner ähnlicher Zustände, zu reden — „vor Zorn die Leber schwillt" und er dann mit süddeutscher Derbheit die Dinge beim Namen nennt?

Sollten sich Stimmen in Ihrem Sinne noch äußern, — der Türmer wird sie gewiß nicht aus eitler Selbstschonung unterdrücken. Er hat Widerspruch sogar ganz gern, der kann immer nur klärend und der Wahrheit förderlich wirken, die wir ja alle zusammen nicht gepachtet haben. Aber bis jetzt sind nur zustimmende Kundgebungen zu verzeichnen, eine sogar von einem katholischen Geistlichen. Und das hat doch bei einem Leserkreise, wie ihn der Türmer mit Stolz und dankbarer Freude den seinen nennt, auch etwas zu bedeuten. — Im übrigen, gnädige Frau, ist der T. gewiß, daß Sie es ihm nicht zum Nachteil rechnen werden, wenn er unter allen Umständen die Ueberzeugung ausspricht, von der er ehrlich durchdrungen ist, auch wo er, wie in diesem Falle, — erfreulicherweise grundlos — auf heftigen und vielfachen Widerspruch gefaßt ist. Für das wohlwollende und teilnehmende Interesse, das ja auch Ihrer Zuschrift zu Grunde liegt, meinen herzlichen Dank!

Dr. A. P., B. Aus technischen Gründen kann Ihre gefl. Zuschrift erst im nächsten Hefte berücksichtigt werden.

Dr. R. Sch., N. b. H. (U.-Fr.). Auch Sie müssen wir bitten, sich bis zum nächsten Hefte zu gedulden.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Tauberstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER 1899/1900 Heft 9



Woldemar Friedrich. Photogravure Bruckmann

DAS BUCHGEWERBE

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt.“
Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg. Juni 1900. Heft 9.

Pfingstflammen.

Von

Carl Hunnius.

Von jungem Laube schwillt der Wald und redet wie mit Zungen,
Schon hat aus grüner Dämmerung die Nachtigall gesungen.
Vom winterlichen Bann befreit, der Knospenhaft entledigt,
Hält uns der Hag am Pfingstentag die feur'ge Blütenpredigt.
Der Sonnenschein, er sprengt den Stein der kalten Kirchenwände,
Heut reicht die Hand fern über Land, umfaßt der Welten Ende,
Heut wird so weit der Raum der Zeit, ein Dom umspannt die Erde,
Daß über alle Trennungen ein Reich der Liebe werde.
Zum Bilde einer höhern Welt der Gnade wird das Gleichnis
Der blühenden Natur um uns und alles ist ein Zeugnis
Der Liebe, die in unsre Brust der Geist hat ausgegossen,
Für die es keine Fesseln giebt, in die uns Menschen schlossen.
Er ist die Liebe, welche einst doch später oder früher
Die Welt besiegen muß, Er ist — ein göttlicher Erzieher.
Er füllt das Haus mit Sturmgebraus, er setzt die Welt in Flammen,
Bald schmilzt wie Erz er Herz an Herz in Himmelsglut zusammen.
Auch heute kreist der heil'ge Geist und schließt den Ring der Dreiheit,
Gesandt vom Vater und vom Sohn lehrt er uns wahre Freiheit.



Zu Ehren Gutenbergs.

Von

Fedor von Zobeltitz.



Im Juni feiert Mainz, das goldene, die Wiederkehr des fünfhundertsten Geburtstages eines seiner größten Söhne: Johannes Gutenbergs, der der Welt eine schneidigere und blinkendere Waffe schenkte, denn Stahl und Eisen sie gefertigt hat. Man wählte den Johannistag zu jener Feier, obwohl es nicht feststeht, daß Gutenberg an diesem Tage geboren worden ist. Ja, nicht einmal das Jahr seiner Geburt ist bekannt geworden, seitdem sich die frühere Annahme, es sei 1397 oder 1398 gewesen, als irrig erwiesen; die größere Wahrscheinlichkeit geht dahin, Gutenberg habe in den ersten Jahren des fünfzehnten Säkulums das Licht der Sonne erblickt, der er zustrebte sein Leben lang. Und da über seiner Geburt — wie leider auch über so vielen Perioden seines Daseins — der Schleier des Geheimnisses ruht, so spricht nichts dagegen, die Fünfhundertjahrfeier zu seiner Ehre jetzt zu begehen.

Gedruckt wurde schon vor Gutenberg. Im Orient kannte man bereits Jahrhunderte vorher den Stempel- und Zeugdruck, und wenn es auch zweifelhaft ist, ob das alte Kulturvolk Chinas schon in die Druckkunst mit beweglichen Lettern eingeweiht war, so stand der Holztafeldruck daselbst jedenfalls schon im zehnten Jahrhundert in Blüte. Bei uns in Deutschland war der Holztafeldruck gewissermaßen der Vorgänger der Erfindung Gutenbergs; er kam mehr als die Teigdrucke und die Metallschnitte dem sich steigernden Bedürfnis des Volks nach frommen Bildern und — Spielkarten entgegen. Die ältesten bekannten, in Holz geschnittenen Spielkarten stammen aus der Zeit um 1460. Einer der besten Kenner alter Druckerzeugnisse, T. O. Weigel, setzte die Entstehung einiger Holzschnittbilder seiner köstlichen Sammlung in die letzten Jahrzehnte des vierzehnten Jahrhunderts; aber gerade bei diesen Holztafeldrucken ist die Zeitbestimmung eine unendlich schwere — selbst bei den datierten, wie bei dem viel erwähnten heiligen Christoph mit dem Jesuskinde, einem Blatt, das die Jahreszahl 1423 trägt, die aber heutiger Forschung zufolge wahrscheinlich auf die Entstehungszeit des handzeichnerischen Originals, nicht des Holzschnittes selbst

hindeutet. Die Holzschnittbilder mit unverdächtiger Zeitbestimmung fallen erst in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, so u. a. der berühmte Heilige Sebastian aus dem Münchener Kupferstichkabinett mit der Zahl 72 (1472).

Auch das Alter der sogenannten Blockbücher, der mittels Holztafeldruck hergestellten Buchwerke, ist häufig überschätzt worden. Die ältesten Blockbücher sind jedenfalls die „Donate“, die nach dem römischen Grammatiker Aelius Donatus benannten Schulbücher des Mittelalters zur Erlernung der lateinischen Sprache. Sie enthielten nur Text, während andere xylographische Werke jener Zeit nur Bilder, wieder andere Bilder und Text gemeinsam brachten. Zu den berühmtesten Blockbüchern gehört die für die ärmere Geistlichkeit hergestellte Biblia pauperum, von der sich verschiedene Ausgaben erhalten haben — gehören ferner das Liber regum, das Hohelied, die Apokalypse, der Heilsspiegel, der Antichrist, die Ars moriendi und die Ars memorandi (die Geschichte der Evangelisten); doch waren auch nicht-theologische Werke viel verbreitet, so die Acht Schalkheiten, die Fabel vom kranken Löwen, die Chiromantie des Doktor Hartlieb. Die Heimat der Blockbücher dürfte in Holland zu suchen sein, und auf dieser Wahrscheinlichkeit beruht auch die fälschliche Behauptung, ein Holländer, Lorenz Janszoon, genannt Koster, sei der Erfinder der Druckkunst mit beweglichen Typen gewesen.

Der Geschichtsschreiber Adrianus Junius hat in seiner 1588 erschienenen „Batavia“ zum ersten Male, mündlicher Ueberlieferung folgend, von Kosters Erfindung und dem „Diebstahl seines Gehilfen Johannes“ erzählt. Die Fabel wurde durch die Jahrhunderte weiter getragen; immer wieder wurde von holländischer Seite der Versuch gemacht, die Schnurre des Junius durch anscheinend historische Belege zu unterstützen. Die berüchtigte Preisschrift Jak. Konings, in der die Harlemer Heilsspiegel-Ausgaben als älteste Drucke der Kosterschen Presse genannt werden, hatte zur Folge, daß das Jahr 1423 als das der Erfindung angenommen wurde, und so feierte man denn am 11. Juli 1823 ein großes Kosterfest mit Pracht und Herrlichkeit und vielem Gepränge, errichtete dem geheimnisvollen Harlemer auch Standbilder aus Stein und Erz. Natürlich ließen es die Anhänger der Mainzer Ansprüche nicht an Gegenschriften fehlen; schon in den dreißiger Jahren wiesen Schaab und Wetter, später der Brüsseler Ch. Ruelens und endlich Antonius von der Linde, selber ein Holländer, die angehäuften Irrtümer und Fälschungen nach. Trotzdem haben sich noch immer Verteidiger Kosters gefunden; in England und Frankreich nahm man für ihn Partei, und kürzlich hat sogar ein Genfer Archivar in einer belächelnswerten Broschüre die Behauptung aufgestellt, der holländische Drucker Jan Brito sei der Erfinder der Druckkunst mit beweglichen Typen.

Daß die Druckkunst thatsächlich eine deutsche Erfindung, dafür liegen — während die alten holländischen Chronisten bis zu jenem Adrianus Junius kein Wort über Koster verlauten lassen — mancherlei gewichtige Zeugnisse in den Druckwerken des fünfzehnten Jahrhunderts vor. Aber auch für Gutenberg

selbst als Erfinder haben sich schon zu seiner Zeit Stimmen erhoben. Den ältesten Zeugen für ihn entdeckte Oberbibliothekar Dr. Sieber in Basel 1883 in dem Pariser Theologen Dr. Wilhelm Fichet, der in einem an Robert Gaguin gerichteten, gedruckt vorliegenden Briefe vom 1. Januar 1472 von Gutenberg und seinen „aus Erz gegossenen Buchstaben“ erzählt.

Daß man schon vor Gutenberg nicht nur Bilder, sondern auch ganze Werke druckte, wissen wir. Auch die Lettern kannte man seit langem; die Römer besaßen bereits Buchstaben aus Elfenbein, die man zu Wort- und Satzbildungen zusammensetzen konnte. Was Gutenbergs genialer Erfindung eine eminente Wichtigkeit verlieh, war die Idee, die Typen zu gießen und so abzufeilen, daß sie mathematisch genau aneinander paßten und beim Abdruck daher fortlaufend gerade Linien bildeten — etwas, was sich bei ausgesägten Holzlettern niemals erreichen ließ, wie zahllose Versuche und Proben ergeben haben. Die Drucker vor Gutenberg mußten daher stets zu den Holztafeln zurückkehren, in die das Typenbild eingegraben oder ausgemeißelt war, und die dann mit Farbe überstrichen und mittels des Reibers auf angefeuchtetes Papier abgedruckt wurden. Von einer Verbreitung derartiger Druckwerke unter weitere und ärmere Kreise konnte natürlich keine Rede sein. Erst Gutenbergs Erfindung machte Künste, Wissenschaft und Litteratur allen Klassen der Gesellschaft zugänglich und gab, wie einer seiner Zeitgenossen sich ausdrückt, „der Freiheit des Menschen ein allgewaltigst zweischneidig Schwerdt in die Hand — ein Schwerdt, gleich schneidig zum Guten wie zum Bösen, zum Kampfe für Tugend und Wahrheit wie für Sünde und Irrung ...“

* * *

Durch die Auffindung der Straßburger Prozeßakten Gutenbergs und des über den Prozeß Gutenberg-Fust zu Mainz ausgestellten Notariatsinstruments vom 6. November 1455 ist sowohl in die Zeit des Straßburger Aufenthalts des Erfinders mehr Licht gekommen, als auch ein weiterer Beweis dafür erbracht worden, daß thatsächlich Mainz die Wiege der Buchdruckerkunst gewesen ist. Wenn Straßburg an der Stelle des 1531 abgebrochenen Klosters St. Arbogast, in dessen Nähe Gutenberg wohnte, einen Denkstein anbringen ließ, dessen Inschrift besagt: „Hier wurde die Buchdruckerkunst erfunden“, so entspricht dies nicht völlig den Thatsachen; aber allerdings trug sich bereits auf dem Grünen Berge der Illinsel Gutenberg mit jenen Plänen, die er zu Mainz in Thaten umsetzte.

Es existieren genügend ausführliche Biographien Gutenbergs, aus denen der Leser sich über den Lebens- und Werdegang des großen Mannes bestens unterrichten kann. Ich darf mich hier also auf diejenigen kurzen Angaben beschränken, die für das Gesamtbild seiner Thätigkeit notwendig sind.

Gutenberg entstammte dem alten Mainzer Patriziergeschlecht der Gensfleisch. Sein Vater war Frielo Gensfleisch, der die Erbtochter des mit ihr erlöschenden Geschlechts, Else Wyrich, heiratete; diese brachte ihrem Manne einen

Teil des Hofes „Zum Gutenberg" mit in die Ehe, der ursprünglich ein sog. Judenerbe gewesen, d. h. zur Zeit der Verfolgungen der Juden diesen abgenommen worden war. Die Aehnlichkeit des Namens Gutenberg mit der böhmischen Bergwerksstadt Kuttenberg hat czechische Schriftsteller veranlaßt, den Ursprung des Erfinders von hier ableiten zu wollen. In die Jugend Gutenbergs fallen die Kämpfe der Mainzer Zünfte wider die Patrizier und die Zerwürfnisse zwischen Kaiser Ruprecht und dem Erzbischof Johann, die auch die Familie Gensfleisch auseinander und in die Fremde trieb. Doch wurde Johannes Gutenberg ausdrücklich die Rückkehr nach Mainz verstattet; ob er dieser Erlaubnis Folge geleistet hat, wissen wir nicht. Jedenfalls finden wir ihn erst 1434 in Straßburg wieder, wo er sich als Edelsteinschleifer und als Metall- und Spiegelarbeiter — er war in der Goldschmiedekunst von Jugend auf geübt — niedergelassen hatte. Hier schloß er mit den Bürgern Andres Dritzehn, Hans Riffe, Andres Heilmann und Konrad Sahspach jenen berühmten Vertrag zur Betreibung „etlicher Künste", der später zu einem Prozeß zwischen Gutenberg, Heilmann und den Dritzehnschen Erben führte. Die Protokolle darüber wurden 1745 aufgefunden. In ihnen ist vielfach von einer Presse, Formen, Stücken und Wirbeln („die presse mit den zweyen würbelin") die Rede, so daß — obschon manche Forscher gegenteiliger Ansicht sind — anzunehmen ist, Gutenberg habe sich schon damals mit dem ihn beschäftigenden Problem befaßt, eine Annahme, die durch die, aus den Protokollen hervorgehende beständige Sorge Gutenbergs, es könne ihm ein Geheimnis verraten werden, bestärkt wird. Die unruhigen Zeiten, die damals infolge der räuberischen Einfälle der Armagnacs über Straßburg kamen, bewogen Gutenberg, in seine Vaterstadt zurückzukehren. Dies geschah erst Ende der vierziger Jahre; was er in der Zeit von 1444 bis 1448 getrieben und wo er sich damals aufgehalten hat, konnte noch nicht ermittelt werden. Gewiß ist nur, daß er im August 1450 mit dem reichen Mainzer Bürger Johann Fust einen, im Wortlaut leider nicht mehr vorhandenen Gesellschaftskontrakt abschloß, laut dem ihm Fust 800 Goldgulden zu sechs Prozent Zinsen lieh, „damit das Werk zu vollbringen". Das Jahr 1450 ist also das der Erfindung der Druckkunst mit gegossenen, einzeln beweglichen Typen.

Im Hofe „Zum Jungen" in Mainz, der einem Oheim Johanns gehörte, errichtete Gutenberg seine erste Druckerei. An dieser Stelle fand man auch bei Nachgrabungen im Jahre 1856 ein Stück Holz mit einem Schraubenloch und der Inschrift J. MCDXLI. G., von dem man glaubte, daß es der Presse Gutenbergs angehört habe, was indessen zweifelhaft ist, da Gutenbergs Vorname damals nicht Johann, sondern gewöhnlich Henne geschrieben wurde. Die ersten Druckversuche galten Schulbüchern, jenen „Donaten", die schon mittels Holztafeldruck vielfach hergestellt wurden. Fragmente von ihnen sind uns erhalten geblieben (als älteste zwei 27zeilige Donatdrucke auf Pergament, heute im Besitze der Pariser Nationalbibliothek), zum Teil mit weichen Bleitypen, zum Teil mit

Typen aus besserer Metallmischung gedruckt. Die Forschung hat ferner ergeben, daß zu diesen Donaten Lettern benutzt wurden, wie Gutenberg resp. Fust sie späterhin für ihre großen Bibeldrucke verwendeten. Jedenfalls ist man sich einig darin, daß die Donate, deren Entstehung man in die Jahre 1451/52 setzt, Gutenbergs erste Versuche sind. Nun ist neuerdings der Münchener Antiquar Ludwig Rosenthal in den Besitz eines Missale speciale gelangt, von dem behauptet wird, es stamme aus derselben Zeit oder der Zeit vorher, doch sind die Untersuchungen über diese interessante Inkunabel noch nicht abgeschlossen. Den Donaten folgte eine Anzahl von Ablaßdrucken, die für die Erzdiözesen Mainz und Köln angefertigt und zum besten der Abwehr der drohenden Türkengefahr verkauft wurden. Auch von diesen Ablaßzetteln sind noch einige auf uns gekommen, die in 30 und 31 Textzeilen gesetzt sind und verschiedene Typen zeigen: neben denen der beiden großen Bibeln auch noch eine Art Kanzleikursiv.

Um dieselbe Zeit stellte Gutenberg sein erstes datiertes Buch fertig, das wiederum der Türkengefahr galt: die aus deutschen Reimen bestehende „Mahnung der Christenheit wider die Türken" — ein Büchelchen in Quart von neun Seiten Text mit je 20 oder 21 Zeilen. Am Schluß des Anfangsgebets stehen die Worte: „Als man zelet nach diner geburt offenbar MCCCCLV iar Sieben wochen und IIII dage do by. Von Natitatis bis esto mihi."

Inzwischen waren die Vorbereitungen für den ersten Bibeldruck so weit gediehen, daß man an die Vollendung schreiten konnte. Darüber, ob die 42zeilige oder die 36zeilige Bibel die erste gewesen, ist lange, lange gestritten worden. Jetzt haben Professor Dziatzkos eingehende Forschungen erwiesen, daß der 42zeiligen die Priorität gebührt. Sie enthält 641 Blätter (bei einigen Exemplaren kommen noch 4 Blätter Rubrikenverzeichnis dazu) und auf jeder Seite 42 Zeilen — von vereinzelten Varianten abgesehen, die indessen nicht auf besondere Druckausgaben zurückzuführen sind. Es wird angenommen, daß von dieser typographischen Kostbarkeit 100 Exemplare gedruckt wurden, davon etwa 25 auf Pergament. Zehn auf Pergament und 21 auf Papier abgezogene Exemplare sind heute noch bekannt. Natürlich stehen diese Mazarin-Bibeln, wie man sie auch noch zu nennen pflegt, da das erste bekannt gewordene Exemplar in der Bibliothek des Kardinals Mazarin aufgefunden wurde, enorm hoch im Preise. 1873 brachte ein Pergamentexemplar auf der Perkinsauktion in London 68000 Mk., ein Papierexemplar 53800 Mk. 1858 hatte der jüngst verstorbene berühmte Londoner Antiquar Bernard Quaritsh bei der Versteigerung der Bücherei des Bischofs Cashel für eine Mazarin-Bibel nur 11900 Mk. bezahlt; in seinem Katalog Nr. 175 setzte er sie mit rund 100000 Mk. an. Derselbe Herr erstand in der Ashburnhamauktion das gleiche Exemplar für 80800 Mk. zurück; 20000 Mk. waren zuerst geboten worden, aber Quaritsh sprang sofort auf 40000 über.

Die 42zeilige Bibel, an der Gutenberg drei Jahre gearbeitet, ist wahrscheinlich vor 1456 fertig geworden. Diese von der Hand des Illuminators der

Miniaturen eingetragene Jahreszahl findet sich nämlich in dem Pariser Exemplar der Mazarin-Bibel. Doch konnte ich konstatieren, daß das sog. Klemmsche Exemplar in der Bibliographischen Sammlung in Leipzig am Schlusse des ersten Bandes die alte handschriftliche Datierung 1453 trägt. Um 1456 lebte Gutenberg bereits in Fehde mit Fust, der ihm seinen besten Gehilfen, den Peter Schöffer, abspenstig gemacht und mit diesem im Hofe „Zum Humbrecht", gegenüber dem Barfüßerkloster, eine Konkurrenzdruckerei angelegt hatte. Der Prozeß zwischen Gutenberg und Fust kostete ersteren sein gesamtes Druckmaterial, mit dem Schöffer nunmehr an die Herausgabe eines neuen Werks, des sog. Psalteriums, ging, das in der lateinischen Schlußschrift die Namen der Verfertiger und das Datum der Vollendung nennt: „... zu stande gebracht worden von Johann Fust, einem Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim im Jahre des Herrn 1457 am Vorabend von Mariä Himmelfahrt." Von diesem, typographisch geradezu köstlichen Werke ist jedenfalls nur eine ganz kleine Auflage gedruckt worden; sieben Exemplare sind uns erhalten, die sich in den Bibliotheken zu Berlin, Wien (die beiden schönsten), Dresden, Darmstadt, London, Paris und Manchester befinden. Zwei dieser Exemplare wurden im St. Viktorstift zu Mainz aufgefunden (das Pariser und Darmstädter); eines entdeckte der Pfarrer Schellhorn in der Abtei Roth bei Memmingen — es kam später in den Besitz des großen Bibliophilen Lord Spencer, dessen Bibliothek eine reiche Amerikanerin, Frau Ryland, für fünf Millionen Mark en bloc kaufte, um sie der Stadt Manchester zu schenken. Das Londoner Exemplar gehörte ehemals dem Ursulinerinnenkloster in Hildesheim, kam hierauf in den Besitz des hannoveranischen Hofrats Duve und dann an die Göttinger Bibliothek, die es nach England weitergab. Das Wiener Exemplar wurde 1665 auf Schloß Ambras in Tirol entdeckt; für das Berliner zahlte die Bibliothek 7000 Gulden — es dürfte heute das Zehnfache wert sein. Merkwürdigerweise ist die zweite Auflage des Psalteriums, die 1459 gedruckt wurde, nicht minder selten. Quaritsh bezahlte für ein Exemplar derselben 1884 auf der Thoroldauktion 99000 Mk. und verkaufte es 1896 für 105120 Mk. weiter. Das Psalterium ist eine Sammlung von Psalmen, eine Art Choralbuch für Messe und Hochgesang; alle Exemplare sind auf Pergament gedruckt und mit wundervoll ausgemalten Initialen geschmückt. Der Umfang ist verschieden und wechselt — wahrscheinlich je nach den Kirchen, für die es bestimmt gewesen — zwischen 137—175 Blättern.

Trotz der Zwangslage, in der Gutenberg sich befand, war er dennoch nicht müßig. Von seinem Druckmaterial hatte man ihm nur die alte Donattype gelassen, und mit dieser druckte er nach der Vorlage der 42zeiligen Bibel sein 36zeiliges Bibelwerk, das in typographischer Beziehung wie in Bezug auf das Papier den Vergleich mit der früheren Ausgabe nicht aushalten konnte. Von der Auflage wurde denn auch viel makuliert; der Rest mitsamt den Typen ging an den Bamberger Buchdrucker Albrecht Pfister über. Ein vollständiges Exemplar der 36zeiligen Bibel umfaßt 881 Blätter; neun, teilweise defekte

Exemplare, sind noch erhalten und lagern in Wien, Stuttgart, Leipzig, Jena Wolfenbüttel, Paris, Antwerpen, London und Manchester.

Dieser Mißerfolg entmutigte Gutenberg nicht. Ein wackerer Mainzer, der Syndikus Dr. Konrad Humery, schoß ihm die Mittel zur Herstellung neuer Typen vor, mit denen er 1460 den Druck seines Katholikon vollendete, einer grammatisch-lexikalischen Kompilation des Johannes von Balbus aus Genua, die s. Z. sehr beliebt war und viel benutzt wurde. Dieses letzte große Druckwerk aus Gutenbergs Offizin enthält 373 Blätter in gespaltenen Kolumnen von meist 66 Zeilen und in der Schlußschrift das Datum 1460. Nur 11 Exemplare auf Pergament und 14 auf Papier sind uns erhalten geblieben. Sir John Thorold hatte für ein Pergamentexemplar mit eingemalten Initialen (beim Druck blieb der Raum für diese frei) 1302 Mk. bezahlt; beim Verkauf seiner Bibliothek im Jahre 1884 brachte es 8000 Mk.

Nach Vollendung des Katholikons zog sich Gutenberg in die Einsamkeit zurück. Grollend vielleicht über die tausend Widerwärtigkeiten, die seinen Schaffensdrang gehemmt hatten — vielleicht müde geworden, vielleicht auch in dem Bewußtsein, mit Ehren abtreten und seinen Rivalen und Nachfolgern freie Bahn lassen zu können. Wir wissen, daß er schon 1457 der Brüderschaft von St. Viktor angehörte; damals also scheint er bereits das Bedürfnis nach Ruhe und Frieden empfunden zu haben. 1465 ernannte der Erzbischof von Mainz, Graf Adolf von Nassau, Gutenberg zu seinem „Dienstmann", um ihn dadurch der städtischen Gerichtsbarkeit zu entziehen und sein Lebensende zu sichern. Anfang 1468 — wahrscheinlich am 2. Februar — starb er und wurde in der Kirche des Dominikanerklosters beigesetzt, das 1793 bei der Beschießung von Mainz durch die Franzosen in Flammen aufging.

Fust und Schöffer hatten eifrig weiter gedruckt. Mit der Type der 42zeiligen Bibel fertigten sie einen neuen Donat, sodann mit frisch hergestellten Lettern im Herbst 1459 das Rationale des Scholastikers Durandus und 1460 die Constitutiones Papst Clemens V., endlich 1462 ihre 48zeilige Bibel, auch Mainzer Bibel genannt. Während der Kämpfe der Erzbischöfe Adolf von Nassau und Diether von Isenburg um Mainz hatte Schöffer, der inzwischen der Schwiegersohn Fusts geworden war, für beide Parteien die Anfertigung ihrer Streitschriften übernommen und sich dadurch bei der Eroberung der Stadt durch den Nassauer vor Plünderung und Verfolgung geschützt. Aber ein Zufall wollte, daß bei dem Brande von Mainz auch seine Druckerwerkstatt in Flammen aufging — und nun flogen seine Gehilfen und Arbeiter in alle Winde und trugen die neue Kunst in die Ferne und Fremde.

In die Ferne und Fremde. Schon 1461 war Albrecht Pfister, wahrscheinlich einer der Lehrlinge Gutenbergs, zu Bamberg als Drucker thätig; in diesem Jahre nämlich erschien die deutsche Fabelsammlung „Boners Edelstein", in deren Schlußschrift Bamberg als Druckort angegeben wird. In dem „Buch der vier Historien", das 1462 verausgabt wurde, nennt Pfister sich selbst

als Drucker. Vielleicht gleichfalls ein Gehilfe Gutenbergs war Johann Mentell (Mantelin), dessen große lateinische, nicht datierte Bibel sicher schon gegen 1460 in Straßburg entstanden ist. Aus derselben Offizin ging um 1465/66 die **erste Bibel in deutscher Sprache** hervor, an Authentizität nach Walther (Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, Braunschweig 1889) fast alle vorhandenen Handschriften übertreffend und somit die Hauptquelle für die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung. Zu ungefähr derselben Zeit druckte ebenfalls in Straßburg Heinrich Eggesteyn seine deutsche Bibel, die man lange für älter als die Mentellsche hielt, bis Walther und Biltz es gelungen, nachzuweisen, daß die Eggesteynsche nur ein Nachdruck ist. Für ein nicht ganz vollständiges Exemplar der Mentellschen Bibel ließ Schreiber dieses auf der Auktion Biltz in Berlin im Mai 1896 durch seinen Agenten bis zu 1000 Mk. bieten, aber der Zuschlag wurde dem bekannten Antiquar Albert Cohn für 1355 Mk. erteilt. In der That ist diese erste deutsche Bibel sehr selten, da es von ihr nur noch 14 Exemplare geben soll.

Die Fust-Schöffersche Druckerei in Mainz bestand weiter, obwohl nach der Eroberung der Stadt durch Adolf von Nassau in allen Geschäftszweigen eine gewisse Stagnation eintrat. Während Fust, der Tradition zufolge, nach Paris reiste, dort die 42zeilige Bibel zu vertreiben, druckte Schöffer von 1464 ab eine ganze Reihe von Büchern, unter denen Ciceros De officiis zu nennen ist, weil hier zum ersten Male auch griechische Typen Verwendung fanden, und ferner die Institutionen des Justinian (1468), weil in der Schlußschrift dieses Werks ausdrücklich Fust und Gutenberg als die Erfinder der Buchdruckerkunst genannt werden. 1503 starb Schöffer; unter den Veröffentlichungen seines Sohnes Johann ist nur die deutsche Uebersetzung der Historien des Livius hervorragend, aus mehr als 400 Folioblättern bestehend und mit über 200 Holzschnitten geschmückt. In der Widmung dieser Liviusausgabe von 1505 an Kaiser Maximilian heißt es u. a.: „In welicher stadt (Mainz) auch anfengklich die wunderbare kunst der Trückerey, vn Im ersten von dem kunstreichen Johan Güttenbergk, do man zalt nach Christi vnsers heren gebürth Tausent vierhunderth vnd fünffzig Jare erfunden, vn darnach mit vleyss kost vnd arbeyt Johan Fausten vnd Peter Schöffers zu Mentz gebesserth, vnd bestendig gemacht ist worden" ... Dieses merkwürdige Werk ist also das erste, das die Erfindung Gutenbergs zu Recht datiert. Nach dem Tode Johann Schöffers, der 1531 kinderlos starb, ging die Offizin an seinen Neffen Iwo über; von 1553 ab übernahm sie Balthasar Lipp. Fust soll in Paris an der Pest verstorben sein. Es wird erzählt, er habe dort die 42zeilige Bibel unter dem Vorgeben, es sei ein handschriftlich gefertigtes Werk, zu billigen Preisen verkauft, um sich Geld zu schaffen. Das Verschleudern einer so kostbaren Handschrift aber habe die gelehrte Welt stutzig gemacht, und schließlich sei Fust sogar der Zauberei angeklagt worden. So mag jene alte Sage entstanden sein, die den klugen Geschäftsmann Fust mit dem großen Zauberer Faust identifiziert.

Gutenbergs Mainzer Druckerei ging nach seinem Rücktritt gänzlich ein. Seine Neffen Heinrich und Nikolaus Bechtermünze erbten das Material und druckten damit in Eltville weiter; als Heinrich starb, trat Wiegand Spieß (Spyetz) als Gesellschafter an seine Stelle. Ihr Hauptwerk war das mit den Typen des Katholikon gedruckte deutsch-lateinische „Vocabularium ex quo", das 1472 vollendet wurde und mehrfach neu aufgelegt werden mußte. Von Gutenbergs uns urkundlich bekannt gewordenen Schülern druckte 1473 Heinrich Keffer im Verein mit Johann Sensenschmidt in Nürnberg; Bechtold Ruppel wandte sich nach Basel. Wahrscheinlich gehörten auch Konrad Sweynheim und Arnold Pannartz zu Gutenbergs Schülern. Sie trugen die neue Kunst nach Italien und schlugen ihre Pressen zuerst in Subiaco, dann in Rom auf. Andere Schüler Gutenbergs waren vermutlich: Stephan, Ambracht und Kraft zu Foligno, Johann Petri zu Florenz, Hornheimer von Oppenheim zu Rom, Nik. Philippi von Bensheim zu Lyon, Andreas von Worms zu Palermo und J. P. Butzbach zu Mantua. Auch der Franzose Nikolaus Jenson, dessen venetianische Drucke berühmt wurden, hat nach neuerer Forschung im Auftrage König Karls VII. bei Gutenberg gelernt. In Straßburg machten Mentell und Eggesteyn Schule; zu Köln folgten auf Ulrich Zell Arnold ter Hoernen, Joh. Koelhoff aus Lübeck, Nikolaus Götz und Heinrich Quentell; in Augsburg waren Günther Zainer, Johann Bämler, Anton Sorg, Erhard Ratdolt und Hans Schönsperger der Aeltere, aus dessen Offizin der „Theuerdank" hervorging, die bekanntesten Typographen; in Nürnberg stellte bald Anton Koberger, der Drucker jener berühmten deutschen Bibel von 1483, die Michael Wohlgemuth mit Holzschnitten schmückte, alle Konkurrenten in den Schatten.

Im Fluge eroberte sich Gutenbergs Erfindung die ganze Kulturwelt. In Italien fand man bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts über hundert deutsche Buchdruckereien; denn fast überall waren es Deutsche, die den Segen der Typographie auch in der Fremde verbreiteten. In Spanien belief sich um 1500 die Zahl der deutschen Drucker auf mehr als dreißig; Hieronymus Münzer, der 1494/95 die pyrenäische Halbinsel bereiste, fand sogar in dem erst zwei Jahre vorher von arabischer Herrschaft befreiten Granada drei Buchdrucker aus Straßburg, Speyer und Gerleshofen vor. Nach London wurde die deutsche Kunst 1477, nach Dänemark 1482, nach Stockholm 1483, nach Ofen 1473 verpflanzt. Und rasch vervollkommnete sich auch diese Kunst. Schon 1471 begann Sweynheim Landkarten in Metallplatten zu drucken; Erhard Ratdolt machte 1482 den ersten Versuch, mathematische und architektonische Figuren durch die Presse zu vervielfältigen; unabhängig von Ottaviano Petrucci erfand Erhard Oeglin die Kunst des Notendrucks mit beweglichen Lettern.

Ein blühender Aufschwung des Buchhandels ging mit der Ausbreitung der Druckerkunst Hand in Hand. Schon Fust hatte in Paris wertvolle Verbindungen angeknüpft; Schöffer hatte daselbst seinen eigenen Agenten, den Hermann von Stathoen. Die Pariser Faktorei der Koberger stand bereits um

1500 in vollem Schwunge; wie Froben und Lachner zu Basel betrieb auch Koberger einen ausgebreiteten Handel mit den Klassikern der italienischen Pressen. Von Mentells Verlagsverzeichnissen sind uns noch einige erhalten worden. „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europa", schrieb Jakob Wimpheling 1507 in seiner Abhandlung „De arte impressoria".

Doch auch in der Fremde begannen sich fleißige Hände zu regen. In Italien gelangten die Druckergeschlechter des Aldus Manucci und der Giuntas zu hohem Ruhm; in Holland die Elzeviere; in Frankreich die Etiennes; William Caxton und Wynkin de Worde waren die ersten großen Buchdrucker Englands; in den Niederlanden schuf Christoph Plantin seine typographischen Meisterwerke. Ueberall aber waren Deutsche die Vorarbeiter gewesen — und so ist denn das Wort Wimphelings leuchtende Wahrheit: „Auf keine Erfindung können wir Deutsche so stolz sein als auf die des Bücherdrucks, die uns zu neuen geistigen Trägern göttlicher und irdischer Wissenschaft, und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menschheit erhoben hat."



Wenn du singst...

Aus dem Italienischen des **Enrico Panzacchi**

von

Walter Kaehler.

Es huscht dein frohes Singen
Zu mir selbst durch die feuchte, schwarze Mauer,
Ich hör' es jubelnd durch den Aether dringen
In sonnenglanzerfülltem Frühlingsschauer.

Rings in den Lüften schweben
Die süßen Düfte, ganz durchtränkt von Liebe,
Und über dein Versteck, die Mauer, streben
Keck eines Mandelbaumes zarte Triebe.

Nie hab' ich dich gesehen,
Weiß nimmer, ob dir Schmerzen, Freuden winken;
Doch, wenn mich deine Töne leis umwehen,
Ist mir's, als dürft' ich deine Schönheit trinken.

Könnt' ich für eine Stunde
Zum Mandelbaume wandeln meine Glieder,
Ich gösse, wenn du sängst aus frohem Munde,
All' meine Blüten auf dein Haupt hernieder.





Die Halben.

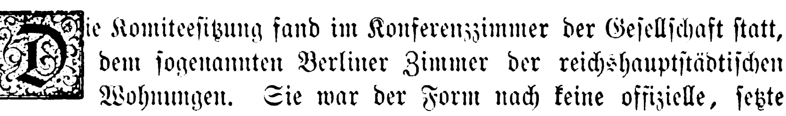
Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



VI.



Die Komiteesitzung fand im Konferenzzimmer der Gesellschaft statt, dem sogenannten Berliner Zimmer der reichshauptstädtischen Wohnungen. Sie war der Form nach keine offizielle, setzte sich aber aus den kapitalkräftigsten, eifrigsten und einflußreichsten Mitgliedern zusammen. Diese zwanglose Vereinigung der „Neuland-Freunde" war aus einer Idee des Direktors Wespe hervorgegangen, der erklärt hatte, daß er sich von einem solchen vorbereitenden Komitee „wertvolle Anregungen" und ein „inniges geistiges Zusammenwachsen" der Mitglieder verspreche. Es mochten ihn aber wohl noch andere Gründe geleitet haben.

Froben hatte der Plan anfangs wenig gefallen wollen. Abgesehen davon, daß er in einer solchen unverantwortlichen Nebenleitung eine Beeinträchtigung der offiziellen Instanzen erblickte, fürchtete er auch ein starkes Hervortreten von allerlei Unterströmungen und Sonderinteressen, die sich schon jetzt geltend zu machen begannen und deren Zusammenhang mit den eigentlichen Zielen der Gesellschaft wenig ersichtlich war. Aber der Geheimrat hatte wie in allen Fragen auch in dieser dem Direktor zugestimmt, und so war denn die „Vereinigung der Neulandfreunde" zu stande gekommen, von der sich Froben nicht ausschließen durfte, ohne seinen Einfluß auf die Entwicklung der Gesellschaft zu gefährden. Ein offizielles Amt in ihr bekleidete er vorläufig nur als Leiter des soeben begründeten Gesellschaftsorgans. Im übrigen war ihm bisher nur die unbestimmte, wenn auch einflußreiche Rolle eines beratenden Sachverständigen zugefallen. Die näheren Grenzen seiner

etwaigen sonstigen Wirksamkeit und deren amtliche Benennung sollten erst noch festgestellt werden. Da ihm nur an einem thatsächlichen Einflusse gelegen war, so genügte ihm diese Stellung.

Heute war die Vereinigung der Neuland-Freunde zum ersten Male zusammengetreten.

Froben war mit dem Entschlusse gekommen, zunächst eine abwartende Haltung einzunehmen, um alsdann in der ihm geeignet erscheinenden Weise einzugreifen. Als er ein par Minuten nach der festgesetzten Zeit das Konferenzzimmer betrat, hatten sich die übrigen Herren bereits um den in der Mitte stehenden langen, mit grünem Tuche bedeckten Tisch niedergelassen.

An dem obern Ende, das dem einzigen, auf den Hof hinausgehenden Fenster benachbart war, hatte der Geheimrat den Präsidententisch inne, eine Glocke von mächtigem Umfange als Zeichen seiner Würde vor sich. Ihm zur Rechten saß Direktor Wespe, zur Linken Selling, der fast unmittelbar vor Froben erschienen war. Die übrige Gesellschaft war nach Beruf und Stand bunt genug.

Da war neben dem Direktor der ehemalige Apotheker Hinzius, ein Mann in den fünfziger Jahren, mit pechschwarzem Haar und Vollbart, buschigen, schwarzen Brauen und ebenso schwarzen Augen, die wie in stetem fanatischen Eifer zu glühen schienen. Er hatte sein Geschäft vorteilhaft verkauft und sich auf die Erfindung neuer Heilmethoden und -Mittel verlegt, deren eines er in selbstbewußtem, pleonastischem Latein, wie um aller Konkurrenz von vornherein die Spitze abzubrechen, Hinzicum Hinzii getauft hatte und gerade gegenwärtig in unzähligen Zeitungsinseraten und Prospekten eifrig propagierte. Es sollte angeblich ein Universalmittel gegen alle nur denkbaren Leiden und Beschwerden darstellen und unbedingt eine „Revolution der gesamten ärztlichen Wissenschaft“ in die Wege leiten.

Auch den gutmütigen Geheimrat hatte er zum Gebrauche dieses Mittels zu bereden gewußt, indem er ihm die Diagnose auf „hochgradige Neurasthenie“ stellte, die sich der Geheimrat, „wie ja auch anders gar nicht zu erwarten“, durch seine „aufreibende amtliche Thätigkeit“ zugezogen habe. Herrn von Cornow war diese Art medizinischer Untersuchung ungemein einleuchtend erschienen, und da er sich auch nach vorsichtigem Gebrauche von Hinzicum Hinzii nach wie vor eines ausgezeichneten Wohlbefindens und eines nur schwer zu erschütternden Nervensystems erfreute, so war er von der Vortrefflichkeit des Mittels völlig durchdrungen und geneigt, den Bestrebungen des Herrn Hinzius nach Möglichkeit Vorschub zu leisten. Eine

solche Unterstützung aber war für den glücklichen Erfinder um so wertvoller, als „die gesamte ärztliche Wissenschaft", weit davon entfernt, sich durch das Hinzicum zu einer „Revolution" hinreißen zu lassen, das Mittel mit seltener Einmütigkeit als völlig wertlos, ja als groben Unfug oder gar als Schwindel in den Fachblättern abgelehnt hatte. Darüber auf das äußerste entrüstet, hatte Herr Hinzius einen fanatischen Haß auf den ganzen ärztlichen Stand geworfen, dem er in zahlreichen, sensationell betitelten Flugschriften Unwissenheit und Brotneid zum Vorwurf machte; und das in um so heftigeren Ausfällen, je weniger in den Fachkreisen von ihm und seiner Erfindung noch Notiz genommen wurde. Trotz oder vielmehr infolge dieses fanatischen Vorgehens war es ihm gelungen, eine Schar von Gläubigen aus dem Laienpublikum um sich zu sammeln, die sich von ihm fleißig mit Hinzicum Hinzii versorgen ließ und wohl auch über dessen vermeintliche heilsame Wirkung in Dankschreiben quittierte, welche er dann triumphierend im Anzeigenteil der Blätter veröffentlichte.

Wie weit der Reformeifer des Herrn Hinzius aus wirklicher Ueberzeugung, wie weit er aus geschäftlicher Spekulation hervorging, wäre schwer zu entscheiden gewesen. Der verletzte und dadurch erst recht in sich verbohrte und verbissene Dünkel des überstudierten Halbwissers hatte wohl ebenso seinen Teil daran, wie der Erwerbstrieb des spekulativen Geschäftsmannes. Jedenfalls konnte sich Hinzius trotz seines wütenden Kampfes gegen die „Autoritäten" nicht verhehlen, daß er solcher zu einem durchschlagenden Erfolge doch bedürfe, und da er sie nicht auf dem wissenschaftlichen Gebiete fand, so suchte er sie jetzt auf gesellschaftlichem und politischem. Es war Direktor Wespe nicht schwer geworden, ihn zur Zeichnung einer namhaften Summe zu bewegen, unter der Zusicherung, daß er sich werde angelegen sein lassen, den reformatorischen Ideen und Erfindungen des Hinzius nach Kräften Bahn zu brechen.

Ein Freund und Gesinnungsverwandter des ehemaligen Apothekers war dessen Nachbar am Beratungstische, Herr Dörffel, ehemals Maurerpolier, jetzt Bauunternehmer, der sich „Architekt", am liebsten aber „Herr Baumeister" titulieren ließ. Ein blonder, verhältnismäßig noch junger Mann von untersetzter Gestalt, der allem Anschein nach den gebildeten und feinen Kavalier herauszubeißen suchte und dies zunächst durch eine stutzerhafte, farbenfreudige Kleidung von zweifelhaftem Geschmack —: blaues Jackett und dito Beinkleider, weiße, geblümte Weste und rote Krawatte — zu erreichen glaubte. Ein gewöhnliches Gesicht mit un-

gewöhnlich langem, spitzgezwirbeltem Schnurrbart, Stumpfnase und bis zum Triefen gefettetem, über den ganzen Hinterkopf gescheiteltem Haar. Er war durch einige glückliche Bauspekulationen, zu denen ihn eine Erbschaft in den Stand gesetzt hatte, sozusagen über Nacht reich geworden. Obwohl ihn dabei mehr verschiedene ganz unwahrscheinliche Zufälle als die eigene Klugheit unterstützt hatten, lebte er doch des Glaubens, daß es ihm nun nirgends fehlen könne. Gegenwärtig befand er sich im Besitze ziemlich ausgedehnter Sandfelder, die er in einem entfernten Vororte für ein Billiges erstanden und nun möglichst vorteilhaft zu verwerten suchte. Da sie sich zu Baustellen für absehbare Zeit als ungeeignet erwiesen hatten, so war er auf den Gedanken verfallen, sie zu landwirtschaftlichen und gärtnerischen Zwecken nutzbar zu machen und zwar durch Anwendung einer von ihm in Gemeinschaft mit seinem Freunde Hinzius erfundenen neuen Dungmethode, die es ermöglichen sollte, überhaupt alles sandige, unfruchtbare Gelände im Reich auf die einfachste und natürlichste Weise in wahre Paradiese umzuschaffen. Die Gesellschaft Neuland sollte das Verfahren ausbeuten und vorläufig mehrere hundert Morgen jenes Terrains mit Rhabarber bepflanzen, der dann mit großem Nutzen an die Apotheken u. s. w. verkauft werden könne.

Legte schon der Rhabarbergedanke seinen apothekarischen Ursprung nahe — er spielte auch im Recipe des Hinzicums eine diskrete, aber wirksame Rolle —, so war auch die neue Dungmethode eigentlich ausschließliches geistiges Eigentum des Herrn Hinzius. Es schmeichelte aber dem gebildeten Maurerpolier nicht wenig, zusammen mit seinem Freunde als „Erfinder“ genannt zu werden, und so hatte er sich diese Ideen als „unsere“ völlig zu eigen gemacht. Zu ihrer Ersprießlichkeit hegte er bei dem tiefen Respekt vor der Gelehrsamkeit und den lateinischen Brocken des Herrn Hinzius das größte Zutrauen. Von diesem war er denn auch der Gesellschaft als Aktionär zugeführt worden, nachdem Direktor Wespe sich gern bereit erklärt hatte, auch die Pläne des Herrn Dörffel „in eingehende und wohlwollende Erwägung zu ziehen“.

Hinzius gegenüber saß ein Herr Grünfisch, ein langer, blasser Mensch mit hervorquellenden Glotzaugen und zahlreichen Sommersprossen, Inhaber eines Wäschegeschäfts, das in früheren Jahren gut rentiert hatte, seit einiger Zeit aber infolge der Konkurrenz der großen Geschäfte, insbesondere der Warenhäuser, merklich zurückging. Dies bewirkte, daß Herr Grünfisch von bitterm Groll gegen den Kapitalismus im allgemeinen und das jüdische Großkapital im besonderen erfüllt war, dem er die Schuld an seinem geschäftlichen Niedergange zuschrieb. Auch er war von Wespe

in den engeren Kreis der Neuland-Freunde gezogen worden, weniger aus finanziellen Gründen, als mit Rücksicht auf den Einfluß, dessen er sich in gewissen Kreisen der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden als Volksversammlungsredner und Agitator erfreute.

Zugegen waren noch einige Herren aus dem Kreise des Geheimrats, darunter ein älterer, aber noch sehr rüstiger Oberstleutnant a. D. mit martialischem grauem Schnurrbarte und einer Glatze, die mit dem in sie mündenden Offiziersscheitel an einen durch einen Graben abgelassenen Teich erinnerte. Er war Vorstandsmitglied verschiedener christlicher Jünglings-, Kirchenbau- und Sittlichkeitsvereine. Ferner der Universitätsprofessor Dr. Horstmann, ein Künstlerkopf, dessen treuherzige blaue Kinderaugen in reizvollem Widerspiel zu seiner breitschultrigen Reckengestalt mit dem eisgrauen, bis über die Mitte der Brust herabwallenden Barte standen; Pastor Eichwald, ein klug und energisch dreinblickender jüngerer evangelischer Pfarrer, der gerade anfing, unter dem Nachwuchse der evangelischen Geistlichkeit Anhang zu gewinnen, und Herr Bambuß, ein sehr reicher Schlächtermeister mit einem Stiernacken und Fettwülsten am Halse, kurz geschorenen rötlichblonden Haaren und glattrasiertem, dickem, rosigem Gesicht, aus dem sich nach unten hin durch die auf beiden Seiten hervorquellenden Backen die Gestalt einer Birne formte und ein Paar wasserblauer Augen halb gutmütig, halb listig zwinkerte.

Froben begrüßte die Versammlung mit einer summarischen Verbeugung und nahm auf dem noch leerstehenden Sitze am untern Ende des Tisches gegenüber dem Geheimrat Platz. Der ihm zur Rechten sitzende Schlächtermeister streckte ihm mit einem jovialen „Moijen, Herr Doktor, na, wie schaut's, wie thut's?“ die massive Hand entgegen, die in ihren kolossalen Dimensionen und rosig rundlichen Frische Vorstellungen von einem delikaten Kalbsbraten erweckte.

Der Geheimrat sah den Direktor an, dieser nickte. Der Geheimrat schwang hierauf die mächtige Präsidentenglocke, die einen lautschallenden Ton von sich gab, wie wenn im Hotel zur table d'hôte geläutet wird.

„Ich eröffne hiermit unsere heutige Sitzung und erteile zunächst Herrn Direktor Wespe das Wort, an dessen Ausführungen sich dann eine freie Diskussion schließen kann. Hernach wird uns Herr Doktor Froben seinen Vortrag über ‚Arbeiterschutz und Arbeiterkolonien‘ halten. Herr Direktor Wespe hat das Wort.“

„Hochverehrte Anwesende,“ begann dieser, „die Vereinigung der Neuland-Freunde, die heute zum ersten Male hier zusammengetreten ist, wird berufen sein, vor allem *eine* große Aufgabe zu erfüllen: die

Aufgabe, unserer Gesellschaft Neuland als treue Freundin und Beraterin, gewissermaßen als sozialreformatorisches Sprungbrett zu dienen, von dem aus sie den Sprung zu ihren großen Zielen unternehmen kann.

„Welches, meine Herren, aber sind nun diese Ziele?

„Es ist der Fluch unserer Zeit, daß sie die großen Gesichtspunkte verlernt hat. Wohin wir blicken, überall einseitige, kurzsichtige Interessen, nirgends ein Sichbesinnen auf das Wohl des großen Ganzen. Und auf das große Ganze, meine Herren, kommt es an. Das große Ganze, das Wohl der Gesamtheit ist es, dem die unermüdliche Fürsorge unseres erhabenen Herrscherhauses, insbesondere unseres regierenden allergnädigsten Kaisers und Herrn in opferfreudiger Hingabe gewidmet ist. Auf das Wohl des großen Ganzen soll darum auch unsere treue selbstlose Arbeit gerichtet sein. Denn ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß in unserer Neulandsgesellschaft endlich die Zentralstelle errichtet, die Flagge gehißt worden ist, um die sich alle monarchischen und patriotischen Elemente unseres Volkes zu segensreicher reformatorischer Wirksamkeit für das große Ganze sammeln können.

„Aber, meine Herren, Sie werden mir recht geben, wenn ich weiter behaupte: das große Ganze besteht aus Teilen. Das Wohl des großen Ganzen ist ein Ideal, das sich nur verwirklichen läßt, wenn die Ideale der einzelnen Teile verwirklicht werden. Diese Ideale der einzelnen Teile klar zu erkennen und festzustellen, die Grundsätze, die zu ihrer Verwirklichung führen, in einer Reihe von Thesen zu formulieren, muß also unsere nächste Aufgabe sein.

„Als solche Ideale, deren Verwirklichung von uns programmatisch erstrebt werden muß, habe ich vorläufig, ohne einer Ergänzung aus dem Kreise der hochverehrten Anwesenden vorgreifen zu wollen, die folgenden aufgestellt:

„Das monarchische Ideal.
Das Religionsideal.
Das Staatsideal.
Das Parlamentsideal.
Das Staatsbürgerideal.
Das Offiziersideal.
Das Beamtenideal.
Das Männerideal.
Das Frauenideal.
Das Jünglingsideal.
Das Jungfrauenideal . . . . .“

Es folgte noch eine Reihe weiterer Ideale, nach deren Verlesung Herr Wespe fortfuhr:

„Ich hoffe, meine Herren, daß diese Aufstellung Ihre Zustimmung findet. In diesem Falle würde ich sie zum Zwecke der Agitation unserem Flugschriftenmaterial einreihen."

Der größte Teil der Anwesenden hatte die Ausführungen Wespes mit gelassener Ruhe entgegengenommen. Der Professor und der Pastor lächelten still vor sich hin. Herr Bambuß hatte sich behaglich zurückgelehnt, die Füße unter dem Tisch weit von sich gestreckt und die Hände über dem Bauche gefaltet, in welcher angenehmen und beschaulichen Lage er nur durch einen geheimen, aber fühlbaren körperlichen Druck gestört zu werden schien, da er in gewissen Zwischenräumen die Backen aufblies und den Atem mit einem vernehmlichen erleichternden „P-hu-uh" durch die Lippen streichen ließ.

Die Herren Hinzius, Dörffel und Grünfisch waren bei den letzten Worten Wespes unruhig geworden und schienen Einwendungen erheben zu wollen.

„Sie haben, verehrter Herr Direktor," bemerkte Herr Hinzius scharf und mit erregt vibrierender Stimme, „Sie haben in ihrer Aufstellung gerade das wichtigste Ideal vergessen, dasjenige, bei dem meines Erachtens alle Sozialreform zu beginnen hat, ich meine die Hebung der Volksgesundheit. Gerade in unserer Zeit, wo die Unwissenheit und der Brotneid — ich wiederhole Brotneid! — der zünftigen Mediziner alle ernsten Reformversuche einsichtiger und kenntnisreicher Naturforscher totzuschweigen oder mit Hohn und Spott zu unterdrücken suchen, muß der Kampf gegen diese Ignoranten bis aufs Messer geführt werden — ich wiederhole: bis aufs Messer! Was nützen alle Ideale, wenn die Gesundheit des Volkes von unwissenden Quacksalbern untergraben wird. Millionen werden jährlich vergiftet — ich wiederhole: vergiftet! — von Menschen, die sich Aerzte, Heilkundige, Doktoren schimpfen lassen; Millionen könnten durch die einfachsten Mittel vom sicheren Tode gerettet werden, wenn der Staat und die Gesellschaft diesem verbrecherischen — ich wiederhole: verbrecherischen! — Treiben der sogenannten Mediziner nicht Vorschub leisteten."

„Na, nu sein Se man friedlich," warf der Schlächtermeister bedächtig ein. „So schlimm wird det woll ooch nich sind. Mit det Verjuften, meene ick. Der Doktor Schultze mit'nß, wat unser Hausarz is, det is'n janz reeller Mann. Bloß mit die Fülle —" hier klopfte er sich auf den Magen — „da weeß er nich recht Bescheid mit. Na, det neechste Jahr jeht's nach Karlsbad, jawoll. — P-hu-uh."

Herr Hinzius, der sich soeben schon in immer größere Erregung gesprochen hatte, wurde durch diesen unerwarteten Widerspruch noch mehr gereizt. Seine Augen phosphoreszierten wie die einer Katze im Dunkeln.

„Das ist ja eben," rief er, „die Verblendung und Thorheit des Publikums, daß es diesen — diesen —"

Er rang vergeblich nach einem Ausdruck, der seine Empfindungen gegen die Mediziner einigermaßen erschöpft hätte. Herr Wespe benutzte die Gelegenheit, um einem weiteren Ausbruche vorzubeugen.

„Die Hebung der Volksgesundheit," erklärte er, „erscheint auch mir von grundlegender Bedeutung, und ich stimme den Ausführungen unseres verehrten, um die Wissenschaft so hochverdienten Freundes auch darin vollkommen bei, daß Reformen auf diesem Gebiete unerläßlich sind. Wenn ich dieses Ideal nicht besonders aufgeführt habe, so geschah dies lediglich deshalb, weil es eben von so grundlegender Bedeutung ist, daß ich es als selbstverständlich glaubte voraussetzen zu dürfen. Aber ich muß unserm verehrten Freunde recht geben: es wird sich doch empfehlen, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, auch dieses Ideal ausdrücklich zu erwähnen. Setzen wir also hinzu: Das Volksgesundheitsideal." Er verzeichnete auf seiner Liste:

„Das Volksgesundheitsideal."

Der Erfinder des Hinzicums schien befriedigt.

Herr Grünfisch nahm das Wort. Er sprach mit rauher, stoßweise herauskollernder, sehr lauter Stimme.

„Sie haben da das Staatsbürgerideal genannt. Damit ist gar nichts gesagt. Staatsbürger sind auch die Juden und Jobber, die unsern deutschen Mittelstand ruinieren, und gerade die Hebung des deutschen Mittelstandes muß die Aufgabe jedes echten deutschen Mannes sein. Der Mittelstand, meine Herren, ist die Grundlage des Staates und der Monarchie. Der Mittelstand ist unser kerniges deutsches Bürgertum, das Bollwerk deutschen Glaubens, deutscher Treue, deutscher Zucht und Sitte. Darum gilt es in erster Linie, den deutschen Mittelstand zu schützen gegen Mammonismus und Judentum. Ich muß entschieden beantragen, daß die Hebung des deutschen Mittelstandes als eine der wichtigsten nationalen Aufgaben unserer Zeit ausdrücklich in unser Programm aufgenommen wird."

Herr Grünfisch sah sich mit der Miene des Beifall erwartenden Volksversammlungsredners im Kreise um. Mehrere Herren nickten zustimmend.

„Sehr richtig," bemerkte der Oberstleutnant.

„Ich bin weit davon entfernt," erwiderte Herr Wespe, „die Bedeutung des Mittelstandes auch nur im geringsten zu unterschätzen, nur glaubte ich, daß das Mittelstandsideal wie das aller anderen Stände schon in dem einen umfassenden Begriffe „Staatsbürgerideal" mit eingeschlossen sei. Da ich aber wahrnehme, daß diese Bezeichnung das Mißverständnis nicht ausschließt, als wollten wir nicht auch dem Mittelstande unsere besondere Fürsorge angedeihen lassen, so schließe ich mich dem verehrten Herrn Vorredner aus voller Ueberzeugung gern an. Fügen wir also noch hinzu: Das Mittelstandsideal." Er verzeichnete

„Das Mittelstandsideal."

„Wie ville sind det nu?" fragte der Schlächtermeister, ohne seine bequeme Lage zu verändern.

„Sie meinen, verehrter Freund, wie viele nationale Ideale wir bisher als erstrebenswert festgestellt haben?" fragte Herr Wespe mit einem feinen und nachsichtigen Lächeln zurück. „Ich verstehe zwar nicht recht, inwieweit gerade die Zahl hier in Betracht kommen könnte. Indessen — wenn Sie es durchaus zu wissen wünschen —"

„Jawoll," bestätigte Herr Bambuß mit großer Bestimmtheit, „ick wünsche det zu wissen."

„Wir haben bisher 27 nationale Ideale eruiert."

„Siebenundzwanzig," wiederholte der Schlächtermeister, mehreremale mit dem Kopfe nickend, als habe er mit dieser Ziffer einen seine Vermutungen bestätigenden tiefen Einblick gewonnen und sei sich nun im Reinen. „Siebenundzwanzig. — P-hu-uh."

Sein Gesicht war jetzt ganz Birne.

Herr Grünfisch gab sich aber mit dem Entgegenkommen des Direktors noch nicht zufrieden. Er erhob sich abermals:

„Ich kann nicht umhin, zu erklären, daß mir diese Erledigung der Frage keineswegs genügt. Es ist ja ganz schön gesagt: ‚Das Mittelstandsideal'. Aber mit den Idealen allein, meine Herren, kommen wir nicht weiter. Das deutsche Volk muß praktisch werden. Lange genug hat der deutsche Michel geschlafen und in seinem Idealismus sich von Juden und Judengenossen das Fell über die Ohren ziehen lassen. Meine Herren, das deutsche Volk braucht praktische Männer, deutsche Männer, Männer der That, Männer aus dem Volke, die voll und ganz für seine Interessen eintreten. Unser großer Altreichskanzler hat uns gelehrt, daß mit dem Idealismus allein nichts anzufangen ist. Wie er unser deutsches Reich mit Blut und Eisen geschaffen hat, so müssen auch wir mit eiserner Faust dreinfahren, mit eisernem Besen unser deutsches Land

auskehren, wenn wir nicht rettungslos zu Grunde gehen wollen. Denn, meine Herren, wohin sind wir schon gekommen? Und wohin sollen unsere Zustände noch führen? Das ehrliche deutsche Handwerk, der kleine deutsche Gewerbetreibende, sie gehen ihrem Untergange entgegen. Und wer ist schuld daran?"

Herr Grünfisch machte unwillkürlich eine kleine erwartungsvolle Kunstpause. Er war es von Volksversammlungen her gewöhnt, daß an dieser Stelle der Chorus brüllend einfiel und so die Antwort gab. Da sie aber diesmal ausblieb, so gab er sie selbst:

„Die Juden!

„Ja, meine Herren, das jüdische Großkapital, die Ramschgeschäfte und Großbazare sind es, die sich mit ihrer Schmutzkonkurrenz vom Schweiße des deutschen Volkes mästen und das ehrliche deutsche Handwerk und den kleinen deutschen Mann ruinieren. Sehr richtig sagt darum unser vortreffliches nationales Organ, die ‚Deutsche Bürgerzeitung', —" Herr Grünfisch zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, entfaltete es zum vollen Umfange seines großen Formats und las:

> „Solange die deutschen Regierungen und Parlamente nicht Ernst machen mit dem Kampfe gegen Mammonismus und internationales Judentum; solange sie sich nicht zu energischen Maßregeln zum Schutze des deutschen Mittelstandes gegen den Druck des Großkapitals und die Schundkonkurrenz der Warenhäuser und Bazare aufraffen; solange deutsche Männer und Frauen sich nicht entblöden, diese Ramschgeschäfte durch ihre Kundschaft zu unterstützen und dem ehrlichen, im Schweiße seines sorgendurchfurchten Angesichts arbeitenden deutschen Handwerker und Kaufmann das tägliche Brot zu entziehen, so lange wird es nicht besser werden in deutschen Landen, so lange wird der Mittelstand, diese letzte Säule von Thron und Altar, unaufhaltsam seinem Ruin entgegenrollen, und das mit dem internationalen Judentum verbündete rote Gespenst des Umsturzes und der Anarchie immer drohender sein Haupt erheben. Darum, deutsches Volk, ermanne dich, solange es noch —"

„Hähähähä."

Ein fettes, behagliches, grunzendes Lachen ließ sich aus der Ecke des Schlächtermeisters vernehmen. Aller Blicke richteten sich auf ihn. Der so jählings um den Schlußeffekt seiner Rede gebrachte Herr Grünfisch war zunächst sprachlos.

„Es scheint,“ sagte er dann spitz, „dem Herrn da unten kommt die Not unseres Volkes, der Ruin unseres Mittelstandes noch äußerst spaßhaft vor, da sie ihn so heiter stimmt.“

„Ach wat, Mittelstand! Ick bin selber Mittelstand. Nee, det Wurschtpapier, wat Sie da haben, det ’s ja zu ulkig! Nee, so wat! Ja woll, Mittelstand!“

„Ich begreife nicht, was Sie damit —“

„Na drehen Se doch man jefälligst det Blätteken um; nee, nich so, Männeken, de Rückseite. So. Na, wat steht denn da? Da is ja der olle ehrliche Cohnheim. Is det villeicht ooch ’n deitscher Mittelstand, Cohnheim und Söhne?“

Die ganze letzte Seite des Zeitungsblattes wurde in der That von der Ankündigung eines der bekanntesten Berliner Bazare eingenommen. In Riesenlettern war dort zu lesen:

S. Cohnheim & Söhne.
Um zu räumen:
Heute und die folgenden Tage
Total-Ausverkauf der Abteilung u. s. w.

„Na,“ fuhr der oppositionelle Schlächtermeister fort, „is det villeicht keen Jroßbazar nich? Wa? Mittelstand heben, ja woll! Bar Jeld lacht. Koofen derf man nischt in’n Bazar, weil det ’n Mittelstand rujenieren dhut. Aber det Jeld von de Jieden for det Inserateken, det nehmen se mit Kußhand, ja woll. Un for fünf Jroschens de Zeile schreiben se noch ne lange Reiberpistole unter’n Strich oder sonst mang de Zeitung, wat der olle ehrliche Cohnheim doch for’n feinet Jeschäft is, und wie man dort am billigsten und reellsten koofen dhut. Ja woll, Mittelstand! Bar Jeld lacht, fertig is de Laube.“

Herr Grünfisch befand sich augenscheinlich in einiger Verlegenheit. Er stammelte etwas von einem Unterschiede zwischen Redaktion und Inseratenteil. Es kam ihm daher sehr gelegen, daß der Oberstleutnant alsbald das Wort ergriff.

„Diese — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — Inkonsequenz oder Halbheit ist in der That tief zu bedauern. Insofern kann ich der Kritik des Herrn — Herrn —“

„Ick heeße Bambuß.“

„des Herrn Bambuß also im Prinzip nicht ganz unrecht geben. Indessen sind unsere Zustände derart, daß wir in vielen Fällen auf die Unterstützung des Großkapitals und der Finanzwelt angewiesen sind und dabei leider auch das jüdische Kapital nicht umgehen können. Ueber-

haupt kann ich von meinem christlichen Standpunkte aus in der Gegnerschaft gegen das Judentum nicht so weit gehen, daß ich zum Beispiel eine Unterstützung, die mir von dieser Seite für einen guten Zweck zukäme, prinzipiell ablehnen müßte."

„Aha! Aujust, merkste was? Nischt for unjut, Herr Oberstleitnant, aber is det och 'n christlicher Standpunkt, wenn vornehme christliche Herrschaften for christliche Kirchen bei de reiche Jiedenschaft schnorren jehn? Na, ick habe ja och 'n par Iraue jeschmissen un außerdem noch 'nen silbernen Leichter for'n Altar jestiftet, weil det mit 'm lieben Herrn Bambuß vorn und 'm lieben Herrn Bambuß hinten jar keen Ende nich nahm. Aber wie et nu an die Orden un Auszeichnungen jung, — ja woll! da hat keen Aas an dem lieben Herrn Bambuß jedacht.

„Un det soll nu 'n christlicher Standpunkt sind!" schloß Herr Bambuß indigniert und überzeugungsvoll. „Ja woll. P— hu— uh."

Herr Bambuß hatte hier den Finger auf einen wunden Punkt seines Seelenlebens gelegt. Auch er hatte sich an der Kollekte zu Kirchenbauzwecken mit einer namhaften Summe beteiligt in der Hoffnung, einen Orden oder sonst eine Auszeichnung zu erhalten. Da diese ausgeblieben war, verschiedene andre Geber aber aus dem Berliner Tiergartenviertel dekoriert wurden, welche Thatsache Herr Bambuß mit ihrer Spende in Verbindung brachte, so fühlte er sich jenen gegenüber schwer gekränkt und benachteiligt.

Aber auch den Oberstleutnant als Vorstandsmitglied des Kirchenbauvereins hatte das Thema peinlich berührt. Er zog die Stirn in Falten und sagte mit einem bedeutungsvollen Blicke auf den Präsidenten:

„Der Gegenstand dürfte wohl kaum in den Rahmen unserer heutigen Debatte gehören, zumal es sich hier um eine Angelegenheit handelt, an der allerhöchste Personen durch allerhöchst ihre allergnädigste Protektion in hervorragender Weise beteiligt sind."

„Lassen Se man jut sind, Herr Oberstleitnant, ick bin Berliner Junge un habe bei die Potsdamer Füsiliere jestanden, un wat mein Patrejotismus un mein Jefiehl for det keenichliche Haus anjeht, da lasse ick mir von keenem nich an die Wimpern klimpern, un wenn Sie och dreist der Herr Oberstleitnant sind un ick man bloß Jefreiter jeblieben bin. Aber ob det nu wirklich den lieben Herrjott so 'ne helische Freide macht, wenn de Jieden aus 'n Tierjartenviertel koschere Decken for 'n christlichen Altar stiften, un denn 'n Piepmatz durch det Brandenburger Thor mang de Linden spazieren fiehren, un 'n braver

christlicher Mann sich 'n Torjauer durch 'et Knopploch pusten kann, darieber wird ja woll unser Pastor Eichwald besser Bescheid wissen als so 'n armet, sindijet Luder als wie icke."

Der also Interpellierte schien sich äußern zu wollen, aber der Geheimrat kam ihm zuvor.

„Herr — Herr Bumbaß —"

„Ick heeße Bambuß," verbesserte der Schlächtermeister ruhig, aber mit Nachdruck und einem gewissen gemessen abwehrenden Ernste.

„Ich muß Sie bitten, bei der Sache zu bleiben und die Diskussion nicht auf Gebiete zu übertragen, die außerhalb des Rahmens unserer Tagesordnung liegen."

„Nanu?" brummte Herr Bambuß empfindlich, „man wird doch woll noch 'ne Lippe riskieren derfen?

„For sein Jeld," setzte er mit Selbstbewußtsein hinzu, indem er sich breit auf seinen Stuhl pflanzte, wie um sein Recht auf diesen Platz auch äußerlich zu dokumentieren.

„Rekapitulieren wir," fuhr der Geheimrat fort, ohne von der Unzufriedenheit des Herrn Bambuß weiter Notiz zu nehmen, „wir haben also eine Reihe von nationalen Idealen kennen gelernt, deren Verbreitung durch Wort und Schrift sich unser Direktor Wespe wird angelegen sein lassen. Das letzte war, wenn ich nicht irre, das — das —"

„Das Mittelstandsideal," ergänzte der Direktor.

„Das Mittelstandsideal, gut. Ich schließe also hiermit die Reihe der nationalen Ideale. Hat jemand der Herren —"

Herr Dörffel hatte sich schon die ganze letzte Zeit über ungeduldig und beunruhigt auf seinem Platze gerührt und nervös an seinem langen Schnurrbart gekaut, wobei er abwechselnd dem Direktor und Hinzius fragende und erwartungsvolle Blicke zuwarf, und sein Gesicht immer länger zu werden schien. Jetzt platzte er mit enttäuschter Miene dem Geheimrat ins Wort:

„Na, und unser Rhabarber?"

Alles sah überrascht und verwundert auf den Sprecher. Auch in den Schlächtermeister, der wieder in seine beschauliche Lage zurückgesunken war und, die Hände über dem Bauche gefaltet, mit seinen dicken Fingern trommelnd, die Backen auf und ab geblasen hatte, kam plötzlich wieder Leben.

„Wa —?" fragte er, die Hand ans Ohr legend und sich über den Tisch vorbeugend. „Wat is det for 'n Idejal? Det Rha — hähähähä — det Rhabarberidejal, Hähähähä? Det is ja woll Nummer 28,

det Rhabarberidejal? hähähähä. Det Rhabarberidejal is jut, hähähähä, det kann so bleiben, hähähähä. Na, nu sagen Se bloß noch Spickaal, hähähähä. Det muß ja hähähähä 'ne feine Nummer sind, det Rhabarberidejal, hähähähä. Ja woll ja, so is et recht, det Rhabarberidejal, hähähähä."

Der dicke Schlächtermeister schüttelte sich prustend und keuchend vor Lachen, seine Gesichtsfarbe ging dabei ins Kirschrote, dann ins Violette über. Es schien, als wolle er bersten. Er wischte sich wiederholt mit beiden Handflächen die Thränen aus den Augen. Diese Heiterkeit war eine so herzliche und überwältigende, daß auch ein Teil der übrigen Herren von ihr angesteckt wurde und ein lautes Gelächter wohl eine Minute lang das Zimmer durchscholl. Auch Froben, dessen übernächtigte Gesichtszüge sich während der Verhandlung immer mehr verfinstert hatten, konnte nicht umhin, mit einzustimmen. Mit besonderer Hingabe sekundierte aber der dröhnende Baß des Professors Horstmann dem Schlächtermeister.

Nur der Präsident und die Herren Wespe, Dörffel, Hinzius und Grünfisch nahmen an der allgemeinen Heiterkeit nicht teil. Herr Dörffel streifte Herrn Bambuß mit einem wütenden Blicke, der dann drohend auf dem Direktor haften blieb. Dieser senkte verlegen den seinen, nahm dann aber schnell seine Brille herab, mit deren Reinigung mittels des Taschentuches er sich eifrig zu schaffen machte. Herr Hinzius warf nur verächtlich die Lippen auf und rümpfte die Nase.

Der Präsident schwang die Glocke.

„Ich muß die Herren um etwas mehr Ruhe bitten, besonders Herrn Bumbaß —"

„Ick — heeße — Bambuß," verbesserte der Schlächtermeister, plötzlich ernst werdend, abermals, dieses Mal jedoch mit erhöhtem Nachdrucke, jedes Wort einzeln betonend. Dabei sah er den Präsidenten von unten herauf mit einem scheelen Seitenblicke an. Aber der Präsident schien die Korrektur zu überhören.

„— muß ich dringend ersuchen, seine Heiterkeit zu mäßigen."

„Was ist denn das mit dem Rhabarber?" fragte er dann ärgerlich und beunruhigt, sich an Wespe wendend.

„Unser verehrter Freund, Herr Baumeister Dörffel," erklärte der Direktor, „dürfte sich nicht ganz korrekt ausgedrückt haben, oder vielmehr durch den spontanen Heiterkeitsausbruch des Herrn Bambuß verhindert worden sein, weitere Erklärungen zu geben. Es handelt sich auch weniger um den Rhabarber als solchen, als um einen durchaus

ernst zu nehmenden, vielleicht epochemachenden Versuch mit einer neuen Dungmethode, und die Kultur des Rhabarbers soll für uns nur das erste Versuchsobjekt abgeben."

„Ich kann darin beim besten Willen nichts Komisches entdecken," bemerkte Herr Hinzius scharf, „und ich begreife nicht, was da zu lachen ist."

„Ich auch nicht," pflichtete Herr Grünfisch bei, der noch von der Mittelstandsdiskussion her eine Pike gegen den Schlächtermeister hatte.

„Unser verehrter junger Freund, der Herr Baumeister," erklärte der Direktor weiter, „hat uns nun den Vorschlag gemacht, seine ausgedehnten Ländereien in Neudorf zu einem Versuche mit der erwähnten Methode zu benutzen und vorläufig einige hundert Morgen mit Rhabarber zu bepflanzen."

„Wat?" rief Herr Bambuß, Mund und Augen aufsperrend, „'n paar hundert Morjen Rhabarber? Da schlag' doch eener lang hin! Da können Se ja janz Berlin mit verjuften! 'n paar hundert Morjen Rhabarber! Soll det villeicht det ‚Neiland' sind? Und davor habe ick mein scheenet Jeld wechjeschmissen! Wat wollen Se denn bloß mit det ville Zeichs anfangen?"

„Der Herr Vorredner," bemerkte Herr Hinzius giftig, „dürfte über die mannigfaltige Verwendung der Rhabarberstaude und ihrer Wurzel, Radix Rhei, dieser eminent nützlichen Kulturpflanze zu hauswirtschaftlichen, besonders aber zu therapeutischen Zwecken nur sehr mangelhaft unterrichtet sein. Es ist ihm das ja nach seinem Berufe und Bildungsstandpunkte nicht weiter zu verdenken. Dann sollte er aber —"

„Villeicht lassen Se det, ja?" unterbrach ihn Herr Bambuß beleidigt. „Mit mein'n Beruf und Bildungsstandpunkt habe ick noch lange nich neetig, mich von wejen so 'n faulen Zauber wie det Hinzibus Hinzibum oder wie det dämliche Jepansche sonst heeßen dhut, von alle praktische Aerzte und sonst studierte Leite in de Neese jrienen zu lassen. Uf so 'n Beruf und Bildungsstandpunkt, da pfeife ick bloß. Da is mich meine kalte Mamsell for zu schad, for so 'n Beruf und Bildungsstandpunkt!"

Dieser Hieb hatte mit einer Wucht getroffen, die selbst einem Schlächtermeister Ehre machen konnte. Die ohnehin schon bläßliche Gesichtsfarbe des ehemaligen Apothekers wurde kreideweiß, seine auf den Gegner gerichteten Augen begannen förmlich Funken zu sprühen, er zitterte am ganzen Leibe.

„Ich — ich — bitte — den Herrn Präsidenten — mich — gegen — gegen derartige Injurien — ich — wiederhole Injurien — zu schützen," brachte er endlich keuchend hervor.

„Herr Bum — Herr Bambuß," sagte der Präsident streng, „ich rufe Sie wegen Ihrer ungehörigen persönlichen Bemerkung zur Ordnung."

Der Gemaßregelte hätte wohl etwas erwidert, wäre er nicht von dem Erfolge der „Harke", die er seinem Gegner „gezeigt" hatte, durchaus befriedigt gewesen. Nachdem er sein Gemüt auf die obige Weise erleichtert hatte, war er wieder versöhnlich gestimmt und schwieg.

„Welche Stellung man nun auch," nahm Herr Wespe sogleich wieder das Wort, um alle weiteren Auseinandersetzungen abzuschneiden, „zu der wissenschaftlichen Methode unseres verehrten Freundes Dörffel einnehmen mag, jedenfalls ist sie nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen; und es handelt sich ja auch vorläufig nur um einen eventuellen Gedanken, der sich noch im Stadium eingehender und sachverständiger Erwägungen befindet. Es würde dem Geiste und den großen Aufgaben unserer sozialreformatorischen Gesellschaft wenig entsprechen, wollten wir nicht auch auf diesem Gebiete bahnbrechend vorgehen. Ich erlaube mir daher den Vorschlag, den schätzenswerten Anregungen unseres verehrten Freundes vorläufig dadurch praktische Folge zu geben, daß wir sie an dem sozialreformatorischen Distanzritte unserer nationalen Ideale teilnehmen lassen, und zwar als — als — als ‚das landwirtschaftliche Kulturideal'. — Da niemand der Herren Widerspruch erhebt, notiere ich also:

‚Das landwirtschaftliche Kulturideal'."

Herr Dörffel schien äußerst befriedigt. Er sah sich triumphierend im Kreise um, drehte an den langen Enden seines Schnurrbarts und gab ihnen einen kühnen Schwung nach oben. „Das landwirtschaftliche Kulturideal" gefiel ihm ausnehmend. Er war nun offiziell als „Erfinder" einer „wissenschaftlichen Methode" anerkannt und hatte außerdem dem deutschen Volke „das landwirtschaftliche Kulturideal" geschenkt. Was dieser ungebildete Schlächtermeister mit seinem frechen Grinsen nur wollte! Ja, der war nun gründlich abgeführt!

„Ich schließe also hiermit endgiltig die Reihe der nationalen Ideale," erklärte der Präsident mit einer Bestimmtheit, die für etwaige Widerspruchsgelüste etwas Drohendes hatte. „Wir dürfen unsere Kräfte nicht allzusehr zersplittern. Wünscht einer der Herren sonst noch das Wort oder darf Herr Doktor Froben seinen Vortrag beginnen?"

Pastor Eichwald meldete sich.

„Mit Erlaubnis unseres Herrn Präsidenten möchte ich mir doch einige grundsätzliche Bemerkungen gestatten. Der Herr Präsident bemerkte soeben, daß wir unsere Kräfte nicht zersplittern dürften. Nun sind hier eine Menge von Zielen aufgestellt worden, die ja" — Pastor Eichwald lächelte diskret — „die ja, jedes für sich betrachtet, manches Verlockende haben mögen, in ihrer Gesamtheit aber doch kaum ein praktisch durchführbares einheitliches Programm darstellen dürften. Als ich der Gesellschaft Neuland näher trat, glaubte ich deren Aufgaben dahin verstanden zu haben, daß es sich um eine Sozialreform im Sinne der kaiserlichen Botschaften, insbesondere der Erlasse unseres regierenden Kaisers handeln soll."

„Ganz gewiß soll es das, das ist auch jetzt durchaus die Absicht," pflichtete der Geheimrat sehr entschieden bei. „Von einer anderen Auffassung kann absolut keine Rede sein."

„Die Auffassung unseres hochverehrten Herrn Vorsitzenden ist auch durchaus die meinige," versicherte der Direktor eifrig. „Das von mir entwickelte Programm ist lediglich in diesem Sinne zu verstehen, gewissermaßen als die soziale Fundamentierung für die großen reformatorischen Ideen unseres Kaisers."

„Nun," fuhr Pastor Eichwald fort, „ich meine, es handelt sich um eine *praktische* Unterstützung dieser kaiserlichen Politik, und da gilt es die Massen für den Kaiser zu gewinnen und den Kaiser für die Massen. Da wird freilich mit manchen romantischen Idealen und überlebten Gebilden aufgeräumt werden müssen. Die Entwickelung Deutschlands aus einem Agrarstaate in einen Industriestaat ist unverkennbar und unaufhaltsam. Diese Entwicklung muß nach Möglichkeit gefördert, die Herrschaft der rückständigen sozialen Gruppen, insbesondere des Feudalismus, gebrochen werden. Solange der Kurs unserer Regierung von absterbenden und reaktionären Elementen bestimmt wird, kann an eine wirkliche, freiheitliche Sozialreform nicht gedacht werden. Und solange andererseits die Verblendung der Massen alle nationalen Bedürfnisse leugnet, allen nationalen Plänen der Regierung Widerstand entgegensetzt, ist diese genötigt, mit den reaktionären Elementen zu paktieren, ihren Wünschen Rechnung zu tragen und so die naturgemäße Entwicklung künstlich zu hemmen, statt sie auf jede Weise zu fördern. Die Reste der Feudalherrschaft sind also ebenso zu bekämpfen wie der antinationale Wahn der sozialdemokratischen Arbeitermassen. Ich weiß ja nun sehr wohl, daß die Gesellschaft Neuland sich der Politik im

engeren Sinne fern halten muß, immerhin könnte sie durch Wort und Schrift auch an ihrem Teile dazu beitragen, die breiten Volksmassen, insbesondere die Arbeiterkreise von der Notwendigkeit einer nationalen Machtpolitik und eines engen Zusammengehens mit ihrem kaiserlichen Führer zu überzeugen. In dem neuen Deutschland wird nur für zwei maßgebende, zwei Machtfaktoren Raum sein: ein freiheitliches, durch Handel und Industrie blühendes Volk und, darüber schwebend, der kaiserliche Adler, der seine machtvollen Schwingen, Länder und Meere beschattend, über ein weltbeherrschendes Deutschland breitet."

Pastor Eichwald hielt inne. Die Zuhörer schwiegen und sahen vor sich hin. Einige wiegten bedenklich den Kopf, anderen war das Mißvergnügen deutlich vom Gesichte zu lesen.

Pastor Eichwald nahm wieder das Wort.

„Ja, meine Herren, ich habe es mir wohl gedacht, daß meine Ansichten Ihnen wenig mundgerecht sein werden. Eigentlich gehören sie ja auch nicht hierher. Aber nachdem Sie mich einmal zu Ihren Beratungen zugezogen, hielt ich es schon aus Gründen der Ehrlichkeit für geboten, Sie über mein politisches Bekenntnis nicht im Unklaren zu lassen. Für mich ist der Weg klar vorgezeichnet: freiheitliche Entwicklung, rücksichtslose Vernichtung aller Reste einer verrotteten mittelalterlichen Gesellschaftshierarchie im Innern, nationale Machtpolitik nach außen; beides im engsten Anschluß an die Person und den Willen unseres gottbegnadeten, jugendkräftigen Kaisers, beides Realpolitik. Sentimentale Rücksichten dürfen hier keine Rolle spielen; was zwischen den beiden großen Machtfaktoren liegt: dem Volkswillen, dem Willen der großen Mehrheit einer- und dem Kaisertum andrerseits, das muß schonungslos zerrieben werden. In der Politik entscheiden nur Interessen und Machtfaktoren."

„Macht, Macht, Macht!" brach Professor Horstmann unwillig aus. „Wohin man hört, Macht- und Interessen- und Realpolitik! Als ob wir modernen Deutschen an einem Ueberfluß von Idealismus zu Grunde gingen und nicht viel eher am Gegenteil, an dem verfluchten Krämer- und Schachergeist, der schließlich allein noch als existenzberechtigt übrig bleiben wird. Realpolitik! Jeder Schuster und Schneider nimmt heute das Maul voll mit ‚Realpolitik' und kommt sich dabei wunder wie gescheit und wichtig vor. Und worauf läuft schließlich die ganze ‚Realpolitik' hinaus? Auf den rücksichtslosen Interessenkampf, auf den brutalen Egoismus, für den Recht und Wahrheit überwundene, lächerliche Begriffe sind. Thue recht und scheue niemand, das ist auch Real-

politik, die Realpolitik, die uns unser Herrgott ins Gewissen gepflanzt hat. Wie wollen Sie vom Volke Religion und Sittlichkeit und Nächstenliebe verlangen, wenn Sie es lehren, daß das alles zwar sehr schöne Sachen sind, aber nur zum Ansehen und nicht zum praktischen Gebrauche? daß im Leben der Völker einzig und allein die Interessen, das Recht des Stärkeren entscheiden und entscheiden sollen?"

„Es ist nun aber doch einmal so," erwiderte der Pfarrer mit nachsichtigem Lächeln. „Die politische Moral ist eben eine andere als die bürgerliche. Was im bürgerlichen Leben sträflicher Eigennutz sein mag, das ist in der Politik oft höchste Weisheit und unumgängliches sittliches Gebot. Der Kampf ist ein ewiges Naturgesetz, im Leben der Völker wie in dem der ganzen Schöpfung, und im Kampfe giebt es nur ein Recht, das Recht des Stärkeren."

„Ja freilich" — der Professor lachte grimmig auf —, „wenn wir außer dem sogenannten Naturgesetz keine anderen, höheren Gesetze über uns anerkennen! Heute ist alles ‚Naturgesetz' und ‚Entwicklung'. Jeder Lump, der das Reifezeugnis fürs Zuchthaus erbracht hat, beruft sich auf das ‚Naturgesetz' und wird ja auch schließlich von vielen damit entschuldigt. Und wenn schon in der hohen Politik dieses herrliche ‚Naturgesetz' des Uebervorteilens und Vergewaltigens und Massenmordens und -Raubens herrscht und in alle Ewigkeit herrschen soll, müssen wir's denn auch in unserm bürgerlichen Zusammenleben anerkennen, indem wir den rücksichtslosen Klassen- und Interessenkampf predigen? Müssen wir denn überhaupt alle Politiker sein? Muß das Dichten und Trachten des ganzen Volkes im Kampfe um seine materiellen Interessen aufgehen? Soll es denn für gar nichts anderes, Höheres mehr Sinn und Gedanken haben? Wenn überall nur Macht und Interessen entscheiden, wenn der Kampf darum unser ganzes Leben ausfüllen soll, was heißt dann überhaupt noch Christentum? Und wodurch unterscheidet sich dies Christentum praktisch von dem viel verlästerten Materialismus und Atheismus? Werfen wir es dann doch lieber ganz über Bord! Silberne Löffel pflegen ja die Gegner des Christentums am Ende auch nicht zu stehlen. — Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, aber wie Sie die Lehre Christi mit der Lehre von dem Interessenkampfe und der Machtpolitik vereinbaren wollen, will mir schwer einleuchten. In meiner Jugend lehrten die Pfarrer: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen'."

Der Pfarrer runzelte leicht die Stirn.

„Mit meinem christlichen Amt und Gewissen ins Reine zu kommen,

muß ich schon bitten, als meine persönliche Angelegenheit zu betrachten," entgegnete er abweisend. „Im übrigen dürfen Sie überzeugt sein, daß ich die Konsequenzen meiner Anschauungen zu ziehen wissen werde."

„Habe ich Sie recht verstanden, Herr Pfarrer," warf Froben ein, „so schwebt Ihnen als Endziel eine Art demokratisches Kaisertum vor?"

„Sie können es wohl so nennen," sagte der Pastor nach kurzem Besinnen. „Auf den Namen kommt ja wenig an. Ja, ein Kaisertum, kraftvoll und gebietend nach außen, an der Spitze eines waffengewaltigen Volkes zu Wasser und zu Lande, ein Kaisertum, das seine Impulse unmittelbar aus der Seele eines freien, souveränen Volkes wie aus der eigenen hohen, göttlichen Mission empfängt, das wäre allerdings ein Ziel, so herrlich, so traumhaft schön, daß man es kaum zu erhoffen wagte, verhieße nicht die Person unseres gottbegnadeten Kaisers auch seine Verwirklichung. Schon die ersten Kundgebungen des Kaisers haben meines Erachtens bewiesen, daß er sich auf die breiten Massen des Volkes —"

„Aber das ist ja ein ganz unmöglicher Gedanke!" rief der Oberstleutnant fast zornig dazwischen, „und ein Gedanke, den ich bis zum letzten Atemzuge bekämpfen werde! Ein demokratisches Kaisertum ist ein Unding! Volkssouveränität und Königtum von Gottes Gnaden vertragen sich so wenig wie Feuer und Wasser, und ein Königtum ohne ständischen Unterbau, das unmittelbar aus dem Volke herauswüchse, ist so wenig denkbar wie eine Dachkrone, die auf das Fundament gesetzt würde. Das alles sind revolutionäre Ideen, die nur Unheil in unreifen Köpfen anrichten können und zur Pöbel- oder Geldsackrepublik führen müßten. Allenfalls vielleicht noch zu einem vorübergehenden Zäsarismus von Pöbels Gnaden, vor dem uns Gott behüten wolle. Auch ich muß bekennen, daß ich von einem christlichen Pfarrer in allererster Linie die Betonung des Christentums erwartet hätte. Aber das scheint ja heute für manche der jungen Herren Geistlichen Nebensache. Kein Wunder, wenn sie selbst den Glauben an die Grundlagen des Christentums verloren haben! Dahin kommen wir aber mit unserer vielgerühmten ‚Freiheit der Wissenschaft' und unserer liberalen Theologie, die jetzt durch staatlich besoldete Professoren von den Lehrstühlen herab verkündigt wird. Es wäre besser, die Herren Geistlichen beschränkten sich darauf, dem Volke die Religion zu erhalten und die staatlichen, gottgewollten Ordnungen gegen den Umsturz zu schützen, statt sich in die Politik zu mischen; das ist übrigens die Pflicht der Geistlichen wie aller anderen Staatsbeamten."

„Ich muß doch wiederholt bitten, mein Amt und mein persönliches Bekenntnis nicht in die Erörterung allgemeiner politischer Fragen zu ziehen. Auch muß ich entschieden bestreiten, daß es Aufgabe der Kirche ist, für alle Zustände und Einrichtungen des bestehenden Staates als sogenannte ‚gottgewollte Ordnungen‘ einzutreten.“

„Da hat der Pastor nicht so unrecht,“ bemerkte der Professor. „Die Religion ist nicht dazu da, dem Staate sozusagen als geistlicher Büttel zu dienen. Gerade diese Unterordnung der Religion unter die staatliche Opportunität hat die Kirche in den Augen des Volkes zur Magd der herrschenden irdischen Gewalten entwürdigt und ihren Einfluß untergraben. Und was die sogenannte liberale Theologie anbelangt, so meine ich doch, man müßte da nicht zu schroff urteilen und überhaupt die Stellung zu den Dogmen dem Gewissen der einzelnen überlassen.“

„So?“ fragte der Oberstleutnant. „Dann huldigen Sie wohl auch dem famosen sozialdemokratischen Grundsatze, daß Religion Privatsache ist?“

„Das — das habe ich ja nun nicht gerade sagen wollen. Ich meine nur, in gewissem Sinne —“

„In gewissem Sinne, natürlich! Das ist es ja eben, was alle göttliche und menschliche Autorität erschüttert, daß heute alles nur noch ‚in gewissem Sinne‘ Geltung hat. In gewissem Sinne ist der Monarch von Gottes Gnaden, in gewissem Sinne ist er von Volkes Gnaden. In gewissem Sinne ist das göttliche Wort Wahrheit, in gewissem Sinne nicht. In gewissem Sinne ist Christus Gottes Sohn, und wieder in gewissem Sinne ist er nicht Gottes Sohn. Das ist doch mit Verlaub zu sagen jämmerliche Halbheit, nicht kalt, nicht warm!“

Der Professor wurde nun auch erregt.

„Halbheit und noch Schlimmeres ist doch wohl unser königlich privilegiertes militärisches Staatschristentum. Halbheit ist es, Christus als Gottes eingebornen Sohn anzubeten und den Geboten dieses Gottessohnes andere, höher giltige überzuordnen, wie den gesellschaftlichen Ehrbegriff und den Duellzwang und den militärischen Kadavergehorsam, der sich im Namen Gottes über alle göttlichen Gebote hinwegzusetzen hat, wenn es von Menschen befohlen wird. Oder wollen Sie mir wirklich eine Stelle im Neuen Testament nachweisen, die es dem Sohne erlaubt oder gar zur Pflicht macht, unter irgend welchen Umständen auf Vater und Mutter zu schießen — im Namen desselben Gottes, der ihm gebietet: Ehre Vater und Mutter — und: Du sollst nicht töten? Und erst die ‚gottgewollten‘ Massenschlächtereien im Kriege!“

„Ach so," warf der Oberstleutnant halb belustigt, halb geringschätzig ein, „also ein Apostel der Friedensbertha! Dann freilich wundert mich nichts mehr!"

„Ich bitte, mich doch nicht mißzuverstehen," erwiderte der Professor ernst. „Kriege sind notwendig; d. h. nicht an sich, nicht aus einem logischen Zwange der Dinge, sondern weil wir, die Menschen, in unsern Leidenschaften und Begierden, unserm Wahn und unserer Thorheit uns einen solchen Zwang selbst schaffen. Nun, meine Herren, ich nehme keinen Anstand zu erklären: ich selbst würde mit Begeisterung das Schwert für mein bedrohtes Vaterland ziehen, und an den kampfesfrohen Helden unserer Sage und Geschichte empfinde ich eine tiefe Freude. Aber ich verhehle mir dabei nicht: Das alles ist wohl menschlich und natürlich empfunden, aber nicht göttlich im Sinne Christi. Ich lasse die Notwehr des angegriffenen Volkes gelten, sie ist dann eine traurige Pflicht, wie der Krieg in diesem Falle ein notwendiges Uebel — für das einzelne Volk und den einzelnen Menschen. Aber was haben wir daraus gemacht? Eine geheiligte Einrichtung der göttlichen Weltordnung! Der Beruf, der dieser traurigen Pflicht zu genügen hat, der Pflicht, die Brüder zu töten, gilt als der herrlichste und ehrenvollste in unserem christlichen Staate. Für ihn begeistern wir uns und unsere Kinder, ihn segnen und weihen die Diener unserer Kirche. Das nennen wir christliches Germanentum. Aber christliche Entsagung und Duldung und dienende Selbstaufopferung auf der einen und schwertfrohes, selbstherrliches Germanentum auf der anderen Seite, das sind Gegensätze, die nur von unserem harmoniebedürftigen Empfinden künstlich zusammengeschweißt worden sind, darum aber nicht aufgehört haben, Gegensätze zu bleiben. Und in unserer Zeit klaffen sie wieder auseinander. Die Massen glauben nicht mehr an einen Gott, dem das gegenseitige Niedermetzeln ein wohlgefälliges Werk und der Blut- und Ludergeruch ein angenehmes Rauchopfer ist. Sie glauben nur, daß Gott immer auf Seite der stärkeren Bataillone steht, d. h. sie höhnen über einen Gott und eine Religion, die mit ihrer Autorität alles decken und heiligen, was von der erdgeborenen, fallenden Menschennatur und dem staatlichen Opportunismus oder den herrschenden Gewalten zur Aufrechterhaltung ihrer Macht je nach dem wechselnden Tagesbedürfnis als ‚gottgewollte Ordnung' erklärt wird.

„Wer dem Volke die Religion erhalten will, darf sie nicht in den Staub menschlicher, allzu menschlicher Triebe und Bedürfnisse herabziehen. Ich bin gewiß der letzte, der für Abrüstung und dergleichen

Utopien auftreten oder irgend jemandem die Freude am Vaterlande und der Wehrhaftigkeit unseres Volkes verkümmern möchte. Aber mit der Lehre dessen, der da sagte: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt‘, der uns gebot, unsere Feinde zu lieben und lieber Unrecht zu dulden, als Unrecht zu thun, mit dem Christentum Christi haben diese weltlichen Empfindungen und Beweggründe nichts zu thun. Und deshalb sollten wir auch die Religion bei all diesen Dingen fein säuberlich aus dem Spiele lassen. Sie sollte uns zu hoch dafür stehen.“

„Das sind ja ganz gefährliche Ansichten, die Sie da entwickeln!“ rief der Oberstleutnant. „Damit reißen Sie ja Staat und Kirche auseinander, damit nehmen Sie dem Staate und der Monarchie die feste christliche, gottgewollte Grundlage! Und wie wollen Sie begeistert für Ihr Vaterland in den Krieg ziehen, — und das wollen Sie ja doch, seltsamerweise! — wenn Ihr religiöses Gewissen den Krieg verurteilt? Das ist doch erst recht unlösbarer Widerspruch, Halbheit, wie sie im Buche steht!“

„Ja, Halbheit ist es wohl, das gebe ich zu, sogar eine peinigende Halbheit! Aber ich sehe keinen Ausweg, wenn ich nicht den Glauben an die christliche Wahrheit aufgeben oder vor mir selbst unehrlich werden will. Es ist ein bewußtes Abweichen des natürlichen Menschen von dem religiösen Gewissen. Mir scheint das aber immer noch besser, als das religiöse Gewissen selbst zu verfälschen und zu vernichten. Lieber im einzelnen gegebenen Falle bewußt vom Ideale abweichen und den Konflikt tragen, als überhaupt aus lauter Konsequenz kein Ideal haben.“

Der Oberstleutnant lachte ironisch auf.

„Das nenne ich doch wirklich eine praktische und bequeme Philosophie, eine Philosophie, wie sie sich — pardon! — nur ein deutscher Professor aushecken kann. Gegen solche moralischen Finessen können wir schlichten Soldaten mit unserer altmodischen Parole ‚Gott, König und Vaterland‘ freilich nicht aufkommen.“

Des Professors Stirn umwölkte sich. Er hatte offenbar eine ernste Antwort auf der Zunge. Bevor er indessen erwidern konnte, legte sich der Geheimrat ins Mittel. Er war der Unterhaltung der beiden Herren mit wachsendem Unbehagen gefolgt und schon wiederholt im Begriffe gewesen, die Hand nach der Glocke auszustrecken. Jetzt ließ er sie kurz einmal ertönen.

„Ich glaube, meine Herren, die Diskussion verirrt sich auf Gebiete, die von der Erörterung in unserm Kreise streng ausgeschlossen bleiben sollten. Ich darf es in meiner Eigenschaft als Mitglied einer

hohen Staatsregierung nicht stillschweigend geschehen lassen, daß an dieser Stelle Einrichtungen des Staates und der Monarchie einer Kritik unterzogen werden, die ich" — ein kurzer Seitenblick streifte den Professor — „die ich, hm, bei aller Hochachtung vor dem Berufe und der Person der betreffenden Herren Redner nicht als kompetent anerkennen kann. Ueber derartige Fragen zu entscheiden, ist Sache der Behörden und maßgebenden Instanzen.

„Ich erteile nunmehr Herrn Dr. Froben das Wort zu seinem Vortrage."

Froben öffnete die vor ihm liegende Mappe, nahm einige beschriebene Blätter heraus und legte sie zurecht. Dann erhob er sich.

„Bevor ich meinen Vortrag beginne, sei es auch mir gestattet, einige Bemerkungen grundsätzlicher Natur vorauszuschicken. Ich muß gestehen, daß mich der bisherige Gang der Verhandlung nicht nur nicht befriedigt, sondern tief enttäuscht, zum Teil geradezu in peinliches Erstaunen versetzt hat. Was war es denn, das zur Gründung unseres Instituts geführt hat? Der Wunsch, im kleinen und im Rahmen der bestehenden Gesellschaft zu verwirklichen, was uns als Ziel im großen vorgeschwebt hat. Das sollte geschehen durch Schaffung wirtschaftlicher Wohlfahrtseinrichtungen für das arbeitende Volk, durch Vermittlung wohlfeilen Kredits, durch Gründung von Arbeiterkolonien, die dem Arbeiter ein eigenes Heim und eine eigene, wenn auch noch so kleine Scholle der vaterländischen Erde, damit aber auch die Freude am Vaterlande und die Grundlage wirtschaftlicher Selbständigkeit gewähren. Zweckmäßige Verkehrseinrichtungen sollen die Dezentralisation, die Flucht aus den übervölkerten und entnervenden Großstädten mit ihrer unnatürlich gesteigerten Lebenshaltung, bequeme Verbindungen zwischen Heim und Arbeitsstätte ermöglichen. Auf der Grundlage der Selbsthilfe, jedoch mit Unterstützung der Gesellschaft und womöglich des Staates wollen wir diese Kolonien zu kleinen Arbeiterstaaten ausgestalten, ihren Bürgern ein gesundes Familienleben, die Freude an der Natur und an edeln geistigen Genüssen zurückgeben, und so ein Neuland im kleinen schaffen, das sich allmählich über das ganze Reich ausdehnen soll. Eine energische und zielbewußte Aufklärungsarbeit durch Wort und Schrift und nicht zuletzt auch durch unser Genossenschaftsorgan soll die öffentliche Meinung und die besitzenden und gebildeten Klassen für unsere Arbeit gewinnen, die Gesetzgebung zum Schutze des arbeitenden Volkes vorbereiten und fördern. Und wie viele, auch im Rahmen der heutigen Gesellschaft erfüllbare Aufgaben harren da noch der Lösung! Ich erwähne nur beiläufig den

Schutz der Frauen und Kinder. Das Gewissen der Nation wollten wir aufrufen, ihm ins Bewußtsein bringen, daß es sich nicht mehr darum handeln kann, mit Polizei und Militär einen sogenannten Umsturz zu bekämpfen, sondern daß eine gewaltige und bei aller Unreife im Kern berechtigte Bewegung durch verständnisvolles Eingehen auf ihren Ursprung und ihr Wesen und durch nüchterne, aber unausgesetzte Arbeit in heilsame Bahnen gelenkt werden muß; über einzelnes will ich mir ja erlauben, Ihnen sogleich in meinem Vortrage einige unmaßgebliche Ansichten zu entwickeln. — Aber was hat unsere heutige Versammlung zu Tage gefördert? Mit schmerzlichem Erstaunen bin ich ihr gefolgt. Ich will von den allgemeinen Erörterungen über religiöse und politische Prinzipien, wie sie zwischen einigen der Herren stattgefunden haben, absehen. Es sind da manche bemerkenswerten Gedanken geäußert worden, obwohl auch sie unsere nächstliegenden Aufgaben kaum berühren. Aber befremdet hat mich das Hervortreten und Hineintragen von Interessen, die ich nur als ganz private bezeichnen kann, und allgemeinen Redensarten, die vielleicht in Volksversammlungen ihre Wirkung thun mögen, in einem Kreise ernster Männer jedoch unmöglich sein sollten. Ich bin erstaunt, daß auch unser Herr Direktor Wespe, mit dem ich mich ja noch vor einigen Tagen völlig eines Sinnes wußte, plötzlich mit einem Programm hervortritt, das die Welt durch Aufstellung einer Menge farbloser und vager Ideale reformieren soll. Und ich kann unmöglich annehmen, daß die Herren ernstlich beabsichtigen sollten, mit Ideen, wie Umwälzung der ärztlichen Wissenschaft, und grotesken landwirtschaftlichen Experimenten oder auch mit allgemeinen Zeitungsphrasen über Judentum und Mittelstand an die Oeffentlichkeit zu treten. Wir würden uns damit unrettbar und für immer mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen."

„Ich bitte ums Wort," rief Herr Hinzius entrüstet, indem er wie von der Tarantel gestochen halb von seinem Stuhle emporschnellte und Froben einen zornfunkelnden Blick zuwarf: „Das ist doch unerhört!"

„Ich bitte auch ums Wort," sekundierte ihm mit nicht geringerer Entrüstung Herr Grünfisch.

„So is et aber, ja woll, lachhaft!" rief Herr Bambuß schadenfroh dazwischen. „Achtundzwanzig Idejale mit'n Rhabarbersalat extra! Jewiß is det lachhaft, uf den Kalmus piepe ick ooch nich!"

Herr Dörffel „vernichtete" den Sprecher mit einem Blicke unsäglicher Verachtung, ohne jedoch damit besonderen Eindruck zu machen. Der Direktor hatte die Hände an beide Brillendrähte gelegt, offenbar in

der Absicht, den nützlichen Gläsern eine erneute, aufmerksame und eifrige Thätigkeit zu widmen. Der Präsident schwang die Glocke.

In diesem Augenblick erhob sich Selling.

„Wenn die Herren mir einen Augenblick Gehör schenken wollen, werden sie es wohl für überflüssig halten, ihrem berechtigten Unwillen über die anmaßende Kritik, die sich der Herr da eben erlaubt hat, noch weiter Ausdruck zu geben. Ich habe den verehrten Anwesenden einige Eröffnungen zu machen, nach denen sie es wahrscheinlich vorziehen werden, auf weitere Belehrungen von jener Seite überhaupt zu verzichten."

Selling sagte das mit durchdringender Stimme, die vor zurückgehaltener Erregung in einen schrillen Diskant überschlug. Er vermied es, Froben dabei anzusehen. Dieser blickte ihm fest und ruhig ins Gesicht. Ein kleines, verachtungsvolles Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, düstere Entschlossenheit sprach aus seinen Zügen.

Es wurde still im Zimmer. Die Anwesenden richteten ihre Blicke erstaunt und gespannt auf Selling. Der Präsident hielt vorn übergebeugt die ausgestreckte Hand wie in stummem Staunen noch immer auf dem Glockengriff. Er sagte nichts, aber in seinen peinlich beunruhigten Mienen lag die Aufforderung an Selling, zu reden.

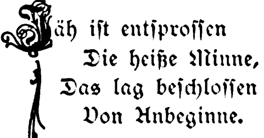
(Fortsetzung folgt.)



Schicksal.

Von

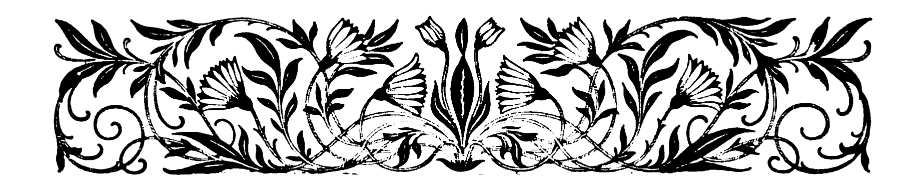
Reinhard Volker.



Jäh ist entsprossen
Die heiße Minne,
Das lag beschlossen
Von Anbeginne.

Kein Wollen schaltet,
Es wirkt ein Müssen;
Ein Schicksal waltet
In unsern Küssen.





Unverbesserlich.

Von

Jul. Ad. Ey.



Es giebt doch unter den Geistlichen mehr gute Menschen, als man denkt. Ist da einer, der das Hemd weggiebt, wenn er einem Nackenden damit von seiner Blöße helfen kann. Hat ihm deshalb auch seine Pastorin, eine kreuzbrave Frau, die ihm sonst in allen Werken der Mildthätigkeit zur Hand ist, einmal ernstlich und kräftig zugeredet, er solle doch seiner Kinder gedenken, die würden noch bettelarm, wenn er sein bißchen Gehalt und was sonst an Sporteln abfiele, immer wegschenke; sie wisse schon so oft nicht, wovon sie sich kleiden und nähren sollten.

Der Mann hat nur zerstreut zugehört, gelächelt und gesagt: er wolle daran denken, hat ihr die Wange gestreichelt und ist zu seinen Armen und Kranken gegangen.

Dauert's auch nicht lange, da kommt er heim, auf jedem Arme ein kleines, schmutziges, zerlumptes, heulendes Kind.

Der Pastorin sanken die Hände am Leibe nieder. Das hat ihre Ermahnung zuwege gebracht.

„Was soll's mit den Kindern?"

Die Rede seiner Frau fällt ihm ein, macht ihn verlegen.

Er hat das auf einer Bodenkammer gefunden, durch die der Wind pfiff. Die Mutter schwindsüchtig, auf den Tod krank. Die Würmer in Schmutz und Ungeziefer, heulend vor Hunger und Kälte. Morgen kann er sie anderswo unterbringen, aber heute muß sie die jammervollen Kleinen waschen, kämmen, kleiden, füttern. Er hilft mit und will abnehmen, was ihr widersteht.

Dazu ist er aber zu ungeschickt, und die Frau seufzt und thut, was mehr ist als Arbeit.

„Eine Lieb' ist der andern wert," sagt sie, während ihr Kamm mühselig durch das Wirrsal des einen Kinderkopfes fährt, „heute abend bleib einmal zu Haus! Deine Kinder verlangen so danach und ich auch."

„Gern thät' ich's," erwidert er und streicht sich nachdenklich das Kinn; „doch heute ist Jünglingsverein, und ohne mich geht's nicht; sie wissen's noch nicht recht anzufassen."

„Dann morgen."

„Morgen? Da hab' ich zwei Kranke, die ich notwendig besuchen muß. Mutter Kohrs muß ich was vorlesen, sonst könnt sie nicht einschlafen, meint sie."

„Dann übermorgen."

„Das geht, denk' ich, und doch nicht; im Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hab' ich das Referat übernommen."

„Nun, wann kannst du denn?"

„Aber, meine Liebe, ich bin ja immer bei euch."

„Immer? Wir sehen dich bei den Mahlzeiten, und da sind deine Gedanken auch, Gott weiß es, nicht bei uns. Einen Abend solltest du wenigstens deinen Kindern widmen."

„Will's überlegen," sagt der Pastor freundlich, nimmt Hut und Schirm und geht seiner Seelsorge nach.

Einen Augenblick zwar quält ihn der Gedanke, daß er etwas an seiner Familie versäume, aber die Frau ist ja da: sie ist so verständig, so thätig, so kundig in allem Wissenswerten; die Kinder können ihn nicht sehr entbehren, und er geht ja zu denen, wo der eine oder andere der Eltern fehlt oder es nötig hat, zurechtgewiesen und an seine Pflicht erinnert zu werden. Wie glücklich sind seine Kinder, wenn er sie mit tausend andern vergleicht! Und seine Pastorin? Sie steht wie er auf der Bresche, ist nicht da, um gestützt zu werden, sondern um zu stützen und einen Halt zu bieten für viele.

Abend um Abend vergeht, und die Mutter sitzt mit ihren Fünfen allein zu Haus. Der Vater gehört der Gemeinde.

Hat die älteste Tochter, ein Backfisch von 15 Jahren, einen Gedanken.

„Mutter," sagt sie und streicht sich die widerspenstigen Löckchen aus der weißen Stirne, „ich wüßt' wohl, wie wir den Vater fangen könnten."

„Wie denn?" rufen die Geschwister und sehen von ihrer Beschäftigung auf.

„Wir schreiben Vater einen Brief, wie die alten Frauen. Denen schlägt er nichts ab. Du bist eine Frau Müller aus der Kirchgasse. Was für ein Gesicht wird er machen, wenn" — und sie entwickelt ihren Plan. An dem Abend herrscht eitel Fröhlichkeit in dem Pfarrhaus, trotzdem Mutter und Kinder verlassen daheimsitzen.

Folgenden Tages bringt der Briefträger ein Schreiben, das aus armen Händen kommen muß. Die Aufschrift geht den Berg hinunter, ist unfrankiert, auch sonst nicht nach den Regeln der Ordnung und Rechtschreibung. Die Pastorin ist gerade im Zimmer, als ihr Mann den Brief öffnet. Er liest ihn halblaut vor sich hin.

Dienstag, den 30. März.

Lieber Herr Pastor!

Ich komme mit einer Bitt an Ihnen. Wilhelm, was mein Mann ist, war immer meistens herzensgut zu mich, es wird Martini 16 Jahre, da haben wir Hochzeit gemacht, und fünf Kinderchen hat uns der liebe Gott geschenkt, drei Mädchens und zwei Jungens, und die werden nu all groß. Da muß man paß Achtung haben, die Racker machen sonsten Unzeug, sind aber gute ordentliche Kinder, wenn man Vater mich helfen wollte. Der ist aber man einmal aushäusig. Trinken thut er nicht, ne, Schnaps, da kann man ihm mit jagen. Jeden Abend witsch ist er fort, und kein Bitten hilft nicht. Lieber Herr Pastor, die Kinderchen wachsen mich überm Kopf, und er — Gott verhüte, daß ich was Schlechtes sag, da beiß ich mich eher die Zung ab — aber ich komm mich akkerat so vor, wie eine verlassene Witwe und 5 Waisen, wenn Sie nicht ein gnädig Einsehen haben. Er hält was auf Ihnen. Nehmen Sies nicht vor ungut, daß ich Ihnen morgen gegen sechse am Abend besuche. Sie können mich allein helfen. Adjes!

Ihre liebe A. Müller

aus der Kirchgasse.

„Kennst du eine Frau Müller in unserer Gasse?“ fragt er die Pastorin, während er den Brief zusammenfaltet, mit einer Nummer versieht und unter den eisernen Beschwerer legt.

„Eine Frau Müller? Nein.“ — Die Frau meint, er müsse nun das Spiel merken.

„Wenn sie nur pünktlich kommt,“ sagt der Pastor, „ich muß nachher noch zu einer Sitzung des Suppenvereins.“

Um sechs klingelt die Hausthürglocke, dann scharren mehrere Füße auf der Hausflur, und dann klopft's.

„Herein!“ und während er weiterschreibt, sagt er: „Setzen Sie sich einen Augenblick! Ich bin gleich fertig.“

Die Eingetretenen bleiben stehen. Das Warten wird ihnen sauer. Endlich dreht er sich um: „Nun, meine liebe . . .“

Er stockt; denn er sieht die Pastorin und seine fünf Kinder aufgestellt wie die Orgelpfeifen.

„Was wollt ihr denn? Ei, ei, eine Frau, fünf Kinderchen, drei Mädchen und zwei Jungens und ein aushäusiger Mann. Nun, ich will mal mit dem Mann ein ernstlich Wort sprechen.“

Den Abend ist er zu Haus geblieben, aber auch nur den.



Im Birkenschatten.

Von

G. Emil Barthel.

Pfingsten war's, und unter grünen Maien
Saßen wir, mein Lieb und ich, zu zweien.

Aus dem azurblauen Himmelszelt
Schien die Sonne leuchtend in die Welt.

Rings umhauchten uns des Frühlings Düfte,
Durch die Wipfel wehten leise Lüfte.

Uns zu küssen wurden wir nicht satt,
In den Birken klatschte Blatt an Blatt.

Da — auf trauten Liebchens Stirn und Wangen
War ein lieblich Wunder aufgegangen.

Schattend huschten in dem Dämmerlicht
Kleine Blätter über ihr Gesicht.

Und auf ihrem weißen Nacken hatten
Sich gelagert kleiner Blätter Schatten.

Als ein Kind zur süßen Kinderzeit
Saß sie wie im schottisch-bunten Kleid.

Und des Lenzes liebliche Gardine
Hing, ein Schleier, vor der süßen Miene.

Liebchen schaute aus dem leichten Flor
Klug und kindlich wie ein Reh hervor.

Wie gefangen saß sie hinterm Gitter;
Ich davor, ein liebekranker Ritter. —

Pfingsten war's, die Sprosser schlugen laut:
„Glück ist nur bei Bräutigam und Braut!"
— — — — — — — — — — —
Pfingsten ist's, und unter Birkenbäumen
Sitz' ich heut' allein in Jugendträumen.

Ringsum Licht und Glanz, und alles mait;
Aber du bist tot, o Jugendzeit!





Ein deutsches Fürstenbild aus dem 16. Jahrhundert.

Von

Julius Franz.

Der „Roman einer Fürstin“ ist ein beliebtes Stichwort unserer sensationslüsternen Zeitungsschreiber, und der naive Leser empfindet es in der That als höchst „romantisch“, wenn ihm mitgeteilt wird, wie ein Angehöriger jener Kreise, an die sich seit jeher alle Vorstellungen von Glanz und Macht geknüpft haben, herabsinkt in niedere Sphären, gar in den Sorgenbann kleinbürgerlicher Existenz. Den Tieferschauenden wird an einem Lebensgang wie dem nachstehend geschilderten viel mehr als das „Romantische“ der äußeren Geschehnisse das Kulturgeschichtliche interessieren; der Abstand in der Lebenshaltung von jetzt und einst dürfte anschaulicher kaum aufgezeigt werden können als an diesem „Roman einer Fürstin“ vor fast vierhundert Jahren.

Markgräfin Margarete, die Tochter des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und seiner Gemahlin Elisabeth, geboren im Jahre 1511, wurde, kaum neunzehn Jahre alt, mit dem Herzog Georg von Pommern vermählt. Die Ehe wurde schon nach Verlauf eines Jahres durch den Tod des Herzogs gelöst. Aber nicht gar lange dauerte der Witwenstand der Fürstin. Nach Jahresfrist warb der Fürst Johann von Anhalt-Zerbst um ihre Hand. Sie wurde im Jahre 1532 seine Gemahlin.

Margarete brachte ihrem Gemahl ein Heiratsgut von 20 000 Gulden in die Ehe; dieser verschrieb ihr als jährliches Zins- und Renteneinkommen die sämtlichen Einkünfte von zwölf Dörfern im Betrage von 4000 Gulden, sicherte ihr, im Falle sie Witwe werde, das Schloß Roßlau als Witwensitz zu, ein Vermächtnis, das unter Zustimmung der Agnaten, des Dompropstes Georg und des Fürsten Johann von Dessau, feierlich verbrieft der Fürstin auf Lebenszeit „unversetzt, unverkümmert und vor aller Ansprache sicher“ verbleiben sollte. Ebenso sollten ihr, wie es in der Wittumsurkunde heißt, „das eingebrachte Silbergerät, die Kleinodien, Schmuck und alles, was zu ihrem fürstlichen Stande gehöre, frei und ungehindert verbleiben“. Damit schien die Zukunft der Fürstin

völlig gesichert zu sein. Und doch gestaltete sich ihr Leben wider Erwarten zu einem überaus traurigen. Es war ihr Los, unter den wenigen Damen fürstlichen Standes, die vor und nach ihr ein ähnliches schweres Geschick duldend getragen und handelnd bestritten, die erste Stelle einzunehmen.

Schon im Jahre 1535 verbreitete sich bei den fürstlichen Verwandten, namentlich an den Hoflagern zu Berlin, wo inzwischen Joachim II. seinem Vater gefolgt war, und zu Küstrin, wo der Markgraf Hans residierte, die Kunde, daß die Schwester mit ihrem Gemahl in Unfrieden und von ihm getrennt lebe. Das Gerücht erhielt bald greifbarere Gestalt durch die Spannung, die schon seit dem Tode des Kurfürsten Joachim I. zwischen den Häusern Brandenburg und Anhalt herrschte und in offene Feindseligkeiten ausbrach, als die Anhaltiner dem Vetter Margaretes, dem Herzog Albrecht von Preußen, bei Gelegenheit einer von ihm im Frühjahr 1537 nach Deutschland unternommenen Reise das erbetene Geleit durch ihre Lande versagten. Was der Gemahl und die Schwäger verweigerten, suchte Margarete aus eigener Machtvollkommenheit dem Herzog zu gewähren, indem sie ihn dringend zum Besuche nach Dessau in ihre „arme Behausung“ einlud. Der Herzog kam zwar aus begreiflichen Gründen der Aufforderung nicht nach, bat sie aber seinerseits zu Gevatter. Margarete beeilte sich, ihre Freude über die ihr zugedachte Ehre auszusprechen, gleichzeitig aber der Befürchtung Ausdruck zu geben, daß der Gemahl, der sie nicht einmal zu ihren Brüdern ziehen lasse, die Erlaubnis zu einer Reise in das ferne Grenzland verweigern werde. In bewegten Worten gedachte die Vereinsamte ihrer unglücklichen ehelichen Verhältnisse, des „Kreuzes, das ihr von Gott auferlegt“, und ersuchte den Herzog um etwas Bernstein, Einhorn, „rechtschaffene Elendsklauen“ und eine „rechte Otterzunge“ — in damaliger Zeit beliebte Universalheilmittel —; „denn ich fürchte“, so schloß sie den wortreichen Klagebrief, „ich habe von bösen Leuten einen schlimmen Trank bekommen“. Diesem Umstand schrieb sie auch eine Krankheit zu, an der sie vor der Geburt ihres zweiten Sohnes Joachim Ernst, des Stammvaters der heutigen Fürsten von Anhalt, zwanzig Wochen darniedergelegen hatte.

Auf des Herzogs Bitte, ihm über die zwischen ihr und dem Gemahl bestehende Spannung nähere Mitteilung zu machen, bestätigte die Fürstin zwar die Thatsache der über sie im Umlauf befindlichen üblen Nachrede, bestritt aber deren Wahrheit. Es gebe leider böse Menschen genug in der Welt, unter deren unnützen Reden ein armes Weib oft unschuldig zu leiden habe. „Man spricht“, so fährt sie fort, „in Nothen soll man erkennen, wer Freund und Feind ist; ich bin's wohl inne geworden, aber Gott wird mir noch weiter helfen! Ich bin gottlob des ehrlichen Herkommens, daß ich niemals etwas anderes in meinen Sinn nehme und anders handeln würde, als ich vor Gott und aller Welt zu ehren will bekannt seyn.“

Die Erklärung für die in diesen Zeilen sich kundthuende Mißstimmung sowohl, als für die Trennung der fürstlichen Gatten werden wir ohne Zweifel

in den traurigen ökonomischen Verhältnissen zu suchen haben, in denen Margarete sich andauernd befand. Die ihr feierlich verbrieften Einkünfte wurden ihr entweder gänzlich vorenthalten oder ihr nur in unzureichendem Maße gewährt. Zu der Zeit, da sie mit dem herzoglichen Vetter in Verbindung trat empfand sie es besonders drückend, ein ihr von ihrer Schwägerin, der Kurfürstin Hedwig von Brandenburg, vor Jahren vorgeschossenes Darlehen von 600 Gulden nicht zurückzahlen zu können, da sie „nichts Eigenes habe". Nur die Aussicht, diese Summe von den Einkünften des ihr in kurzem zu überweisenden „Leibgedings" Roßlau allmählich ersparen zu können, gewährte ihr einigen Trost.

So vergingen zehn Jahre, ein Zeitraum, aus dem keinerlei verbürgte Nachrichten über die Fürstin überliefert sind. Da brachen im Jahre 1547 die Stürme des schmalkaldischen Krieges verheerend über das protestantische Sachsen herein. Auch das Fürstentum Anhalt wurde, obwohl der Herzog Johann, Margaretes Gemahl, infolge körperlicher Schwäche an den Kriegsereignissen keinen thätigen Anteil genommen hatte, von den kaiserlichen Völkern schwer heimgesucht. Johanns Bruder Wolfgang, der auf der Seite der schmalkaldischen Verbündeten gestanden und in der Schlacht bei Mühlberg mitgefochten hatte, verfiel der Reichsacht, verlor Land und Leute und irrte jahrelang in mancherlei Verkleidungen als heimatloser Flüchtling in den Schluchten des Harzes umher, bis endlich der gutmütige Herzog Albrecht sich des Bedrängten annahm und ihn an seinen Hof rief. Erst durch den Passauer Vertrag (1552) erhielt Wolfgang sein Land zurück. Diese Zustände in den verarmten anhaltischen Ländern und die damit verbundene weitere Schmälerung der ihr rechtlich zustehenden Apanage waren der Ausgangspunkt jener Kette schwerer Leiden, die nun über die unglückliche Fürstin hereinbrachen.

Ränkesüchtige Geschichtenträger und klatschsüchtige Hofdiener hinterbrachten dem alternden Gemahl die aufregende Kunde, Margarete habe ihre Neigung dem fürstlichen Leibarzt Christoph Böhmer zugewandt, habe ihm einen Teil ihres Silbergerätes zum Einschmelzen überliefert und ihm auch ihre Kleinodien ausgehändigt. Noch schlimmere Dinge wurden der armen Frau nachgesagt, und die geschäftige Fama war eifrig bemüht, ihre Handlungen mit dem verführerischen Reize der Romantik zu schmücken. Aeußere Anzeichen schienen für die Schuld Margaretes zu sprechen. Sie wurde daher in Verhaft genommen. Auch Böhmer entging seinem Schicksale nicht. Während er, einst der gefeierte Höfling und Vertraute des Hofes, in einem finsteren Gefängnisse Gelegenheit hatte, über die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge nachzusinnen, harrte die Fürstin in einem festen Turme des Ausgangs der angestellten umständlichen Untersuchung.

Bei dem jeglichen Mangel wahrheitsgetreuer und unparteiischer Nachrichten über den Gang und das Resultat derselben ist es unmöglich, sich ein einigermaßen sicheres Bild von den Ereignissen zu machen. Wohl mögen einzelne Unbesonnenheiten dem Hofklatsch allzu reichliche Nahrung geboten und bos-

haften Vermutungen Raum gegeben haben. Aber daß der Verkehr der Beschuldigten die Grenze des Erlaubten überschritten, ist durch nichts erwiesen worden. Das mit peinlichster Schärfe geführte Ermittelungsverfahren, bei dem auch wiederholte grausame Verhöre des Arztes auf der Folter eine Rolle spielten, war nicht im stande, etwas Nachteiliges nach dieser Richtung an den Tag zu bringen. Nur der Verdacht hinsichtlich der Verpfändung der Kleinodien, unter denen sich sogar etliche dem Fürsten gehörige befunden haben sollten, wurde teilweise bestätigt. Grund genug für den Erzürnten, Margarete und Böhmer nicht aus der Haft zu entlassen. Der schwer gemißhandelte Arzt erhielt erst nach zwei Jahren auf energische Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen seine Freiheit wieder. Die leidenschaftliche Fürstin dagegen fand selber Mittel und Wege zu ihrer Befreiung.

Nachdem sie länger als drei Monate, von innerer Unruhe über ihr Geschick verzehrt, in einer verhältnismäßig milden Haft zugebracht hatte, gelang es ihr endlich, sich mit ihrem ältesten Sohn, dem Prinzen Karl, in Verbindung zu setzen. In einer stürmischen, kalten Dezembernacht des Jahres 1550 wußte der Prinz die Wächter zu entfernen, und die Fürstin sprang nun aus dem mehrere Meter über dem Boden befindlichen Fenster ihres Turmgemaches auf den Wall herab. Obwohl von dem wagehalsigen Sprunge betäubt und am Kopfe verletzt, raffte sie sich auf, durchwatete den morastigen Wallgraben und setzte unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte im schützenden Nachtdunkel ihre Flucht fort. Man erzählt, daß ein fahrender Geselle sich voll Mitleid der unglücklichen Frau angenommen und sie auf geheimen Waldpfaden glücklich über die anhaltische Grenze gebracht habe. Bei ihrem Oheim, dem Dänenkönig Christian III., fand die Flüchtige eine freundliche Heimstatt. Er stattete die Verarmte mit dem Notwendigsten aus und überwies ihr das Kloster Margebo zum Wohnsitz.

In den stillen Klostermauern lebte Margarete über ein halbes Jahr in dürftigen Verhältnissen, einsam, hoffnungsarm, der Zukunft bang entgegenschauend. Wer sollte sie ihrer traurigen Lage entreißen? Ihren Gemahl sah sie niemals wieder; er hatte am 4. Februar 1551 das Zeitliche gesegnet. Ihre fünf Kinder waren noch zu jung, der älteste Sohn zählte erst siebzehn Jahre, als daß sie der Mutter hätten eine Stütze sein können. Die Verwandten ihres Gemahls in Anspruch zu nehmen, mußte sie nach den Erfahrungen der letzten Zeit Bedenken tragen. Auf die Fürsprache und Unterstützung ihrer Brüder aber durfte sie um so weniger zählen, da diese mit dem anhaltischen Hause verfeindet waren. So blieb ihr außer dem Dänenkönig nur ihr Vetter, der Herzog Albrecht, der sie schon wiederholt zu trösten versucht hatte, als Rettungsanker übrig.

Nach Monaten voll bittrer Enttäuschungen sandte die Leidvolle im Juni 1551 einen treuen Diener mit einem noch heute im Königsberger Archiv aufbewahrten Briefe nach dem entlegenen Preußenlande. Mit der beweglichen Gesprächigkeit gedrückter Gemüter schilderte sie darin die Schwere ihres Geschickes. „Ich arme

betrübte Fürstin", schreibt sie, „kann Ew. Liebden nicht bergen, wie man tyrannisch und mörderisch mit mir armen betrübten Fürstin umgangen ist, daß es sein Lebtage nicht erhört worden ist, daß man mit einer Fürstin, die so hohen Stammes gewesen, umgegangen wäre, als mit mir armen Frau. Ich bitte Ew. Liebden um Gottes Willen, weil Ew. Liebden auch meines Fleisches und Geblüts sind, auch ein geborener Markgraf von Brandenburg, und ich so gar verlassen bin von aller meiner angeborenen Freundschaft, Ew. Liebden wollen sich doch über mich erbarmen, denn Gott weiß, daß ich nicht mehr habe, als was mir fromme Leute zuwerfen, und bin doch auch so gar elendiglich in unseres lieben Herrn und Vetters, des Königs von Dänemark Land angekommen, daß ich Ew. Liebden nicht davon schreiben darf. So hat sich seine königliche Majestät über mich erbarmt und mich in ein Kloster gethan, darin ich nun verharrt habe bis in die sechsundzwanzig Wochen. Auch kann ich Ew. Liebden nicht verhalten, daß seine königliche Majestät mir zwei Röcke hat machen lassen und ein Stück Kammertuch geschenkt, daß ich wieder bekleidet worden bin, dafür ich seiner Majestät nimmer genugsam danken kann. Ich bitte Ew. Liebden um Gottes Willen, Ew. Liebden wollen mich jetzt in meiner höchsten Betrübniß und Elend auch nicht verlassen."

Solche Offenbarungen einer verzweifelten Frauenseele sind von erschütternder Wirkung. Sie verfehlten darum auch ihres Eindrucks auf den Herzog nicht. Ein Fürst von mäßigen Gaben, aber mit einem Herzen voll ruhiger Milde, sonniger Heiterkeit und redlicher Frömmigkeit, griff Albrecht schlichtend, begütigend und helfend überall ein, wo es not that. So versprach er denn auch, ungesäumt die nötigen Schritte thun zu wollen, um seine Verwandte ihrem traurigen Lose zu entreißen. Dem Versprechen ließ er die That auf dem Fuße folgen. Schon am 13. August fertigte er zwei Schreiben an die brandenburgischen Fürsten ab, in denen er ihnen das harte Geschick der Schwester in beredten Worten vorführte. Er habe sich überzeugt, daß die gegen Margarete erhobenen Anklagen grundlos seien; ihr sei schweres Unrecht widerfahren. Aus Mangel an den notwendigsten Mitteln sei sie gezwungen gewesen, verschiedene Kleinodien zu verpfänden. Hierfür seien unumstößliche Beweise vorhanden. Er schlage ihnen vor, Unterhandlungen zu einem billigen Ausgleich mit dem anhaltischen Hause einzuleiten und auf Mittel zu sinnen, die Schwester aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien. Sollte sie in irgend einem Punkte wirklich gefehlt haben, so möchten sie als treue Brüder und Christen handeln und der unglücklichen Frau verzeihen.

Der Herzog ließ es indes hierbei nicht bewenden. Um dem augenblicklichen Notstand Margaretes etwas zu steuern, wies er ihr durch einen Kaufmann, der Dänemark in Handelsgeschäften bereiste, hundert Gulden an. Im Frühjahr 1552 erhielt er jedoch die Nachricht, das Geld habe der Fürstin nicht ausgehändigt werden können, da sie im Kloster nicht mehr anzutreffen gewesen sei; auch wußte niemand ihren Aufenthalt mit Sicherheit anzugeben. Angesichts

dessen ließ Albrecht die von ihm gespendete Summe der Gräfin Elisabeth von Henneberg, einer älteren Schwester der Fürstin, mit der Bitte aushändigen, sie dieser bei nächster Gelegenheit zu übermitteln.

Inzwischen traten die brandenburgischen Höfe mit den Söhnen Margaretes in Verhandlung über die fernere Versorgung der landflüchtigen Mutter. Da eine Rückkehr in ihr Wittum und Leibgeding in Anhalt nicht thunlich schien, so sollten sie sich verpflichten, die ihr gebührenden Naturalleistungen und sonstigen Einkünfte in barem Gelde auszuzahlen; sie selbst würde ein Unterkommen in einem der brandenburgischen Schlösser finden.

Allein seltsamerweise wollte die Fürstin, die inzwischen aus dem Dunkel der Verborgenheit wieder aufgetaucht war, von allen diesen Vorschlägen nichts wissen. Im September eilte sie nach Münden, an den Hof ihrer Schwester Elisabeth. Auf einem elenden Bauerngefährt, mit zerrissenen Gewändern, das sonst so schöne Antlitz von Gram und Schmerz durchfurcht, so daß sie „ganz alt und ungestalten" aussah, nur von einer jungen Magd und einem Reitknecht begleitet, zog sie in die gräfliche Residenz ein. „Wenn sich nicht", so schreibt die erschrockene Gräfin im Oktober 1552 an Albrecht, „der Lüneburger Stadtrat ihrer erbarmt hätte, wäre sie gar zu Fuß hergekommen." Seufzend schließt sie: „Was uns allen das für ein Geschrei ist, haben Ew. Liebden leicht zu erachten."

Die harte Schule des Unglücks, die bisher durchzumachen die Fürstin ausersehen war, scheint damals ihr Gemüt nachteilig beeinflußt zu haben. Wenigstens schreibt die Gräfin an den Herzog, nachdem sie die Schwester fünf Wochen beobachtet hatte: „Sie ist nicht alle Zeit bei sich selbst, nimmt viel vor, was Ew. Liebden nicht gefallen würde. Sie ist ganz unbeständig, kann sich mit Niemand vertragen. Sie giebt auch immer Freien vor. Sie hatte mich selbst auf den Weg gebracht, daß ich ihr einen Grafen von Waldeck freien sollte. Da ich nun meinte, es wäre was, da liefen Ihre Liebden wieder ganz zurück und solches will sich in solchen Sachen nicht wohl reimen, wie Ew. Liebden als ein verständiger Fürst wohl zu ermessen haben." Zum Schluß ersuchte sie den Herzog, Margaretes Sache eifrig bei ihren Brüdern und Söhnen zu betreiben. Diese Schilderung erfüllte Albrechts Herz mit Mitgefühl und bewog ihn, zu Gunsten der beklagenswerten Base nun auch bei den Anhaltinern energische Vorstellungen zu erheben.

Während die Verhandlungen noch schwebten und Aussicht vorhanden war, daß jene ihren Verpflichtungen nachkommen würden, überraschte die leicht entzündliche Phantasie der Kranken ihre Verwandten mit einem neuen abenteuerlichen Plane. Der Herzog hatte ihr bereits früher eine sichere Zufluchtsstätte in seinem Lande angeboten. Auf diese Zusicherung kam Margarete plötzlich zurück in einem merkwürdigen, aus Münden an Albrecht gerichteten Briefe vom 15. November 1552. „Es sei ihr, der armen, betrübten, elenden, trostlosen, verlassenen und verachteten Wittwe", so schrieb sie, „ein großer Trost, daß sie

an ihm doch noch einen Freund finde, der sich ihrer annehmen wolle." Und nun erging sie sich teils in aufregenden Klagen und Vorwürfen gegen ihre nächsten Angehörigen, teils gab sie, die „wohl verzagen und vor Leid sterben möchte", in wehmütiger Resignation dem Wunsche Ausdruck, die wenigen ihr voraussichtlich noch beschiedenen Tage ohne alles Gepränge in beschaulicher Ruhe verbringen zu dürfen, teils aber begehrte sie im Gegensatz zu dieser Anspruchslosigkeit von dem Herzog die Einrichtung eines eigenen Hauses und bestimmte zugleich ihren zukünftigen Hofstaat: ein Prädikant, drei adlige Jungfern, ein Hofmeister, eine Hofmeisterin, zwei Mägde, eine Köchin, drei Edelknaben, zwei andere Knaben, ein Thürknecht, ein Jungfernknecht, zwei Läufer, acht Wagenpferde, drei Zelter und noch verschiedene andere Dinge — das, deutete sie an, würde etwa das Maß dessen ausmachen, was ihr als einer Dame von hoher Geburt zukomme.

Es war vorauszusehen, daß der Herzog, der selbst in seinem armen Lande mit bescheidenen Mitteln sorglich haushalten mußte, einem solchen Vorschlage widersprechen würde. In einem umfangreichen Schreiben aus dem Januar 1553 setzte er Margarete in schonender Weise die Gründe auseinander, die ihrer Aufnahme bei ihm in der von ihr gewünschten Weise entgegenständen. Die Voraussetzung seines ihr ehedem gemachten Anerbietens sei gewesen, daß sie im Genuß ihres Vermögens und der ihr zustehenden Einkünfte sich befinde. Unter solchen Umständen hätte er ihr gern eine Zufluchtsstätte an seinem Hofe gewährt. Ihr jetziger Plan sei indes nicht durchführbar. Bei der herrschenden Teuerung sei er völlig außer stande, ihr ein eigenes Haus einzurichten, sie und ihren Hofstaat zu unterhalten, die Kosten hierfür würden für das Jahr mehr als tausend Gulden betragen, eine für die damalige Zeit erhebliche Summe. Schließlich gab er ihr — sie zählte damals zweiundvierzig Jahre — den Rat, auf eine Wiedervermählung bedacht zu sein, wozu in Deutschland eher Gelegenheit sei, als in seinem Lande. Hier gebe es keine Fürsten, sondern nur Herren und Edelleute, „die ihre Weiber in allen Dingen ganz anders halten als die Deutschen". Finde sich auch im Vaterlande kein regierender Fürst, der ihr die Hand zum Ehebunde reichen möchte, so würde sie ja wohl auch mit einem „ehrlichen Fürstengrafen" auskommen.

Ob dieses für die damaligen Zustände charakteristische Schreiben in die Hände Margaretes gelangt ist, wissen wir nicht. Es ist kaum anzunehmen. Hatte sie doch bereits um die Osterzeit des Jahres 1553 Münden wieder verlassen. Niemand wußte, wohin sie sich gewandt. Erst im Monat September erhielten die Verwandten unliebsame Kunde von der Verschollenen. Sie kam aus einem pommerschen Dorfe, und zwar, ein seltsames Spiel des Zufalls, von dem Grafen Boppo von Henneberg, dem Gemahle Elisabeths. Auf der Heimreise von Königsberg begriffen, wo er zum Besuche des Herzogs geweilt, passierte der Graf mit seinem Gefolge ein in der Nähe von Stolp gelegenes Dorf. Von anstrengendem Ritte ermüdet, beschloß er einige Zeit in der Dorfschenke Rast

zu machen. Im Begriff, die Schwelle des Gasthauses zu überschreiten, begegnete er zu seinem maßlosen Erstaunen der entschwundenen Schwägerin in Begleitung eines „jungen Gesellen", Namens Hans Jonas von Goltz. Seinen stürmischen Fragen begegnete sie mit der ruhigen Antwort, sie sei auf dem Wege nach Preußen. Der Graf indes machte ihr begreiflich, daß hiervon keine Rede sein könne; er werde nicht dulden, daß sie ferner „ihren Brüdern und Freunden zu Schimpf und Schande in fremdem Lande umherziehe", sie müsse mit ihm in die Heimat zurückkehren.

In der richtigen Erkenntnis, daß jeder Widerstand gegenüber der entschiedenen Haltung des Schwagers nutzlos sein möchte, fügte sich Margarete und folgte ihm willig über die Grenze in die brandenburgische Neumark. In der ersten Stadt — ihr Name ist nicht bekannt — die man hier erreichte, verschaffte ihr der Graf ein würdiges und, wie er meinte, auch sicheres Unterkommen, und berichtete sofort über die Sachlage nach Küstrin und Berlin. Ehe indes die über den Wandel der Schwester erzürnten Brüder zu einem Entschlusse kommen konnten, war diese mit Hilfe ihres Gefährten aus ihrem Gewahrsam entkommen und bereits wieder auf dem Wege nach Preußen. Die Liebe hatte ihren Weg auch durch verschlossene Thüren gefunden. Wie man ausgekundschaftet, hatte die Fürstin ihre Flucht in Männerkleidung bewerkstelligt.

Der Graf versäumte nicht, den Herzog Albrecht von dem Vorhaben der Flüchtlinge zu unterrichten und ihn zu ermahnen, die Unglückliche, die „viel seltsam Worte treibe, da nichts hinter ist", von ihrem bösen Leben abzubringen. Auch seine Gemahlin Elisabeth gab ihrer tiefen Betrübnis über die Schwester in Klagen Ausdruck. „Meine Schwester," schrieb sie an Albrecht, „hat abermals eine große Thorheit begangen und mich damit aufs neue bis auf den Tod verwundet. Gott vergebe es ihr. Ich wollte, sie wäre dafür tot."

Man kann leicht ermessen, welch schmerzlichen Eindruck diese Nachrichten auf einen Fürsten machen mußten, der sich bisher in liebevoller Fürsorge und unermüdlich der Verlassenen angenommen hatte. In bitterer Enttäuschung über die Verirrungen der unbeständigen Frau, „die der liebe Gott als eine Fürstin verordnet und auserwählt hat", und um eine bittere Lebenserfahrung reicher, antwortete er dem Grafen auf dessen Warnungsruf, daß die Landesflüchtige noch nicht im Preußenlande aufgetaucht und daß er nicht fürder „bedacht sei, etwas mit ihr oder ihren Händeln zu schaffen zu haben."

Das war im Oktober 1553. Margarete war also noch nicht am Ziele ihrer Wanderschaft angelangt. Der Winter verging, ohne daß der Herzog oder ihre nächsten Angehörigen über ihr Schicksal das mindeste erfuhren. In Sorge um die „ganz übel geratene Tochter" und von tiefem Herzeleid niedergebeugt, bat die Mutter, die Kurfürstin Elisabeth, die selber durch das Fegefeuer heißer Seelenschmerzen gegangen war, den Herzog, „dem ungeschickten Vornehmen des Laufens" ein Ziel zu setzen, die ungeratene Tochter an einem geeigneten Orte unterzubringen und sie durch einen frommen Prediger ermahnen und zu der

Beichte, der Absolution und zum Testamente Christi, als solle sie ihren Abschied von dieser Welt nehmen, auf das härteste erschüttern zu lassen, bis die Verblendete in sich gehe und sich „zu bessern" versprechen würde. Aber so dringend die hartgeprüfte Mutter auch dem Herzog ihr „großes Kreuz und Herzeleid" ans Herz legte, er vermochte ihr keine tröstende Nachricht zu spenden. Schmerz und Kummer erschütterten das in Leiden geprüfte und bewährte Gemüt und brachen das edle Mutterherz. Die Kurfürstin starb am 9. Juni 1555. Die quälende Sorge um das Schicksal des verlorenen Kindes hat die Hochgesinnte mit ins Grab genommen.

Im März 1554 verbreitete sich in Königsberg das Gerücht, daß eine Verwandte des herzoglichen Hauses im samländischen Dorfe Krassen hause. Die Kunde drang auch an den Hof. Albrecht ließ daraufhin nähere Erkundigungen einziehen, fand aber zu seiner Trauer alle schlimmen Gerüchte bestätigt. Margarete waltete in einer Bauernhütte in Gemeinschaft ihres Gatten Hans Jonas von Goltz, der das Elend des Daseins redlich mit ihr teilte, unter den beschränktesten Verhältnissen des ärmlichen Haushalts, mit ihrer Hände ungewohnter Arbeit kümmerlich das tägliche Brot erwerbend. Fortan kümmerten sich weder der Herzog noch ihre Brüder um die Vereinsamte, und viele Jahre verstrichen, ehe sie wieder ein Lebenszeichen von sich gab. Was die Unglückliche in dieser Zeit erlebt und gelitten, vermögen wir nur zu ahnen. Ueber solche Dinge pflegen keine historischen Aufzeichnungen vorhanden zu sein. Die Thränen einer unglücklichen Frau sind selten Gegenstand der Geschichte. Späteren Mitteilungen der Fürstin ist zu entnehmen, daß sie, von allen verlassen und verachtet, viele Jahre in jenem samländischen Dorfe, in Gemeinschaft mit ihrem Gatten und einer Tochter, in qualvoller Armut zugebracht habe. Die Liebe zu ihrem Kinde war der tiefgebeugten Mutter der einzige sittliche Halt in ihrem Unglück; sie war es auch, die sie das selbstverschuldete Schicksal mit geduldiger Fassung ertragen ließ und sie endlich, nach Verlauf von mehr als zehn Jahren, bewog, sich den erzürnten Verwandten wieder zu nähern. Sie bediente sich dazu der Vermittlung des ihr aus früheren Zeiten bekannten herzoglichen Rates Matthäus Horst. In einem herzerschütternden Brief offenbarte sie dem vertrauten Manne ihr kummerbeladenes Gemüt und bat ihn, sich bei seinem Herrn für sie, „eine arme, elende, tiefbetrübte Frau", dahin zu verwenden, daß er als „ein christlich denkender Fürst" ihre Söhne, die Fürsten von Anhalt, bewege, ihr aus dem ihr zustehenden Leibgedinge eine laufende Unterstützung zu gewähren. Insbesondere möge sich der Herzog ihres armen Kindes Dorothea erbarmen, damit sie es notdürftig ernähren und zu Gottes Ehre und Zucht erziehen könne und es nicht nach der Mutter Tode in der Fremde umherzuirren brauche. „Gott hat," fügte sie in Ergebung hinzu, „seine väterliche Hand auf mich gelegt; damit muß ich zufrieden sein."

Auf Horst's Rat wagte es Margarete bald darauf, den Herzog selbst um Hilfe anzusprechen. Sie schilderte ihm die Fülle ihres Elends mit folgenden

Worten: „Ew. fürstlichen Gnaden ist unverborgen mein großes, schmerzliches Elend, das ich viele Jahre gehabt und auch noch habe, so daß ich arme elende Person Armuts halber gar kümmerlich zuzeiten nur das liebe trockene Brot zu essen und Wasser zu trinken gehabt habe und mich mit Armut und anderer Arbeit behelfen müssen, wie ein anderes Weib, damit ich mich habe elendiglich ernähren mögen und oft und viel auf dem Felde thue arbeiten, damit ich mich des Hungers erwehre. Da ist nichts gewesen, wovon ich hätte nehmen können. Ich habe keinen Trost in der ganzen Welt, als meinen treuen Gott. Weil denn mein himmlischer Vater seine väterliche Hand auf mich gelegt und mir das Kreuz zuerteilt hat, muß ich in dem zufrieden seyn und denken, daß ichs wohl verdient habe aus der Ursache, daß ich mich mehr auf meine fürstliche Pracht und Gewalt verlassen habe als auf Gott, deshalb ich mit dieser Ruthe zufrieden seyn muß und denken, daß mir's zu meiner Seelen Seligkeit zum Besten geschieht, habe aber mein Vertrauen auf meinen lieben Gott gestellt. Lieber, gnädiger Fürst und Herr, weil Ew. fürstlichen Gnaden meinem Reichthum wohl nachdenken können, so bitte ich arme, betrübte Person, Ew. fürstlichen Gnaden wollen als ein christlicher Fürst Erbarmen an mir zeigen." Den Schluß bildeten die inständigsten Bitten, sie nicht zu verlassen. Er möge ihr, da sie schon alt sei und sich allein nicht erhalten könne, in seinem Lande ein stilles Plätzchen anweisen; sie wolle sich dort mit ihrem Gatten, der noch jung und stark sei und es an Fleiß nicht fehlen lassen werde, einrichten und in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung des geliebten Kindes leben.

Das Maß des Leidens war indessen noch nicht gefüllt. Eines Tages wurde das armselige Häuschen, das die Schwergeprüfte ihr eigen nannte, mit dem letzten Rest der winzigen Habe ein Raub der Flammen. Da raffte sie sich noch einmal zu energischem Thun auf. Sie eilte nach Königsberg und fand hier bei dem menschenfreundlichen Horst bereitwilliges Entgegenkommen. Seinen dringenden Vorstellungen vermochte der Herzog nicht zu widerstehen. Er war geneigt, für Margarete, die er wieder mit dem notwendigsten Hausrat versehen ließ, und ihren Gemahl ein Landgütchen im Litauischen anzukaufen unter der Bedingung, daß beide den Nießbrauch desselben auf Lebenszeit haben, und daß es nach ihrem Tode der Tochter Dorothea Erbe sein solle. Würde diese ohne Nachkommen sterben, war der Rückfall des Gutes an das herzogliche Haus vorgesehen. Die Verhandlungen schienen um Pfingsten des Jahres 1566 dem Abschluß nahe zu sein. Wenigstens hat sich aus jenen Tagen noch der Entwurf zu einem Reverse Goltzens im Sinne der vorstehenden Abmachungen erhalten. Allein alle weiteren Nachrichten brechen plötzlich ab, so daß es zweifelhaft erscheint, ob die Sache überhaupt zu einem erwünschten Ende gediehen ist. Dafür spricht besonders die Thatsache, daß damals Preußen schwer von der Pest heimgesucht wurde und Margarete, in richtiger Würdigung der schwierigen Lage des Herzogs und seines armen Landes, ihre Tochter Georgia aus erster Ehe um thätige Beihilfe anging. Die Prinzessin, an einen in Schlochau an-

sässigen polnischen Grafen vermählt, entsprach, wie nicht anders zu erwarten war, den Bitten der Mutter und erbot sich, alles mit ihr zu teilen, was in ihrem Vermögen stehe. Sie möge nur schleunigst mit der kleinen Dorothea nach Schlochau übersiedeln. Indes stellte sie, vielleicht zur Vermeidung jeglichen unliebsamen Aufsehens, die lieblose Bedingung, daß Margarete dem Grafen gegenüber sich nicht „namenkundig" gebe, sondern sich als einfache Edelfrau bezeichne und einen Empfehlungsbrief der Herzogin mitbringe, der dem Grafen vorgezeigt werden könne.

Margarete nahm das eigenartige Anerbieten freudig an. Was blieb ihr auch in ihrer Bedrängnis anderes übrig? Gern erbot sich Albrechts Gemahlin, ihr „ein empfehlendes Zeugnis auszustellen und ihr zur Reise nach Schlochau Wagen und Pferde zu leihen, obwohl sie selbst in dieser Zeit grade mit vielen Ausgaben sehr beladen sei." Ob aber die Fahrt zu stande gekommen, wissen wir nicht. Ebensowenig hat sich über die späteren Schicksale der schwergeprüften Fürstin eine sichere Kunde erhalten.

Im Jahre 1568 wurde der Herzog Albrecht eine Beute der unheimlichen Seuche. Er soll der Base in seinem Testamente ein Legat von 3000 Gulden ausgesetzt haben, das aber nicht zur Auszahlung gekommen ist. Die letzte Nachricht über Margarete stammt aus dem Jahre 1577. Es ist ein von ihr aus Königsberg an den Administrator in Preußen, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, gerichtetes Schreiben, worin sie ihn um den freundlichen Liebesdienst ersucht, auf ihren Sohn, den regierenden Fürsten von Anhalt, einzuwirken, daß er ihr den nötigen Unterhalt gewähre. Bis dahin hatten sich also die äußeren Lebensumstände Margaretes noch nicht günstiger gestaltet.

Damit verschwindet die unglückliche Fürstin aus der Geschichte. Wo sie ihre letzten Tage verlebt, unter welchen Verhältnissen, wo und wann sie ihre Lebensbahn beschlossen — das zu ermitteln ist der Forschung noch nicht gelungen. Margarete war nicht berufen, wie so viele andere ihrer fürstlichen Mitschwestern, eine weltgeschichtliche Rolle durchzuführen mit Glanz und Erfolg. Im Gegenteil. Ein erkorenes Opfer von Mißgeschicken, ist sie durch des „Lebens eitles Maskenspiel" geschritten. Wie schwer sie auch nach landläufigen Begriffen in schwachen Augenblicken gefehlt haben mag, sie hat ihre Verirrungen, deren Motive sich zum großen Teile unserer Kenntnis entziehen, überreich gesühnt. Schon aus diesem Grunde werden wir der Leidvollen unsere menschliche Teilnahme nicht versagen dürfen. —





Neuere Schriften aus Medizin, Psychologie und Okkultismus.

Zuckungen eines Homöopathen nach seiner Hinrichtung. (Leipzig, W. Friedrich.) Wie die Ueberschrift, so enthält auch der Inhalt der Broschüre mancherlei sprachliche Schrullen, die man aber gern vergißt ob der Sachlichkeit und Ruhe, mit der der Verfasser seinen etwas allzu stark auftrumpfenden allopathischen Gegner zu entwaffnen sucht. Dr. Metterhausen hatte in einer Verdammungsschrift der Homöopathie Schwindel, Unwissenschaftlichkeit und andere Sünden vorgeworfen, und E. Schlegel unternimmt es nun, ihm zu zeigen, daß er im Unrecht sei. Daß es ihm gelungen, den Vorwurf des Schwindels zurückzuweisen, ist wohl klar; dagegen läßt sich die Frage der Unwissenschaftlichkeit so kurz nicht abthun, jedenfalls nicht an dieser Stelle. Wer über die allgemeinen Grundsätze der Homöopathie sich unterrichten will, findet in der Schrift einen guten Führer. Jeder allopathische Arzt, der einmal eingesehen hat, daß es sich auf dem Gebiete der inneren Medizin doch immer noch um eine mehr oder minder grobe Empirie handelt, wird gegen ehrlich strebende Andersdenkende duldsam sein müssen, auch wenn es sich dabei um Differenzen prinzipieller Natur handelt, solange sich nur die Ansichten innerhalb wissenschaftlich festgestellter Grenzen bewegen. Das kann man nun leider nicht behaupten von den zwei folgenden Schriften:

Die neue Hochschule für animalischen Magnetismus in Deutschland, von P. Zillmann. (Zehlendorf, P. Zillmann.) Den Zweck der Broschüre zeigt der Titel. Der Verfasser ruft als Zeugen der Notwendigkeit einer solchen Hochschule eine größere Anzahl meist verblichener „Autoritäten“ herbei, die für uns Moderne unmöglich mehr maßgebend sein können. Solange die Heilungen durch „Magnetismus“ sich nur oder doch nur ganz vorwiegend auf mehr oder weniger rein nervöse Störungen erstrecken, thun wir, m. E., gut, anstatt Magnetismus Hypnotismus zu setzen, um damit anzudeuten, daß es sich nach den bisherigen ärztlichen Erfahrungen bei den sog. „magnetischen“ Heilungen höchst wahrscheinlich nur um Suggestivwirkungen, nicht aber um Uebertragungen einer mystischen Kraft von Person zu Person handelt. Die eigenen Erklärungen Zillmanns sind durchaus unbewiesene und unbeweisbare Hypothesen, denen kein wissenschaftlicher Wert beizumessen ist. Für weitere Erforschung hypnotischer Phänomene wird jeder Arzt

gerne eintreten, aber dazu brauchen wir wahrlich keine eigene Hochschule. Noch weit höher ins luftige Gebiet haltloser Spekulationen verirrt sich die zweite Schrift:

Die Psyche des Ganglienſystems, von A. Kniepf. (Zehlendorf, P. Zillmann.) Es wird vom Verfasser in einer Weise mit unbestimmten, allgemeinen Ausdrücken und Phrasen operiert, daß einem wissenschaftlich gebildeten Menschen Hören und Sehen vergeht. Wie weit die Phantastik in der Schrift sich versteigt, mag der Vorschlag beweisen, man müßte in Kriminalfällen den Stand der Gestirne berücksichtigen, da sie Stimmungen, Handlungen, ja das ganze Leben des Menschen stark beeinflußten, und da die astrologischen „Forschungs"ergebnisse so sicher seien, wie die Keplerschen Gesetze! Mehr Proben wagen wir nicht zu bieten.

In eine ganz andere Atmosphäre führt uns das Buch von Dr. F. Maack, Hamburg (Zehlendorf, P. Zillmann.) „Okkultismus." Was ist er? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel? Der größte Teil der Schrift ist ausgefüllt durch die Antworten bedeutenderer Gegner und Vertreter des Okkultismus auf die obigen Fragen. Da erscheint der Bibelgläubige neben dem Buddhisten, der Theosoph neben dem Materialisten, der Zweifler neben dem Leichtgläubigen, der Kritiker neben dem Gefühlsmenschen; kurz, es bietet sich dem Leser eine große Menge individueller z. T. wertvoller, z. T. auch recht inhaltloser Urteile dar. Wer sachlich denkt, der wird sich der Thatsache nicht verschließen können, daß unter diesen Vertretern des Okkultismus sich viel ernstliches Mühen, viel wahre Ueberzeugung findet, und er wird die Rundfrage des Herausgebers für ein nützliches, weil Klarheit schaffendes Unternehmen erklären müssen. Maack fügt den Antworten ein zusammenfassendes Nachwort und einen Anhang bei, in dem er seine eigenen Ansichten vorträgt. Er stellt als Ergebnis der Rundfrage fest: „1) Es giebt im Okkultismus eine Kopf- und eine Herzrichtung. 2) Der Gesamtokkultismus ist keine Wissenschaft. 3) Er bedarf der gründlichen Neugestaltung." Als Programm dieses reformierten Okkultismus hätte folgendes zu gelten: (Definition:) Außergewöhnliche Erscheinungen; (Ziel:) Uebersinnliche Weltanschauung; (Methode:) Experimentelle Erforschung. Die Ruhe und Sachlichkeit, mit der der Verfasser der Wissenschaft gegenübersteht, berührt angenehm und läßt hoffen, daß allmählich im okkultistischen Lager ein weniger hochfahrender Ton gegen die „Schulwissenschaft" Platz greift, was natürlich auch auf die Stellung der letzteren, die wir durchaus nicht immer billigen, nicht ohne Wirkung bliebe. Denn mit der Definition und der Methode dieses reformierten Okkultismus kann sich schließlich auch der Physiologe und Psychologe einig erklären; nur wäre dann das einmal anrüchige Wort besser durch ein anderes zu ersetzen, ja, es fiele am besten jede besondere Bezeichnung für das Gesamtgebiet außergewöhnlicher Erscheinungen weg, weil sie höchstens zu dem Vorurteil verleitet, als könnten sie alle aus demselben Prinzip erklärt werden. Was die Ausführungen über das Ziel des Neo-Okkultismus, wie Maack ihn nennt, anbelangt, so bieten sie mancherlei Interessantes und scharfsinnig Erdachtes, nur scheint uns eine Thatsache an des Verfassers theosophische Vergangenheit zu erinnern: er beginnt vorn mit einer Skepsis, die sogar die Kategorie der Kausalität — nicht ganz mit Unrecht — im Schein aufzulösen strebt, und endigt — als Zahlenmystiker. Im letzteren Punkt können wir ihm nicht folgen; denn er glaubt, indem er alles in Zahlenverhältnisse aufzulösen sucht, das ganze Weltgeschehen zu erklären und erklärt doch bloß seine formale Seite (leider sogar diese nicht immer). Er vermag mit seiner Anschauung weder dem Werte der Persönlichkeit, noch der Be-

deutung des Leidens, noch dem Wesentlichen der Kunst und Religion gerecht zu werden. Und wenn er zum Schlusse seinen Zahlen symbolische Gewänder umwirft, so ist das zwar ein Versuch, die Blöße ihrer dürren Form zu verdecken, aber keine Wissenschaft mehr — wie er wähnt — und leider auch keine Religion. Trotz dieser Differenzen in zahlreichen Punkten empfehlen wir das Buch solchen, die kritisch zu denken vermögen und sich über die angeregten Fragen unterrichten wollen, recht angelegentlich.

Endlich sei noch eine Schrift erwähnt, die eine Festrede von Professor Dr. Rehmke-Greifswald wiedergiebt und die, im Gegensatz zu Maacks Buch und zu der Mehrzahl der modernen Psychologen, die Frage des Verhältnisses von Leib und Seele vorwiegend auf dem Wege reiner Schlußfolgerungen zu lösen sucht: „Außenwelt und Innenwelt, Leib und Seele". (Greifswald, J. Abel.) Der Verfasser will den Nachweis liefern, daß Leib und Seele zwei für sich bestehende Einzelwesen sind, und zwar die Seele von immaterieller Natur. Zu diesem Zweck bemüht er sich, vor allem die neumaterialistische und spinozistische Ansicht von Leib und Seele zu widerlegen. Es gelingt nun zwar seinen klaren Darlegungen, einige Widersprüche und Verschwommenheiten dieser beiden Richtungen aufzuzeigen, aber leider ist dadurch wenig erreicht; denn es wird nur die ungeheure Schwierigkeit der Lösung dieser ganzen Frage noch deutlicher. Auch könnten sich Spinozisten wie Neumaterialisten an verschiedenen Stellen der Schrift mit Erfolg wehren, wenngleich sie freilich damit auch nur das negative Resultat, geduldet werden zu müssen, erreichen dürften. Aber selbst gesetzt den Fall, der Nachweis, daß die Seele ein immaterielles Einzelwesen sei, wäre völlig geglückt, was gewönnen wir dabei? Wir kennen nur materielle Einzelwesen; was aber sind immaterielle und wie können sie auf die materiellen wirken?

Es könnte auffällig erscheinen, daß der Verfasser heute noch in einer Weise über das Wesen der Seele verstandesmäßig zu spekulieren versucht, die schon Kant als unzulässig und ergebnislos bezeichnet hat. Freilich, wenn man sieht, wie auf materialistischer Seite spekuliert wird (mehr als Spekulation ist ja auch der Materialismus nicht, trotz des exakten Ansehens, das er sich giebt!), so hat diese Art rein logischer Ableitung des Seelenbegriffs wenigstens das Gute, zu zeigen, daß auch der Gegner des Materialismus Gründe genug für seine Ansicht anführen kann, wenn sie auch — rein verstandesmäßig betrachtet — ebensowenig beweisend sind, wie die des letzteren. Kant hat m. E. den einzig richtigen Weg gezeigt, indem er nachweist, daß gerade diese Unbeweisbarkeit uns berechtigt, zu glauben. Wenn einmal die Ueberzeugung in mir aufgeblitzt ist, daß mein Sein mit dem Tode nicht endigen kann, dann vermag ich ruhig dem Streit der Philosophen und Psychologen zuzuschauen; denn für mein Leben hat dieser Streit praktische Bedeutung nicht mehr. Etwas anderes allerdings ist es, wenn ich mich wissenschaftlich, d. h. verstandesmäßig, an ihm beteiligte. Dann habe ich die Verpflichtung, durchaus objektiv an die Frage heranzutreten und ganz unabhängig von meinen Wünschen zu entscheiden. Und da glaube ich nun freilich, daß es dem Verfasser, wie so vielen vor ihm, nicht gelungen ist, seine Gegner ganz zu entwaffnen bezw. seine eigene Ansicht ganz genügend zu begründen. Inwieweit das an der Unmöglichkeit eines derartigen Beweises überhaupt, inwieweit an der etwaigen Fehlerhaftigkeit der in Rede stehenden Beweisführung gelegen ist, wollen wir hier nicht mehr entscheiden, wohl aber sei zum Schluß nochmals darauf hingewiesen, daß rationale wie empirische Psychologie der uralten Frage nach dem Wesen der Seele wohl auf die Dauer gleich machtlos gegenüberstehen werden. **Fr. Mohr.**



Aus der Tierwelt.

Es ist nicht lediglich Bequemlichkeit, die dem Leser die naturwissenschaftlichen Revuen, wie sie sich in Zeitschriften immer mehr einbürgern, so wert machen. Dem Vordrängen auf allen Gebieten naturkundlichen Wissens gegenüber ist es einfach nicht mehr möglich, sich auch nur über das Wissenswerteste im Laufenden zu halten. Macht sich doch für den speziellen Fachmann selbst, bei der Jahr für Jahr sich steigernden Fülle der neuen Publikationen, das Bedürfnis nach einer internationalen Bibliographie geltend, wie eine solche unter der Aegide der Royal Society in London geplant ist, ein Riesenwerk, das gewaltige Kosten und die emsige Zusammenarbeit berufenster Gelehrter aller Länder erheischen wird und dem angehenden Gelehrten, der sich auf einem der vielen Gebiete der exakten Wissenschaften bethätigen will, ermöglichen soll, die Vorarbeiten seiner Vorgänger kennen zu lernen. Wie nötig hat es nun erst der Laie, durch zeitweilige Umschauen auf naturwissenschaftlichem Gebiete über Aktuelles und Allgemeininteressantes belehrt zu werden.

Was alles nur auf zoologischem Gebiete in den letzten Jahrzehnten geleistet worden, illustriert am besten die Thatsache, daß die deutsche zoologische Gesellschaft sich veranlaßt fand, um in die vielfach verfahrene Namengebung der Tierkunde endgiltige Ordnung zu bringen, eine vollständige Systematik herauszugeben, an der für die einzelnen Gruppen die namhaftesten Gelehrten zur Mitarbeit bestimmt sind und für deren Fertigstellung ein Vierteljahrhundert in Aussicht genommen ist. Dieses Riesenwerk: „Das Tierreich“, von der bekannten Firma R. Friedländer & Sohn in Berlin verlegt, wird den mannigfachen Unklarheiten, wie sie heute in der zoologischen Systematik herrschen, ein Ende bereiten und die schon von Linné in das Tiersystem eingeführte doppelte Namengebung strenge durchführen, so daß künftig kein Gattungsname innerhalb des Tierreiches zweimal vorkommen darf und, wo dies bisher der Fall war, an Stelle eines schon anderweitig vergebenen Gattungsnamens der nächstjüngere zu treten hat. Alle Manuskripte werden vom Generalredakteur Prof. Dr. Franz Eilhard Schulze in Berlin, von der Redaktion und außerdem von besonderen Revisoren einer genauen Überprüfung unterzogen. Wir können stolz darauf sein, daß gerade die Deutschen an die Schaffung eines so gewaltigen Unternehmens ge-

gangen sind, welches den Zoologen aller Länder unschätzbare Dienste zu leisten berufen ist.

* * *

Im Jahre 1893 machte ein Orangpaar, das in Castans Panoptikum in Brüssel und im Pariser Jardin d'acclimatation, und im Jahre 1894 ein dritter Orang, der in Hamburg zur Ausstellung kam, außerordentliches Aufsehen. Es waren dies riesige Orangmännchen, die der Direktor des zoologischen Gartens zu Leipzig erworben und zur Ausstellung gebracht hatte, Tiere von widerlicher Häßlichkeit, die aller Beschreibung spottet. In unschönster Verzerrung standen ihnen beiderseits die beweglichen Fettwülste der dicken Backen wie Scheuklappen eines Kutschenpferdes vom Gesichte ab. Ein breiter Kehlsack hing zur Brust herab. Beulenförmige Buckel entstellten den nach oben kegelförmig zulaufenden mächtigen Schädel. Das fürchterliche Gebiß mit den kolossalen Eckzähnen vervollständigte den Ausdruck der Wildheit dieser langbehaarten, ganz unbändigen Bestien. Wer vermöchte in diesen häßlichen Wüterichen die allerliebsten, rundköpfigen Orangjungen zu erkennen, die uns in den Tiergärten in ihrem zuthunlichkomischen Gehaben ergötzen? Wieso sich diese Orangbabys zu so grimmigen Scheusalen ausgestalten, wird uns durch die jüngsten Studien über die Entwicklung und den Schädelbau der Menschenaffen Selenkas klar, der auf einer Reise im Inneren Borneos zahlreiche Orangutanschädel erbeutete und erwarb und dort auch das Freileben dieser großen Affen beobachtete. Durch große, immer reichlich Wasser führende Flüsse von einander getrennt, leben die Orangs der verschiedenen Gebiete als isolierte Lokalformen, die sich von einander mehr oder weniger unterscheiden. Und ein anderer tiefgreifender Unterschied besteht zwischen Männchen und Weibchen der Orangs. Während bei den Weibchen die viel kleineren Eckzähne schon in 1½ Jahren die volle Größe erreichen, wachsen diese bei den Männchen bis ins späte Alter fort, werden immer gewaltiger, brauchen daher für ihre Kronen zwischen den Zähnen des Gegenkiefers und für ihre dicken, langen Wurzeln in geräumigen Wurzelhöhlen Platz. Es bleiben daher auch die Schädelknochen bis ins Greisenalter plastisch und bilden sich fortwährend um. So wachsen die Kieferknochen nach allen Dimensionen des Raumes beständig fort, die Nacken- und Kaumuskeln werden immer kräftiger, die Jochbogen erweitern und verstärken sich und so entstehen die Leisten, Kämme und Höcker, die den Schädel des Orangalten so entstellen.

Wir haben es hier also mit einem neuen interessanten Beispiel für den **Dimorphismus**, die Zweigestaltigkeit der Geschlechter in der Tierwelt zu thun. In der Regel ist es in der Tierwelt das Tiermännchen, das im sexuellen Leben die aktivere Rolle spielt und im Vergleiche zur Jugendform auffallender gestaltet ist, kräftiger, agiler, schöner ist als das Weibchen, welches wieder im Kampfe um das Dasein unter seinen Mitkonkurrentinnen um so siegreicher sein wird, je günstiger es in Bezug auf die dem Gedeihen der Nachkommenschaft förderlichen Eigenschaften geartet ist. Die Mähne des Löwen, das Geweih des Hirschen, die Hauer des Ebers, das farbenschmucke Federkleid der männlichen Fasane, die Sangeskunst der männlichen Nachtigall sind solche Vorzugsattribute der Tiermännchen gegenüber ihren Weibchen. Diese Zweigestaltigkeit beider Geschlechter kann, wie wir ja schon beim Orangutan gesehen haben, bei dem überdies der Schädel des Männchens bedeutend größeren inneren Fassungsraum

zeigt, ganz auffallende Formen annehmen. Welch ein greller Kontrast besteht zwischen dem geflügelten Johanniskäfermännchen, das leichtbeschwingt die nächtlichen Auen durchfliegt, und seinem Weibchen, das flügellos, einem Wurme gleich im Staube dahinkriecht. Als schlanker hübscher Falter flattert der große Frostspanner umher, während sein ungeflügeltes Weibchen an eine Baumwanze gemahnt. Lebhaft schwärmen die Männchen der Psychiden umher, während die Weibchen dieser Schmetterlinge der Flügel, ja auch der Augen, Füße und Fühler entbehren und zeitlebens wie unentwickelte Maden in ihren aus allerlei Blattrestchen zusammengeflickten Säcken verbleiben. Solcher Formenkontrast beider Geschlechter tritt aber besonders grell zu Tage bei der Insektengruppe der Fächerflügler (Strepsiptera), bei denen die Männchen mit gespaltenen Fühlern, großen, vorquellenden Augen, verkümmerten Vorderflügeln, aber großen, breiten, fächerartig faltbaren Hinterflügeln ausgestattet sind, während die blinden, fuß- und flügellosen Weibchen ihr ganzes Leben die Puppenhülle nicht verlassen und im Hinterleib von Wespen und Bienen schmarotzen.

Aber nicht überall in der Tierwelt ist das Männchen das vollkommener ausgestattete, höher organisierte Individuum der Art. Und auch ist es nicht durchwegs das Weibchen, dem im Interesse der Erhaltung der Art die Lasten und Mühen der Jugendpflege und Brutaufzucht fast ganz zufallen. Wir meinen da nicht die Mannweiber, die gelegentlich auftreten, Weibchen mit männlichen Charakteren, krähende Hennen, Weibchen mit großen Kämmen, sondern Weibchen, die den Männchen an Größe, Stärke, Schönheit, in der Höhe ihrer Entwicklungsstufe über sind. Das Adlerweibchen ist in der Regel ersichtlich größer als das Männchen. Die Weibchen der Seenadeln, den Seepferdchen verwandte Fische, sind größer und schöner gefärbt als die Männchen. Mit Lebensgefahr naht das Spinnenmännchen seiner weit größeren Gattin. Welch ein Kontrast zwischen den Männchen und Weibchen des grünen Sternwurms Bonellia viridis! Zwischen Steinen und Algen sich bergend, sendet das lebhaft grüne Weibchen seinen Rüssel halbmeterweit aus, um mit ihm Nahrung heranzuholen; auf diesem Rüssel leben die winzigen mund- und afterlosen, auf niederster Entwicklungsstufe stehen gebliebenen Männchen als Parasiten, die später in die Leibeshöhle und den Eileiter des Weibchens einwandern. Und auch bei den Rädertierchen sind die Männchen die minder vollkommen entwickelten Individuen; viel seltener und kürzerlebig als die Weibchen, schlüpfen sie schon fertigentwickelt aus dem Ei. Und ebenso sind bei manchen Tierarten die Rollen in Bezug auf die Brutpflege vertauscht und finden wir Weibchen, die sich um ihre Brut gar nicht kümmern und all die Sorgen um die Kleinen den Männchen überlassen. Die männlichen Strauße sammeln die zerstreuten Eier, bebrüten sie, führen und schützen die Jungen. Das männliche Großfußhuhn Neuhollands stellt aus zusammengescharrtem Laube die Bruthügel her, hält diese im Stand, reguliert durch zeitweiliges Lüften die Brutwärme für die Eier, deckt die ausgeschlüpften Jungen in der ersten Nacht zu. Die Männchen unserer einheimischen Stichlinge, der Großflosser, des Kampffisches und anderer interessanter Aquarienfische, auf die wir ein ander Mal zu sprechen kommen werden, sind es, welche die Nester für den abzulegenden Laich herstellen, diese bewachen, ihnen frisches Wasser zufächeln, die Jungen am zu frühen Verlassen des Nestes behindern, die Flüchtlinge mit dem Maule packen und ins Nest zurückspeien. Ein recht lebhaftes Beispiel für solche häusliche Be-

thätigung des Männchens bietet eine in letzter Zeit für Volièren und Vogelstuben importierte Vogelart, das aus Madagaskar und Südostafrika eingeführte Laufhühnchen mit schwarzer Kehle. Hier umbalzt nicht der Hahn die Henne, ist nicht der Hahn das größere und schönere Tier und pflegt nicht die Henne die winzigen, allerliebsten Küchlein, sondern das größere, höherbeinige, hübscher gefärbte Weibchen umtänzelt die Flügel breitend den Hahn und überläßt es dem unscheinbar gefärbten Gatten, die Eier zu bebrüten, die Jungen zu füttern und diese in der Nacht unter seine Fittiche zu nehmen.

* * *

Sei eines Künstlers Phantasie noch so üppig, sein Formensinn noch so reich, dem unerschöpflichen Gestaltenreichtum der Formkünstlerin Natur kommen sie nicht nahe. Alles, was menschliche Kunst im Laufe der Zeiten Schönes zu stande gebracht hat, steht weit hinter dem zurück, was die Natur in schöpferischer Fülle an mannigfaltigen, herrlichen Gestalten geschaffen hat. Aus der Natur holte sich der Mensch seinen Formenschatz. Die Formen der hochentwickelten Tier- und Pflanzenwelt waren es zunächst, die die bildende Kunst nachahmte, modellierte. Welche reiche Fülle mannigfaltigster Formen birgt aber erst die unermeßliche Gestaltenwelt der Fauna und Flora des Meeres. Diese reichste Quelle vielgestaltiger Lebensformen war dem Kunstsinne früherer Zeiten verschlossen. Erst das vervollkommnete Mikroskop der modernen Forschung erschloß uns diese Tier- und Pflanzenwelt des Meeres in ihrer ganzen, ungeahnten Vielgestaltigkeit. Der Sprache fehlen die Worte, die herrliche Farbenpracht einerseits, die Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit dieser Tier- und Pflanzengebilde andererseits nur annähernd richtig zu schildern. Wie überaus zart und schmuck sind all die Kieselalgen, Diatomeen nennt sie der Fachmann, gebaut! Welcher Reichtum an allerfeinsten Gravüren, Leisten, Rippchen, Felderchen, Körnern, wie sie so minutiös und überzart keine ziselierende Kunsthand zu schaffen versteht, so allerzierlichst, daß nur das beste Mikroskop uns all die feinen Details sichtbar zu machen vermag. Und nicht minder zierlich als diese Schachtelinge Häckels sind auch die Radiolarien, besonders die Schaumsternchen, gebaut, deren Skelett ein duftiges Netzwerk aus Kieselfäden vorstellt. Tausende feinster Scheinfüßchen strahlen von dem einzelligen Leibe aus und durchtreten die überaus regelmäßig verteilten, feinen Poren einer formenhübschen Zentralkapsel, wie sie die zierlichste Filigranarbeit eines italienischen Silberdrahtkünstlers nicht zuwege bringt. Und wieder die sonderbaren Nüßchenstrahlinge, Radiolarien, deren gegitterte Kieselschale reichlich mit Stacheln und Flügelanhängen besetzt ist, und die Geißelhütchen, einzellige Urpflanzen mit wunderlich gestalteter, zweiklappiger Schale, bald als Schützenhut, als vielverzierter Ritterhelm, bald wieder als Urne, als Kessel erscheinend, und dann die überaus schmucken Zierlinge mit wunderbar symmetrischer Form ihrer Zellmembran, die farbenprunkenden Schildquallen, jede ein ganzer Tierstock zusammenwohnender, auf die Stufe eines Organes herabgesunkener Tierindividuen, die prächtig gefärbten Federkorallen, gleichfalls Stöcke bildend, an welchen die einzelnen Polypen wie viele Blumen auf einem gemeinsamen Stamme aufsitzen, die großen Seelilien, von denen es Exemplare giebt, die ihren Kalkleib aus mehreren Millionen Muskeln und Bändern zusammensetzen, all die zahlreichen Kalkschwämme, die uns Pflanzengebilde verschiedenster Art in zierlichster Form vortäuschen. Und was für ein kompliziertes Gebilde,

einen Globus verwickeltster Form, stellt uns ein Stachelstrahling vor. Zwanzig Stacheln sind da nach dem sonderlichen Isokanthengesetze angeordnet. In fünf Parallelkreise, welche in ihrer Lage dem Äquator, den beiden Wendekreisen und den beiden Polarkreisen der Erdkugel entsprechen, fallen die Spitzen der Stacheln. An jedem Kreise liegen die vier Stacheln in zwei senkrecht auf einander stehenden Meridianebenen. Die vier Äquatorialstacheln und die acht Polarstacheln liegen in denselben zwei Meridianebenen; die acht Tropenstacheln aber liegen in zwei anderen, rechtwinklig sich kreuzenden Meridianebenen, welche die letzteren unter Winkeln von 45° schneiden. Die senkrechte Achse dieses Erdglobus hat keine Stacheln; in ihrer Mitte liegt die kuglige, gelbgefärbte Centralkapsel. Und so giebt es der seltsamsten und herrlichsten Kunstformen in dem weiten Reiche der Protisten — Häckels Zellinge — durchwegs einzelliger Organismen, aber ebenso unter den Polypen, Medusen, Algen, Pilzen, Moosen die zahllose Menge. Sie alle zaubern uns Formen vor, wie sie in solcher Gestaltenmannigfaltigkeit die kühnste Phantasie nicht zu ersinnen vermag. So lange die mikroskopische Forschung noch mit unvollkommenen Instrumenten und nach primitiver Methode arbeitete, ward nur ein kleiner Teil dieser erstaunlichen Formenfülle des Meeres dem zoologischen Wissen erschlossen. Als aber die optische Technik immer vollendetere Mikroskope schuf, die Untersuchungsmethoden immer bessere wurden, die planmäßigen Meereserforschungen immer neues Untersuchungsmaterial zu Tage förderten, da wuchs die Zahl neu entdeckter Pflanzen- und Tiergestalten der Meereswelt von Tag zu Tag. Aber auch jetzt noch kannten nur die speziellen Fachmänner die teuren Bilderwerke, welche alle diese interessanten Formen naturgetreu verbildlichten und die schon ihres hohen Preises wegen nur im Besitze weniger großer Bibliotheken sein konnten. Erst die zu so wunderbarer Entfaltung gelangte künstlerische Technik modernen Farbendruckes und das in den letzten Jahren so sehr gesteigerte naturgeschichtliche Interesse konnten, gefördert durch opferwillige Unterstützung Einzelner, den Plan, diese formen- und farbenschöne Lebewelt des Meeres weiteren Kreisen vor Augen zu führen, zur Wirklichkeit werden lassen. Wer Ernst Häckels prächtiges Radiolarienwerk kennt, von seinen vieljährigen Forschungsfahrten an den europäischen Küsten, an den Gestaden Südasiens und Nordafrikas Kenntnis hat, der weiß, daß wohl niemand berufener war, uns die Lebensschönheiten der Fauna und Flora des Meeres textlich und bildlich vor Augen zu führen, als eben Häckel. Was er da auf seinen zahlreichen Forschungsreisen dem Organismenleben des Meeres abgelauscht und zeichnend und malend festgehalten, das bekommen wir in dem herrlichen Werke: „Die Kunstformen der Natur“ zu schauen, ein Werk, das so recht von deutscher Arbeitskraft, deutscher Schaffensfreude bis ins späteste Alter Zeugnis ablegt, aber auch von der Leistungsfähigkeit deutschen Buchverlages — das Werk erscheint im Verlage des bibliographischen Institutes in Leipzig —, deutscher Buchdruckerkunst, ein Werk, das dem Künstler, dem Naturfreunde eine wahre Augenweide sein, unserem modernen Kunstgewerbe eine reiche Fundgrube interessanter, wundersamer, eigenartiger, zierlicher und auch bizarrer, phantastischer Formen sein muß.

Wie gerne der angehende Künstler aus den reichen Quellen der Natur schöpft, sehen wir ja immer wieder, wenn wir, die Schaustellungen eines großen, modernen Tiergartens durchwandernd, da und dort werdende und reife Künstler

bemüht sehen, die charakteristischen Typen der Tierwelt, hier schöne, edle Linien, Modelle der unbändigen Kraft, der überschäumenden Lebenslust, stolzen Mutes, ausgeprägter List, zierlichster Anmut, dort wieder Fratzen, Typen krasser Häßlichkeit, plumpster Ungestalt, augenscheinlichster Stupidität mit dem Griffel festzuhalten. Es ist noch nicht so lange her, daß auch der Tiermaler all den Modellen, wie sie die Natur ihm bietet, nachgeht. Man braucht nicht um viele Jahrzehnte zurückzugehen, um unsere naturgeschichtlichen Werke überreich an unmöglichen Darstellungen selbst bekanntester Tiere zu sehen. Wieder war es ein deutsches Verlagswerk großen Styls — Brehms „Tierleben“ —, das nicht nur in die Schilderung tierischen Lebens einen naturfrischen Ton, sondern vielleicht mehr noch in die bildliche Darstellung der Tiere Naturwahrheit gebracht und darin in seinen nächsten Auflagen einen immer höheren Standpunkt erreicht hat. Schade nur, daß dann viele Tierzeichner in der Sucht, ganz Besonderes zu leisten, gekünstelt, manieriert wurden. Aber nicht immer stehen rare Tiere als lebende Modelle zu Gebote und nicht immer wollen solche freien Modelle dem Künstler in einer Position sich zeigen, die ihm paßt. Da war es denn ein guter Einfall, die reiche Tierwelt des Berliner Tiergartens in großen photographischen Aufnahmen in lebhaften Stellungen zu verewigen, zur Freude der Tierfreunde, der Tiergartenbesucher und zu Studienzwecken für den lernenden Künstler festzuhalten. Dies thut das im Werner-Verlag in Berlin erschienene hübsche Album großer Momentaufnahmen: „Lebende Bilder aus dem Reiche der Tiere“, von knappen, anregenden Texten zu jedem Bilde aus der Feder des Direktors Dr. Heck begleitet.

* * *

Wer auch nur einige Male und nicht gar zu flüchtig einen unserer heutigen Tiergärten besucht hat, in denen neben den bekannteren Vertretern der beiden obersten Tierklassen auch die Kriechtiere und Lurche mindestens zu zeitweiliger Schaustellung gelangen, dem wird wohl kaum entgangen sein, daß nicht nur, was die Intelligenz der Tiere anbelangt, sondern auch hinsichtlich ihrer Lebhaftigkeit ganz grelle Unterschiede zu Tage treten. Die einen bis zur Tollheit übermütig, lebenslustig, die anderen in kaum zu bekämpfender Trägheit und Lethargie den Tag verträumend. Man braucht auch nicht Zoologe von Fach zu sein, um herauszufinden, daß die Träglebigen überwiegend der Lurch- und Kriechtierwelt, die Lebhafteren der Säugetierklasse, die Allermuntersten aber der Vogelwelt angehören. Welch ein Kontrast zwischen einem Kaiman, der stunden- ja tagelang auf einem Platze liegen kann, ohne sich zu rühren, und einem Segler, einer Schwalbe, oder gar einem Sturmvogel, die ohne Rast und Ruh durch die Lüfte jagen!

Es ist durchaus nicht zufällig, daß die Lebensfaulen Kaltblüter, der Vogel aber das wärmstblütige Tier ist. Lebhaftigkeit und Körpertemperatur stehen im engen Konnexe. Es mag daher in dieser Richtung, in der u. a. eingehende Beobachtungen von Alexander Sutherland vorliegen, eine Umschau in der Tierwelt nicht ohne Interesse sein. Was ist's, was den Kaltblüter vom Warmblüter immer unterscheidet? — daß dieser stets eine konstante Leibeswärme über die Außentemperatur sich bewahrt, daß er von der Temperatur seiner Umgebung unabhängig ist, während der Kaltblüter nur ganz selten eine Eigenwärme zeigen wird, die um ein Weniges über der Außentemperatur steht. Die ganze Welt der Wirbel-

losen, die Urtiere, Polypen, Medusen, Stachelhäuter, Weichtiere, Krebstiere sind kaum $^3/_5$ % wärmer, als das Medium, in dem sie leben. Nur bei den Insekten kann dieser Überschuß in der Ruhe bis 2%, wenn sie sich aber im Fluge, bei Verrichtung einer anstrengenden Arbeit, im Kampfe unter sich abmühen, noch darüber betragen. Und so sind auch die Fische, die Lurche, die Kriechtiere für gewöhnlich nicht wärmer, als das Wasser oder die Luft, und nur, wenn zur Minnezeit die männlichen Echsen erbittert mit einander kämpfen oder die Weibchen legebereit sind oder die Tiere der Verdauung obliegen oder sie sonst irgendwie erregt, angestrengt sind, steigert sich die Eigenwärme dieser Kaltblüter, in einzelnen Fällen sogar bis 8° über die Außentemperatur.

Anders, wie gesagt, bei den Warmblütern. Aber auch hier giebt es die verschiedensten Abstufungen. Ganz zu unterst in der Säugetierwelt stehen die Kloakentiere, das Schnabeltier und der Schnabeligel Australiens, sonderbare Typen eines faunistisch so merkwürdigen Kontinents. Hier haben wir den Ursäuger primitivster Form, das zahnlose, eierlegende, lebende Bindeglied zwischen Säugern und Vögeln mit Merkmalen, die noch an die Reptilien erinnern. Bloß 24,8°, nur 2,6° mehr als die Wassertemperatur, beträgt die Eigenwärme des Schnabeltieres, etwas mehr, 28° die des höher stehenden Ameisenigels. Und je höher wir im Säugetiersysteme emporsteigen, desto höher steigt die Eigenwärme, bei den Beuteltieren von 34,1° des trägen Wombat auf 37° und etwas darüber bei den Opossums und Känguruhs, darüber, also über die Temperatur des Menschen hinaus bei den Nagern, Walen, um bei den Huftieren, Fledermäusen, Affen bis 40° zu steigen. Darüber hinaus reicht die Wärme keines Tieres der Säugetierklasse, wohl aber einiger Vögel. Zu unterst in der Vogelwelt stehen die Vögel ohne Brustbeinkamm, die Ratitae, mit den Laufvögeln. Hier nimmt der Kiwi oder Schnepfenstrauß, wieder ein Sonderling des australischen Kontinents, den letzten Platz ein. Er hat auch nur eine Eigenwärme von 37,9° C. Etwas mehr, 39°, zeigen die Kasuare, auf 40,6° steigt die Temperatur der Tinamus-Vögel, zu unterst unter den Vögeln mit Brustbeinkamm, den Carinatae. Dann kommen die Gänse, Sumpfvögel, Hühner mit einer Eigenwärme von 40,6 bis 41,7°, je nachdem sie ruhen, Nahrung suchend herumstreifen oder brüten. Noch darüber hinaus, auf 42—44° C. steigt die Eigenwärme unserer muntersten, lebhaften, kleinen Sperlings- und Finkenvögel. Zwei Brücken also, die Schnabeltiere und wieder die Schnepfenstrauße, führen aus der mattlebigen Welt der Kaltblüter hinüber zur lebensregen Welt der Eigenwarmen.

* * *

Eine heißumstrittene Kampffrage war von jeher und ist seit kurzem wieder das Thema von der Tierintelligenz. Vernunft, Verstand, Instinkt, Reflexerscheinung, Tropismus — das sind die Schlagworte und Schlachtrufe dieses erregten Kampfes. So lange es sich dabei um Tiere einer- und Pflanzen andererseits oder um hochentwickelte und wieder tiefststehende Tierorganismen handelt, vermag auch der Laie diesem Streite mit einigem Verständnisse zu folgen. Verliert er sich aber auf die strittigen Grenzgebiete zwischen Tier- und Pflanzenwelt, wo man ein guter Zoologe und Botaniker und doch in gegebenen Fällen kleinsten Organismen gegenüber über die Tier- oder Pflanzennatur derselben im Zweifel sein kann, da wird dem Laien das Begreifen wohl schwerer. Hier versündigen sich auch unsere laienhaften Tierbeobachter und Tierschilderer, wenn sie uns in recht

warmen Worten so recht überzeugende Argumente für die vernünftige Handlungsweise selbst von Tieren, wie z. B. den Aktinien unserer Seeaquarien, bei denen sich kaum die Andeutung eines Zentralnervensystems nachweisen läßt, vorführen, gegen die Befunde und Thatsachen der zootomischen Untersuchungen. Es bleibt aber unstreitbar für jeden Beobachter eine interessante und dankbare Aufgabe, den allerersten, primitivsten Spuren des seelischen Lebens in diesen Berührungsgebieten beider Lebewelten nachzugehen und sich davon zu überzeugen, daß das Dogma von der willkürlichen Bewegung und dem Empfindungsvermögen der Tiere gegenüber der empfindungslosen, freier Bewegung unfähigen Pflanzenwelt immer mehr Geltung verliert, je tiefer im Tiersysteme man herabsteigt. Wir finden dann zahlreiche Tierwesen stumpfester Sinnesthätigkeit, aller Freibeweglichkeit bar, während es andererseits reizbarste und zu gewissen Zeiten freibewegliche Pflanzenwesen giebt.

In der Botanik spricht man seit langem schon von taktischen Bewegungserscheinungen, von Wärme- und Lichtwendigkeit, Wärme- und Lichtflüchtigkeit, von Chemo-, Geo-, Heliotropismus. Man kennt Entwicklungsphasen niederster Algen, während deren plötzlich eiförmige, zartbewimperte, hautlose Protoplasmastückchen die Zellen verlassen und niedersten Urtierchen gleich stundenlang im Wasser herumschwärmen, bis sie sich zur Ruhe setzen, mit einer Haut umgeben und zu neuen Algenfäden ausgestalten. Diese „Schwärmsporen“ sind lichtwendig, heliotropisch; sie sammeln sich von beschatteten Stellen nach beleuchteten Plätzen hin an. Auf der Gerberlohe erscheinen während der Nacht zahlreiche gelbe, zähflüssige Schleimklumpen, Plasmodien, der Lohblüte, eines Schleimpilzes, die auf der Oberfläche dieses Pilzes herumkriechen. Diese Plasmodien sind lichtflüchtig, denn wie der Tag zu grauen beginnt, verschwinden die Schleimklumpen von der Oberfläche. Diese Schleimhäufchen sind aber auch rheotropisch, das heißt sie nehmen in Wasserströmungen eine bestimmte Stellung ein. Stellt man zwischen zwei Gefäßen, deren eines warmes, das andere kaltes Wasser enthält, mittels eines Streifens Filtrierpapier eine Verbindung her, indem man die beiden Enden des Streifens in je eines der Gefäße taucht, und bringt ein Schleimklümpchen der Lohblüte auf den Papierstreifen, so kriecht das Klümpchen allgemach dem wärmeren Wasser zu.

Und solche Tropismen sind auch die eigentlichen Faktoren des seelischen Lebens niederer Tiere, wie Jacques Loeb in seiner vergleichenden Psychologie trefflich ausführt. Wie leicht ist der Beobachter der Tiere seines Seewasseraquariums, wenn er sieht, wie eine Aktinie auf ein hingehaltenes Filtrierpapier nicht reagiert, wohl aber sofort mit den Fangarmen zulangt, wenn ihr ein Stückchen Fleisch oder auch nur mit Fleischsaft getränktes Fließpapier gereicht wird, geneigt, in diesem passiven oder aktiven Verhalten der Aktinie bewußtes Handeln zu erblicken. Und doch ist es bei dem fast gänzlichen Fehlen eines Zentralnervensystems nur Chemotropismus, Reaktion auf den chemischen Reiz durch den Fleischsaft, was die Aktinie im zweiten Falle nach dem Fleische langen läßt. Und es ist nichts anderes als Geotropismus, Folgewirkung der Schwerkraft, wenn eine in unnatürlicher Lage auf ein Drahtnetz gebrachte Aktinie sich so lange wälzt und zwängt, bis sie in gewohnter Position den Tentakelkranz mit der Mundöffnung nach oben, den Sackgrund nach unten gerichtet hat. Eilen viele Tiere, Freunde des Dunklen, der Nacht, negativ heliotropisch, lichtflüchtig mit Hast

dunklen Verstecken zu — bis zu den Nachtaffen hinauf giebt es in der Tierwelt solche lichtscheue Tiere — und streben andererseits zahlreiche Tiere immer wieder positiv heliotropisch, lichtwendig dem Lichte zu — wer kennt nicht den Zauberbann, den unsere Gartenlampe auf Insekten aller Art, das Leuchtturmlicht auf die Scharen der Zugvögel ausübt? —, so ist es wieder „Stereotropismus", das heißt das Bedürfnis, den Körper mit festen Gegenständen in Berührung zu bringen, das Seewürmer in Glasröhren, verschiedene andere Wassertiere zwischen Glasplatten, die man ins Aquarium bringt, hineinzukriechen drängt.

Den Rheotropismus, wie ihn die Schleimklumpen der Lohblüte zeigen, hat ganz kürzlich J. Dewitz an verschiedenen Wasserinsekten beobachtet. Er fand eine ganze Reihe solcher Tiere negativ rheotropisch, das heißt sie stellen sich immer gegen die Richtung des strömenden Wassers ein. So viele kleine Wasserschnecken, so die bekannten Malermuscheln unserer fließenden Gewässer, welche in Flüssen immer den Vorderteil der Schale gegen den Strom richten, in Seen aber in verschiedenster Stellung gelagert sind, so die bekannten Larven der Köcherfliegen oder Wassermotten, die ihre je nach Art aus verschiedenstem Baumaterial kunstvoll gefertigten Gehäuse gegen den Strom einstellen. Leicht kann der Leser solchen Rheotropismus an den allbekannten Wasserläufern beobachten, die in großer Gesellschaft kreuz und quer, in wirren, tollen Kreisen wie Schlittschuhläufer par excellence über den Wasserspiegel dahingleiten. Treibt aber plötzlich ein schwacher Windstoß das Wasser zu leichten Wellen an, so machen alle die Läufer wie auf Befehl gegen die Wellen Front und stellen sich mit den Köpfen gegen die Wasserströmung ein.

* * *

Schließen wir unsere diesmalige Umschau mit einigen Betrachtungen über Symbiosen zwischen Tieren und Pflanzen im allgemeinen und über den speziellen Fall solcher Symbiose bei der Entstehung der Feige. In der an interessanten Kapiteln überreichen Biologie und Physiologie ist wohl der Abschnitt von der Symbiose, dem Zusammenleben zwischen Tieren und Pflanzen, einer der anregendsten. Eigentlich steht ja das ganze Tierreich mit der Pflanzenwelt in Symbiose. Hier werden die anorganischen Nährstoffe, die der Tierleib nicht auszunützen vermag, assimiliert, das heißt in jene Formen des Pflanzenleibes umgewandelt, in welchen sie dem Tiere mundgerecht, verdaubar sind. So nützt die Pflanze mittelbar auch dem nicht kräuterfressenden Raubtiere, dessen Beute sie nährt. Speziell versteht man aber unter Symbiose das Zusammenleben zwischen Tieren verschiedener Art — die Aktinie sitzt auf dem Schneckenhause, das sich der Einsiedlerkrebs zur Wandelwohnung erwählt hat — oder zwischen Tieren und Pflanzen — Ameisen hausen in hohlen Stengeln, Knollen, Stacheln der sogenannten Ameisenpflanzen — oder zwischen Pflanzen verschiedener Art — das, was wir Flechte nennen, ist nichts anderes als eine Symbiose, eine allerengste Kompagnie zwischen Alge und Pilz — in allen Fällen eine Vergesellschaftung zu beiderseitigem Nutzen. Dem Einsiedlerkrebs kommt der Abfall der Tafel der angelnden Aktinie und ihre Nesselbewehrung, der Aktinie die Bewegung von Platz zu Platz zu gute; die Ameisen erhalten Quartier und Nahrung, die Vermieterin „Ameisenpflanze" genießt den Schutz der stachelbewehrten Mieter gegen lästige Gäste; der Pilz ermöglicht der Alge das Leben außer Wasser, die Alge assimiliert für ihn. So sind beide Teile zufrieden.

Was hat aber das mit der Feigenbildung zu thun?

Zwischen Tieren und Pflanzen bestehen noch andere Beziehungen. Wie es in der Tierwelt Männchen, Weibchen und Zwitter giebt, so auch in der Pflanzenwelt. Eine Blüte, die Staub- und Stempelblüten besitzt, ist eine Zwitterblüte. Hier gelangt der befruchtende Pollen meist schon bei geringer Erschütterung auf die Narbe des Stempels. Schwerer geht dies schon bei den einhäusigen Pflanzen, wo die männlichen Staubblüten und die weiblichen Stempelblüten wohl auf demselben Stamme, aber räumlich von einander getrennt blühen. Wenn aber, wie bei den zweihäusigen Pflanzen, die männlichen Blüten und die weiblichen Blüten auf verschiedenen Individuen sich befinden, Männchen und Weibchen einer Pflanzenart, z. B. bei den Weiden oft stundenweit von einander getrennt leben, da muß der Wind den männlichen Pollen zur weiblichen Narbe treiben oder müssen blütenbesuchende Tiere, Bienen, Hummeln, Blumenfliegen, Blütenkäfer, Schmetterlinge, in den Tropen Kolibris, Honigvögel die Postillons d'amour, die Vermittler der Befruchtung sein. Ein solcher Fall liegt auch beim Feigenbaum vor. Der wilde Bocks- oder Caprificus-Feigenbaum ist das Männchen, die eßbare Feigenform das Weibchen, die Befruchtungsvermittlerin aber das Feigeninsekt Blastophaga, das mit der Feige in engster Symbiose lebt, ein Zusammenleben, dem sich im Laufe der Zeit die Wirtin Feige, wie der Einmieter vollkommen angepaßt haben.

Mehr ahnend wohl, als wissend, kannte man das Zwieverhältnis zwischen dem wilden und dem kultivierten Feigenbaum schon vor 2300 Jahren im grauen Altertum. Herodot, Aristoteles, Theophrast wußten um das süße Geheimnis der Caprifikation. Wie damals hängt noch heute der Feigenbauer der asiatischen Türkei, des nordafrikanischen Kabyliens, der berühmten Feigengärten bei Smyrna und auch der Siziliens, Spaniens, Süditaliens reife Bocksfeigen an Schnüren in seine Feigenbäume, weil er weiß, daß er nur so samenreiche Feigen, die sich zum Versenden als getrocknete Feigen eignen, erhält. Ganz klar war man noch in den letzten Jahren und ist man eigentlich auch heute noch über einzelne Details der Caprifikation nicht. Aber seit die Amerikaner mit gewohnter Zähigkeit darangegangen sind, trotz mehrfacher Fehlversuche die Smyrna-Feige in Kalifornien einzubürgern, seit Swingle eifrigst hinter den Geheimnissen des Feigenbauers und all seiner Voraussetzungen an den alten Kulturstätten hinterher war und über das Ganze der Feigenkultur auf der letzten Jahresversammlung der amerikanischen Naturforscher eingehend berichtet hat, ist man über das Wichtigste wohl ganz im klaren.

Die Caprifikus- oder Bocksfeige, die sogenannte „wilde“ Feige, die aber in mehreren Spielarten verpflanzt vorkommt, giebt jährlich dreierlei Früchte, die im Oktober ansetzenden, März bis Mai reifenden „Mamme“ (Bocksfeigen der Wintergeneration), die beim Abfall der Mamme ansetzenden, im Juni oder Juli reif werdenden „profichi“ (Feigen der Frühjahrsgeneration) und kurz nach deren Abfall, wenn die Mamme schon wieder ansetzen, reifende „Mammoni“ (Feigen der Sommergeneration). In allen diesen Bocksfeigen wohnt das Feigeninsekt Blastophaga psenes. Und wenn nun die Weibchen dieses Insekts die reifen Früchte einer früheren Generation verlassen, in die jungen Bocksfeigen der nächsten Generation eindringen und hier in jede Gallenblüte ein Ei legen, übertragen sie den männlichen Blütenstaub auf die weiblichen Blüten. Ganz dasselbe geschieht,

wenn die Bocksfeigen in die kultivierten Feigenbäume gehängt, diese caprifiziert werden. Aber nur die profichi, welche gerade unter der Mündung zahlreiche männliche Blüten tragen, taugen zu dieser Caprifikation. Was wir im Sommer als frische Feigen zugesandt erhalten, sind Feigen, die sich ohne Bestäubung der eingeschlossenen Blüten entwickeln. Die getrockneten, nußartig wohlschmeckenden, samenreichen Smyrnafeigen können aber nur durch vorangegangene Bestäubung erhalten werden. Daß es ohne die Mithilfe der Wildfeige mit ihren Insassen nicht abgeht, mußten die Kalifornier erfahren, die erst nach erfolgter Bestäubung der importierten Smyrnafeigenbäume durch gleichfalls importierte Bocksfeigen reife Feigen erhielten und nun hoffen, daß die eingeführten Blattwespen gut überwintern werden. Auffallend ist es, daß gewisse Bocksfeigenbäume im besonderen Rufe guter Früchte stehen, daß sich Feigenbauer meilenweit von ihnen für ihre Feigenkulturen Wildfrüchte holen, weil sie besonders viel und sehr insektenreiche profichi produzieren. Wir haben es da mit einer uralten Symbiose zwischen Pflanze und Tier zu thun. Der Feigenbaum hat sich, bezüglich der Bestäubung vollständig von diesen Einmietern abhängig, in seinem Fruchtbaue der Ernährung und Beschützung des Feigeninsektes angepaßt und auch diese — fast jede Feigenart hat eine andere Insektenart als Inwohnerin und alle diese Feigeninsekten gehören einer bestimmten Familie an — sind ihrem eigenartigen Wohnhause angepaßt. Während aber die Blüte den Zweck des Insektenbesuches, nämlich die Bestäubung, in jedem Falle erreicht, klingt er für das besuchende Insekt, wenn es die Eier nicht an verbildete, sondern an die normalen, weiblichen Blüten der eßbaren Feige zu legen versucht, in den meisten Fällen schlimm aus. Das Insekt ist außer stande, die Eier dort abzulegen und stirbt. Die befriedigte Blüte wurde zu seinem Grabe. Dr. **Friedrich Knauer.**



Neue Helden.

(Von den Berliner Bühnen.)

Wir nähern uns dem Ende der Saison. Spärlicher werden die Premièren, spärlicher die Erfolge. Aber wie zuweilen bei den letzten Bällen und Festen sich dem aufmerksamen Auge eine leise und doch untrügliche Andeutung dessen zeigt, was im kommenden Winter wohl die Mode werden will, so klingt auch aus den letzten Premièren einer Saison vielleicht mancher Ton herüber, den die folgende Saison in ihren Streitruf aufnimmt.

Und so wenig vielleicht an sich diese Premièren zu bedeuten scheinen, von denen ich hier zum letztenmal im ersten Winter des neuen Jahrhunderts zu reden habe, so legt uns ihr Gesamtbild doch einen Gedanken nahe, einen fruchtbringenden, fröhlichen Gedanken, den wir nicht ohne Dank von der Hand weisen dürfen.

Wenn ich von der einen Novität absehe, die das rührige Schillertheater, die erste deutsche Volksbühne in unpolitischem Sinn, herausbrachte, von Erich Schlaikjers modernem bürgerlichen Trauerspiel „Hinrich Lornsen“, in dem

mir ein Talent mit seiner eigenen Vergangenheit abzurechnen scheint, so bleiben uns übrig zur Betrachtung:

Eberhard Königs „Gevatter Tod", ein Drama in Versen, ein Märchendrama, das, an alte Volkserzählungen anknüpfend, einen schlichten Bauernsohn zum Glanz des Throns und darüber hinaus zum Verzicht auf die irdische Herrlichkeit führt;

bleibt: Otto von der Pfordtens „König von Rom", ein Drama in Versen, in dem ein Prinz, Erbe eines großen Namens und keines Reichs, der Sohn eines Titanen, stolz, nicht unedel und nicht ohne glühenden Ehrgeiz, an seiner kleinlichen Umgebung, an seiner eigenen schwächlichen Körperlichkeit zerbricht;

bleibt: Rudolf Lothars „König Harlekin", ein Drama in poetischer Prosa, das einen Harlekin durch Schuld zum Thron führt und ihn am Ende mit verächtlichem Lächeln verzichten läßt auf die irdische Herrlichkeit und den Prunk des erschlichenen Hermelins.

Keines von den drei Stücken, allein betrachtet, hat uns viel gegeben. Am meisten vielleicht noch Rudolf Lothars Maskenspiel vom König Harlekin, in dem ein Dichter eine prächtige Idee fand und jubelnd aufhob, und ein fleißiger, allzu hastiger Arbeiter dem funkelnden Edelstein dieser Idee eine so verschnörkelte und überladene Fassung gab, daß das natürliche Licht des edlen Steines fast verloren ging. Alle drei Stücke zusammen aber lehren uns ein Großes, ein Wichtiges. Sie lehren uns, daß in den Schaffenden wieder die Sehnsucht sich regt nach hohen, königlichen Helden; nach aufrechten Menschen, die nicht in engen Stuben in Not und Armeleutgeruch aufgewachsen sind, nach Männern auf der Höhe der Menschheit, die mit Kronen wie mit Nüssen spielen und deren Schicksal berufen ist, in den Herzen Tausender wiederzutönen.

Von den einsamen Menschen, die unbeachtet von der Menge, die sie umbrandet, in ihren edlen Gefühlen und in ihren heimlichen dumpfen Trieben einsam sind, will uns die Dichtung wieder führen zu jenen anderen, die ihre Kraft und Größe, ihre Stellung über dem Gewimmel der am Boden Keuchenden und ihr Flug über die Häupter der ängstlich in ererbten Pflichten und Lasten duckenden Alltagskinder zu königlichen Einsamen macht.

Wir stehen an einem Wendepunkt. Langsam und unmerklich wechselt das Drama seine Helden. Die kleinen Poeten, die talentvollen Plänkler ziehen voran. Es sind die Leute mit dem feinen Spürsinn, die das gelobte Land zuerst sehen; aber sie erobern es nicht. Es braucht aber nur ein Großer die eine große Schlacht zu schlagen, und wir stehen auf dem neuerkämpften Boden einer Dichtung, die vielleicht ehrwürdiges klassisches Erbteil mit den lachenden Schätzen der alten Romantik zugleich ihrem stolzen Ueberwinder zu schenken hat. Das Spiel von „Schluck und Jau" war nur eine heitere Einleitung zu dieser dämmernden neuen Zeit; und vielleicht wird es eine ferne Zukunft keinen blöden Zufall nennen, daß gerade Gerhart Hauptmann, der uns von einem falschen, verirrten, verstiegenen Pathos zurückgeführt hat zu den Leiden und Misèren der kleinen Leute, — zunächst noch im übermütigen Scherz — den Weg einschlug zu den Höhen des Lebens, auf denen sein Rüpelspiel kein menschliches Sonderschicksal mehr, wie er es sonst gab, sondern ein Gleichnis darzustellen bemüht war.

Die sich aber heute noch ängstlich klammern an die alten Stoffe, die vor zehn Jahren so neu waren, so kühn und so unerhört, die mögen sich trösten.

Eine neue Zeit will ihre neuen Helden. Das sterbende Jahrhundert hat die seinen gehabt. Und waren sie auch weltenweit entfernt von den Helden jenes andern sterbenden Jahrhunderts, da die Gebrüder Schlegel, Tieck und Brentano sich regten, da Goethe „Wilhelm Meister“ und „Hermann und Dorothea“ schuf, da Schillers „Wallenstein“ entstand, Thorwaldsen in Rom seine geweihte Werkstatt aufschlug, und der Siegerschritt des Napoleon Bonaparte durch Italien und Aegypten den alten Kontinent aufhorchen ließ — so waren es doch redlich gesehene, getreulich der Natur nachgezeichnete Helden. Und auch das mußte wieder gelernt werden, das redliche Sehen und das getreuliche Nachzeichnen. Die Maler werden mich verstehen, wenn ich sage: diese zehn Jahre bedeuten die Akt-Klasse der neuen Dichtung.

Die Zeit vor dieser letzten litterarischen Revolution war nur ein Echo fernen Wohlklangs, eine Fata morgana ferner glänzender Bilder. Die Kunst, die hinter uns liegt, hat uns mutig und brutal zum Leben zurückgeführt; zum Leben um uns. Möge uns die Kunst, die vor uns liegt, wieder zu den Höhen dieses Lebens führen; zum Leben in uns! Dann haben beide ihrer Zeit gedient; und wer der Zeit dient, der dient redlich.

Von denen aber, deren eigenste Domäne die Kleinkunst war, wird sich die neue Kunst nicht aufhalten lassen. Die fleißigen Leute, die so lange gemessen und Hüttchen und Wohnhäuser für Menschen gebaut haben, werden denen weichen müssen, die wieder den Mut haben, zu träumen und in ihren Träumen Tempel aufzurichten für eine neue, andächtig lauschende Gemeinde ...

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf ...!“

* * *

Es ist ein altes Vorurteil, das unsere Großväter unsern Vätern mit auf den Lebensweg gaben und von dem wir Enkel nie ganz frei werden können: eine Begebenheit, die uns interessieren soll, muß einen Helden haben, der uns interessieren kann. Und da das Drama zum Unterschied von der Lyrik, die nur Gefühle wiedergiebt und Stimmungen verwertet, der Spiegel einer Handlung sein soll, so wird man füglich auch vom Drama erwarten, daß es uns das Ringen und Siegen oder das Ringen und Unterliegen eines Helden schildert. So vielen Wechseln und „Strömungen“ das Drama der Zukunft auch noch wird unterworfen werden, solange es bemüht ist, Sophokles nicht zu vergessen, Shakespeare in Ehrfurcht zu lieben, die Werke der Weimarer Dioskuren nicht erkalten und erstarren zu lassen und doch mit neuen Werkzeugen das lebendige Bild der neuen Zeit zu meißeln — solange wird auch das Drama des Helden nicht entbehren können.

Aber ist zu irgend einer Zeit der Held von heute auch der Held von morgen gewesen? Gewiß nicht. Wir sehen mit den Augen unserer Zeit. Zu Abenteurern und Phantasten sinken rasch und unrettbar vor unserer strengen Nachprüfung so manche herab, deren Namen von unseren Ahnherren noch mit ehrfürchtiger Scheu genannt wurden, deren plumpe steinerne Bilder noch die welken knisternden Kränze am Sockel tragen, die unsere Eltern in der schwärmerischen Begeisterung ihrer Frühlingstage den Lieblingen zu Füßen gelegt. Und wir krönen so manchen, an dem die Generationen vor uns, gewiß ohne Sinn und

Verständnis, ja vielleicht sogar mit leisem, mitleidigem oder verächtlichem Lächeln vorübergewallt wären, und sprechen ihn mit feierlichen Zeremonien heilig im Tempel der Kunst.

Ich habe jüngst irgendwo die kühne Behauptung gelesen, es gäbe keine großen Männer mehr, weil das Menschengeschlecht als Ganzes so hoch gewachsen sei. Gewiß, die großen Männer schießen nicht empor wie Unkraut nach dem Regen. Wann aber thaten sie das? Eine spätere Zeit, für die das Kleine und Kleinliche unseres Zeitalters, das uns noch die Blicke verwirrt und die gerechte Messung stört, gefallen und verschwunden ist, wird die überragenden, aufrecht stehenden Steine auch in unserer Zeit schon finden. Manchen Helden unter den Lauten und Glänzenden, manchen unter den Schweigenden und Prunklosen, die bescheiden in der Menge stehen.

Die „Helden" des Tages sind nicht die Helden des Dramas; eher werden die großen Männer, die dem Gestern den Stempel ihres Wesens und Willens aufgedrückt, die Helden von morgen sein — auf der Bühne. Aber vor allem sind die Helden von heute, wie die Helden von gestern, nicht schlankweg die Guten, die Edlen, die im Geiste Vornehmen, deren Sieg zu bejubeln, deren Fall zu betrauern ist.

In seinen lichtvollen Ausführungen über das Drama — in denen er freilich von dem einseitigen Gesichtspunkt ausgeht, daß Resignation das Endziel des Dramas sein müsse — sagt Schopenhauer einmal sehr richtig: „Der dramatische oder epische Dichter soll wissen, daß er das Schicksal ist, und daher unerbittlich sein, wie dieses; — ingleichen, daß er der Spiegel des Menschengeschlechts ist, und daher sehr viele schlechte, mitunter ruchlose Charaktere auftreten lassen, wie auch viele Thoren, verschrobene Köpfe und Narren, dann aber hin und wieder einen Vernünftigen, einen Klugen, einen Redlichen, einen Guten und nur als seltenste Ausnahme einen Edelmütigen."

Es ist, als habe Schopenhauer, der in der Zeit schrieb, da Ifflands und Kotzebues unwahre, von Edelmut triefende Stücke dem deutschen Publikum noch ganz ausnehmend gut gefielen, bereits das neue Drama vorbereiten wollen, wie es uns die letzten fünfzehn Jahre zu erkämpfen bestrebt waren. Unsere „Helden" sind nicht oft unter den Edelmütigen gewesen. Wir haben die großen, rücksichtslosen Egoisten im Mittelpunkt unserer Tragödien gesehen. Der Weg von dem ritterlichen Grafen Egmont, der noch in der Todesstunde betet: „Und welcher Mut aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihrem Herzen in meines wieder"; der Weg vom Marquis Posa, der dem mächtigsten König der Christenheit den Herrendienst weigert mit den Worten:

> Ich liebe die Menschheit, und in Monarchien darf
> Ich niemand lieben als mich selbst —

bis zu dem Egoisten John Gabriel Borkmann scheint weiter, viel weiter, als ein Jahrhundert. Aber schon wird langsam, und nur dem sorgsam prüfenden Auge bemerkbar, die Brücke zurückgeschlagen. Der Spiegel wird dem Menschengeschlechte wieder vorgehalten, wie früher. Nicht mehr einzelnen kleinern Exemplaren, deren Grimassen und Zuckungen wir bis zur Todesstunde verfolgen müssen, sondern dem ganzen Geschlechte in jenen Vielbeneideten, die die Mitwelt in Haß und Furcht oder in Liebe und Ehrfurcht kennt und von denen der Nachwelt noch

steinerne Denkmäler erzählen. Aber bestehen bleibt — so scheint es — auch im Drama der neuen Helden als letztes Ziel aller Mühen und Thaten — die Resignation.

Vielleicht wird der nächste Schritt des Dramas das Wagnis sein, von den Helden auf der Höhe der Menschheit, die uns die Resignation lehren, zu jenen andern Helden auf der Höhe der Menschheit durchzudringen, denen ein Sonnenstrahl auf die Wiege gefallen ist; zu den lachenden Helden, die erhobenen Hauptes durch die Welt gehen, die sie im Schreiten lieben und im Scheiden — segnen.

* * *

Erich Schlaikjers bürgerliches Trauerspiel gehört noch zu jenen, in denen ein Dichter abrechnet mit der Gesellschaft. Es weht eine kalte, schneidende Luft durch das Stück. Ich habe, da ich seinen peinlichen, aber oft mit starkem Talent vorgetragenen Vorgängen folgte, immer an die Worte denken müssen, die Felix Dahn den alten Tronjer in seinem Sterbegesang sprechen läßt:

> Und Fluch dem Wahngetriebe
> Von Sitte, Liebe, Recht, —
> Erlogen ist die Liebe
> Und nur der Haß ist echt!

Und noch ein anderes, ein berühmteres Motto ließe sich dem Stück voransetzen, das knappe Wort: „in tyrannos!“, das der junge Regimentsmedikus Friedrich Schiller in Stuttgart unter den wütend aufspringenden Löwen auf dem Titelblatt seiner „Räuber“ setzte. Durch die ersten Akte dieses Schlaikjer'schen Stückes weht etwas von dem aufrührerischen Geist, der nicht ohne Selbstgefälligkeit ausruft: „Stelle mich vor ein Heer von Kerls, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.“ Aber dem Haß von damals und dem Haß von heute, dem Haß des Genies der Karlsschule und dem Haß des Berliner Talentes bieten sich ganz verschiedene Ziele. Damals war es der Despotismus einiger wenigen, die die Macht hatten; heute ist es die Gesellschaft mit ihren heuchlerischen Stützen, der der Fehdehandschuh ins Gesicht geschleudert wird. Damals winkte der Asperg und der Hohentwiel den Kecken, die Rousseaus Evangelium in deutsche Leidenschaft übersetzten. Heute gehört es fast noch zum guten Ton, das gekennzeichnete Objekt des Poetenhasses mindestens in einem Werk verhöhnt und mit Pfeilen des Hasses gespickt zu haben, wie die mauritanischen Bogenschützen den heiligen Sebastian. Und mancher der Wüteriche ist reuig in den Schoß der geschmähten „Gesellschaft“ zurückgekehrt, nachdem ihm derbe Scheltworte und kecke Satiren die Mittel eingebracht, einer der Ihren zu sein.

Schlaikjer gehört zu den ehrlichen Hassern.

Hinrich Lornsen hat als Knabe seinen Vater verloren. Der war Lotse und ein verwegener Segler. In einer nebligen, stürmischen Nacht fuhr er hinaus und kam nicht wieder.

Das Meer hat den Allzukühnen gestraft, sagen die Leute. Das Meer hat keine Schuld an seinem Tod, sagt der herangewachsene Sohn.

Denn er erinnert sich deutlich jener Nacht, da der rauhe Vater Abschied von ihm nahm und ihn unter Thränen küßte. Er wollte sterben. Später hat der Sohn die Erinnerung an das Geheimnis seiner Abschiedsstunde zusammengebracht mit dem Gerede und Getuschel der Leute, mit seiner und seiner Mutter

Lebensführung. Hinterlassen hat der Lotse nichts. Und doch hat Klein-Hinrich nicht in die Armenschule gehen müssen; und doch wohnt die Mutter im eigenen Häuschen. Ein reicher Reeder, dem sie früher die Wirtschaft geführt, hat alles bezahlt ... Und nun weiß er, warum der Vater sich dem Trunk ergab, wie die Leute reden; und warum er hinausfuhr in den Nebel, um zu sterben.

Seit der Stunde, da Hinrich Lornsen Gewißheit hat darüber, wer seinen Vater in den Tod getrieben, ist sein Leben und Denken erfüllt von Haß. Er giebt den Lehrerberuf auf und wird Schriftsteller, diesen Haß umzugießen in flammende Werke. Nur eines weichen, träumerischen Gefühls ist er noch fähig: der Liebe zu Anna, der Lehrerstochter, die ihn, den Wilden und Friedlosen, mit ihrer sorgenden Liebe umgiebt.

Der Reeder, der für seine Stellung fürchtet, besucht zum erstenmal seit zwanzig Jahren die Geliebte von einst. Damals hat er sie schon bewundert wegen ihrer Rücksichtslosigkeit; heute ist sie eine harte, unbeugsame Frau geworden, die den Sohn nicht versteht noch liebt.

Der Reeder verlangt, daß sie den Sohn aus dem Städtchen entfernt. Sie willigt ein.

Der Versuchung, eine bequeme Stellung im Dienste des Reeders anzunehmen, widersteht Hinrich hohnlachend. Da er nicht in Gutem gehen will, so muß ihm die Mutter die Thür weisen. Und sie thut es, obschon der Sohn sich kaum von schwerer Krankheit erholt hat. Jetzt bricht sein lange mühsam gebändigter Haß die Dämme und schäumt über. In einer leidenschaftlichen Scene erklärt er der Mutter, daß er alles weiß, alles, und daß sie ihn nicht betrügen kann mit ihrer Maske. Er liebt den toten Vater, den sie gehaßt, und den sie, er weiß das — in den Tod getrieben.

Unter dieser Wucht der Anklagen bricht die alte kränkelnde Frau zusammen. Sie stirbt daran. Hinrich ist tieferschüttert. Bereuen kann er nicht; aber er will aus der Welt fliehen, wie ein Muttermörder. Auch auf die Liebe des reinen Mädchens will er verzichten. Aber diese Liebe wird stärker sein, als seine Selbstanklage, sie wird ihn — morgen noch nicht — aber vielleicht in Jahren — zurückführen aus dem Dunkel ans Licht, in die Welt, in die Arbeit, ins Leben ...

Mit diesem Ausblick entläßt uns der Dichter.

* * *

In der Buchausgabe fehlt der versöhnliche Ausblick. Der von Haß verdüsterte Pessimismus Schlaikjers ist wahrer und konsequenter in der ersten Niederschrift gewesen. Bühnenpraktiker mögen ihm gesagt haben: das Publikum will das nicht. Und siehe da: der große Verächter der Gesellschaft beugt sich vor dem Publikum, das doch nur eine Auslese dieser satten Philister darstellt. Er beugt sich und mildert den Schluß dieses Stückes, das von starrer Ueberzeugungstreue überfließt.

Gleichviel, dieses Stück, zu dem der Dichter gute Modelle in der Geschichte seiner Jugend gehabt haben mag, enthält viel scharfe Beobachtungen und manches packende Wort, das der Haß diktiert hat. Man darf gespannt sein auf ein späteres Werk des Dichters, in dem er weniger Partei ergreift, in dem er gerechter, ruhiger und bedächtiger geworden ist. Das Maß von Gemeinheit und niedriger Gesinnung, das er diesmal auf seine Nebenpersonen ausgegossen, ist unerträglich, fast so unerträglich, wie diese unleidliche Mutter, die ihren einzigen

Sohn nur zu quälen weiß. Freilich der Sohn — soviel wir von ihm sehen — ist ein Flegel; und es ist seltsam, daß die Flegelhaftigkeit auf der Bühne uns die besten Charaktere verleidet.

Nur auf der Bühne? Ehrlich, wer würde gern mit einem Menschen verkehren, der ein Herz von Gold und den Verstand von zweien der sieben Weisen besitzt, aber z. B. die kleine, besondere Angewohnheit hat, — auf die Möbel zu spucken?... Ich denke, solchem braven Manne würde jeder von uns ungefähr schreiben, was Johanna Schopenhauer aus anderen Gründen ihrem sehr klugen Sohne schrieb: Es gehört zu meinem Glücke zu wissen, daß du glücklich bist; aber nicht: ein Zeuge davon zu sein.

* * *

Ich erwarte von Schlaikjer noch Gutes. Ich erwarte von den Verwandten des Schlaikjer'schen Helden nichts Gutes mehr. Nur eine Linie derber gezogen, und wir haben den unsympathischen Typus des geistigen Kraftmeiers, des rüden Radaubruders, der in seinen schlechten Manieren, in seinen ungesalzenen Grobheiten und seiner schmutzigen Leibwäsche schon ein Programm sieht.

Nein, wir streben andern Zeiten und andern Helden zu. Und dafür haben die drei Autoren, die ich hier so kurz behandeln will, wie es ihre schwächlichen Werkchen verdienen, entschieden eine bessere Fühlung gehabt, als der talentvollere Schlaikjer.

Otto von der Pfordten kommt uns sehr historisch, wie er glaubt. Er mag recht haben, sofern er diesen Vorzug auf die Kostüme bezieht, in die das Kgl. Schauspielhaus seine Darsteller steckte, um den „König von Rom" würdig in die Erscheinung treten zu lassen. Er mag auch recht haben in Bezug auf die Nachbildung jener Wiege, die im Frühjahr 1811 die Stadt Paris dem Kaiser Napoleon für seinen Sohn zum Geschenk machte und die wir nun im getreuen Abbild in der Pfordten'schen Dichtung bewunderten. Aber es war ein böses Omen, daß schon in den ersten Scenen ein goldenes Gehäus, zum Schlafen bestimmt, aller Blicke magnetisch auf sich zog...

Der „König von Rom" wäre ein verfehltes Stück, auch wenn die Verse besser wären, in denen er geschrieben ist. Ein Prinz, von dem die Historiker nichts mit Bestimmtheit wissen, als daß er nichts geleistet hat, nichts leisten durfte und früh gestorben ist, kann unmöglich Held einer Tragödie sein. Des albernen Versuches, den Sohn Napoleons durch eine Dame spielen zu lassen, sei nur kurz und mit Schaudern gedacht. Die ehrgeizige Spielerin, die der Ruhm der alten Sarah Bernhardt nicht schlafen ließ, verriet in ihren bald trippelnden, bald grotesken Schritten, in ihrem koketten Wiegen des Köpfchens, kurz in jeder Bewegung die so dumme, wie widerliche Mummerei. Man sollte solche Scherze der Geschlechtsverwechslung nun endgiltig dem Zirkus überlassen.

Am 20. März 1831 kommt General Bertrand, in dessen Armen der Kaiser gestorben ist, nach Schönbrunn und weiß den Herzog von Reichstadt heimlich zu sprechen. An demselben Abend soll die Flucht nach Frankreich stattfinden; vorher erklärt der Herzog noch der jungen Erzherzogin Renata seine Liebe und setzt sich mit seiner Mutter, die den Vater nie geliebt und nie verstanden hat, so heftig wie unnötig auseinander. Da ihm aber bei der entscheidenden nächtlichen Zusammenkunft der General Bertrand nicht die stolzen Garantien geben kann, die der Ehrgeiz des Korsensohnes verlangt, tritt der Herzog in letzter Minute frei-

willig zurück von dem Fluchtplan. Ein Blutsturz macht seinem Leben ein Ende, als just eine Abteilung des Regimentes Gynley, das ihm sein Großvater, der Kaiser von Oesterreich, verliehen hat, in den Saal marschiert ...

Das ist die ganze Handlung des langen und überflüssigen Stücks, das der historischen Wahrheit so nahe kommt, wie Fräulein Poppes geziertes Wesen dem schlanken blassen Prinzen, den der Gram verzehrte, ein Sohn des großen Kaisers und doch nur ein Spielzeug Metternichs zu sein. Denn Fürst Metternich hat nie anders mit dem Sohne des verhaßten Welteroberers gerechnet, als um in seiner Person, in seiner gefährlichen Jugend ein Mittel zu haben, Louis Philipp zu schrecken und in Schach zu halten. Es ist in Wahrheit eine grausam satirische Komödie der Weltgeschichte gewesen, was hier in mühsamen Versen ohne Duft und Glanz, ohne Kraft und Ueberzeugung zu einem Drama verdorben wurde.

* * *

Nicht ganz so unglücklich, wie von der Pfordten am historischen Stoff, hat sich Eberhard König an dem Stoff eines lieben, deutschen Märchens versucht. Es ist immer mißlich, wenn Leute in einem Drama den Beweis erbringen, daß sie — nicht ungeschickte Lyriker sind.

Zahlreiche lyrische Stellen sind das Beste an der Arbeit Königs. Das Schwächste daran ist die Philosophie. Einmal hat sie überhaupt nichts zu schaffen mit dem schlichten, prächtigen Märchenstoff, der nur wirken kann, wenn er naiv und ehrlich in Holzschnittmanier behandelt wird. Dann aber ist Königs Philosophie auch unklar und verworren. Und sehr zum Schaden des Dramas weicht er von der Grundidee ab, nimmt ihr jeden Humor und belastet sie mit mancherlei unnützer Gedankenfracht.

Der Tod hat schon bessere Figur gemacht auf der Bühne, als just in Königs Stück.

* * *

Das Patenkind des Todes ist bei König der Sohn eines armen alten Häuers, der schon im ersten Akt stirbt.

Der Jüngling, im Walde als eine Art Parzival in reiner Thorheit aufgewachsen, zieht mit dem Segen und Geschenk des Todes in die Welt. Er kann und darf mit dem geschenkten Wundertränklein Kranke heilen, an denen die Kunst der Menschen schon verzweifelt. Nur wenn er den schwarzen Gevatter zu Häupten des Bettes stehen sieht, dann muß er sterben lassen, was sterblich ist.

So wird er ein Wohlthäter der Menschheit, und die ganze Bevölkerung des Landes dankt es ihm — eine Scene, die sehr zu ihrem Nachteil an Fausts Osterspaziergang und Empfang durch die Bauern erinnert.

So wird er auch zu des Königs holdseligem Töchterlein gerufen, und er liebt sie beim ersten Anblick, wie sie ihn liebt als ihren Retter, an dessen Kraft sie glaubt.

Aber dieses Opfer, gerade dieses blühende Leben, will der Tod für sich. Hans, der junge Held, lehnt sich grimmig auf gegen sein Gebot, er ringt mit dem schwarzen Gevatter, er trotzt ihm das Mädchen ab, und hohnlachend läßt der Tod dem Ungehorsamen und Undankbaren seinen thörichten Willen; jedoch seine Kraft und seinen Glauben an die Freude nimmt er mit fort ...

Hans wird König, aber er watet durch Blut zur Größe. Der schwarze Ritter ist sein entsetzlicher Bannerträger.

Weib und Kind gehen im Seesturm unter. Er bleibt allein, einsam auf dem goldenen Thron.

Als alter müder Mann findet er endlich den Weg zurück zum Spielplatz seiner Kindheit im Walde. Hier ruht er aus. Hier ruft er flehentlich den Gevatter. Hier wird er erhört.

Der Gevatter Tod kommt, ihn zu erlösen.

* * *

Auch Rudolf Lothars vieraktiges Maskenspiel, das uns das Gastspiel des Wiener Volkstheaters im Deutschen Theater brachte, ist ein Königsdrama, und es ist trotz vieler Schwächen das beste unter den genannten. Seine Sprache ist nicht berauschend; seine Scenenführung ist oft kindlich naiv und ungeschickt; seine Sentenzen sind billige Weisheiten, die durch den Ernst, mit dem sie vorgetragen werden, nicht besser, nicht tiefer wirken.

Aber das Stück hat eine entzückende Idee. Man könnte dem Schicksal gram sein, daß diese herrliche Idee nicht dem Stärksten unter den Lebenden in die Hände fiel, sondern daß ein flinkes Talentchen sich daran machen durfte, sie durch allzu eilige und allzu billige Fassung zu verderben.

* * *

Ein wüster König stirbt. Sein weit wüsterer Sohn erbt Krone und Reich.

Dieser rohe und unverständige Prinz hat sich von seinen Reisen, von denen er nach zehnjähriger Abwesenheit in der Todesnacht des Vaters zurückkehrt, ein paar Gaukler mitgebracht. Darunter den klugen Harlekin und die hübsche Columbine.

Während nebenan sein Vater beichtend stirbt, stellt der saubere Fürst in brünstiger Gier Columbinen nach. Der eifersüchtige Harlekin, der sich bis jetzt wie ein Sklave geduckt hat, ersticht ihn und wirft den Leichnam ins Meer.

Harlekin hat bei tausend tollen Streichen, seine Aehnlichkeit in Statur und Gesichtsbildung benutzend, den Doppelgänger des Prinzen spielen müssen. Darauf baut er nun in der Verzweiflung seinen Plan. Der Prinz liegt unten bei den stummen Fischen, so wird er, Harlekin, den Prinzen spielen.

Er erscheint in des Toten Barttracht, in seinem Kleid und Gehaben; und alle huldigen ihm. Harlekin ist erstochen vom Prinzen — so heißt es — und es scheint in der Ordnung, daß Prinzen Gaukler erstechen. Der Prinz aber lebt und will sich krönen lassen.

Die blinde Mutter des Toten soll ihn krönen. Harlekin gesteht ihr, wer er ist, auf ihren starken Geist nicht umsonst vertrauend. Wenn er, der Kühne und Kluge, nicht König bleibt, wird es der schwachsinnige Vetter des Toten, den die eigene Mutter gehaßt hat, weil er schlecht und roh war.

Und die blinde Frau krönt Harlekin in einer Scene, die nicht zu ihrem Vorteil an die gewaltig gedachten Marfa-Scenen in Schillers Demetrius-Entwurf gemahnt.

Aber dem neuen König, der nur das Gute will, steht alter Brauch, steht Ehrgeiz der Großen, Haß, Neid und Tücke im Wege. Er kann die Königsrolle nicht leben, nur spielen könnte er sie in einem von Gift und Dolch bedrohten, öden Possenspiel.

Das aber will er nicht. In einer Vorstellung seiner Gaukler kehrt er just in der Nacht, da er ermordet werden soll, zu seinen geliebten Komödianten zurück, die wenigstens ehrlich zugeben, daß sie nur posieren und Komödie spielen.

Er erscheint mitten in der Vorstellung und spielt den Harlekin; er schließt Columbine in die Arme, er sagt dem erlauchten Publikum bittere Wahrheiten und flieht dann mit seinen Genossen, die erborgten Gewänder seiner Herrlichkeit und den falschen Bart des Königs zurücklassend.

* * *

Es ruht ein prächtiger Schatz an Weisheit und Größe, wenn man will auch an Bitterkeit und Ironie in diesem Stoff. Lothar hat den Schatz nicht gehoben. Der erste Akt verspricht viel, die folgenden halten wenig.

Sein König Harlekin gehört schon zum Geschlechte der neuen Helden, aber er ist nur ein Vorläufer. Sein Held kann sich auf dem Throne nicht halten und steigt, ein lachender Philosoph, ins schlichte Bürgertum zurück. Die Helden werden folgen, die sich zu behaupten wissen. —

. . . . . . Andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht!

Rudolf Presber.



Stimmen des In- und Auslandes.

Die moderne Illustrationskrankheit.

Um die Momentphotographie an sich ist es ja eine schöne Sache, und Hunderttausende haben heute ihr Vergnügen daran, alle möglichen und unmöglichen Situationen mit ihrem Kodak zu verewigen, den sie meuchlerisch, wie ein sizilianischer Räuber die stets geladene Flinte, allem Lebendigen und Leblosen entgegenhalten: la vie ou — la photographie! Es giebt sogar ästhetisch gebildete unter diesen Liebhaberphotographen, die dabei die Natur nach ganz bestimmten, wirklich künstlerischen Gesichtspunkten auswählen und zurechtrücken. Aber leider scheinen zu ihnen, wie ein sehr beherzigenswerter Aufsatz von Konrad Lange in den „Grenzboten" (No. 17 vom 26. April) ausführt, die Spezialphotographen nicht zu gehören, die für unsere modernen illustrierten Blätter arbeiten. Und diese illustrierten Blätter räumen dem Momentphotographen immer mehr die Alleinherrschaft ein; vermöge der Autotypie, das ist der Netz- oder Kornätzung, die durch mechanische Uebertragung der Photographie auf die lichtempfindlich gemachte Zinkplatte hergestellt wird, läßt sich die Momentaufnahme so „naturgetreu" und vor allem so billig, für den dritten Teil, den ein guter Holzschnitt kostet, ins Ungemessene vervielfältigen — was wunders, daß eben der gute alte Holzschnitt, der feine malerische Tonschnitt, der einen künstlerisch gebildeten Zeichner und einen auch keineswegs bloß handwerksmäßig geschulten Xylographen voraussetzte, allmählich auf der ganzen Linie verdrängt wird, daß „eine wahre Seuche der Autotypie" um sich gegriffen hat — die „Autotypitis" nennt sie der Verfasser ingrimmig — und das letzte bißchen ästhetischer Geschmack aus dem großen Publikum herausgetrieben wird. Alles zu Ehren der befriedigten Neugier, der von gewissen Zeitschriften systematisch gezüchteten Sensationslüsternheit, die es liebt, „wenig Tage nach einem Attentat schon die Physiognomie des Attentäters leibhaftig nach der

Natur abkonterfeit vor Augen gestellt zu bekommen", oder „den berühmten Staatsmann oder Gelehrten oder die beliebte Schriftstellerin, die sie bisher nur aus ihren Schriften kannten, an ihrem Schreibtisch oder im Kreise ihrer Familie als ganz gewöhnliche Menschen zu betrachten, auch wenn die Aufnahme so schlecht ist, daß man nicht das geringste darauf erkennt".

Neugier aber ist kein ästhetisches Bedürfnis, befriedigte Neugier kein ästhetischer Genuß, und die Autotypie nichts weniger als ein Kunstwerk. Denn im Gegensatz zur Malerei, die ein Werk von Menschenhand ist, ist die Autotypie nur das Resultat eines vom Menschen technisch geleiteten Naturprozesses, bei dem also die Vorstellung von einer hinter dem Werke stehenden künstlerischen Persönlichkeit, diese zu jedem ästhetischen Gefühl notwendige Illusion, fortfällt. Der Beschauer der Momentphotographie und der nach ihr ausgeführten Netzätzung weiß ganz genau, „daß das, was er da vor sich sieht, eigentlich nichts als Natur ist, nur Natur, die zufällig, zum Zweck der Vervielfältigung auf Papier abgeklatscht ist. Er weiß, daß die Reproduktion rein mechanisch ist, daß zu ihr nur eine gewisse praktische Erfahrung und ein paar technische Handgriffe nötig waren. Er kann sich also schlechterdings nicht in eine künstlerische Illusion versetzen, weil er das Bild als Natur sieht, weil ein schaffender Künstler für sein Bewußtsein überhaupt nicht vorhanden ist". Vielmehr ein Handwerker, der z. B. im stande ist, „eine Anzahl Buren, meistens einen Großvater mit zwanzig Söhnen und vierzig Enkeln, in eine Reihe nebeneinander zu stellen, sie geradeaus gucken zu lassen und so aufzunehmen. Oder er stellt seinen Apparat an eine Stelle, wo ein Flußübergang oder ein Gefangenentransport oder eine Truppenrevue stattfinden soll, und drückt dann, wenn der entscheidende Moment gekommen ist, auf seinen Gummiball. Das Resultat dieses Drucks wird doch kein verständiger Mensch als Kunst bezeichnen wollen".

In den meisten Fällen, fährt der Verfasser fort, sind denn auch diese Aufnahmen von einer Langweiligkeit und Ausdruckslosigkeit, die zu der Aktualität des Inhalts der dargestellten Scenen in seltsamem Gegensatz steht; nebenbei gesagt, ein recht hübscher Beweis dafür, wie gering die Bedeutung ist, die der Inhalt als solcher für den ästhetischen Genuß hat, wie sehr vielmehr alles auf die künstlerische Auffassung, d. h. auf das Verhältnis der Form zum Inhalt ankommt. Diese Langweiligkeit und Ausdruckslosigkeit kommt eben von der zufälligen Entstehungsweise dieser Aufnahmen her, die dem Leben und der Wirklichkeit niemals gerecht werden kann. Denn es ist eine vollkommen falsche Auffassung, daß die Momentphotographie deshalb, weil sie das Leben und die Bewegung in einem bestimmten Augenblick mit absoluter Genauigkeit festhält, bei der Betrachtung auch die Illusion des Lebens in besonderer Stärke erzeugen müßte. Genau das Gegenteil ist der Fall! Wenn ich z. B. auf der Straße einer Großstadt einen Volksauflauf mit erlebe, so ist alles, was ich während dieser Zeit vor mir sehe, in fortwährender Bewegung. Was mir in dem einen Augenblick entgeht, bemerke ich vielleicht im andern. Denn nicht nur die Figuren, die ich sehe, bewegen sich wirklich, sondern ich selbst bewege mich unter ihnen. Ich sehe mit meinen beiden Augen, die ich außerdem mit jeder Bewegung meines Körpers oder Kopfes mit bewege, gewissermaßen um sie herum, sehe, wie sie im Raum zu einander stehen, wie sie sich bei der Fortbewegung gegeneinander verschieben, wie sich eine Bewegung aus der andern entwickelt. Alles das fällt bei der Momentphotographie, die ja nicht nur unbewegt, sondern außerdem auch flächenhaft ist, einfach weg.

Es fällt freilich auch weg bei der Malerei und der Zeichnung. Aber der Maler und Zeichner hat eine Menge Mittel, diesen Ausfall zu ersetzen, durch die besondere Art der Komposition, die Wahl des fruchtbarsten Moments, durch besondere Markierung, Verminderung, Accentuierung der Formen und Bewegungen die Illusion des Lebens zu steigern. Er kann das Unwesentliche der Natur ausscheiden, das Störende und Verwirrende, was die Wirklichkeit bietet, beseitigen, das Wesentliche, für den Charakter der dargestellten Scenen und Personen Charakteristischste stärker hervorheben, ins richtige Licht setzen. Deshalb eben ist der Holzschnitt, und mehr noch der moderne Tonschnitt, weil nach einer künstlerischen, frei entworfenen Zeichnung ausgeführt, nicht allein das größere Kunstwerk, sondern zugleich auch eine treuere Illustration des betreffenden Vorgangs, als eine Momentphotographie, welche Scenen, deren wesentliches Interesse auf den Bewegungen beruht, in plötzlicher Erstarrung, gewissermaßen galvanisiert wiedergiebt, also bei aller scheinbar exakten Wiedergabe der Natur in Wirklichkeit die unrealistischste Darstellung ist, die es überhaupt giebt! „Und mag es auch sicher sein, daß die Personen, die der Künstler dargestellt hat, in ihren Formen und Bewegungen und in ihren räumlichen Verhältnissen zu einander niemals, in keinem Augenblick des dargestellten Ereignisses wirklich so zusammen gewesen sind, das Ganze ist als Kunstwerk, d. h. im Sinne der Illusion doch treuer, wahrer und natürlicher, als eine beliebige, jedem Zufall unterworfene photographische Aufnahme ... Nicht das ist die Aufgabe, die Formen und Farben genau so, wie sie wirklich in der Natur sind, darzustellen, sondern den optischen Eindruck der Natur wiederzugeben, den Beschauer zur Vorstellung der Natur anzuregen. In der Anregungskraft, nicht in der Exaktheit der Nachahmung beruht das Geheimnis der künstlerischen Wirkung. Diese Anregungskraft hat die Autotypie aber nicht. Der Unterschied einer Momentphotographie von einem frei entworfenen Holzschnitt ist deshalb ungefähr ebenso groß, wie zwischen einer Zeitungsnachricht und einer dichterischen Schilderung, zwischen einem Steckbrief und einem Porträt Lenbachs." Die Autotypie hat nur für wissenschaftliche Zwecke, für billige Reproduktion von Statuen und Gemälden ihren hohen Wert. Für eine wirklich künstlerische, ästhetisch anregende Darstellung der Zeitereignisse ist sie dagegen vollkommen unbrauchbar.

Der Verfasser tritt sodann noch jenen modernsten Holzschnittkünstlern entgegen, die da meinen, alle inzwischen erreichte Vervollkommnung des Verfahrens vergessen zu können und wieder auf die rudimentäre Technik der dicken, klotzigen Konturen und schroff nebeneinanderstehenden weißen und schwarzen Flächen aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert zurückgreifen zu müssen. Das ist eine archaisierende Schrulle einiger hypermoderner Köpfe, wie van der Velde, Vallotton, Sattler, Eckmann, Behrens u. s. w. „Ein bewußter Archaismus, d. h. ein Verzicht auf die einmal erreichten und dem Künstler zur Verfügung stehenden technischen Mittel zu Gunsten einer kindlichen und unvollkommenen Schnittweise ist wie jeder Archaismus etwas Ungesundes, das als solches keine Aussicht auf Bestand hat ... Jede Kunst strebt nach Verbesserung der Technik, weil sie nach Steigerung der Illusion strebt. Deshalb ist in jeder Zeit die Technik die modernste, also auch die zum Ausdruck des modernen Empfindens geeignetste, die auf der höchsten bisher erreichten Stufe der Entwicklung steht. Das ist eben in unserm Falle der Tonschnitt. Deshalb gehört ihm die Zukunft."



Jahrhundertsabrechnung der französischen Litteratur.

Die Revue des deux mondes brachte zu Beginn des Jahres eine Arbeit aus der Feder des Litterarhistorikers Doumic unter dem Titel „Le bilan d'une génération", deren Inhalt nicht nur für den Beobachter der französischen Litteratur, sondern für jedermann interessant ist, der dem Seelenleben des französischen Volkes überhaupt Aufmerksamkeit zuwendet. Sie reiht sich an die Bücher von Fouillée und Routier über Frankreichs Zukunft an, mit denen unsere Leser durch die Besprechung vom Februar 1899 bekannt gemacht worden sind. Den äußeren Anlaß nimmt Doumic daraus, daß Paul Bourget in den ersten Bänden seiner Oeuvres complètes seine geistvollen Essays wieder abdruckt, mit denen er sich 1883 dem Studium der französischen Volksseele zuwandte, das er, wenn auch in anderer Form, in allen seinen Romanen verfolgt hat. Bourget gehörte zu denen, die nach 1871 — er ist 1852 geboren — sich mit der Frage beschäftigten, wie Frankreich sich aus dem furchtbaren Zusammenbruch, den das Unglücksjahr gebracht hatte, erheben könnte, und die zugleich offen aussprachen, daß Preußens beispiellose Wiedererstehung aus ebenso beispielloser Erniedrigung nach 1806 Lehre und Anleitung ergeben müsse und könne. Viele Franzosen, unter ihnen auch Bourget und Doumic, legen heute das ehrliche Geständnis ab, daß die erhoffte geistige Erneuerung nicht eingetreten ist. Fügen wir hier ein, daß sie nunmehr den Vergleich mit Preußen aufgegeben haben; sonst würden sie anführen müssen, daß das Werk der Wiedererhebung, das gewiß mit einem warmen und vaterlandsliebenden Herzen versucht wurde, in Frankreich zweier mächtiger Mitarbeiter entbehrt hat, die Preußen und mit ihm Deutschland damals besaß: die einen waren Schiller, Kant und Fichte, an deren Idealismus, deren Pflichtenlehre, deren unerschütterlichem „Glauben an die Unsterblichkeit des eigenen Volkes" wir uns aufgerichtet haben; die anderen der Adel, der selbstlos und unter Hintansetzung aller kleinlichen Rücksichten das Werk des Neubaues in die Hand nahm. Daß der gediegene französische Adel, soweit er überhaupt noch vorhanden ist, grollend und schmollend dem politischen Leben fernbleibt, darin vermag natürlich ein demokratisch gesonnener Franzose keinen Schaden zu erkennen. Daß sie statt eines Fichte und des geistigen Erbes der großen deutschen Litteraturepoche die Skeptiker Taine und Renan gehabt haben, das rechnen sie sich, jedoch ohne Seitenblick auf Deutschland, allerdings als schweres Verhängnis an. Doumic erhebt mit vollem Rechte gegen Bourget die Anklage, daß er, freilich ohne es zu ahnen, mit seinem Lebenswerke schädigend gewirkt hat. Denn dieses Lebenswerk, dessen Grundlinien die Essays bereits mit voller Deutlichkeit zeichnen, bestand in nichts anderem als einer genauen Untersuchung und litterarisch glänzenden Schilderung der Seelenkrankheiten des französischen Volkes, die rasch zu einer künstlerischen Verklärung dieser krankhaften Zustände wurde, und weit entfernt, Heilmittel anzugeben, jene verhängnisvolle Eitelkeit weckte, durch die der Kranke auf „seine Krankheit" als auf etwas Absonderliches und Interessantes stolz wird. Doumic stellt die Symptome dieser Krankheit noch einmal in seiner „Abrechnung" zusammen, zum großen Teile Bourget folgend. Es sind ihrer fünf. Zuerst der „Dilettantismus", dessen Vater Renan ist. Es ist jener Zustand trauriger Geistesschwäche, der zunächst nicht im stande ist, in irgend einer Frage eine entschiedene Stellung einzunehmen. „Dem Franzosen erschien keine Idee mehr falsch oder

mehr wahr, sondern abwechselnd falsch oder wahr oder beides zugleich. Zwischen Gut und Böse bemerkte er keinen unversöhnlichen Gegensatz. Nirgends überhaupt eine scharfe Unterscheidung, sondern nur unmerkliche Abtönungen, die sich in einander in fortschreitenden Abstufungen auflösen. Keine Behauptung, die nicht sofort durch die genau entgegengesetzte korrigiert wird." So wird der Geist schwankend, unfähig, zwischen zwei Wegen zu wählen; er rühmt sich seiner Fähigkeit, „alles zu begreifen", läßt also auch alles zu Recht bestehen. Das führt am Ende der Dinge zu einer vollkommenen Perversität. Denn während des gesunden Geistes Lebenselement die Sicherheit, die unerschütterliche Ueberzeugung in allen sittlichen Fragen ist, fühlt sich der Dilettant nur wohl in seiner schillernden und schwankenden Unsicherheit, in der Fähigkeit, eine Handlungsweise ebenso leicht als gut und empfehlenswert, wie als schlecht und vermeidenswert betrachten zu können. Hieraus wieder entsteht eine völlige Willenslähmung: der Dilettant, der an einem Scheidewege anlangt, setzt sich zur Unthätigkeit nieder. Wie soll er wählen, da für beide Wege dieselben Gründe und Gegengründe sprechen?

Da nun kein Mensch einen solchen Zustand aushalten kann, so sieht sich der Dilettant nach einem Heilmittel um und ergreift ein Betäubungsmittel, das der Kenner mit Haschisch vergleichen würde: er hüllt sich in eine besondere und gefährliche Form der Ironie. „Der großen Masse überlegen, läßt er sich nicht von den groben Illusionen täuschen, von denen sie geködert wird, und, ein allzu klar sehender Zeuge ihrer Dummheit, schaut er auf sie mit einer Miene verächtlichen Mitleids und transscendentaler Geringschätzung herab. Ihren Leidenschaften fremd, losgelöst von ihren Erregungen, bewahrt er die Ruhe des Beobachters, und hat dabei nur einen Gedanken, die Eleganz seiner Pose zu bewahren. Befreit von den Vorurteilen, in denen die Menschheit zu allen Zeiten gelebt hat, weiß er, aus wie viel Unwissenheit und Lügen die allgemeine Moral entstanden ist, und vermeidet es ängstlich, mit den ‚plumpen Tugendhelden' verwechselt zu werden."

Doumic macht nun drittens darauf aufmerksam, was daraus entstehen mußte, sobald diese Stimmungen, deren Vorhandensein nach 1871 als erwiesen gilt, mit der Sentimentalität in Berührung kamen, die als ein Vermächtnis der romantischen Bewegung um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Frankreich verblieben ist. Was damals als Wertherstimmung aller Herzen in ganz Europa durchzog, trat am Ende des 19. Jahrhunderts in verdünnter und vergifteter Form auf. Die damaligen Helden dieser Stimmung hatten noch eine gewisse Größe. „Ihre Ernüchterung kam zum Teil daher, daß sie sich an allzuschönen Träumen berauscht hatten. Es ist auch ein Adelstitel, wenn man große Enttäuschungen hat erleben können. Ihre deklamatorische, lyrische und theatralische Verzweiflung schlug in Empörung um. Unsere Pessimisten haben überhaupt gar nicht geträumt, sie sind nicht aus dem Himmel gestürzt, sie sind einfach in ihre trübselige Traurigkeit hineingetreten, die ohne Poesie und Glanz ist, sie sind viel zu schlaff, um sich zu empören. Traurigkeit, die aus Selbstverachtung entspringt, aus einer Art Lebensunfähigkeit, dem Bewußtsein der eigenen Ohnmacht, der Angst vor der Anstrengung und endlich jener Faulheit, zu deren Entschuldigung man ein eintöniges: ‚was hat's auch für einen Zweck?' anführt."

Eine weitere Schädigung hat nach Doumics Auffassung die Einwirkung verschiedener fremdländischer Litteraturen auf das französische Volk gebracht. Er weiß dieser an sich seltsamen Anklage eine feine Wendung zu geben. Nicht das

Eindringen fremder Litteraturen — er nennt Tolstoj mit seinem „Evangelismus", Ibsen mit seinem Individualismus, Nietzsche mit seiner Lehre vom Uebermenschen — sondern der Umstand, daß man diese nicht zu „assimilieren", zu deutsch: verdauen vermochte, ist verhängnisvoll geworden. So läge denn die Schuld nicht an dem Geist der fremdländischen Litteraturen, sondern an dem schwachen Magen Frankreichs. Lehrreich ist es aber zu sehen, wie eine urfranzösische Anschauung sich in Doumics Auseinandersetzungen geltend macht, ohne daß er es ahnt. Er betont nämlich mit Nachdruck, daß litterarisches Weltbürgertum überhaupt demoralisierend wirke, indem es den Einzelnen von dem heimischen Boden losreiße, aus dem er allein die entsprechende Nahrung zu saugen vermöge. Im 18. Jahrhundert hat man ja überhaupt in Frankreich den Anspruch erhoben, daß es nur dort eine Litteratur gebe und geben könne, daß es z. B. sehr bedauernswert sei, daß ein Genius wie Shakespeare nicht in Paris geboren sei, daß er nur dort, dort aber sicher die sonnige Höhe aller Kunst erreicht haben würde, während er so im Nebeldunst der Barbarei stecken geblieben sei. Was das 19. Jahrhundert heraufführt, ist gerade ein Blick nach dem andern über diese von allzugroßer Selbstgefälligkeit aufgerichtete chinesische Mauer. Auch heute noch könnte vielen Franzosen eine wirkliche Kenntnis fremder Litteratur nicht schaden, auch nicht die Ibsens, Tolstojs und Nietzsches. Halbe Kenntnis statt ernsten Studiums, Modenarrentum statt wirklicher Vertiefung hat hier ein Unheil angerichtet, das man aber nicht überschätzen soll. Ich glaube nicht, daß einer der drei von Doumic Angeklagten auch nur eine Seele in Frankreich auf dem Gewissen hat. Sie, die vorgeben, zu jener Banner zu schwören, wären auch ohne diese erlauchten Verführer ihren traurigen Weg gegangen, und was sie empfanden, hat nicht bei Ibsen und Nietzsche, sondern bei französischen Schriftstellern Nahrung und Ausdruck gefunden.

Glaubten nun manche einen Ausweg zu finden, indem sie sich einem seltsamen Mysticismus in die Arme warfen, so haben sich auch diese geirrt. Er kann nicht retten. Retten kann nach Doumic nur zweierlei. Erstens die Erkenntnis, daß alle die besprochenen Krankheiten ihre Wurzel in einem krassen, nur auf materiellen Genuß gerichteten Egoismus haben, zweitens eine Rückkehr zum Christentum. Das erstere ist eine unzweifelhaft berechtigte Forderung und enthält eine Anklage, die ins Schwarze trifft, und die Doumic in beredten Worten ausführt. Die letzte Generation habe selbst in der Kunst nur das Vergnügen, den Sinnenreiz gesucht. Aus dem Nachdenken über die Welt gewann der Dilettantismus ein selbstgefälliges Vergnügen. Vor großen Empfindungen zog man sich scheu zurück, weil sie den Schmerz in sich tragen; tiefe Leidenschaften ersetzte man durch leicht zu verschlafende Räusche. Nichts erschien thörichter, als Verantwortlichkeiten auf sich zu nehmen, welche die freie Möglichkeit des Genießens einschränken. Genüsse aufsuchen, unbekannte, unerhörte, womöglich widernatürliche, das war Lebenszweck und wurde von einer großen Zahl talentvoller Litteraten gepredigt. Es scheint, meint Doumic, daß dieser Zustand überwunden sei, daß eine Epoche der Sehnsucht nach thatkräftigem Handeln und seelischer Gesundung heraufziehe. Er ist nicht der einzige, der so hoffnungsvoll in die Zukunft schaut. Wir können nur wünschen, daß er recht hat. Je gesunder Frankreich ist, um so angenehmer wird sich mit ihm leben lassen.

Erich Meyer.





Zur lex Heinze.

Sehr geehrter Freiherr! Da ich im letzten Hefte des „Türmer“ aus einer Briefkastennotiz ersehe, daß das Ausbleiben von Meinungsäußerungen aus dem Leserkreise als Zustimmung gedeutet werden kann, so muß ich gerade in betreff der dort zur Frage gestellten „lex Heinze“ mein Schweigen wohl brechen und erklären, daß ich allerdings zu denen gehöre, welche die übermäßige Entrüstung gegen jenes Gesetz nicht mitmachen können. Ich wiederhole damit im wesentlichen und in Kürze nur, was ich vor einiger Zeit bereits, mit besonderer Beziehung auf die deutschem Volksempfinden fremdere Atelier-Begeisterung für das Entkleidete, in Nr. 26 der „Deutschen Welt“ (Beiblatt zur „Deutschen Ztg.“ in Berlin) ausgesprochen habe. Daß die Zentrumsblätter meine Worte gern nachgedruckt haben, hat mich nicht besonders erschreckt, da ich mir bewußt war, die Wahrheit gesagt zu haben, was an allen Orten gut am Platze ist; nichtsdestoweniger gebe ich zu, daß bei jener „Entrüstung“, soweit sie ganz aufrichtig war, wenigstens auch ein gewisser, an sich richtiger Instinkt zum Ausdruck gekommen ist, den man dem deutschen Volke überhaupt wünschen möchte, nur daß er nicht gerade dort sich äußern sollte, wo der Gegner recht hat: der Instinkt nämlich für die Gefahr, die deutschem Wesen von seiten des jesuitischen Geistes droht. Es verwirrte offenbar von vornherein das klare Urteil über den thatsächlichen Inhalt und die wahre Absicht des Gesetzes, daß man es sich bei seiner bevorstehenden Anwendung und Durchführung ohne weiteres nur in den Händen der schwärzesten „Römlinge“ dachte. Noch jüngst konnte ein Mann wie Kuno Fischer, bei einer wohlberechtigten Warnung vor dem Jesuitenorden, den Ausspruch thun: „Wir erfahren soeben, wie ein Gesetz, das wider die sittlichen Lumpen geplant ist, gegen Kunst und Wissenschaft angewendet werden soll!“ Ja, woher weiß es der Philosoph von Heidelberg so gewiß, daß mit der Verabschiedung dieses Gesetzes durch eine parlamentarische Zentrumsmehrheit auch alsobald alle Richterstellen in Deutschland mit Jesuiten und alle Polizeidienerstellen mit ihren Beichtkindern besetzt sein werden, die sämtlich nichts Eiligeres zu thun haben würden, als kunstfeindliche Konsequenzen aus einem Gesetzeswortlaute ziehen, der von Kunst und Kunstschaffen überhaupt gar nicht spricht? — Anders ließe sich eine siegreiche Durchführung des angeblich beabsichtigten Schadens, bei unsern bestehenden Rechts- und Gerichtsverhältnissen, doch gar

nicht denken. — Daß übrigens, wie dies Beispiel wiederum zeigt, die besten Geister und namhaftesten Männer in Deutschland von solchen Wahnvorstellungen, wie ich sie nennen muß, befangen werden und der „allgemeinen“ Entrüstung, nicht nur antirömischer, großenteils vielmehr nichtchristlicher Parteien ihre Stimme leihen konnten, das schreckt und verwundert mich gleichfalls nicht im geringsten; denn dergleichen habe ich seit dreißig Jahren auf dem Gebiete, dem meine Lebensarbeit gilt, bis heute noch genugsam erlebt: nämlich in Sachen Richard Wagners, dessen Werk deshalb doch ein gutes Werk geblieben ist und bleiben wird. Es ist freilich sehr bedauerlich, daß auch an Großes und Edles sonst gewöhnte Augen sich in bestimmten Fällen so leicht und völlig durch die starken Staubwirbel irgendwelcher skandalierenden Presse verblenden lassen können. — Wollen wir doch, obwohl wir nur kleine Leute sind, uns redlich bemühen, unsere Blicke klar zu erhalten, um zu sehen, wo eigentlich der Grund zur Entrüstung liegt! —

Da ist nun zunächst vorauszuschicken, daß erstens die Fassung des Gesetzes, oder eines besonderes Bedenken erregenden Paragraphen, durchaus diskutabel bleibt, — daß es keineswegs gerade ein „Idealgesetz“ genannt werden soll, auch wenn man meint, daß seine Gegner in Irrtümern befangen seien. Dies aber würde nur zum Versuche ehrlicher und vernünftiger Bestrebungen für eine mögliche Umformung auf den gegebenen Wegen berechtigen, wozu die jetzt so arg Entrüsteten nicht erst einen solchen tumultuarischen Lärm in breiter Oeffentlichkeit aufzuschlagen brauchten, besonders wenn sie sich längst schon mit der Sache so ernstlich beschäftigt hätten, wie es recht und Pflicht gewesen wäre. —

Zweitens ist zu sagen, daß noch nie ein Gesetz gegeben worden ist, ohne daß die Möglichkeit des Mißbrauchs in einzelnen Fällen bestanden hätte, und daß wir überhaupt gesetzlos leben würden, wenn wir nach diesem Prinzip der Befürchtungen uns richten wollten. Die Todesstrafe selbst mögen wir nicht abschaffen, obwohl Justizmorde thatsächlich vorgekommen sind, und die Richter hätten wenig zu thun, wenn alle Fälle so klar vor ihnen lägen, daß sie nur einfach nach abgezogenen Begriffen zweifellos abzuurteilen brauchten, wie es im Buche steht. Mord und Todschlag sind bisweilen ebenso schwer zu unterscheiden, wie Unzüchtigkeit und Schamlosigkeit, und Irrtümer bleiben stets zu „befürchten“, da Irren einmal menschlich ist; nichtsdestoweniger werden Gesetze gegen all jene schlimmen Dinge gemacht und angewendet, weil es eben schlimme Dinge sind, die nach gesetzlicher und richterlicher Behandlung schreien.

Gewiß, wenn die Presse zu etwas gut ist, so ist sie es gerade dafür, um auf thatsächliche Möglichkeiten des Mißbrauches beizeiten verhütend hinzuweisen, oder, wenn er einmal geschehen ist, ihn behufs einer Berichtigung, ehe es zu spät ist, ans Licht zu ziehen. Sie hat sich aber in diesem Falle bisher nur in lauter allgemeinen Uebertreibungen ergangen, die mit dem wirklichen Gesetz, wie es vorliegt, und womit der Richter zu thun bekommen würde, gar nichts zu schaffen haben; und als handgreifliches Beispiel der großen Gefahr für die Freiheit der Kunst hat man immer nur wieder den einen Fall vorzuführen gewußt: daß ein mit voller künstlerischer Freiheit längst geschaffenes und weltberühmtes Meisterwerk wie Böcklins „Spiel der Wellen“ einmal durch einen Polizisten aus einem Schaufenster in den Laden verbannt werden sollte, was — wenn es geschehen wäre — weder Meister Böcklin noch der freien deutschen Kunst das Geringste ge-

schadet hätte, sondern nur der Polizei. Es zeigte sich denn auch, daß ein solcher Einzelfall subalterner Beschränktheit alsbald einen so lauten, allgemeinen Sturm durch alle Blätter erregte, daß er unter der öffentlichen Blamage zu Grunde gegangen, d. h. beseitigt und berichtigt worden wäre — wenn nicht schon vorher der nächste Vorgesetzte des voreiligen Dieners, sobald er dessen Bericht empfing, dieses ganz einfach und still, wie etwas, was sich von selbst versteht, angeordnet hätte. Heutzutage haben solche gelegentlichen „Mißbräuche" nur ein Schmetterlingsleben zum Pläsier der durch die Journalwiesen promenierenden Staatsbürger. —

Jedenfalls, wenn ein Zustand besteht, der um höherer, ja höchster Interessen willen dringend eine gesetzliche Einschränkung verlangt, so darf man davor nicht zurückschrecken, in der Furcht, daß etwa von irgend einer anders interessierten Seite her auf noch unerfindliche Weise versucht werden könnte, mögliche Mißgriffe zu begünstigen und auszubeuten. — Man hat wohl die Mittel, dies zukünftig Mögliche zu verhüten; man braucht aber zunächst und viel mehr das Mittel, das gegenwärtig Vorhandene einzudämmen: das Gesetz, d. h. ein möglichst gutes Gesetz. —

Und nun ist vor allem andern das eine festzustellen, worüber alle anständigen Leute in Deutschland gewiß sich einig sind: daß ein solcher Zustand besteht: in der — wenn nicht „unzüchtigen" — doch ohne Zweifel „schamlosen", weil öffentlichen Schaustellung solcher widrigen und niedrigen, gemeinen und mindestens ungehörigen Dinge, deren ungehinderte Einwirkung auf die leider nur zu leicht beeinflußte Phantasie und die Sinne zumal unserer deutschen Jugend, und damit unseres Volksgeistes überhaupt, in gefährlicher Weise vergiftend und verderblich genannt werden muß. So etwas ist vorhanden und hat überhand genommen; so etwas wirkt ungestört auf den offenen Straßen der Großstädte, und schon nicht dieser mehr allein, und lenkt die Blicke jedes vorübergehenden Schulkindes auf sich, welches, einmal in diese Sphäre des sinnlichen Interesses hineingezogen, dann nicht so leicht mehr im stande sein wird, die ihm fremde Würde des wahrhaft Schönen mit anderen Augen anzuschauen. Der liebe Spruch: „Dem Reinen ist alles rein" kommt gegen diese Obmacht des Unreinen, die uns zu bewältigen droht, nimmermehr auf; denn erstens steht der Reine nicht allein dem Unreinen gegenüber, sondern neben ihm steht schon der Unreine, der sich beeifert, die Reinheit der Auffassung ihm an der Unreinheit des Gegenstandes zu verderben, und zweitens soll doch wahrhaftig gar nicht dem Reinen auch das — „Schwein" rein sein; leicht könnte ihm sonst das reine Schwein so gut gefallen, daß er selber anfängt, ganz naiv, im Schmutz sich zu behagen, der ja offenbar vor aller Welt auf Straßen und Gassen frei geduldet wird. Ob aber dieselben guten Leute, die den Spruch vom Reinen so gern im Munde führen, im eigenen Kinderzimmer den äußeren Schmutz auch dulden würden, weil ihre Kleinen ja doch von Natur — reinlich seien? — Nun, die innere Beschmutzung ist sicher unendlich viel schlimmer, und hier hat der Staat an der Erziehung sich zu beteiligen, weil dabei die Oeffentlichkeit in Wirkung tritt. Das ist seine heilige Pflicht gegenüber der Seele des Volkes. —

Es ist aber nicht zu leugnen, denke ich, daß diese widerwärtigen Schamlosigkeiten mitunter auch hinübergreifen auf das Gebiet (nicht der Kunst selber — die wahre Kunst ist niemals eine Circe, welche Menschen in Schweine verwandelt! —) auf das Gebiet der künstlerischen Ausdrucksmittel. Die schlauen

Geschäftsleute, welche mit Bild und Wort auf die gemeine Sinnlichkeit in der schwachen Menschennatur spekulieren, nennen sich oft ganz ungeniert Kollegen der Künstler, weil sie die Mittel jener anwenden und, wie schließlich jene auch, auf Erwerb damit ausgehen. Warum lassen die Künstler sich das gefallen? Warum haben sie sich das so lange gefallen lassen? Hätten sie nicht schon, im Interesse der Gesund- und Reinhaltung der menschlichen Phantasie, an welche sie mit ihren edelsten Werken sich wenden, längst energisch einschreiten müssen gegen die schändlichen Vergiftungen durch scheinkünstlerische Gemeinheit? Und hätte nicht die eigene Standesehre sie sollen protestieren lassen gegen jede Möglichkeit einer Vermischung solcher Gesellschaft mit ihrer Kunst? Da wäre wahrlich ein starker und tiefer Grund zur Entrüstung gewesen, und wäre diese Entrüstung rechtzeitig losgebrochen, so hätte vielleicht schon sie allein so reinigend gewirkt, daß die Hilfe eines Gesetzes nicht erst nötig gewesen wäre. Ja, und wenn doch, so würde das stolze und edle Eintreten der Künstlerschaft für ihre Kunst und gegen die Schamlosigkeit wohl auch den einzig richtigen Weg ihr erschlossen haben, auf welchem Gesetzgebung und Künstlerschaft vereinigt das notwendige Gesetz formulieren konnten, und späterhin auch der Richter stets mit dem Beirat der gereiftesten Kunstmeister in Zweifelfällen die Entscheidung treffen durfte, ob ein beanstandetes Objekt zur anständigen Kunst zu zählen sei oder zur gesetzlich zu beseitigenden schamlosen Nationalgefahr. — Sich das schöne Vertrauen zu erwerben, in solcher Weise mitthätig werden zu können im Interesse der Volksseele und somit auch zur Abwehr fremder Einflüsse, das hat leider die Künstlerschaft versäumt. Sie hat die schlimmen Dinge gehen und wachsen lassen, bis der Zustand derart geworden, daß er eben nach dem Gesetz „schrie". Dann erst schrieen auch die Künstler, d. h. erst die Leute vom Schreiberuf, welche auf der politischen Arena den Staub in Wirbel blasen, und dann unisono mit ihnen die vielen trefflichen Malenden und Dichtenden, die bisher nur gemalt und gedichtet, aber nicht bedacht hatten, daß zur Sache der Kunst noch etwas mehr gehört, z. B. auch die Seele und die Sitte des Volkes. Nun mit einem Male entrüsteten sie sich gar gewaltig — und das, ich muß es offen sagen — das thut mir herzlich leid! Denn sie entrüsteten sich nicht darüber, daß sich das unkünstlerisch und widerkünstlerisch Gemeine volksverderbend auch an die wahre und edle Kunst herandrängte und ihre Mittel zu Schanden vernützte, sondern darüber, daß ein zum Schutz des Volkes dawider versuchter Gesetzentwurf in der Verfolgung jener Gemeinheit ohne weiteres auch sie, die Künstler, treffen werde. — Und darüber sahen und hörten sie nichts anderes mehr, sahen höchstens mit ihren sonst so wunderscharfen Meisteraugen die absonderliche Spukerscheinung des Gensdarmen im eigenen Atelier, aber den schrecklichen „§", den Gesetzesparagraphen, der die ganze Freiheit, die unendliche Entwicklung der deutschen Kunst mit Verderben und Tod bedrohte und ihre heiligste Schaffenskraft mit einem Schlage zu knicken gerüstet war, den sahen sie in ihrer, weit über das Polizeipräsidium, das Land- und Kriminalgericht und das Reichstagsgebäude himmelanstürmenden Entrüstung nicht.

Denn — wenn wir noch besser sehen können — was steht denn in diesem Paragraphen des Entsetzens thatsächlich geschrieben? —

Schamlose Darstellungen an öffentlichen Plätzen zum Zwecke des Erwerbs — also zum Verkaufen — anzubieten, soll bei Strafe verboten sein. — — —

„Schaffen" darf jeder, auch selbst jeder Künstler, soviel Schamloses, als er will; es darf auch in den Geschäften auf den Ladentischen offen zum Verkaufe für jedermann ausliegen, und erst recht darf es, wenn es die Künstler selbst wollen, in jedem Atelier, in jeder Galerie umsonst zu sehen sein. Die Kunst darf, wenn sie dies durchaus als ihre Sache betrachten will — was ich nimmermehr glaube, trotz ihrer Entrüstung — bis ins Schamlose getrost und frei sich fortentwickeln, dagegen spricht kein Gesetz. Nur auf offener Straße soll dergleichen nicht verkauft werden, wie Blumen und Zündhölzer, und die Schaukästen und Schaufenster sollen es nicht den Blicken unsrer Kinder preisgeben oder die edlen Sinne unsrer Künstler durch seine Gemeinheit beleidigen.

Aber — es könnte ein Jesuit sich hinter den Polizisten schleichen und ihm zuraunen: dieser alte Fritz von Menzel ist schamlos oder dieser Grunewald von Leistikow erinnert lüstern an Dinge, die da geschehen könnten, wo Familien Kaffee kochen — mach', daß diese Dinger auf den Ladentisch marschieren, sonst wird die Volksseele verdorben; und dem Polizisten wird es schwarz vor den Augen, er zittert und gehorcht. Der nächste Käufer von Menzel oder Leistikow muß sich in den Laden bemühen, um von der verkäuflichen Existenz dieser Sachen etwas zu erfahren. Der Verkäufer fühlt sich in seiner Erwerbsfreiheit beschränkt, der Handel stockt, und am andern Morgen wird es hunderttausend Zeitungslesern schwarz vor den Augen, denn da steht zu lesen, wie unsere rückständige Regierungskultur sich „wieder einmal" außerordentlich lächerlich gemacht hat, und wie im schweren, schwarzen Ernste die Freiheit unsrer großen deutschen Kunst in ihren Wurzeln angenagt ist durch den alten Drachen von „Rom" — nicht von Jerusalem. — Und eine Stunde später hängt der alte Fritz wieder im Schaufenster und der Grunewald darüber, und Kunst und Kultur sind gerettet. Was ja auch eine That ist. —

So wird die heilige Neunzahl der Musen am göttlichen Leben bedroht durch den § vom öffentlichen Kaufsangebot schamloser Dinge! — Ich habe a. a. O. schon Lessing zitiert, der ja Autorität für Freidenkende ist, wie er im „Laokoon", nach antikem Muster, gerade das verlangt, was die Gegner unseres Gesetzes irrtümlicherweise — weil es nicht drinsteht — daran perhorrescieren: daß nämlich die Kunst selber, besonders die bildende, unter strenge Gesetze zu stellen sei, die eine Schädigung der Sittlichkeit verhüten sollen. Die Entrüstung unserer, nach antikem Muster, für das Freie, Schöne begeisterten Künstler richtet sich also gegen ihren kritischen Meister und Geistesvertreter Lessing, nicht aber gegen das arme, moderne, nur einfach im Manuskript etwas zu korrigierende, nicht ganz nach antikem Muster stilisierte Gesetz. — Ach nein, ich fürchte, der Kampf des deutschen Geistes gegen „Rom" wird mit diesen Waffen, auf diese Weise nicht rühmlich und siegreich geführt werden können! Und doch wären dafür die besten Kräfte unverbraucht zu erhalten, und vor allem müßten die Kämpfer selbst durchaus gesund sein. Diese letzte Epidemie der Entrüstung aber — ich kann mir nicht helfen, ich habe an die Veitstänze der „alten guten Zeit" denken müssen. Hic Heinze — hic hopsa! — Verzeihung, die Sache, um die es sich handelt, ist sehr ernst, aber die Uebertreibung, mit der sie behandelt ward, wirkt schließlich wieder auf den Humor. Und könnten unsere lieben, vortrefflichen, so gern verehrten Künstler nur wieder soweit zur Besinnung kommen, daß sie selbst den „Humor" ihres Verfahrens einsähen: dann würden sie schon geheilt sein und

fürderhin dem vollen Ernst der Sache zum Heile unseres Volkes gerecht werden können. Wenn jemand dazu berufen ist, so ist es der deutsche Künstler! —

Mit hochachtungsvollem Gruße Ihr aufrichtig ergebener

Bayreuth am 22. Mai 1900. **Hans Paul Freiherr von Wolzogen.**

* * *

Hochgeehrter Herr! Das Interesse für Ihr Blatt, sowie Ihre eigenen Worte, daß Widerspruch nur klärend und der Wahrheit förderlich wirken könne, veranlaßt mich zu nachstehenden Zeilen:

Wir Männer scheuen uns mit vollem Recht, in sittlicher Beziehung ein Urteil aus uns selbst zu bilden, und ziehen hierbei gern das in dieser Hinsicht so hoch über uns stehende Weib zu Rate. Wenn daher bis jetzt kein Abonnent Ihres Blattes seine Stimme gegen die Artikel die lex Heinze betreffend (April-heft) erhoben hat, so glaube ich doch, daß nicht nur ich, sondern mit mir noch viele andere Freunde des Türmers beim Lesen obenbezeichneter Abhandlungen den Kopf geschüttelt haben und die Tendenz derselben nicht mit dem sonstigen Geiste der uns liebgewordenen Zeitschrift in Einklang zu bringen vermochten. — Sollen wir uns die Freude an einem von deutschem Geiste diktierten und von einer Elite christlich-germanischer Männer in drei Lesungen erkämpften Gesetz des-halb verkümmern lassen, weil die Fassung einzelner Kunstparagraphen Irrtümer zuläßt? Sollen wir nicht lieber statt zu nörgeln helfend miteingreifen, daß die Ausführung des Gesetzes nicht die wahre Kunst trifft, — und somit dem Ueber-eifer künstlerisch ungebildeter Organe vorbeugen? — — Die Kritik allein, wie Rosegger glaubt, bringt eine Regeneration nicht fertig. Gerade sie buhlt um des Volkes Gunst, auf welcher Seite aber die Gunst des Volkes steht, das lehrt wohl am besten die Theaterkasse nach Aufführung eines Sardouschen Stücks und nach der eines klassischen Werkes. — — Zwar hätte auch ich gewünscht, daß bei der Fassung der betreffenden Paragraphen das Urteil der Künstler selbst eingeholt worden wäre, doch konnten sie dem Geist des Gesetzes keine andere Richtung geben, falls nicht die christlich-deutsche Sitte von einer abseits stehenden Moral der Afterkunst beherrscht werden sollte. Jene aber zu beurteilen, dazu ist vor allem unsere edle Weiblichkeit befähigt, und deshalb freut es mich, daß der ein-zige Protest, dem ich einen bessern Platz als im Briefkasten gewünscht hätte, von jener so berufenen Seite erhoben ist, denn für uns alle gilt noch heute das Wort Goethes: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an." — Möchten alle deutschen Frauen so gesinnt sein, wie Ihre mir unbekannte 60jährige Leserin. **H. v. W.-B.**, Rittmeister a. D.

* * *

Verehrter „Türmer"! Der April-Monat soll doch nicht zu Ende gehen, ohne daß ich mir vom Herzen herunter schreibe, was ich gegen das in diesem Monat erschienene Heft habe.

Ist etwa der durch die Kämpfe um die lex Heinze aufgewirbelte Staub selbst dem Türmer oben auf seinem Turm in die Augen geflogen, daß er bloß noch gesehen, aber nicht geschaut hat? — das April-Heft macht beinahe den Ein-druck. — Zunächst was direkt mit der lex zusammenhängt, Türmers Tagebuch:

Es ist doch eine alte Erfahrung, daß je schwächer die Gründe sind, um so stärker die Ausdrücke zu sein pflegen, ja daß ausfallende Ausdrücke auf schwache Gründe schließen lassen. Unter diesem Gesichtspunkt bitte ich die Selbstverständlichkeiten über Kunst und Strafgesetz einmal nachzuprüfen. Die Epitheta, mit denen dort die Freunde des Entwurfs bedacht werden, sind wirklich „nicht ohne"! — (Einfach lächerlich, absurde Gedanken, mangelhafte allgemeine Bildung u. s. w.). Doch wir müssen's uns gefallen lassen, denn es gehört am Ende auch mit zu den „in ihr selbst liegenden Gesetzen der Kunst." — Indessen unser Vorwurf, daß das alles auf Sehen aber nicht auf Schauen beruht, will bewiesen sein, und das nicht bloß gegenüber von Türmers Tagebuch, sondern auch gegen Rosegger und Bahr und wer es sonst noch ist. — Zunächst also die schreckliche Ablehnung des Antrags, der die wirkliche Kunst ausnehmen wollte, Böcklins Spiel der Wellen und ähnliches. Es handelt sich ja doch nur um die Ausstellung derartiger Kunstwerke (und ihrer Kopieen!) in Schaufenstern rc.! Gehört da nun wirklich so notwendig Böcklins Spiel der Wellen hin, und wird die Kunst erdrosselt, wenn solche Bilder rc. nicht gerade jedem Vorübergehenden in die Augen fallen müssen? — Oben im Museum, da lasse man diese Kunstwerke gern stehen und bewundern, aber in die Schaufenster gehören sie nicht, und ihre Nachbildungen noch viel weniger. Wäre jener Antrag angenommen, so hätte das eine Verschlechterung gegen den heutigen Zustand bedeutet. Unter Berufung auf diesen Paragraphen könnten in jedem Winkelladen die „schönsten" Kopieen der Tizianschen Venus oder der Leda ungehindert ausgestellt werden, denn die Originale sind unbestritten „Werke der wirklichen Kunst". — Vor einigen Jahren prangte in der Kunstausstellung ein wandgroßes Bild, welches das Brausen des Gebirgsflusses durch eine Unzahl von nackten Mädchengestalten zur Darstellung brachte, die sich kopfüber kopfunter das Flußbett herunterwälzten. Das war zwar meiner unmaßgeblichen Meinung nach nichts weiter als ein Plagiat von einem andern kleineren in einem Nebensaal untergebrachten wunderniedlichen Bilde, das denselben Gedanken (das Rauschen des Baches) durch eine Menge Kinder darstellte, die jauchzend herunterwimmelten; aber es war ein Werk der wirklichen Kunst, denn es befand sich ja doch in der Ausstellung. Und jedes Gericht hätte den Händler, der jenes raffiniert sinnliche Bild in irgend welcher Nachbildung ins Schaufenster hing, freisprechen müssen, wenn — jener Antrag Gesetz geworden wäre. — Und da soll durch die Ablehnung jenes Antrags das Bestehen der Kunst gefährdet sein? Steht und fällt denn mit so etwas die Kunst? — — Richard Bahr ereifert sich darüber, daß „als ein Gegner der geplanten Bestimmungen die schwerlich zu widerlegende Ansicht äußerte, daß in ein ernstes Theater zu Zeiten nur reife erfahrene Menschen hineingehörten, man ihn höhnisch ausgelacht habe", und meint: „Wer über so selbstverständliche Dinge lachen kann, der darf keine Kunstparagraphen entwerfen". Ja, bester Herr, wer sorgt denn dafür, daß die Unreifen und Unerfahrenen zu Hause bleiben? Etwa die Kritik und der Zorn des gesunden Menschen, wie es Rosegger als Heilmittel empfiehlt? oder Herr Müller-Meiningen und der Goethe-Bund? — Da sieht man, in welchen Illusionen diese Künstlerkreise sich wiegen — aber R. Bahr „beurteilt die Sache vom Standpunkt des praktischen Politikers aus", sagt Türmers Tagebuch — — wer soll das glauben? — — Dieser praktische Politiker weiß auch nicht, und der Türmer selber weiß es (Seite 108) auch nicht, daß die Judikatur des Reichsgerichts leider den Be-

griff „unzüchtig“ derartig eingeschränkt hat, daß es thatsächlich eben doch an Handhaben fehlt, alles das „beim Kragen zu nehmen“, was auch nach des Türmers Ansicht nichts Besseres verdient hat. Der Türmer sehe sich doch auch einmal auf der Berliner Polizei die Sammlung der Sachen an, die von ihr konfisziert, von den Gerichten aber freigegeben sind. Er wird einen andern Eindruck gewinnen als auf Seite 110 oben, trotz der Hebbel-Anekdote. — „In Deutschland kichert der Teufel“, aber nicht, wie Rosegger meint, über die Bemühungen der Freunde des Gesetzentwurfs, sondern über die Rührigkeit seiner Feinde, die wieder einmal aus lauter Idealismus nichts davon merken, wie „die Freiheit zum Deckel der Bosheit gemacht werden soll“, und der ganze Idealismus kernfaul wird. — Daß die ästhetisch gebildeten und kunstfröhlichen Griechen in sittlicher Beziehung die besten Brüder auch nicht waren, daß die „idealste Kunstbegeisterung“ den sittlichen Verfall auch in der Renaissance nicht gehindert hat, sei nur beiläufig bemerkt für die, die in ihrem „Idealismus“ den Sinn für die reale Entwickelung verlieren wollen. — —

Tief bedauere ich mit Richard Bahr, daß gerade der Arbeitgeber- und der Schutzalter-Paragraph an der kurzsichtigen Aengstlichkeit der Regierungen gescheitert sind. Aber was R. B. dann über „la bourse ou la vie“ sagt, ist wieder einmal gesehen aber nicht geschaut. La vie ist nicht der Kunstparagraph, sondern das Interesse überhaupt, ein Gesetz zu stande zu bekommen. Man sollte uns doch wenigstens besser zu verstehen suchen! —

Was nun den Aufsatz über Paul Heyse betrifft, so macht der auch fast den Eindruck: nur nicht lex Heinze! — Es wird immer nur gewissermaßen zaghaft zugegeben, „daß er eine Freigeisterei der Leidenschaft vertritt, die sich mitunter in schwüle Erotik verliert“, „daß seine freie Moral für die große Masse schädlich wirken kann“, „daß er sich an gar zu gewagte Probleme macht“ 2c. — Daß er diese meist recht oberflächlich behandelt, daß es selten ohne die schwüle Erotik abgeht, daß die Freigeisterei der Leidenschaft und die damit verbundene innere Haltlosigkeit zu den charakteristischen Merkmalen fast aller seiner Helden und Heldinnen gehört, und daß darum seine freie Moral schädlich wirken muß — nicht für die große Masse, denn die liest Heysesche Novellen nicht, sondern für die gebildete Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts, das hätte gesagt werden müssen. Statt dessen wird zum Schluß die Vornehmheit der Heyseschen Muse gerühmt! Und das Urteil lautet: als Künstler sei H. gerechtfertigt dadurch, daß er selber wirklich so gedacht und so gewesen, wie er es beschreibt, über den Menschen stehe ja jedem seine Meinung frei — —. Ich muß sagen: Ueber den Menschen maße ich mir kein Urteil an, wohl aber über den Künstler, dem ich nimmermehr das Recht zugestehe, daß er „nach den in ihm liegenden Gesetzen beurteilt werde“. (NB. Die Börse sollte früher auch durchaus nach solchen angeblich in ihr selbst liegenden Gesetzen beurteilt werden müssen, gerade wie jetzt die Kunst.) — Im übrigen pfeife ich auf eine künstlerische Vornehmheit, die sich in schwüle Erotik verliert. Oder ist wirklich die Glätte und Feinheit der Form dasjenige, was künstlerische Vornehmheit ausmacht? — Der Türmer denkt sonst anders darüber. Aber jetzt? — — Selbst Rudolf Presber wagt es angesichts des großen Rummels nicht mehr, die Art, wie Ibsen in seinem Epilog die tragische Schuld konstruiert, beim rechten Namen zu nennen. Troppo giovane! mehr nicht? — Also weil der Held Charakterfestigkeit hatte und nicht in Heysesche Freigeisterei

verfallen ist, darum ist er ein Toter, der erst zu spät erwacht? — Ich habe die Schwärmerei für Ibsen nie ganz begreifen können. Sehe ich recht, fühlt sie sich auch anderwärts schon merklich ab; aber dieser Epilog will mir noch unkünstlerischer vorkommen als alles andere — bis auf den „Volksfeind", den einzigen Ibsen, den ich (vielleicht interessiert das aus pathologischem Interesse) für nicht mißlungen halte. —

Wenn ich mich nach all diesem nun als Pastor rusticus vorstelle, so weiß ich wohl, daß dadurch vielleicht der Eindruck meiner Ausführungen abgeschwächt wird. Doch was hilfts? „Nil humani a me alienum puto", so sage ich auch. — — Indessen, was ich noch weiter zu sagen habe, das wird um so eher als nicht ganz unmotiviert gelten können. Es hängt mit der lex Heinze auch nicht zusammen, wohl aber mit dem Sehen und Schauen. Ich meine die Ausführungen über den Fall Weingart. Wenn der Türmer in solchen Fragen das Wort nimmt, dann sollte ihm eine Verschiebung der Gesichtspunkte nicht mit unterlaufen, wie es thatsächlich geschehen ist. Was W. vom Amt gebracht hat, war nicht das Aufeinanderstoßen der beiden charakterisierten Anschauungen über das Osterwunder, sondern das, daß er für sich das Recht in Anspruch nahm, jede von irgend einem namhaften Theologen gelehrte Ansicht auf der Kanzel zu vertreten. Daß er das gethan hat, ist von Rogge ja auch erwähnt, nachher aber doch jener andere Grund als Ursache der gefallenen Entscheidung angeführt, auf den hin „W. höchstens eine Verwarnung verdient hätte". Weiter ist ihm auch zunächst nichts passiert, aber als er dann jenen Anspruch erhob, da lag die Sache eben so, daß sie nicht anders entschieden werden konnte. — Also das auf Seite 62 oben objektiv Berichtete ist richtig, das auf Seite 64 unten subjektiv Ausgeführte verschiebt den Gesichtspunkt etwas. Ich will niemandem das Recht bestreiten, über die zu Grunde liegenden Fragen wie Rogge zu reflektieren, stimme sogar im ganzen ziemlich mit seinen Ausführungen überein; aber der Rückblick auf W. und das Konsistorium auf Seite 64 unten gehörte da nicht hinein, wenigstens nicht so, wie es geschehen ist. Unsere Zeit ist so wie so viel zu sehr geneigt, überall Bevormundung der Wissenschaft zu wittern und — der Kunst. Doch damit wären wir wieder bei der lex Heinze angelangt, und ich will lieber schließen, hoffend, daß wir uns verstehen. **O. K.**

Auf vorstehendes erwidert Herr Richard Bahr:

Der parlamentarische Kampf ruht; die Gemüter, in denen vielleicht Erregung und Leidenschaften nachzittern, werden sich noch beruhigen. Nützen wir die Friedenszeit, einander näher zu kommen und hüben und drüben uns verstehen zu lernen! Und nur, weil ich Herrn Pfarrer K. für diese stille Versöhnungsarbeit an sich und anderen gewinnen möchte, schreibe ich hier die wenigen Zeilen. Er meint, ich hätte die Roerensche Anwendung von „la bourse ou la vie" falsch interpretiert. Doch nicht, Herr Pastor. La vie war keineswegs „das Interesse, überhaupt ein Gesetz zu stande zu bringen". Dies Interesse haben wir ja alle geteilt und ihm ist es zu danken, daß das Gesetz nun wirklich zu stande kam. Die Sache lag doch wesentlich anders, als Herr K. zu glauben scheint. Die ursprüngliche Vorlage war überhaupt nie ernstlich gefährdet gewesen; der ganze Hader ging lediglich um die Erweiterungen, die die Kommission an dem Regierungsentwurf vorgenommen hatte. Zu ihnen gehörten

der Arbeitgeber- und der Schutzalterparagraph und ebenso auch der sog. Schaufenster- und der Theaterparagraph. Ich nehme an, daß man sie alle in der redlichen Absicht einfügte, nicht nur an den Symptomen herumzukurieren, sondern das Uebel an der Wurzel zu fassen. Nicht bloß abzustrafen, sondern nach Möglichkeit vorzubeugen. Aus diesem Gesichtspunkt allein war also die Fragestellung zu verstehen, und dann war die Antwort, die Herr Roeren und mit ihm die Reichstagsmehrheit fanden, grundverkehrt. Niemand, der mit offenen Augen durch das Leben ging und in dem Buch der eigenen Erfahrungen und Erinnerungen ohne Selbstgerechtigkeit zu blättern weiß, kann auch nur einen Moment zweifelhaft sein, wo die größeren Gefahren stecken. Wenn die Majorität partout Löblicheres schaffen wollte, als die Regierung ihr vorschlug, dann hätte sie beharrlich und treu an Arbeitgeber- und Schutzalterparagraph festhalten sollen. Da gäbe es wirklich viel junges blühendes Leben zu schützen. Das wäre noch ein Kampf um keusche christliche Ideale gewesen, der durch seine herbe Folgewichtigkeit auch dem Gegner Respekt abgezwungen hätte. Aber das bißchen Kunstverschnürung, das man sich statt dessen leistete und darauf man in dem schier komischen Drang, nur ja ein übriges zu thun, pochte, bedeutete für die Hebung der Volksmoral nichts, rein nichts, am allerwenigsten „la vie“. Bewußten Unflätereien in Bild und Wort wird schon durch den jetzt Gesetz gewordenen § 184 entgegengewirkt; die Ziffern a und b, die die sträflichen Vergehungen um den Begriff des „nicht Unzüchtigen, aber das Schamgefühl gröblich Verletzenden“ bereicherten, konnten höchstens den einen Erfolg haben, daß sie — zumal nach den weitherzigen Auslegungen in Reichstag und bayrischer Kammer — hier und da zu willkürlichen Urteilen gegen Kunst und Kunstübung verführten. Deshalb thaten die Künstler und die mit ihnen künstlerisch zu sehen lernten — zu sehen **und** zu schauen, Herr Pastor — recht daran, sich zu rühren. Sie waren in diesem Handel die berufenen Führer der Nation. Und mich dünkt, in dem nun angebrochenen Waffenstillstand — denn mehr wird es vor der Hand wohl kaum sein — bleibt ihnen noch eine schöne Aufgabe zu erfüllen. Die Goethebünde müssen doch noch etwas Besseres können, als Versammlungen veranstalten, in denen Mode- und wirkliche Berühmtheiten vor hauptstädtischen Gaffern den Beweis erbringen, daß sie unter Umständen so entsetzlich trivial zu reden wissen. In der Hitze des Kampfes mochte das wohl hingehen; aber der stolze Name ist ein Programm und er verpflichtet. „Mehr Goethe“ thut uns not; mehr Kunst und mehr Goethe. Herr Pfarrer K. ist gewiß ein wohlmeinender Mann; er selbst gesteht, daß ihm nichts Menschliches fremd blieb. Und dennoch meint er, daß Böcklins „Spiel der Wellen“ nicht in die Schaufenster gehöre; doch scheint auch er sich dafür zu erwärmen, daß unsere Bühnen sich nur der sorgfältig destillierten Backfischlitteratur öffnen dürften. Herr K. fragt allen Ernstes: „Wer sorgt denn dafür, daß die Unreifen und Unerfahrenen zu Hause bleiben?“ Ja — wer ums Himmels willen soll denn dafür sorgen, wenn nicht das Haus, die Familie, die christliche und sittliche Erziehung? Denn das eine schließt nimmer das andere aus: wir wollen uns unsern Christenglauben nicht verkümmern lassen. Aber wir brauchen darum dem Schönen nicht aus dem Wege zu gehen, das gottbegnadete Menschen in reiner Absicht uns schufen. Selbst dann nicht, wenn diese zeitweilig außerhalb des christlichen Sittengesetzes zu stehen scheinen. Wem, der innerlich frei wurde, soll denn das schaden? Das aber war

es, was an dieser Flut von Reden und Schriften zum Preise der lex, den frommen, den ehrlichen, den eifernden und den heuchlerischen, immer am unerfreulichsten berührte: die wie etwas Selbstverständliches hingenommene Auffassung, daß Christentum nur in dumpfer Gebundenheit bestehen könne; daß man's durch Umzäunungen und Schutzwälle ängstlich vor jedem Lufthauch behüten müßte. Soll das wirklich die wahre Meinung sein? Glaubt man dadurch die Welt überwinden zu können? Diese skeptische, zweifelnde, moderne Welt. **R. B.**

* * *

Mein lieber Türmer! Bitte mir ja nicht übel zu nehmen, wenn ich, durch die Lektüre des neuesten Heftes angeregt, Sie mit einigen Zeilen zu belästigen mich unterfange.

Die lex Heinze und was drum und dran ist veranlaßt mich dazu. Traurig, aber wahr ist, daß man sich nicht gescheut hat, dieselbe mit „der Kunst" in Zusammenhang zu bringen. Ein ekelerregendes Connubium fürwahr! Wahr und traurig zugleich ist aber auch der Umstand, daß gar manche gebildete Katholiken hier gleich bei der Hand waren, ein gar nicht gefordertes sacrificio del' intelletto zu entrichten — zweifelsohne eine köstliche Manifestation der Inferiorität des Katholizismus, wie diese von berufener katholischer Seite gekennzeichnet worden ist! Schreiber dieses ist katholischer Geistlicher, vermag sich aber trotzdem in keiner Weise die Notwendigkeit der Aufstellung einer lex Heinze in ihrem ganzen Umfange zurechtzulegen. Im Gegenteil, zu einem guten Teile unzweckmäßig, zum andern direkt schädlich will sie ihm erscheinen.

Es ist mir in der That ein Herzensbedürfnis, dem Türmer für seine freimütige Kritik und männliche christliche Haltung zu danken, ihn zu beglückwünschen dazu, daß er wieder die richtige Direktive in der Beurteilung einer so heiklen Materie gegeben. Durch seine thatsächlichen Feststellungen hat er den Nagel auf den Kopf getroffen! Die Briefkastennotiz in Heft 8 ist eine ebenso bündig-vornehme als vernichtende Replik!

Seine Gesichtspunkte sind ganz die meinen. Ich möchte sogar behaupten: eine lex Heinze wäre eine nicht zu tilgende Schmach für das deutsche Volk, für unser deutsches Vaterland! So dekadent sind wir doch gottlob noch nicht, und wären wir es, dann wäre eine lex Heinze erst recht post festum! Prüderie und Heuchelei möge sich einen andern Schauplatz wählen. Das eine ist mir sicher, der Türmer hat auch sehr pointiert darauf hingedeutet — „so lange zweierlei Maß in moribus ausgemessen wird, wäre die lex Heinze und Verwandtes summum ius cum summa iniuria".

Wie würden wohl die Franzosen in mirakulöse Erregung geraten, wenn sie diese juristische Rarität Deutschlands in praxi auf ihrer Ausstellung vorgeführt bekämen!

Ich kann nicht verhehlen, daß ich höchlichst verwundert war über die Zimperlichkeit gewisser Reden im Reichstage, daß ich aber auch über Türmers Unerschrockenheit und unbedingte Wahrheitsliebe mich königlich gefreut habe. Kein Wunder, wenn ich in solcher Stimmung Sie begeistert grüße und Ihnen zurufe: Wohlan, mein lieber Türmer, trage mutig voran im Geisterkampfe die Fahne eines wahren reinen Idealismus — vielleicht erkennen doch noch gar manche unserer Zeitgenossen deine große Bedeutung, deine Machtstellung! Ich folge dir

unverzagt; jedes neue Heft mit seinen verschiedenartigen geistvoll bearbeiteten Thematen festigt mich in diesem Vorsatze. Darum als Finale ein herzliches macte virtute! In ungeheuchelter Verehrung Ihr ganz ergebenster

M. F., Pfr. in R.



Zum „Fall Weingart“.

Herr Christian Rogge bespricht im April-Heft des „Türmers“ den Fall Weingart, d. h. er bespricht ihn eigentlich nicht, sondern skizziert nur ganz kurz den Verlauf der Sache, verzichtet auf die kirchenrechtliche Beurteilung und referiert dann über vier von der theologischen Wissenschaft aufgestellte Theorien von der Auferstehung Christi, von denen er nur der einen Raum in der Predigt giebt, nämlich der, die eigentlich keine Theorie ist, da sie grade auf eine Erklärung sowie auf ein deutliches Bild jenes Vorgangs verzichtet und nur die allgemeine Behauptung aufstellt, daß Jesus — doch wohl im eigentlichen Wortsinn gemeint! — auferstanden ist, eine Ueberzeugung, die Herr R. für die Grundlage des christlichen Glaubens erklärt.

Demnach würde der Prediger das Recht und die Pflicht haben, die Auferstehung Christi auf der Kanzel zu verkündigen, er würde aber nicht das Recht haben, ein anschauliches Bild von der Auferstehung zu zeichnen, auch nicht das Recht, irgend eine Erklärung zu geben oder auch nur anzudeuten; weder dürfte er von einer im Grabe erfolgten Verwandlung des Leibes Jesu noch von einer geistigen Auferstehung reden. Er würde sich also darauf zu beschränken haben, die Auferstehung als nackte Thatsache zu verkündigen. Damit ist jedem, der so vorlaut ist, auch in religiösen Dingen zu denken und zu fragen, ein energisches Halt geboten. „Hier ist ein Wunder! Glaube nur!“ Der Prediger oben auf der Kanzel sagt es, der muß es ja wissen, nun gieb du dich zufrieden, thörichtes Herz! Es ist aber damit zugleich auch jedem Verkündiger des Evangeliums verwehrt, der Gemeinde, und sollte diese nur oder zum überwiegenden Teil aus des Denkens und Forschens Gewohnten bestehen, einen Erklärungsversuch zu bieten, der sich ihm als ein sein Denken und sein religiöses Bewußtsein gleichmäßig befriedigender bewährt hat, damit auch sie den Versuch machen könne, ob sie dadurch jenen inneren Zwiespalt, der nun einmal in Unzähligen vorhanden ist, aufzulösen vermöchte, jenen Zwiespalt, der in ihnen hervorgerufen wird durch die widerspruchsvolle Aufgabe, unter der Voraussetzung des modernen Weltbildes zu denken und zu handeln und andererseits als religiöse Menschen sich in das biblische Weltbild einzugewöhnen, an das sie glauben müssen, wollen sie anders Christen sein, wie ihnen auf der Kanzel und von kirchlichen Behörden immer wieder versichert wird. Nach Herrn R. würde ein Prediger entschieden seine Befugnis überschreiten, wenn er auf der Kanzel die Gemeinde mit einer bestimmten Theorie, einem Erklärungsversuche zu „behelligen“ wagte! Ja, freilich, welcher besonnene Redner würde im Kindergottesdienst oder vor einer Gemeinde, der jeder Zweifel und jede Kritik fremd ist, derartige Theorien bringen, er müßte sich lediglich mit Herrn R. „auf die evangelische Verkündigung be-

schränken: Jesus lebt!“ — Die Kanzel ist nicht dazu da, aufklärerisch zu wirken, sie soll allein der Erbauung dienen. Aber wenn der Prediger weiß, daß unter seinen Zuhörern einige oder vielleicht sehr viele sind, die durch Zweifel und Bedenken an der Erbauung gehindert werden, so hat er doch wohl die Pflicht, soweit er dazu im stande ist, jene Hindernisse fortzuräumen und die Zweifel zu beseitigen. Das thut auch unwillkürlich jeder Prediger; er ist Apologet auf der Kanzel. Nur dem, der Apologie nicht in der offiziell sanktionierten Weise treibt, daß er das moderne Weltbild gegenüber dem biblischen ad absurdum führt, wäre es auch nur durch Spiegelfechtereien, will man es verwehren. Auch Herr R. wird gegen einen Apologeten dieser Art nichts einzuwenden haben, wogegen er eine Apologie, die das religiöse Bewußtsein mit dem modernen Weltbilde wirklich in Einklang zu bringen versuchte, nach seinen Ausführungen von der Kanzel verweisen müßte. Er giebt dann auch dem hannoverschen Konsistorium gegen Weingart recht, nur erscheint ihm Amtsentsetzung zu hart, und er hält einen Verweis für genügend.

Ist der „Fall Weingart“ erledigt? Herr R. glaubt es. — Es wäre traurig, wenn es so wäre! Denn dann wäre die Rückständigkeit der Kirche in den Augen der meisten Gebildeten besiegelt. Verharrt die offizielle Kirche auf dem Standpunkte, daß für die Gemeinde eine massive Orthodoxie grade die rechte Nahrung sei und daß ihr auf den Kanzeln nur diese oder ein Extrakt aus den biblischen Berichten geboten werden dürfe, so werden jene Suchenden und Fragenden immer mehr den Eindruck gewinnen, daß die Kirche eine schlechte Mutter sei, die ihren Kindern die ihnen zuträgliche Nahrung nicht geben könne oder wolle. Sache dieser aber wäre es, Sache aller derer, die Religiosität und moderne Weltanschauung in sich vereinigen, laut die Stimme zu erheben und zu rufen: Wir wollen nicht, auch nicht von der Kanzel herab wie Kinder behandelt sein, denen man Meinungen einfach aufoktroyiert, wir wollen nichts annehmen *müssen*, man soll unser Recht anerkennen, unser protestantisches Recht, das die Reformation uns erworben, auch in der Religion selbständig zu denken, und soll nicht so thun, als gäbe es niemanden in der Kirche, der nicht vollbefriedigt wäre von dem, was diese ihm zu bieten für gut befindet, wir wollen vor allem Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der evangelischen Verkündigung! Wir wollen Männer haben, Persönlichkeiten, die auf der Kanzel offen und ehrlich und frei ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben; wir wollen eine religiöse Erkenntnis, die auf der geistigen Stufe der Gegenwart steht; wir wollen Wegweiser und Pfadfinder, nicht Blinde und Lahme, die um Jahrhunderte hinter der Zeit herhinken!

Die mündige Gemeinde muß auf ihrer Mündigkeit bestehen, die denkende Gemeinde muß das Recht ihres Denkens verteidigen, die suchende Gemeinde der Gegenwart muß protestieren gegen eine Kirche, die nur in der Vergangenheit lebt und der Gegenwart mit absoluter Verständnislosigkeit gegenübersteht.

Die lex Heinze und der Fall Weingart sind *auch* Fackeln auf der Straße zum zwanzigsten Jahrhundert! Dr. **R. Schultze.**

* * *

Sehr geehrter Herr Freiherr! Ich bin Abonnent des „Türmer“, weil ich mich seiner idealen Richtung in unserer Zeit freue, und weil ich seine Richtung in der Sache Richard Wagners teile. Soeben habe ich den Aufsatz Christian Rogges über den Fall Weingart gelesen. Ich möchte mir die Anfrage erlauben: ist die Theologie, die Rogge vertritt, die Richtung des Türmers in

theologischen Dingen? Obwohl ich mit Rogge übereinstimme in dem Schlußsatze, daß Weingart, wenn ihn das Konsistorium anfassen wollte, einen Tadel nur verdient habe, aber keine Absetzung, und ich mich über diesen Satz Rogges gefreut habe, so kann ich ihm doch sonst nicht zustimmen, und ich würde für mich bedauern, wenn seine Theologie die des Türmers wäre.

Was die kirchenpolitische Seite des Falles Weingart betrifft, so liegt der Schwerpunkt derselben gar nicht in der Person Weingarts, sondern darin, ob ein Konsistorium das Recht habe, seine theologische Auffassung der Auferstehung Jesu als die allein richtige und für die Landeskirche maßgebende hinzustellen und den Geistlichen abzusetzen, der eine andere Ansicht ausspricht. Das wäre ein katholisierender Standpunkt, und darum ist die kirchenpolitische Seite des Falles Weingart eine über seine Person weit hinausgehende.

Zweitens stellt Rogge die erste Auffassung der Erscheinungen Jesu doch etwas einseitig dar. Warum von Hallucinationen sprechen, statt von „Gesichten“ im biblischen Sinn? Von den Frauen ist übrigens dabei gar nicht die Rede, von ihnen spricht Paulus gar nicht. Warum sollen solche „Gesichte“ der Jünger nicht möglich gewesen sein, nachdem sie nach 1. Kor. 15, 3 und 4 zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß der „Christus“ nicht im Totenreiche geblieben sein könne? Warum solche Gesichte krankhafte Sinnestäuschungen nennen? Der „Ursprung“ der Kirche ist auch nicht allein begründet in der Ueberzeugung der Jünger, daß der Messias auferstanden sei, sondern ebensosehr in ihrer Ueberzeugung, daß er bald wiederkommen werde, und dieser Glaube war doch auch eine Täuschung. Die Weltgeschichte benutzt auch menschliche Irrtümer zu ihrem Aufbau. Warum also der „Gesichtentheorie“ das Recht in der Kirche absprechen? Natürlich keine langen Auseinandersetzungen darüber in der Predigt.

Aber dieser Standpunkt hat doch wohl ebensogut ein Recht, wie der Rogges, daß der Leichnam Jesu wieder auferweckt und seinen Jüngern erschienen sei, denn so muß sich Rogge die Sache doch wohl denken. Der denkende Leser wird dann sofort fragen: was ist aus diesem auferstandenen Jesus geworden, warum ist er nur seinen Jüngern erschienen, wie lange hat er noch auf Erden gelebt, ist er nocheinmal gestorben, wo hat er sich bis dahin verborgen, oder nimmt Rogge auch eine faktische, also doch wohl auch wahrnehmbare Himmelfahrt an? Rechtfertigt die „einzigartige und außerordentliche Persönlichkeit“ Jesu übrigens wirklich das Wunder seiner leiblichen Auferstehung und Himmelfahrt? Aber, wie gesagt, wenn dieser Standpunkt in unserer Zeit noch Recht haben soll in der Kirche, dann dulde man auch die anderen, wenn sie in anständigem Tone vertreten werden. Ich stehe als Theolog auf dem Standpunkte der „Gesichte“ der Jünger und ich würde entschieden dagegen protestieren, wenn mir jemand deshalb etwas von meiner christlichen Frömmigkeit absprechen wollte. Ich glaube an den „lebendigen“, unsterblichen Christus, wie ich an meine persönliche Unsterblichkeit glaube, aber ohne alle und jede Wunder.

Was Rogge über die Züricher Kirche sagt, ist auch nicht richtig. Der jetzige Mangel an Theologie Studierenden in der dortigen, überhaupt in der deutsch-schweizerischen Kirche erklärt sich aus einem vorhergegangenen Ueberschuß, es wird auch wieder anders kommen. Solche Schwankungen haben wir in der deutschen evangelischen Kirche im 19. Jahrhundert genau ebenso erlebt. Ueber-

haupt ist der Zudrang zu den realistischen Studien in der Gegenwart sehr groß; aber Rogge kann überzeugt sein, daß solche Fälle, wie der Weingartsche, „ideal gerichtete begeisterungsfähige“ Jünglinge sicher nicht veranlassen werden, Theologie zu studieren, denn die verlangen auch protestantische Freiheit.

Sehr geehrter Herr Freiherr! Meine Frage an Sie ist also die: identifiziert sich der „Türmer“ mit der Theologie Rogges? Ich bitte um Antwort in der nächsten Nummer. Mit hochachtungsvollem Gruße Ihr Dr. **A. P.**, Pastor.

Antwort: Der Türmer „identifiziert“ sich in derartigen Fragen überhaupt mit keiner „Richtung“ oder „Theorie“. Der Streit darüber liegt außerhalb seines Wirkungskreises. Nur weil die eine Anschauung zum Ausdruck gelangte, hielt sich der T., seinem Grundsatze gemäß, verpflichtet, auch andern das Wort nicht abzuschneiden. Der T. ist wohl eine christliche Zeitschrift, aber kein theologisch-wissenschaftliches Fachblatt. Und über die verschiedenen „Theologien“ zu Gericht zu sitzen, ist ganz und gar nicht seines Amtes. Dafür giebt es andere Blätter. **D. H.**

* * *

Sehr geehrter Herr! Gestern kam mir der „Türmer“, Aprilnummer 1900, zu und habe bereits das meiste mit großem Interesse gelesen. Zu dem „Fall Weingart“ ist mir jedoch ein Bedenken aufgestiegen, das ich nachfolgend Ihnen äußern möchte.

Der Verfasser des betreffenden Artikels zeigt zunächst die vier Theorien, welche sich mit dem Problem der Auferstehung Christi beschäftigen. Er kommt im Verlauf der Darstellung zu der Erklärung: „Bezüglich der zweiten und vierten, der objektiven Visionshypothese und der Verwandlungstheorie, würde ich ernste Bedenken tragen, diese Anschauungen kirchlich zu sanktionieren ꝛc. ꝛc.“

Nach ihm ist es lediglich das Aufeinanderstoßen der zweiten und der vierten Theorie, was zur Verurteilung des P. Weingart geführt hat, indem das hannoverische Landeskonsistorium der vierten Theorie beitrat und die zweite verurteilte; deshalb hätte W. nicht des Amts entsetzt werden sollen.

Mich dünkt, der geehrte Einsender übersieht*) denn doch eine sehr gewichtige Thatsache auf seiten des P. Weingart: Er hat ausdrücklich die Verwesung des irdischen Leibes Jesu verkündigt. Damit hat er sich in Widerspruch gesetzt 1) gegen das einstimmige Zeugnis der vier Evangelien vom offenen und leeren Grab, 2) gegen die Pfingstpredigt des Apostels Petrus Acta 2, 3) gegen die allgemeine Christenhoffnung 3. Art. Ap. Gl.-Bek.; 1. Kor. 15, 13—18.

Die Widersprüche der Berichte über die Erscheinungen des Auferstandenen heben doch nicht die absolute Harmonie über das offene und leere Grab auf! Diese Thatsache muß ein gewissenhafter Theologe unangetastet lassen. Er darf nicht seine Theorie über die Thatsache setzen, sondern er muß die Thatsache als solche anerkennen und dann sehen, welche Theorie den Thatsachen entsprechen mag.

Ich habe nun den Eindruck, daß beide Theorien sich ganz wohl vereinigen ließen mit der wirklichen leibhaftigen Auferstehung des Herrn. Dieselben sind durchaus nicht kontradiktorische Gegensätze, d. h. man kann die von der vierten

*) d. h. er führt es wohl an, legt aber nachher keinen Nachdruck auf diese jedem christlichen Gewissen höchst anstößige Stelle in P. W.s Osterpredigt. Das hat die Entscheidung herbeigeführt, nicht die „objektive Visionshypothese“.



Theorie angenommene Verwandlung des irdischen Leibes Christi so verstehen, daß er von da an überhaupt nicht mehr sinnlich wahrnehmbar war. Ich persönlich glaube das nicht, ich glaube an die sinnliche Beschauung und Betastung auf Grund von Stellen wie Luk. 24, 39 ff.; Joh. 20, 20. 27; Apg. 10, 40. 41; 1. Joh. 1, 1, die mir maßgebender sind als alle wissenschaftlichen Bedenken, die sich erheben mögen. Wer aber glaubt, daß die objektive Visionshypothese sich so fassen läßt, daß die „Zeugen der Auferstehung“ einen so lebhaften Eindruck von der Erscheinung Christi hatten, daß es ihnen ging wie Paulus 2. Kor. 12, 2. 3, und sie nicht wußten, ob sie leiblich oder geistlich schauten, der mag sich ja die Auferstehungserscheinungen in der Weise wissenschaftlich zurechtzulegen suchen, daß er, wie oben angedeutet, die zweite und vierte Theorie zu vereinigen sucht.

Die „Verwandlungstheorie“, welche der Verfasser als vierte aufzählt, ist doch wohl auch die Meinung des Apostels Paulus 1. Kor. 15, 51; 1. Thess. 4, 15—17; 2. Kor. 5, 4. P. Weingart beruft sich auf 1. Kor. 15, 50 und folgert daraus: Also ist der Leib des Herrn der Verwesung verfallen! Ist es nicht vielmehr umgekehrt die Meinung des Apostels: Das Fleisch und Blut kann das Reich nicht ererben, also muß es verwandelt werden in der Weise, daß das Sterbliche vom (unauflöslichen) Leben verschlungen wird, verzehrt wird! Diese Verwandlung kann, wie Paulus glaubt, plötzlich geschehen (V. 52) selbst mit den Leibern von Sündern, denn das sind ja doch immerhin die, von denen Paulus redet (V. 51. 52); wie sollte sich der gläubige Christ denn nun sträuben zu glauben, daß der Leib des sündlosen Jesu auch einer solchen Verwandlung fähig war?

„Wie mag solches zugehen?“ fragt dabei die Wissenschaft. Die Antwort wird nur der annähernd finden, welcher schon in der Schöpfungsfrage den rechten Grund zu legen weiß. Solange natürlich die Theologie den Satz von der „Schöpfung aus Nichts“ festhält und sich eine magisch zauberhafte Vorstellung macht vom Schöpfungsakt, fehlt ihr die Basis für das Verständnis der Auferstehungslehre.

Wer, wie weiland A. E. v. Schaden, das Material der Welt als aus göttlicher Substanz entnommen, durch freien Willensakt Gottes auf tiefere Daseinsstufe herabgesetzt betrachtet, der kann dann auch die Vorstellung vollziehen, daß Gott als Geist doch jederzeit auch Herr der materiellen Substanz sein und bleiben wird und daß er diese Substanz auch wieder rückwärts verwandeln kann ins höhere Leben, wie er sie zuvor herabgesetzt hat auf tiefere Seinsstufe. Nur daß diese Rückwärtsverwandlung die Heiligung der in dieser Leiblichkeit wohnenden Seele voraussetzt. Ohne Heiligung wird niemand den Herrn sehen, d. h. in jene höhere Daseinsstufe gesetzt werden können, welche zu dem Schauen der Herrlichkeit Gottes befähigt. Daher können auch Christen nur darum so wie Christus auferweckt werden, weil der Geist der Heiligung in ihnen wohnt (Röm. 8, 11. cf. V. 9). — Es handelt sich also beim „Fall Weingart“ doch um mehr als bloß die sog. „objektive Visionshypothese“. Es handelt sich um Fragen, die sehr tief in unser Leben des Glaubens und der Hoffnung eingreifen. Das hat auch sehr gut ein Artikel „Vere resurrexit“ in Nr. 5, 1900 der Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung von Leipzig ausgeführt, auf welchen ich schließlich verweisen möchte. Hochachtungsvoll L. J. H., Nebraska.





Epilog zur Lex Heinze.

Die Lex Heinze ist also vom Reichstage verabschiedet worden. Die Bestimmungen des § 184a und b, also die beanstandeten Kunst- und Theaterparagraphen, sind gefallen. Statt ihrer hat man ein Verbot erlassen, Personen unter 16 Jahren Abbildungen und Schriftwerke, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, feilzubieten und zu verkaufen.

Damit wäre ja nun die Frage äußerlich erledigt. Innerlich ist sie es nicht.

Auf der einen Seite wird man sich mit diesem Kompromiß — kaum verdient es noch den Namen — auf die Dauer nicht zufrieden geben, jedenfalls einen Stachel zurückbehalten; auf der andern dauert die durch die Vorlage entfachte Bewegung noch fort, ja, sie nimmt gewisse Formen an, die nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Die Notiz in den Briefen des vorigen Heftes hat bewirkt, daß diejenigen Freunde des Türmers, die abweichender Meinung waren, sich mit dankenswerter Offenheit zum Worte gemeldet haben. Ihrer waren im ganzen etwa ein halbes Dutzend. Aber die Zahl entscheidet natürlich nicht, das thun nur Gründe.

Für uns, die wir uns in diesen Blättern zur geistigen Aussprache versammeln, ist die ganze Frage keine Prinzipienfrage, keine Frage der Weltanschauung, sondern nur eine Frage der zweckmäßigeren Mittel.

Wir alle verurteilen eine „Kunst“, die unter diesem gestohlenen Gewande nichts als gemeine Geldgeschäfte machen will, und das, indem sie in schamloser Weise die niederen Triebe im Menschen hervorlockt; wir alle wünschen unsere unreife Jugend wie unser gesamtes Volk vor dem Einflusse einer solchen Afterkunst zu schützen. Wir alle wissen aber auch die unendliche Bedeutung der wahren Kunst, dieser echten Himmelstochter und — nächst der Religion — segensreichsten Erzieherin der Menschheit zu würdigen; wir verehren auch in ihr die Offenbarung der schaffenden Gotteskraft, wie wir im Kunstwerke ein Ab-

bild aus der Schöpfung erblicken. Und es ist wohl keiner unter uns, der dieser Kunst die Freiheit verkümmern, ihr kleinliche Rücksichten auf Bedürfnisse des Tages auferlegen möchte — ihr, die im Dienste der Ewigkeit steht.

Darüber, glaube ich, sind wir alle einig.

Ist das der Fall, handelt es sich nicht um einen Kampf der Weltanschauungen, der wie jeder ehrliche Kampf mit Eifer und Begeisterung und mit heiligem Zorne geführt werden muß, dann scheidet für uns aus der Beurteilung der Frage das Gefühlsmoment aus und kalte, nüchterne Erwägung der Gründe für und wider tritt an seine Stelle. Wir brauchen uns also gegenseitig gar nicht zu erhitzen und zu ereifern, im Gegenteil, wir können nicht ruhig und nüchtern genug denken, wo der Zweck ein gemeinsamer ist und es sich nur noch um die Mittel und Wege handelt.

Nehmen wir nun an, die vielberufenen Kunst- und Theaterparagraphen wären Gesetz geworden. Was wäre damit erreicht? Eine Hebung der allgemeinen „Sittlichkeit“? Die Bewahrung der Jugend vor schlüpfrigen Gedanken und Empfindungen, ja auch nur vor den bildlichen Darstellungen und sonstigen Anregungen, die solche Gedanken und Empfindungen auslösen könnten? „O glücklich, wer noch hoffen kann!“ Ich wage, zu behaupten: der gegenwärtige Zustand würde sich — und wenn die Paragraphen noch zehnmal schärfer wären — auch nicht um Haaresbreite verschoben haben!

Die sinnlichen Anregungen der jungen Welt sind solche, die zum einen Teile längst unter dem Strafgesetze stehen, zum anderen Teile aber durch Gesetze nicht verhütet werden können. Was an obscönen bildlichen Darstellungen, Schriften u. s. w. in den Schulen und Pensionaten verstohlen herumgereicht wird, das ist zum großen und natürlich gerade zum schlimmsten Teile längst vom öffentlichen Verkaufe ausgeschlossen und mit empfindlichen Strafen bedroht. Das sind Sachen, die von gewissenlosen Händlern nur im geheimen, darum aber nicht minder erfolgreich, an den Mann oder vielmehr an das halbwüchsige Kind gebracht werden. In jeder Schule ist wohl mindestens einer, der sich solche Darstellungen zu verschaffen weiß und sie dann im Kreise seiner Mitschüler zirkulieren läßt. Volksschüler von Landgemeinden, die vielleicht noch nie das Schaufenster einer modernen Buchhandlung gesehen haben, sind im Besitze derartiger Dinge, und wo sie es nicht sein sollten — unschuldiger sind sie darum auch nicht! Denn das Uebel liegt in der mündlichen, persönlichen Mitteilung und Verführung durch die verdorbenen Altersgenossen. Solche aber giebt es überall, wo eine größere Anzahl heranreifender Knaben — und auch Mädchen! — beisammen sind. Mein Gott, als ob das nicht männiglich schon seit Jahr und Tag bekannt wäre! Und da „thut man noch so“!

Ist nun aber die Unschuld des Kindes zerstört, sind seine Vorstellungen und Empfindungen einmal auf unreine Bahnen geleitet worden, dann wird die

getrübte Phantasie überall Nahrung finden. Ist's nicht ein fahrender Zirkus, dann sind es Stellen — aus der Bibel; das Schaufenster braucht noch lange nicht an die Reihe zu kommen. Und kommt es an die Reihe, dann — kann es leider kaum noch viel schaden. Und um eines solchen, zum größten Teile nur in der Einbildung und optimistischen Selbsttäuschung bestehenden Vorteils willen sollte der gesamte deutsche Künstlerstand die unerhörte Schmach auf sich nehmen, mit dem Auswurfe des Volkes, mit gemeinen Verbrechern, wie das „Ehepaar" Heinze, in einem Gesetze zusammengekoppelt zu werden, gleichsam zum Symbol und zum ewigen Gedächtnis seiner „intellektuellen Verschuldung" an den monströsen Abscheulichkeiten, die das Gesetz verursacht haben. Weg mit dem ehrlosen Stande, der es schweigend ertragen hätte, mit dergleichen auch nur in den entferntesten intellektuellen Zusammenhang gebracht zu werden! Und wenn man sich noch so sehr für die Vorzüge der betreffenden Paragraphen begeisterte, bei dieser Gelegenheit und in diesem Zusammenhange durfte man sie nicht vorlegen. Das durfte nicht sein. In diesem Punkte können auch keine opportunistischen gesetzgeberischen Erwägungen entscheiden, hier handelt es sich einfach um eine Ehrensache, nicht nur des deutschen Künstlerstandes, sondern mit ihm der gesamten Nation.

Verzeihung! Ich hatte Kaltblütigkeit und Nüchternheit gepredigt und bin nun doch selbst warm geworden. Aber das Ehrgefühl ist ein reizbares Ding und es fragt viel darnach, ob ein Schlag, der ihm zugefügt ward, nachträglich so oder so „gemeint" war!

Weiter. Es handelte sich nicht nur um die Schaufenster u. dgl., sondern auch um die Arbeit des Dichters und um das Theater, die von dem § 184b in Mitleidenschaft gezogen wurden. Nun ist es Thatsache, daß gewisse Bühnen der Reichshauptstadt direkt unsittliche Aufführungen und Schaustellungen veranstalten, die mit irgend welchen künstlerischen Zwecken absolut nichts zu thun haben. Warum gestattet man diese Aufführungen? Etwa weil die gesetzlichen Bestimmungen nicht ausreichen, sie zu verhindern? O bitte sehr: jede öffentliche Aufführung und Schaustellung unterliegt vorher der Zensur der Polizei; es kostet die Polizei nur ein Wort, und die Aufführung muß unterbleiben! Und im Verwaltungsstreitverfahren, das dagegen allein noch möglich wäre, würde die Polizei in diesen gar nicht mehr zweifelhaften Fällen unbedingt recht behalten. Aber es besteht der Grundsatz, daß man gewisse Bühnen schonen müsse — „des Fremdenverkehrs wegen", der sonst geschädigt würde. Wir haben also heute einen Zustand, der zwar — doch immerhin ernst zu nehmende Dichter wie Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann nötigen kann und genötigt hat, die Aufführung eines Stückes auf dem Wege langwierigen Prozesses zu erzwingen, der aber ein direkt unzüchtiges, nicht nur „das Schamgefühl gröblich verletzendes" Machwerk, wie die berüchtigte „Dame von Maxim" unbeanstandet hunderte von Malen hintereinander passieren läßt. Haben die Dichter da so unrecht, wenn sie folgern: gegen derartige amüsante Gemein=

heiten, die zwar mit Kunst nichts zu thun haben, dafür aber von der großen Menge und von den sittenstrengen Fremden aus der Provinz und aus dem Auslande gebieterisch verlangt werden, wird das neue Gesetz sich nicht wenden, denn jene zu verhindern genügen ja die bestehenden Vorschriften vollkommen. Dagegen kann und wird es wohl dazu dienen, uns, den ernst schaffenden und strebenden Künstlern, wenn wir einmal einen heikeln Konflikt behandeln — und das ist nicht ohne eine gewisse künstlerische Verwegenheit möglich — noch größere Schwierigkeiten zu bereiten. „In jedem Künstler", sagt aber Goethe, „liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist."

Die Kinder des Proletariats auf dem Lande und in der Stadt *sehen* in ihren engen Behausungen, wo beide Geschlechter, Burschen und Mädchen, oft in demselben Raume durcheinander schlafen, mit ihren leiblichen Augen Dinge, nach denen die Frage: ob und inwieweit der Anblick eines zwar nicht unzüchtigen, aber doch das Schamgefühl verletzenden Bildes oder dergl. ihre Unschuld gefährden könnte, doch wahrlich zu einer echten querelle allemande herabsinkt. Wir „können" diese Zustände nicht ändern, dazu müßten wir tief, sehr tief in die Taschen greifen, also — Schwamm drüber! In den Schulen wird die Unsittlichkeit von Person zu Person verbreitet. Auch das „können" wir nicht ändern. Wir können nicht jedes Kind einzeln erziehen oder doch die Zahl der Kinder in der einzelnen Schule derart herabmindern, daß ihre ausreichende Ueberwachung möglich wird. Und zu einer neuen Erziehungs*methode*, die etwa die Kinder gegen das Nackte abhärtete und deren Belehrung in gewissen Dingen selbst in die Hand nähme, statt sie verdorbenen, unreifen Altersgenossen zu überlassen, mögen wir uns auch nicht entschließen. Das scheint uns unbequem und gefährlich, jedenfalls erforderte eine Reform viel, sehr viel Nachdenken und Arbeit. Also — Schwamm drüber! Die unter dem Drucke der Abhängigkeit stehenden weiblichen Angestellten, Bediensteten, Arbeiter gegen die geschlechtliche Ausnützung durch ihre Brotherren zu schützen, wie es der Arbeitgeberparagraph bezweckte, könnte auch Unzuträglichkeiten und Unbequemlichkeiten zur Folge haben. Also lassen wir den Arbeitgeberparagraphen sang- und klanglos in der Versenkung verschwinden — Schwamm drüber! Aber die Unsittlichkeit wächst, die Jugend wird verdorben, so geht es doch nicht weiter. „Irgend etwas" muß „geschehen". Aber was? Die Quellen können wir zwar nicht verstopfen, das kostet viel Zeit, Geld, Arbeit und Seelenruhe. Die schlammigen Quellen, aus denen sich der Unrat in breitem Strome über das Land ergießt, die müssen wir schon gewähren lassen. Aber — o rettender Anblick! — dort, am Rande des schmutzigen Stromes, dort wächst eine Blume. Sie ist zwar nächst der andern, der einzigen, vor der wir anbetend unsere Knie beugen, die herrlichste im Lande. Ihre Wurzel ruht in tiefem, geheimnisvollem Erdreiche, die Geister der Natur, die faustischen „Mütter" umraunen sie. Ihr reiner Kelch öffnet sich dem Himmel, ihr Duft hat uns jahrtausendelang erquickt und beseligt, Trübsal und Häßlichkeit und Not dieses irdischen Jammerthales vergessen lassen. Aber, aber! Auf eines

ihrer Blätter ist ein Tröpflein aus jenem reißenden schlammigen Strome gespritzt. Dies Blatt verunreinigt das Land. Also packen wir zu, sie sticht ja nicht, sie ist ja keine Nessel! Packen wir fest, gleichgiltig, ob wir mit dem beschmutzten Blatte auch den Blütenstaub verstreuen, den Schaft knicken oder gar die Wurzel erschüttern! Was kommt es darauf an! Hier handelt es sich um mehr als Schönheit, hier handelt es sich um die Sittlichkeit! Aber siehe, da geschah ein Wunder! Ein Rauschen und Beben ging durch die stille Blume von der Wurzel bis zur Blüte. Aus ihrem Kelche zuckte es wie flammende Schwerter, und ihre Blätter rollten sich zu scharfen Lanzenspitzen zusammen, die sich drohend gegen den Eindringling in das Heiligtum ihrer stillen Freiheit erhoben. Ein Märchen? Ach, wär's doch nur ein Märchen!...

* *
*

Wo man seinen Heldenmut an der Mücke austobt, weil man sich an den Elephanten nicht herantraut, da mag ich nicht mitthun. Und eine gesetzgebende Versammlung, die ohne mit der Wimper zu zucken den Arbeitgeberparagraphen fallen läßt, die einzige Bestimmung des ganzen Gesetzes, die wenigstens an ein Geschwür — und an eines der widerlichsten — mit Ernst und Aufrichtigkeit das Messer legen wollte, hat in meinen Augen das moralische Recht verwirkt, aus Bagatellen, wie dem Verbot von ein paar Schaustellungen und Aufführungen mehr oder weniger, eine Haupt- und Staatsaktion, ja, eine Kraftprobe zu machen. Denn um solche Bagatellen im Sinne des Gesetzgebers, nicht in dem des Künstlers, handelte es sich hier.

Für den Künstler lag die Sache anders. Er sah sich in einem Punkte bedroht, der in der politischen Erörterung vornehm — oder brutal? — völlig ignoriert wurde, trotzdem er für den Künstler gerade der ausschlaggebende ist. Was hat denn einen Adolf Menzel und mit ihm so viele andere, die doch unter keinen Umständen von der Lex eine thatsächliche Gefahr zu gewärtigen hatten, bewogen, sich dem Proteste anzuschließen? Menzel hat es selbst ausgesprochen. Er könne, so sagte er ungefähr, nicht schaffen, wenn er auch nur eine andere Person in demselben Raume wisse; deshalb habe er auch niemals Schüler angenommen. Und nun solle er sich gar bei seiner Arbeit beständig die Frage vor Augen halten, ob nicht vielleicht dieser oder jener künstlerische Vorwurf, den er gerade male oder der auch nur in seiner Phantasie aufsteige, bei diesem oder jenem Hüter des Gesetzes Anstoß erregen könne. Da sähe ihm ja der Gendarm auf die Finger, das sei ein unerträglicher Gedanke. Es ist dasselbe, was auch Sudermann in einer seiner Reden*) gegen die Lex ausgedrückt hat: „Ein Erfolg, den diese Art von Gesetzgebung notwendigerweise haben muß, ist von den maßgebenden Faktoren noch niemals in Rücksicht gezogen worden: das ist die Vernichtung der Unbefangenheit bei den Schaffenden ebensowohl wie bei den Genießenden. Hier handelt es sich um psychologische

*) Drei Reden. Stuttgart, 1900, Cotta.

Vorgänge, die sich jeder öffentlichen Kontrolle entziehen und die fast unbewußt oder selbst wider Willen in Aktion treten."

Ganz hinfällig ist der Einwand: schaffen könne ja der Künstler nach wie vor alles, was er nur wolle, die Lex betreffe ja nur die öffentliche Schaustellung und Aufführung. Ja, liebe Herren, arbeiten Sie vielleicht nur um des lieben Gotteslohnes willen und zu Ihrer eigenen inneren Befriedigung? Oder wollen Sie nicht auch durch diese Arbeit auf andere wirken, von andern anerkannt werden? Und wollen Sie nicht nebenbei von Ihrer Arbeit leben? Nun denken Sie etwa an den dramatischen Dichter. Ein großes Werk schwebt ihm vor. Durch tiefe Schuld führt die Handlung, Entsetzliches, unser Gefühl Empörendes muß sich ereignen, bevor die Tragik des Ganzen den Menschen erheben kann, indem sie den Menschen zermalmt. Aber da kommt der Dichter an eine Scene, bei der ihn ratlose Verzweiflung packt. Die Scene ist unbedingt notwendig, das sagt ihm sein künstlerisches Gewissen mit aller Deutlichkeit; ohne diese Scene ist die ganze weitere Entwicklung undenkbar; mit dieser Scene steht und fällt das ganze große Werk, der dichterische Schöpfungstraum vieler Jahre. Aber diese Scene — das sagt sich der Dichter auch — könnte, würde wahrscheinlich, wenn sie auch nichts weniger als „unzüchtig" ist, doch „das Schamgefühl" prüder und ästhetisch ungebildeter Seelen „gröblich verletzen". Für die Bühne schreibt er aber doch das Stück. Nun bleibt ihm nur die Wahl: entweder ein totes Buchdrama zur Welt zu bringen, das bei den Antiquaren vermodert, oder aber sein künstlerisches Gewissen zu vergewaltigen, die psychologische Wahrheit zu fälschen, kurz, vor sich und der Welt bewußt zum Heuchler zu werden? Und das alles — warum? Weil die „Sittlichkeit" einiger bleichsüchtiger Jünglinge und Jungfrauen, für die es wahrscheinlich längst nichts Neues mehr giebt, und denen, nebenbei bemerkt, die Eltern oder die Schulobrigkeit den Eintritt in das betreffende Theater einfach verbieten könnten, durch ein tief sittliches Dichterwerk gefährdet würde!

Uebertreibe ich etwa? Kommen solche Scenen, wie die angedeutete, in unserer großen, der sogenannten „echten und wahren" Litteratur etwa nicht vor? Nun, lesen Sie Hebbel, der wohl kaum geringer einzuschätzen ist als unser Schiller. Oder halten Sie sich ein anderes Beispiel vor Augen, das Sudermann anführt:

„Der Gast eines Hauses ist im Begriffe, die Frau seines Gastfreundes, die sich in der Nacht im Nachtgewande von dem ehelichen Lager weg zu ihm geschlichen hat, zu verführen. Sie kannten sich bis zu diesem Tage nicht, doch mit einem Male, mitten in ihren Erzählungen wird ihnen klar, daß sie fleischlich verwandt, daß sie Bruder und Schwester sind. Aber anstatt daß sie schaudernd vor der Sünde zurückweichen, steigert diese Entdeckung noch ihre erotische Glut, und der Vorhang fällt über einer Liebesekstase, wie sie in den Bühnendarstellungen aller Völker und aller Zeiten ihresgleichen nicht hat.

„Sie haben längst erraten, daß ich den ersten Akt der Walküre im Auge habe. Werfen Sie mir nicht ein, es handle sich um ein Musikdrama.

Musik ist nur geeignet, erotische Stimmungen noch zu steigern. Und trotzdem hat uns dieser erste Akt hingerissen, begeistert und mit Empfindungen höchster, reinster Tragik entlassen.

„Wenn nun meine Inhaltsangabe ruhig und objektiv, wie ich versucht habe, sie Ihnen zu geben, deutschen Richtern erzählt würde, was könnten sie anders, als dieses Stück verwerfen und verdammen? Ich selbst zum Beispiel, der ich mich mein Leben lang mit Dingen der Kunst und des Theaters beschäftigt habe, gestehe offen, ich würde, wenn man mir diese Inhaltsangabe erzählen würde, ohne daß ich von dem Stücke je gehört hätte, ich würde mit Empörung erklären: ‚Dergleichen gehört nicht auf die Bühne‘.

„Damit will ich nur sagen, wie blutwenig der Stoff, das einzelne gesprochene Wort, der einzelne von dem Ganzen getrennte Vorgang in einem Bühnenwerk bedeuten, wie unendlich viel mehr die künstlerische Form, die Wechselwirkung der Teile, die Ansicht des Ganzen zu sagen haben. Wäre die Walküre nicht in alle Länder gedrungen, stände ihre Aufführung jetzt noch in Frage, die Welt würde um eines ihrer höchsten künstlerischen Besitztümer ärmer sein.“

* * *

Gegen meine Darlegung, daß in Kunstsachen doch wohl die Künstler in allererster Linie kompetent seien, ist mehrfach der Einwand erhoben worden, hier handele es sich nicht um Kunstfragen, sondern um Fragen der Sittlichkeit, und da sei das Urteil der Laienwelt oft viel unbefangener als das der Künstler.

Ich bitte um Entschuldigung: es handelt sich doch um Kunstfragen. Es handelt sich darum, dem Künstler vorzuschreiben, welches Maß von Sittlichkeit er in seinem Kunstwerke anzuwenden hat, und das ist ein Eingriff nicht nur in die Gewissensfreiheit des Künstlers als solchen, sondern auch des Künstlers als Menschen. Kein Mensch, der für sich das Recht der sittlichen Persönlichkeit noch in Anspruch nehmen darf, der dieses Recht nicht nachweisbar verwirkt hat, braucht sich von andern eine sittliche Bevormundung, Vorschriften und Maßregeln für sein sittliches Verhalten und Empfinden gefallen zu lassen. Das ist Sache seines Gewissens und seiner Religion, in die ihm niemand hineinzureden hat. Parlamentarische Körperschaften und politische Parteien sind dazu jedenfalls nicht berufen. Und auch der Gesetzgeber und der Richter haben nur die Befugnis, die erwiesene thatsächliche unsittliche Handlung zu strafen, nicht aber die verschiedenen Grade des „Schamgefühls“ vorzuschreiben und darüber zu entscheiden, welches Schamgefühl „normal“ und welches nicht „normal“ ist. Die juristische Unmöglichkeit dieses ganzen, im Munde eines Gesetzgebers höchst sonderbaren Begriffes ist ja nun von sämtlichen Autoritäten des Strafrechts an unseren Hochschulen auf das unzweideutigste und energischste ausgesprochen. Und damit ist denn wohl auch der bündige Beweis erbracht, daß die juristisch „unlogischen“ Argumente der „unwissenden“ Künstlerschaft auch vom rein juristischen Standpunkte aus

denen des juristisch gebildeten Herrn Staatssekretärs und der anderen Juristen im Reichstage überlegen waren. Die Herren haben sich auf die juristische Bildung und Wissenschaft berufen. Schön. Die Autoritäten dieser Bildung und Wissenschaft haben den Künstlern recht gegeben.

Es wäre aber, davon abgesehen, durch die Paragraphen eine andere, künstlerisch-ästhetische Frage aufgerollt und zur praktischen, in die Kunstausübung tief einschneidenden Entscheidung gestellt worden, die Frage nämlich: was ist in einem Kunstwerke sittlich und was nicht? Auch für den Aesthetiker von Fach unter Umständen eine der schwierigsten und heikelsten Fragen seiner Wissenschaft. Und die sollte keine Kunstfrage sein? Die sollte durch ästhetisch ungeschulte Richter, deren Aufgabe das ja auch gar nicht ist und sein kann, von Fall zu Fall entschieden werden? Ich glaube nicht, daß die Herren Richter der Gesetzgebung für diese ihnen zugedachte ehrenvolle Aufgabe besonders dankbar gewesen wären. Jeder gewissenhafte Richter hätte die peinliche Empfindung gehabt, über eine Materie urteilen zu müssen, die er einfach nicht beherrscht, für die er nicht vorgebildet ist. Stellen wir uns einen solchen Fall einmal praktisch vor. Da steht dem Staatsanwalte gegenüber der Künstler. Er verteidigt, er interpretiert sein unter Anklage stehendes Werk, das angeblich „das Schamgefühl gröblich verletzen" soll. Zur Unterstützung seiner Auffassung führt er analoge Fälle in anerkannten Meisterwerken an, von denen der Richter vielleicht nur eine sehr dunkle Vorstellung hat; er citiert ästhetische Autoritäten, deren Schriften der Richter vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennt. Dieser vermag den Darlegungen des Künstlers nicht einmal zu folgen, vermag sie nicht zu kontrollieren und doch soll er über ihn und sein Werk „richten". Auf Grund wessen? Eines „Schamgefühls", das bei dem Richter persönlich durch das Werk vielleicht nicht einmal „gröblich verletzt" wird. Aber ein übereifriger Vereinsvorstand, vielleicht nur eine im Verein maßgebende Persönlichkeit, hinter der jedoch Tausende von Mitgliedern aus der „besten Gesellschaft" stehen, erklärt namens dieser Tausende, daß deren Schamgefühl durch das Werk auf das gröblichste verletzt werde. Und der Richter darf ja nicht von seinem persönlichen politischen, sozialen oder ästhetischen Standpunkte aus urteilen, er muß „objektiv" sein. Nun bitte ich Sie, auf welche positiven Grundlagen soll sich der Bedauernswerte da noch stützen? Da thäte er ja vielleicht am besten, das Urteil an den Knöpfen seiner Weste abzuzählen! Mit vollem Rechte haben die berufenen deutschen Strafrechtslehrer hervorgehoben, daß die beanstandeten Bestimmungen eine verhängnisvolle Schädigung des ohnehin schon erschütterten öffentlichen Rechtsbewußtseins bewirken müßten.

Das alles beweist aber nur, daß es sich nicht um Fragen handelt, über die sich jeder beliebige Laie mit seinem „gesunden sittlichen Gefühl" ein sichereres Urteil zutrauen darf als der Fachmann, sondern daß hier dem Urteile Aufgaben gestellt werden, zu deren Lösung eine tüchtige ästhetische Schulung, und eine Summe von besonderen Einsichten und Erfahrungen erforderlich

sind, wie sie eben nur dem Sachverständigen eignen. Das „gesunde sittliche Gefühl“ hat Tolstojs erschütterndem Drama „Die Macht der Finsternis“ zu wiederholten Malen, erst kürzlich einmal wieder, auch ohne Kunstparagraphen, die Aufführung versagt. Offenbar doch nur deshalb, weil dieses „gesunde sittliche Gefühl“ amtlich beglaubigter Normalmenschen das Drama als unsittlich empfunden, von ihm eine unsittliche Wirkung auf das Publikum befürchtet hat. Nun, das Werk — mein Geschmack ist es nicht. Aber im ganzen Reiche wird man schwerlich einen einzigen Kritiker oder Aesthetiker von einigem Rufe auftreiben, der nicht ohne Besinnen erklärte, daß es kaum ein Werk in der Weltlitteratur giebt, das mit so fanatischer Glut Sittlichkeit predigt, wie „Die Macht der Finsternis“ von Leo Tolstoj. Ja, die ästhetische Kritik macht es diesem Werke direkt zum Vorwurf, daß die sittliche Tendenz darin sich mit einer Gewalt in den Vordergrund dränge, die die Grenzen des Aesthetischen, des künstlerisch Schönen überwuchert und verletzt. Welche Lehre müssen wir aber aus diesem Falle ziehen? Ich bitte, sie wohl zu beachten! Wir sehen, wie der Künstler, der sittlichen Tendenzen zuliebe den im Wesen des Kunstwerks liegenden Gesetzen Gewalt anthut, nicht nur die künstlerische, sondern auch die sittliche Wirkung seiner Schöpfung beeinträchtigt, unter Umständen sogar aufhebt. Wäre Tolstoj in seinem Drama mehr Künstler und weniger Sittlichkeitsapostel gewesen, dann hätte auch das amtlich imprägnierte „gesunde sittliche Gefühl“ seinen Segen dazu gegeben. So aber besteht die Thatsache, daß doch immerhin verschiedene Personen von dem Stücke — wenn auch m. E. sehr mit Unrecht — eine sittlich-schädliche Wirkung befürchtet haben. Eine Thatsache, die anderen Falles völlig ausgeschlossen wäre.

Das Ewig-Künstlerische ist allemal auch das Ewig-Sittliche. Denn auch die Kunst ist von Gott, und von Gott ist nichts Unsittliches.

* * *

Jeder wahrhafte Künstler ist sein eigener Gesetzgeber, oder, wenn dieses Wort nicht gefällt, sein eigener Gesetzfinder. Alle Aesthetik, alle landläufigen Ansichten über das, was künstlerisch möglich oder unmöglich, was ästhetisch erlaubt oder nicht erlaubt, sind nur Abstraktionen aus künstlerischen Thaten. Es kann heute ein Motiv, ein Konflikt nach den herrschenden Theorien und der allgemeinen Ansicht als künstlerisch unmöglich gelten, und morgen kommt ein Genie und schmilzt dies Motiv, diesen Konflikt in künstlerische That um, und die ästhetischen Grenzwächter müssen ihm keuchend die Marksteine nachtragen und sie an den Punkten niedersetzen, bis zu denen künstlerische That die künstlerischen Grenzen erweitert hat. Mit allgemeinen Redewendungen und täuschenden, wohl auch zu dialektischen Jongleurkünsten mißbrauchten Schlagworten, wie „Schamgefühl“ und „Schamlosigkeit“ und dergleichen ist hier nicht durchzukommen. Für die Kunst und ihre Gesetze gilt das Wort: „Im Anfang war die That“.

* * *

Nun beruft sich Freiherr Hans von Wolzogen, dem Türmer ein ebenso hochgeschätzter als lieber und sympathischer Mitarbeiter, auf Lessing und die alten Griechen, die „die Kunst unter das bürgerliche Gesetz gestellt". Aber Herr von Wolzogen läßt sogleich (in der „Deutschen Welt") selbst den Einwand gelten, daß die alten Griechen ein Volk von Künstlern oder doch mindestens Kunstverständigen waren. In der That, wo die Kunst im Mittelpunkte des ganzen öffentlichen Lebens und Treibens stand, wo künstlerische Ereignisse die wichtigsten Haupt- und Staatsaktionen bildeten, wo die Seele des Künstlers und die Volksseele unmittelbar in einander überflossen, da konnte die Kunst auch von der bürgerlichen Gesetzgebung nichts befürchten, da hatte der Staat ein gutes Recht, in Kunstsachen mitzusprechen, weil die Kunst dort eben eine „Staatseinrichtung" war, und der Staat kaum eine höhere Aufgabe kannte als die Pflege der Kunst. Wie dürfen wir denn aber diese Zustände auch nur entfernt mit den unsrigen vergleichen? Wir und die Griechen in Kunstsachen! Da hört denn doch der Spaß auf! Herr von Wolzogen sagt, die „nackte Atelierkunst" sei unserem Volksempfinden fremd. Ich gehe noch viel weiter, ich sage: die Kunst überhaupt ist unserem Volksempfinden fremd. Wer kümmert sich denn bei uns um die Kunst? Zum ersten Male, solange das Deutsche Reich besteht, hat eine allgemeinere Erörterung von Kunstfragen stattgefunden, und das nicht etwa aus Anlaß eines Kunstinteresses, aus der Absicht heraus, die Kunst zu fördern, den Kunstsinn im Volke zu erwecken und zu pflegen, bewahre! Aus Gründen, die mit Kunst, wie die Freunde des Gesetzes ja selbst erklären, nicht das geringste zu thun haben; aus einem Anlaß, den mit Kunst überhaupt in Zusammenhang zu bringen, ein Hohn und eine Schmach ist; mit der, wenn auch von vielen nicht beabsichtigten, so doch thatsächlich zu erwartenden Wirkung, die Kunstentwickelung bureaukratisch zu reglementiren, ihr Wachstum zu hemmen, ihr die Luft zum Atmen zu nehmen, sie sozusagen unter eine Käseglocke zu stellen. Und was ist in dieser „Erörterung" an Unwissenheit, Verständnislosigkeit, Oberflächlichkeit bei Freund und Feind nicht alles zu Tage gefördert worden! Leute, die sich ihr Lebtag nicht um Kunst und Litteratur gekümmert haben, sind plötzlich in die Museen, Kunsthandlungen, Buchläden u. s. w. gestürzt und dann mit blassem Entsetzen und gesträubten Haaren aus diesen „Kloaken", diesen düsteren „Pesthöhlen" der „Unsittlichkeit" wieder ans Tageslicht gekommen, Gott zu danken, daß sie nicht sind wie jene Zöllner und Sünder, die Künstler, und donnernde Reden zu halten gegen die „Vergiftung der Volksseele" und der, ach, so unschuldigen modernen Jugend durch die Künstler! Ach, du lieber Himmel! Wär's nicht so traurig, man möchte sich ausschütten vor Lachen! — Stürzt euch doch in die wirklichen Pesthöhlen, wo eure Arbeiter, Erwachsene und Kinder, Männer und Frauen durcheinander hausen, gebt ihnen menschenwürdige Wohnungen, Arbeitsräume und -Bedingungen, die den Forderungen der Sittlichkeit entsprechen; verhindert, daß blasse Kindergesichter im Rausch und Schwarm und Dunst der großstädtischen Nacht ge-

schminkten Dirnen nachlaufen, um ihnen Veilchensträuße anzubieten und ihren Kavalieren Streichhölzer; nehmt euch der Wehrlosen im Daseinskampfe an; geht in die Schulen und Pensionate und seht, was eure Kinder dort treiben; sorgt dafür, daß die Fälle endlich aufhören, wo ganze Gemeinden von ihrem Seelenhirten vergiftet werden; schützet das um sein bißchen Brot zitternde arbeitende Volk vor der geschlechtlichen Ausbeutung durch den allmächtigen Geldsack, und vor allem, allem: schlaget ein jeder an seine eigene Brust — und dann wollen wir nach Jahr und Tag einmal der Frage näher treten, was die Gesetzgebung — für die Kunst thun kann.

Ach ja, wir sind alle keine Heiligen, verzeih uns Gott!

* * *

Da wir eben kein Volk von Kunstverständigen sind, so schlägt Herr von Wolzogen (a. a. O.) vor, die Künstler sollen in Kunstfragen auch von der Gesetzgebung gehört werden. Sie sollen ein beratendes Wort mitzureden haben. Ja, verehrter und lieber Freiherr, das ist ja eben — nicht geschehen! Ist es nicht bezeichnend und muß es nicht die Künstler empören, wenn von einem führenden konservativen Blatte die Aufnahme einer verständigen Anwandlung: man könne vielleicht doch bei Fassung der Paragraphen die Einwände und Wünsche der Künstler ein wenig mit berücksichtigen, tags darauf — oder waren es zwei Tage? — für ein redaktionelles „Versehen" (!) erklärt und der dargereichte kleine Finger schnell wieder zurückgezogen wurde? Also die Wünsche der Künstler in Fragen, die tief in ihre Interessensphäre einschneiden, sind gleichgiltig — quantité négligeable! Die Künstler haben das Maul zu halten, wenn über sie „verfügt" wird. Das ist der Standpunkt eines preußischen Unteroffiziers, aber nicht eines Gesetzgebers über eine der subtilsten Kulturfragen, und nicht der Standpunkt von Männern, die für sich die Führung des Volkes beanspruchen.

In wohlthuendem Gegensatze zu dieser und ähnlichen Offenbarungen einer bedauerlichen Begrenztheit stand die Erklärung der Leipziger Sittlichkeitsvereine, die bei allem, auch von mir durchaus unterstützten Verlangen, die Verbreitung pornographischer Erzeugnisse gesetzlich zu bekämpfen, doch dem Wunsche Ausdruck gaben, man möge den berechtigten Einwänden der Künstler Rechnung tragen. Ehre den Männern, die in ihrer mühsamen, auf einen bestimmten Punkt gerichteten Arbeit am ehesten Gefahr laufen, einseitig zu werden und doch sich den freien Blick für die gerechten Bedürfnisse der Grenzgebiete und die Bedeutung eines Kulturinteresses ersten Ranges bewahrt haben. Es war wirklich nicht nötig, dem Christentum mit so großem Eifer das Zeugnis auszustellen, als sei es mit Freiheit und Würde von Kunst und Wissenschaft unvereinbar, als müsse es sich durch gesetzgeberische Fallen und Fußangeln vor der Uebermacht seiner Feinde schützen und sein Dasein kümmerlich durch die Brocken, die von des Gesetzgebers Tische fallen, von Tage zu Tage weiter fristen.

Was ist erreicht? Ein unerhörter Triumph der Feinde des Christentums! Die Geschichte der Sozialdemokratie hat keinen glänzenderen Erfolg aufzuweisen. Deren Führer kämpften und siegten Schulter an Schulter mit der geistigen Elite der Nation. Denn die Thatsache — man mag sie beklagen oder sich ihrer freuen — die Thatsache ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen: mit verschwindend geringen Ausnahmen stand alles, was im künstlerischen, litterarischen, wissenschaftlichen Leben in Deutschland Namen, Rang, Ansehen, Einfluß, Stellung hat, unbeschadet aller Parteigegensätze, einmütig im Kampfe wider die Paragraphen. Wollen wir diese Männer alle verurteilen oder für Narren erklären, dann verurteilen wir uns selbst, dann sind wir reif zum Untergange! Und die Führer im Streite waren die Sozialdemokraten! O, schneidender, blutiger Hohn der Weltgeschichte! Das ist auch eine Art, den „Umsturz zu bekämpfen".

Mußte das sein?

Es mußte nicht sein. Es war sogar durch ein geringes rechtzeitiges Eingehen auf die Wünsche der anderen, beteiligten Kreise zu vermeiden. Hätte man vor allem ein Komitee von Künstlern und Kunstverständigen zu Rate gezogen, so wäre mit deren williger und sachkundiger Hilfe wahrscheinlich ein Gesetz zu stande gekommen, das seinen Zweck erfüllte und doch die Freiheit von Kunst und Wissenschaft aus dem Spiele ließ. Aber man pochte hochmütig auf das unchristliche Prinzip der Macht und das demokratische der Mehrheit. Und Macht und Mehrheit versagten.

* * *

Aber das ganze Gesetz, meint Herr v. Wolzogen, ging ja die Künstler gar nichts an. Es betraf ja nur „Schamlosigkeiten", die mit der Kunst nichts zu thun haben. Die Künstler hatten also gar keinen Grund, sich zu entrüsten.

Aber vorher und über etwas anderes, meint Herr v. Wolzogen weiter, da hätten sie sich entrüsten sollen. Ueber die Schamlosigkeiten in ihren eigenen Reihen. Und darüber haben sie sich nicht entrüstet. Und das ist die große Sünde.

Mit Erlaubnis: das scheint mir denn doch nicht ganz logisch geurteilt. Zweierlei ist möglich: entweder die Schamlosigkeiten gehen die Künstler etwas an oder sie gehen sie nichts an. Gehen sie sie nichts an, dann brauchen sie sich in keinem Falle zu entrüsten, gehen sie sie aber doch an, dann mußten sie es in beiden Fällen thun, vorher und nachher. Und auf diesem Standpunkte stehe ich. Ich anerkenne vollkommen die Berechtigung der Künstler, sich über die geplanten Bestimmungen zu ereifern, und ich beklage mit Herrn von Wolzogen, daß sie sich nicht schon früher selbst mit den Schäden auf ihrem Gebiete befaßt, daß sie ruhig das Unkraut haben wuchern lassen, wuchern bis es zur öffentlichen Gefahr wurde und fremde Leute gekommen sind und gesagt haben: nein, verehrte Herren, so geht das nicht weiter; ihr lebt nicht allein auf der Welt, es giebt außer euren Interessen noch andere, mindestens ebenso berechtigte, und da das Unkraut aus euren schönen Parks in unsere Haus- und

Gemüsegärten hineinwuchert und ihr selbst keinen Finger rührt, so wollen wir einmal zunächst bei euch und auch zu eurem eigenen Besten nach dem Rechten sehn und das giftige Kraut und Gesträuch gründlich ausroden, damit es sich nicht verbreiten und seine giftige Saat über unsere Hecken streuen kann. Die Leute hatten im Prinzip ganz recht; nur begingen sie den großen Irrtum, daß sie erstens allein die Arbeit angriffen, ohne die kundigen Eigentümer des Parks zu Rate zu ziehen, und daß sie zweitens sich nicht auf das Unkraut beschränken, sondern mit ihm alles ausrotten wollten, was ihren mangelhaften kunstbotanischen Kenntnissen und Einsichten als Unkraut hätte erscheinen können. Und so gingen sie fröhlich pfeifend mit der Ruhe und Zufriedenheit eines von keinerlei Sachkenntnis beschwerten Gewissens an die Arbeit und spuckten sich eben in die Hände, um die Axt an einige der seltensten und schönsten Zierbäume zu legen, als ihnen die entsetzten und empörten Künstler in den Arm fielen und laut um Hilfe gegen die Barbaren schrieen. Und da nun die Künstler trotz ihrer vielen menschlichen Fehler und Schwächen, zu denen bekanntlich Sorglosigkeit und eine gewisse Neigung für Wein, Weib und Gesang leider zählen, doch im Grunde prächtige, gutherzige Kerls sind, die keinem was zu leide thun und von dem Ihren mit vollen Händen ausstreuen, so kam eiligst viel Volks gelaufen: feine Herren mit weißen Händen in Fracks und Talaren, aber auch Leute im groben Arbeitskittel mit Knitteln und Sensen in den schwieligen Fäusten. Und sie bedroheten die trefflichen, treuen und wackeren Männer, die doch nur Gutes gewollt hatten und nun über so schnöden Undank sich nicht genug wundern konnten und sehr betrübt und entrüstet waren.

* * *

Und nun ist der Augenblick gekommen, wo ich meinen Freunden im Ausgangs- und Zielpunkte, meinen Gegnern in manchen der einzuschlagenden Wege zu diesem Ziele die Hand entgegenstrecken und zu ihnen sagen darf: Herzlich verehrte und liebe Freunde! Begraben wir die Streitaxt. Es ist mir ja gar nicht leicht geworden, mich von euch für eine Strecke Weges zu trennen. Viel angenehmer, sympathischer und bequemer wär's mir gewesen, mit euch marschieren zu dürfen. Ein großer Teil eurer Scharen steht meinem Herzen, meiner Weltanschauung, meinem ganzen Streben und Fühlen und Denken viel, viel näher als ein großer Teil in jenem Lager. Wieviel liebe Gesichter haben mich befremdet angesehen, als ich schweren Herzens Abschied nahm. Und wieviel häßliches und ungewaschenes Zeug habe ich als unfreiwilliger Wegesgenoß jener andern mitanhören müssen. Gott sei Dank, daß ich nun wieder zu euch zurück darf, daß ich nicht mehr Reden über mich ergehen lassen muß, wie sie da neuerdings in Berliner Goethebundversammlungen gegen „Junker und Pfaffen" geschwungen werden, ohne daß ich mich doch — der Sache wegen — seitwärts in die Büsche schlagen dürfte. Darüber ein ander Mal. Aber seht, euer Weg — nun, ihr könnt ja meinetwegen eurer Ansicht bleiben, — nach meiner Ueberzeugung war er ein Holzweg. Und da durfte ich nicht mit, ohne zu heucheln,

ohne unsere gemeinsame große Sache zu verraten, die zum ersten erfordert: Ehrlichkeit und zum zweiten: Mut, den Mut, auch dem Freunde die Wahrheit zu sagen auf die Gefahr hin, ihn zu erzürnen oder gar zu verlieren.

Nun aber kann ich wieder aufatmen. Und wenn ich euch die Hand entgegenstrecke, so werdet ihr einschlagen. Gelt?



Unser Bild.

Wir stehen im Zeichen der Gutenbergfeste. Die großen Zentralen des deutschen Buchgewerbes feiern in diesen Tagen, soweit es nicht bereits, wie in Leipzig, geschehen, das Andenken an einen unserer größten Söhne mit dem Prunk, der der Bedeutung der Gutenbergschen Erfindung entspricht, voran natürlich Mainz, die Stadt, in der des Erfinders Wiege stand vor nunmehr einem halben Jahrtausend.

In einem großen allegorischen Wandgemälde, das der Berliner Verlagsbuchhändler Franz Freiherr von Lipperheide dem Festsaale des deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig stiftete, hat Professor Woldemar Friedrich die Entwicklung des Buchgewerbes seit der Erfindung Gutenbergs darzustellen versucht. Der Genius des Zeitalters der Erfindungen, in der Linken eine elektrische Leuchte tragend, rollt das Feuer und Dampf sprühende Rad, ein Sinnbild des unaufhaltsamen Fortschritts unseres technischen Könnens überhaupt; auf den Buchhandel und die „Presse“ im besonderen deuten dabei der Greif, dessen Pranke das Buchhändlerwappen faßt, und die Genien, die sich aus dem Gewölk erheben und mit Posaunenstößen die Ereignisse des Tages verkünden. Die beiden Gruppen links und rechts verkörpern die alte und die neue Zeit des Buchgewerbes. Als Hauptvertreter der alten Zeit die Gestalten Gutenbergs, Ulrichs von Hutten und Albrecht Dürers, während die neue Zeit im Stifter des Bildes, dem ein Kunstblatt betrachtenden Freiherrn von Lipperheide, als dem Vertreter des jetzigen Buchhandels, und in dem zeichnenden Ludwig Richter, dem Klassiker deutscher Buchillustratoren, charakteristische Repräsentanten erhalten hat. Die übrigen Figuren zeigen die Arbeit des Buchdrucks sonst und jetzt.

Der Maler des Bildes, Professor Woldemar Friedrich, ist seit 1885 Lehrer an der akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Berlin, seit 1897 Mitglied des akademischen Senats. Er ist am 20. August 1846 in Gnadau, Provinz Sachsen, geboren und hat in Berlin und Weimar seine akademischen Studien gemacht. Sein besonderes Talent führte ihn zunächst zu dem Berufe eines Illustrators. So entstanden seine ersten Arbeiten für den Groteschen Verlag, und so machte er auch den Krieg von 1870 als Zeichner für das Daheim mit. Die Illustrierung des Werkes von G. Hiltl über den Krieg war die spätere Frucht dieser Kriegskampagne. Weitere Buchillustrationen lieferte er für „Goethes Leben“, für Julius Wolffs „Wilden Jäger“ und für ein eigenes Reisewerk, „Sechs Monate Indien“, das er während einer Indienfahrt im Winter 1887/88

als Begleiter des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein schuf. Als Maler ist W. Friedrich vor allem Dekorationsmaler großen Stils geworden. Die Kuppel im Ausstellungspalast in Berlin (1886), ein Plafond im Bibliothekzimmer des Königlichen Schlosses (1889), das von uns reproduzierte Wandgemälde nebst einem zweiten in der Leipziger Buchhändlerbörse befindlichen (1892), der Vorhang im Neuen Theater zu Berlin, endlich ein großes Wandgemälde in der Aula des Gymnasiums zu Wittenberg (1893), das Luther und die Reformation darstellt, sowie drei Bilder im neuen Reichsgerichtsgebäude zu Leipzig (1895) zeugen von der Befähigung des Malers für das Dekorative und sinnvoll Allegorische.



Briefe.

A. B. in L. — E. B., F. a. O. — E. W., B. — O. K., G. — Blaukehlchen. — Th. K., B. — A. H., A. — Schm., B. — Grn. H. v. L. in P. — H. H., S. W. Sch., K. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Th. St. in A. Noch unfertig. Aber gewisse lyrische Akkorde, z. B. in dem balladesken „Lebe und strebe" mögen vielleicht Reiferes erwarten lassen.

v. S. Der Artikel zur Frauenfrage faßt die Sache allerdings von einem allgemeineren Standpunkte, als es das im T. erörterte Thema thut. Aber einmal haben wir noch zu unserm Sonderthema mehrere Einsendungen unterzubringen, andererseits sind gerade Darlegungen so allgemeiner Natur über den Gegenstand schon so oft in Blättern erfolgt, daß wir leider vom Abdruck Ihres Aufsatzes absehen müssen. — In einigen der gesandten Gedichte ist Stimmung enthalten („Im Frühling war's", „Im Abendglanz die Heide"). Für Ihren so freundlichen Brief gleich freundlichen Dank!

A. L., S. Herzlichen Dank für Ihre warmherzige Sympathiebezeugung. — In den mitgesandten Versen stecken wohl Gedanken und Stimmungen, aber sie allein machen noch kein Gedicht.

E. M., B. Also weil Sie — — katholisch sind, haben Ihre Freunde gesagt, sei das Urteil des T.s über Ihre Gedichte nicht nach Wunsch ausgefallen! Gegen eine solche Voreingenommenheit seines Urteils könnte er sich freilich nicht schützen, da ihm Ihre Konfession gar nicht bekannt war. Ernsthaft auf den kuriosen Einfall einzugehen, werden Sie, gnädige Frau, ihm wohl erlassen. In Bezug auf die von Ihnen erwähnte Dichterin genügt wohl die Bemerkung, daß der T. eine Verantwortung selbstverständlich nur für diejenigen Beiträge übernehmen kann, die er selbst veröffentlicht. Für den erneuten Beweis Ihres Vertrauens verbindlichsten Dank, leider sind aber auch die neuerlich vorgelegten Proben für den T. nicht geeignet.

T. R., H. (Siebenbürgen). Die vorliegenden Proben lassen eine besondere poetische Begabung nicht erkennen. Ein abschließendes Urteil kann aber daraufhin natürlich nicht gefällt werden. Das würde noch die Kenntnis einer Reihe anderer Umstände voraussetzen. Verbindl. Dank für die liebenswürdigen Zeilen.

M. G., K. a./E. Ergebensten Dank für die freundliche Aufnahme der Notiz in den „Briefen". Sie finden ja nun Ihren Wunsch in der „Offenen Halle" dieses Heftes erfüllt. Gern würde ich in das von Ihnen angekündigte Buch Einsicht nehmen, indessen ist es bis heute nicht eingetroffen. Also voraussichtlich im nächsten Hefte.

Prof. R. G., St. Ihre sympathische Zuschrift wird in der Offenen Halle eines der nächsten Hefte sehr gern veröffentlicht werden. Verbindlichsten Dank!

Türmerverehrer in Ostfriesland. Daß Ihnen die Theaterberichte von Rudolf Presber so ausnehmend gefallen haben, hat uns sehr erfreut. Die gewünschten Mitteilungen erfolgen im nächsten Heft. Herzlichen Gruß!

G. A. E., L. a. D. Herzlichen Dank für Ihren freundlichen und interessanten Brief und die Zeitungen, die an die Adresse der dort besprochenen Autoren weitergegeben

werden. Rosegger ist übrigens nicht zum Protestantismus übergetreten, er hat erst kürzlich in der „Täglichen Rundschau" erklärt, daß er einen solchen Schritt nicht beabsichtige. Das Lex-Thema finden Sie im vorliegenden Hefte von verschiedenen Standpunkten aus eingehend erörtert. Herzlichen Gegengruß Ihnen und den anderen Türmerfreunden am Orte!

A. R., Z. Verbindl. Dank für die ausführliche offene Aussprache. Eigentlich geben Sie ja unserer Auffassung recht, indem auch Sie es „unbegreiflich" finden, daß der Reichstag den Zusatz, der die Kunst vor Vergewaltigungen schützte, nicht annehmen wollte, „da man doch so oft ausdrücklich betonte, die wahre Kunst durchaus nicht angreifen zu wollen". Eben dieser „unbegreifliche" Widerspruch zwischen unverbindlichen Versicherungen mit bloßen Worten einer- und der mit Gesetzeskraft ausgestatteten That andererseits konnte praktisch gar nicht anders ausgelegt werden, als wie es von seiten der Künstler geschehen ist, nämlich als reservatio mentalis, als trotz aller gegenteiligen, niemand verpflichtenden Versicherungen im Hintergrunde lauernder Vorbehalt: eine gesetzliche Handhabe auch und doch gegen echte, aber aus dem einen oder anderen Grunde unbequeme Kunstwerke zu behalten. Diese Handhabe aber gab die Kunst der Willkür preis, und Gesetze werden doch nicht dazu gemacht, der Willkür die Thore zu öffnen, sondern im Gegenteil, die Willkür auszuschließen. Schon aus diesem einen, aber ausschlaggebenden Grunde waren die betr. Bestimmungen vom gesetzgeberischen Standpunkte aus einfach unmöglich. Dadurch, daß im einzelnen Falle der Richter durch möglichst dehnbare Paragraphen in die Lage versetzt wird, das Schlechte auch dort zu treffen, wo es ihm sonst vielleicht durch den klaren Wortlaut des Gesetzes zu seinem und unserem Bedauern versagt würde, dürfen wir uns doch nicht verleiten lassen, den ersten und wichtigsten Zweck aller Gesetzgebung, das Recht vor der Willkür zu schützen, aufzugeben. Dann wäre es doch besser und konsequenter, gar keine Gesetze zu haben und alles dem subjektiven Ermessen des wohlwollenden Richters anheimzustellen! Ins Politische übertragen, wäre das der Absolutismus. Ganz zweifellos kann der gute und weise absolute Herrscher viel Schlechtes strafen und verhindern, viel Gutes schützen und fördern, was der konstitutionelle Monarch nicht kann. Und ebenso zweifellos wird der mit souveräner Machtvollkommenheit oder auch nur mit der Interpretation beliebig dehnbarer Bestimmungen ausgestattete gute und weise Richter oft in der Lage sein, das Böse zu strafen und das Gute zu schützen, wo er es, an klare Bestimmungen gebunden, nicht könnte. Aber wollen wir deshalb die Despotie wieder einführen oder aus unseren Gesetzen Kautschukparagraphen machen? Ueber dem Streite um eine verhältnismäßig geringfügige Nützlichkeitsfrage hat man sich an dem Prinzip versündigen wollen, an der Grundlage, auf der unser Rechtsstaat aufgebaut ist. Und das gerade von der Seite, die diesen Rechtsstaat gegen den „Umsturz" schützen will. Zweierlei Maß — das geht denn doch nicht. — Auf die andern Fragen komme ich vielleicht noch bei Gelegenheit zurück, diese Zeilen sind eigentlich schon nach Thoresschluß geschrieben. Freundl. Gruß und vielen Dank!

H. Pf., H. i. H. L. — R. K. O. — A. W., B. b. D. Für die vertrauensvolle Aussprache aufrichtigen Dank. Sie finden Ihre Bedenken im Tagebuch dieses Heftes eingehend berücksichtigt. Alle Zuschriften abzudrucken, war leider aus räumlichen Gründen ganz ausgeschlossen. Indessen sei hier ausdrücklich festgestellt, daß auch Sie Einwendungen gegen die Auffassung des T.s in der Lex-Heinzefrage erhoben haben. Herzl. Gruß!

❧

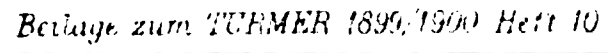
Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann.

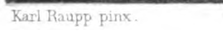
Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Gutenberg.

Nach dem Holzschnitte eines unbekannten Meisters vom Jahre 1578.





Karl Raupp pinx. Photogravure Bruckmann

SO MUTTERSEELEN ALLEIN

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg. Juli 1900. Heft 10.

England als Kulturstaat und Weltmacht.

Von

Dr. Ernst Seraphim.



Fürst Bismarck hat einmal in einem Privatbrief sich also ausgesprochen: „Auf die Frage, ob ich russisch oder westeuropäisch gesinnt sei, habe ich immer geantwortet, daß ich ein Preuße bin. Was fremde Länder anbetrifft, so habe ich einzig Sympathie für England und seine Bewohner gefühlt und selbst jetzt bin ich bei Zeiten nicht frei davon. Aber sie wollen es uns nicht erlauben, sie zu lieben."

An den Schlußsatz dieses Bekenntnisses werden gewiß so manche in den heutigen Zeitläuften gedacht haben, in denen die Bewunderung für die kolonisatorischen Vorzüge und die großen praktischen Tugenden der Engländer durch das rücksichtslose Vorgehen gegen die beiden südafrikanischen Republiken eine erhebliche Eindämmung erhalten hat. So mancher, der an einem Carlyle oder Kingsley, einem Ruskin oder Spencer das ganze englische Volk zu messen berechtigt zu

sein glaubte, der die Thatkraft englischer Kaufleute, den praktischen Geist des englischen Kunstwerks, die eigentümliche Struktur der englischen Arbeiterwelt, die humane Philanthropie zahlreicher Engländer respektierte und hochschätzte, sieht mit schmerzlichem Erstaunen, welchen dämonischen Einfluß auf das englische Volk das rote Gold gewonnen hat, so daß heute das Wort die gleiche Berechtigung hat, wie in den fünfziger Jahren, das der scharfe Beobachter Th. Fontane niederschrieb: „Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen." Ist es nicht, als ob Fontane von Cecil Rhodes und seinen zahlreichen Genossen spräche?

So gewiß nun England eine **Kulturmacht** ist, die ihre grandiosen Vorzüge hat, so gewiß es selbst für den Blinden ist, daß Großbritannien eine **Weltmacht** darstellt, und so zweifellos es mir erscheint, daß es beides bleiben **wird** und bleiben **muß**, so notwendig wird es andererseits sein, sich über das Wesen Englands und seiner Bewohner eingehender zu klären und durch eine historisch-psychologische Untersuchung Licht und Schatten abzugrenzen. Unrecht wird dadurch natürlich nicht zum Recht, daß man seine Ursachen erkennt, wie denn der Satz: „Tout comprendre c'est tout pardonner" nur sehr bedingt wahr ist; aber zu einer ruhigern, leidenschaftslosern und damit richtigern Ansicht gelangt man jedenfalls durch ein Zurückgehen auf die Gründe.

* * *

Wenn wir heute von einem englischen Nationalcharakter sprechen, so wird es nicht leicht, ein Urteil zu fixieren, das auf die gesamte Nation paßt. Zwar haben die Einflüsse des Klimas ihr assimilierendes und bestimmendes Werk gethan, aber die Unterschiede, die durch die Sonderheit der einzelnen Völker bedingt sind, aus denen die englische Nation zusammengewachsen ist, haben ihre tiefen Furchen bis heute gegraben. Der Angelsachse und der Kelte, d. h. der Walliser, Schotte, Irländer, bilden keine Einheit, wenngleich der drückende graue Himmel, die das Land durchwehenden feuchten Winde, der Mangel an Sonne bei allen den Drang zu körperlicher Thätigkeit, zu muskelstärkendem Sport hervorgerufen haben, und eine gewisse sentimental-beschauliche Neigung, ein Zug zur Hypochondrie, zum Spleen dem Bewohner Englands wie dem der grünen Insel eigen ist. „Ruhig, ausdauernd, strebsam und im höchsten Grade praktisch, aber auch phantasielos, körperlich thätig, aber seelisch träge, materiell anspruchsvoll und fortschrittlich, doch geistig leicht zu befriedigen und konservativ" — so definiert ein Schwede,*) der zehn Jahre in England gelebt hat, den allgemeinen Volkscharakter. Das gilt vor allem von dem angelsächsischen, politisch herrschenden Element, während die keltischen Bestandteile einen phantasiereichern und denk-

*) Hier und an vielen anderen Stellen folge ich dem Schweden G. F. **Steffen**, dessen instruktives und geistreiches Buch über „England als Weltmacht und Kulturstaat" deutsch bei Hobbing & Büchle in Stuttgart 1899 erschienen ist.



tüchtigern Menschenschlag bilden, aus dem zu neun Zehntel all die großen Dichter, Maler, Philosophen, Staatsmänner und Militärs hervorgegangen sind. Scott und Carlyle waren Schotten, desgleichen Livingstone, Byrons Mutter stammte aus altem schottischen Geschlecht, Disraeli (Lord Beaconsfield) hatte jüdisches Blut in den Adern, Kingsleys Mutter war in Westindien geboren, der Marschall Roberts und der Besieger des Mahdi, Lord Kitchener, sind Irländer. Der angelsächsische Typus weist bedeutende Vorzüge auf: Einheitlichkeit und Geschlossenheit, ein „Aus einem Guß" zeichnen ihn aus und befähigen ihn im Großhandel und Großgewerbebetrieb, den übrigen den Rang abzulaufen. Sein eminent praktischer Sinn, seine zuverlässige Tüchtigkeit, seine ruhige Furchtlosigkeit, mit der er allen Schwierigkeiten zu begegnen weiß, kurz alle Eigenschaften eines starken, thätigen Kaufmannsgeistes, dem ein großes Gefühl für die Wirklichkeit, für den ununterbrochenen Zusammenhang der Dinge inne wohnt, bilden des Engländers Stärke und Größe. Gegen Utopien und Hirngespinste hat er eine fast krankhafte Abneigung. Das, was ist, ist ihm mehr wert, als das, was werden kann. Daher seine Langmut mit schlechten bestehenden Zuständen, sein bisweilen zur Starrheit ausartender Konservativismus. Hat er aber einmal die Notwendigkeit einer Aenderung eingesehen, so reißt er das Alte oft mit einer geradezu revolutionären Energie ein. Das geschlossene Wesen des Engländers zeitigt natürlich ein ausgesprochenes Nationalgefühl. Er ist stolz auf seine Besonderheit und stellt sich über alle andern Völker. Das artet nicht selten zu einer schroffen Ueberhebung, zu einem nationalen Dünkel aus, mit dem die Unkenntnis fremder Art Hand in Hand geht und oft komische Blüten treibt. Vor der giftigsten Blüte unserer Zeit aber, der Verdrängung und Vernichtung andern Volkstums im weiten Bereiche des britischen Imperiums, schützt den Engländer sein nüchterner, auf ebener Erde ruhender Wirklichkeitssinn. Er bedauert gewiß die andern, die nicht zur angelsächsischen Rasse gehören, aber er läßt sie zufrieden. Keinem schreibt er vor, welche Aufschriften auf Menukarten und Ladenschildern stehen müssen, in welcher Sprache der Privatlehrer unterrichtet. Mag er selbst sehen, daß er zum Ziel kommt. Einen Beleg dafür bietet z. B. das Faktum, daß in einem Teile Londons, wo zahlreiche russische Juden, arme Emigranten, wohnen, die Postanstalt die russische Inschrift „potschtowaja kontoza" (Postkontor) trägt. Warum? Nun weil das praktisch ist! Die Vernunft hat einmal über die „Staatsraison" gesiegt. Es kommt leider nicht eben häufig vor.

Aber die starken Seiten des Engländers führen in ihrer Konsequenz zu manchem Befremdlichen. Seine Betonung des Praktischen artet nicht selten zu einer Verachtung der Mitarbeiterschaft des Geistes aus. Das Kombinieren und wissenschaftliche Denken ist ihm fremd, er will nicht anerkennen, daß eine vorausschauende, überblickende und ordnende Intelligenz ein immer wichtigerer Faktor in der Gesellschaftsentwicklung werden muß. G. F. Steffen führt gerade diese geistige Anlage als den Hauptgrund an, warum neuerdings der Deutsche auf dem eigensten Gebiet des Engländers, dem Welt-

handel, diesem ein so gefährlicher Konkurrent zu werden droht. Die englische Methode: Erfahrung und privater Unternehmungsgeist ohne allgemein leitende Gedanken, muß den kürzeren ziehen vor der deutschen Methode: wissenschaftliche Ueberlegung und Einordnung in das Ganze. „Das englische Talent," sagt Steffen, „das den Zufall kräftig und keck auszunützen weiß, wiegt das deutsche Talent, auf dem Wege allseitigen Voraussehens und praktischen Planentwerfens den Zufall zu besiegen, nicht auf. Die deutsche Methode, die moderne, bezeichnet sicherlich eine höhere Kulturstufe, unter anderm eine Vermehrung des menschlichen Selbstbestimmungsvermögens — die Fähigkeit, die Zukunft vorauszusehen und ihr mit Bewußtsein die Gestalt zu geben." Der Engländer erkennt die deutsche Gefahr sehr wohl. Er sucht die Konkurrenz durch den Stempel „Made in Germany" zu diskreditieren — aber ohne Erfolg. Er sucht das deutsche Element sich dienstbar zu machen, indem er deutsche Handelsreisende und Commis in seinen großen Exportfirmen anstellt und ihnen nicht selten die wichtigsten Posten giebt — jedenfalls das probatere Mittel, zugleich eins, das das praktische Utilitätsprinzip des Engländers scharf beleuchtet. „Nur vorwärtskommen!" „Arbeiten, Erwerben, Gewinnen" — das macht den Inhalt des Daseins für ihn aus. Ihm opfert er alles. Selbst in seinem magern, sehnigen Körper, in dem scharfen, spähenden Ausdruck des Auges, in der Aehnlichkeit, die, nach englischem Zeugnis (Ruskin), manch englischer Kaufmannskopf mit einem Fischkopf haben soll, prägt sich diese ruhelose Thätigkeit, diese Verachtung aller Gemütsregungen und Medidation wie jeder Phantasie aus. Am charakteristischsten dünkt mich, daß selbst diejenige Menschenklasse, die durch ihr karges Verdienst leicht zu Spekulationen, wie es besser werden könnte, zu sozialistischen Utopien geführt wird, der Arbeiter, in England, und einzig und allein hier, von derartigen weltverbessernden Hirngespinsten nichts wissen will. Der englische Arbeiter sieht, im Gegensatz zu seinem deutschen und französischen Kollegen, stets nur die Welt, wie sie nun einmal ist, vor sich, und gleich der ganzen Nation und wie ein echter Engländer huldigt er nur e i n e m Ziel: sozial vorwärts zu kommen, eine besser bezahlte Stelle zu erhalten. Stärke und Schwäche, Größe und Unsympathisches liegen hier dicht bei einander, und mit schmerzlichem Gefühl, mit heiligem Zorn haben die Edelsten der Nation gegen diese brutale nackte Nützlichkeitslehre, den krankhaften Erwerbssinn, Verwahrung eingelegt. Mit einer Schärfe, die allein durch die glühende Liebe zum Volk ihre Erklärung findet, hat der große englische Prediger Robertson sich also ausgesprochen: „Dieses Trachten nach Besitz ist die Quelle unserer Größe und unserer Erniedrigung, unseres Ruhmes und unserer großen Schmach; es ist die Ursache unseres Handels, unserer Seemacht, unseres ungeheuren Reichtums, unserer Erfindungen, doch zugleich auch die Quelle unserer Streitigkeiten und Parteiungen, unseres schmachvollen Pauperismus und der schlimmer als heidnischen Verwilderung und Entartung der großen Massen unserer Bevölkerung. Was aber noch besonders merkwürdig ist, ist die Thatsache, daß es unter allen Völkern

der Erde keines giebt, das so wenig im stande ist, sich zu freuen, wie wir. Die feinere Organisation, die andere Völker auszeichnet, ist uns versagt; unser Sinn für Musik ist wenig entwickelt, unser Schönheitssinn nicht lebendig und scharf; unsere Feste sind laut und lärmend und enden mit Langeweile und Verstimmung. Wir verstehen uns nicht zu freuen, zu genießen; wir bedürfen vor allem der Arbeit, dieser Grundbedingung der menschlichen Natur. Und so fahren wir immer weiter fort im Sammeln und Anhäufen, als wenn wir dadurch genußfähiger werden könnten, wenn wir noch mehr besitzen. Sich aus der Gesellschaftsklasse, in welcher man geboren und erzogen ist, hinaus und sich in eine höhere hinein zu schwingen, ist die jährliche, tägliche, ja stündliche Beschäftigung von Millionen unter uns. Dieses Bestreben ‚hinauf‘ könnte von Wert sein, wenn es in Wahrheit ein ‚hinauf‘ bedeutete, wenn man ein geistiges, moralisches, ja nur ein physisches Steigen darunter verstände, und nicht nur ein eingebildetes. Unsere Mittelklassen haben bereits vollen Anteil an den Genüssen der Reichen, und das Einzige, was ihnen fehlt, ist der gleiche Prunk bei Befriedigung desselben. Das ‚Mehr‘, nach dem sie streben, bedeutet aber nur ein Mehr an Equipagen, Häusern, Geld und Luxus, ohne doch dadurch die Fähigkeit des Genießens steigern zu können. Und so ist denn die Wurzel all unseres Strebens Geiz und Begehrlichkeit, nicht der Wunsch, mehr zu genießen, sondern stets mehr zu haben. Darum sollen auch wir uns das Wort Christi gesagt sein lassen: ‚Hütet euch vor dem Geiz‘, und, fügt er hinzu, ‚Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat‘."

Und etwa um dieselbe Zeit schrieb Th. Fontane in seinen Aufsätzen „Aus England und Schottland" mit jenem feinen Blick, der ihn allzeit ausgezeichnet hat: „Im Gegensatz zu den Dingen — — entscheidet bei den Menschen die Form, die alleräußerlichste Verpackung. Du brauchst kein Gentleman zu sein, du mußt nur die Mittel haben, als solcher zu erscheinen, und du bist es. Du brauchst nicht Recht zu haben, du mußt nur innerhalb der Formen des Rechts dich befinden und du hast recht. — — Ueberall Schein. Nirgends ist dem Charlatanunwesen so Thür und Thor geöffnet, wie auf dieser britischen Insel, nirgends verfährt man kritikloser und nirgends ist man geneigter, dem bloßen Glanz und Schimmer eines Namens sich blindlings zu überliefern." Was Robertson und Fontane vor einem halben Jahrhundert gesagt haben, hat bei dem rapiden kommerziellen und industriellen Aufschwung des heutigen Englands seine verschärfte Wahrheit für unsere Tage behalten. Steffen rügt diese sozialen Zustände mit Bitterkeit und vergleicht sehr zutreffend die englische Gesellschaft mit einer riesigen Sortiermaschine, die die Menschen nach dem Betrag ihres Einkommens scheidet, mit der Eisenfessel des Konventionalismus zusammenbündelt und jedes Bündel mit den Schutzdecken des spezifisch englischen Parvenuwesens, des Snobbertums, umhüllt. So entsteht denn jener seltsame Zwiespalt zwischen Form und Inhalt, Sein und Schein, der dem Ausländer so sehr ins

Auge fällt. In der Theorie ist England das demokratischste Land Europas, und jedem Sohn des Lohnarbeiters ist es angeblich möglich, Lord und Premierminister zu werden, aber in der Wirklichkeit sind dem Talent und Zufall sehr enge Grenzen gesteckt, und so sehr man sich auch bemühen mag, von den unteren Absätzen der Gesellschaftspyramide nach oben zu klimmen, so glückt es doch nur wenigen. Denn Geld und Konventionalismus machen das demokratische England zu einer plutokratischen Aristokratie, in der nur eine kleine Klasse im Besitz wahrer Bildung, großen Reichtums und tonangebenden Einflusses ist. Gentleman auf anderm Wege denn durch die Geburt zu werden, ist in England bitter schwer, und weil dem so ist und doch ein jeder nur von dem Gedanken beseelt ist, emporzuklimmen, so entwickelt sich ein Scheinwesen peinlichster Art. Der größte Ehrgeiz besteht eben darin, wirklich oder scheinbar der nächsthöhern Klasse anzugehören, und seine größte Schande darin, wirklich oder scheinbar Mitglied der nächsttiefern Klasse zu werden. Durch diese Nachäffungssucht werden all die bewundernswürdigen Vorzüge des vornehmen englischen Hauswesens zu einer Grimasse verzerrt und in das Gegenteil verkehrt. Der englische Komfort verdient gewiß als die ideale Summe der durch das Klima gebotenen häuslichen Bequemlichkeiten, der Behaglichkeit und Freude hochgestellt zu werden, und nicht mit Unrecht wird der englische Komfort als der komfortabelste Komfort der Welt gepriesen. Aber doch nur der Komfort, nicht das, was die Mehrzahl der Bewohner, die gar nicht die Einkünfte haben, aus ihm macht. Im ausgesprochenen Gegensatz zu dem Franzosen, dessen sozialer Stolz in der Hochachtung des eignen sozialen Ranges besteht, lechzt der Engländer darnach, mehr zu scheinen, als er ist. Ist er nicht Gentleman, will er es wenigstens scheinen, ist er nicht reich, will er wenigstens darnach aussehen. Daraus erklärt sich jene für den Ausländer verblüffende gleichförmige Bauart und Einrichtung fast aller englischen Wohnhäuser, mögen sie für arm oder reich gebaut, mögen sie klein oder groß sein. Es wäre eine interessante Aufgabe, hier im einzelnen zu zeigen, wie durch die Gebundenheit des Engländers das Wohnungsideal mit seinen praktischen Möbeln, seinen vielen Zimmern, der Begünstigung von frischer Luft, der großen Küche mit den prächtigen Kesseln und Gasvorrichtungen zu einer Farce für den Arbeiter- und Mittelstand wird, der sich all der Herrlichkeiten, dank seinem knappen Portemonnaie, gar nicht bedienen und sich doch von dem Schein, ihrer zu benötigen, nicht freimachen kann.

In die rechte Beleuchtung wird diese Erscheinung aber erst gerückt, wenn man sich vor Augen hält, daß in England das Leben sehr teuer ist und eine Jahreseinnahme von 11000 Mark das Mindestmaß bedeutet, das zur Teilnahme an der feinern Bildung nötig ist. Eine solche Einnahme bedingt aber noch unendlich viel Einschränkung, und erst die höhere Mittelklasse vermögender Familien mit Einkünften von 25000 bis über 200000 Mark pro Jahr, die sogenannte Gentry im Gegensatz zum Adel (the nobility), vereinigt wirkliche Bildung, Kenntnisse, entwickelten ästhetischen Geschmack, das Fehlen

spießbürgerlicher Vorurteile und die Wertschätzung fremder Bildung, kurz die Kennzeichen höherer Kultur. Diese höhere Mittelklasse ist aber sehr dünn. In London z. B. zählte man 1889 bei 4200000 Einwohnern 82% zu der Arbeitergruppe, unter der freilich 63% = 2160000 Menschen eine Wochen-Familieneinnahme von 30—50 Mark hatten. Nur 750000 Einwohner zählten zur Mittelklasse, und von diesen wiederum ein volles Drittel zu denen, die ein Einkommen von 35—60, höchstens 70 Mark wöchentlich hatten. Von der halben Million, die noch bleibt, hat wohl höchstens 1/10 — genauere Ziffern fehlen — das Recht, sich zur Klasse von 25000—200000 Mark zu rechnen. Ist dem aber so, so ist nicht zu leugnen, daß die alle Kennzeichen höherer Kultur aufweisende Oberschicht in England dünner, weit dünner gesät ist als in andern Kulturländern, als in Deutschland, Skandinavien und Frankreich. Und da die höhere Kultur mit dem Reichtum in England umsomehr verbunden ist und beide Faktoren allein zu einer sozialen Stellung führen, so liegt die weitere Schlußfolgerung nahe, daß für eine unabsehbare Zeit ein Wandel zum Bessern nicht eintreten wird. Wo sollte er auch herkommen, wo das Geld der ausschlaggebende Faktor ist und die Gentlemanbildung wiederum nur bei sehr bedeutenden Einnahmen der Eltern erworben werden kann. Denn sie ist an bestimmte Privatschulen, von denen Eton, Harrow und Rugby die bekanntesten sind, und kostspielige Universitäten oder Militärschulen gebunden, die ca. 4000 Mk. durchschnittlich im Jahr für den Schüler beanspruchen. Die Erziehung eines englischen Knaben im Rahmen einer altüberlieferten humanistischen Bildung bis zum 20. Jahre kostet im Durchschnitt nicht unter 40000 Mark in 12 Jahren. Wird er mit dem 20. Jahr Unterleutnant oder Midshipman, so hat er bei der angesehenen sozialen Stellung des englischen Offizierstandes und den geringen Löhnen der untern Offizierschargen ca. 3500 Mark Jahreszuschuß von Hause nötig, und nicht anders ist es mit denen bestellt, die die Zivilkarriere des Advokaten und Richters oder die Laufbahn des höhern Geistlichen einschlagen. Einzig die ärztliche Praxis macht eine Ausnahme. Sie erfordert zwar auch viel Geld, aber doch weniger als die andern Berufe, sie sichert dem Arzt aber auch nur bei eminenter Begabung oder enormen Einnahmen aus vornehmen Häusern die Stellung eines Gentleman.

Es wäre freilich ein Trugschluß, aus der Thatsache der dünnen Oberschicht der höhern Kultur zu folgern, daß die große Masse der Bevölkerung in totaler Unbildung verharre. Dem ist nicht so. Der Engländer ist viel zu praktisch, um den Wert einer gewissen Summe von Kenntnissen bei der Allgemeinheit nicht für notwendig zu erachten. Es ist aber andrerseits wieder charakteristisch, daß diese Bildung der untern Schichten, obwohl nicht selten stärker und ausgeprägter als bei den selben Klassen festländischer Kulturstaaten, bei dem sozialen Aufwärtsklimmen eine relativ nur geringe Rolle spielt — solange nicht ein glücklicher Zufall oder ein außergewöhnliches Talent den Reichtum erwerben hilft, der das Schifflein flott macht. Die Tragik liegt also darin, daß alle

Bildung zur sozialen Verbesserung herzlich wenig hinzuthut. Auffallend ist es auch, daß man sich im demokratischen England verhältnismäßig spät zu einem geordneten Volksschulwesen entschlossen hat. Erst seit 1870 giebt es ein englisches Unterrichtsministerium und ein Schulgesetz, das die Kommunen zur Errichtung und Unterstützung der Volksschulen verpflichtet und eine staatliche Subsidie von 10 Schilling jährlich für jeden Schüler festsetzt. Seitdem hat die Schulbildung numerisch einen gewaltigen Aufschwung genommen. In London, wo es 1870 nur 200 000 Schulkinder gegeben hatte, zählte man 1891 450 000 Kinder in den Staatsschulen und 200 000 Privatschüler. In ganz England gab es 1899 gegen 20 000 Schulen mit über 6 Millionen Schulkindern, von denen über 4½ Millionen völlig unentgeltlichen Unterricht erhielten. Das sind Zahlen, auf die England stolz sein kann. Und das, wozu hier der Grund gelegt wird, wird dann in einer genial-praktischen Weise durch andere Mittel vertieft und erweitert: so durch Hunderte von Volksbibliotheken, die von den Gemeinden erhalten werden, in malerischen Renaissancegebäuden untergebracht sind, in denen die Thüren vom Morgen bis zum Abend für jeden offen stehen, der über 16 Jahre alt ist, und in denen das Fehlen jeder bureaukratischen Nörgelei und Wichtigthuerei — ein allgemein englischer Vorzug — so wohlthuend berührt; so durch die Pennybücher, billige und dabei vortreffliche Bücher für den Arbeiter- und niedrigen Mittelstand, die Musterstücke der englischen und festländischen modernen und klassischen Litteratur enthalten. Auf den Bahnhöfen liegen sie aus oder werden durch zwei große Kolportagegesellschaften vertrieben: Shakespeare, Milton, Byron, Shelley, Kingsleys „Hypatia“ oder aber Aesops Fabeln, Grimms Märchen u. v. a. Millionen von Exemplaren werden abgesetzt, gelesen und tragen Frucht. Neben den Pennybüchern sei der ausgedehnten politischen und sozialen Propagandalitteratur, der Flugschriften und Broschüren fürs Volk gedacht. Einen Faktor von großer Bedeutung bildet ferner das glänzend organisierte Vorlesungswesen, das in England, „dem gelobten Lande des öffentlich gesprochenen Wortes“, eine eminente Rolle spielt. In den meisten Städten giebt es Debating Societies, oft nachgebildet dem Parlament in Westminster, in denen über kommerzielle, kommunale, philanthropische und akademische Fragen Vorlesung gehalten und debattiert wird — eine wirkliche Volksaufklärung von nicht zu unterschätzendem Werte. Einzelne organisierte Institute, so in London the Birkbeck Institution und the Regent Street Polytechnic, verdanken ihre Entstehung dem Unternehmungsgeist reicher Philanthropen — es sind z. T. Arbeiterfortbildungsabendschulen, die von 10 000 bis 15 000 eingeschriebenen Besuchern im Jahr benutzt werden. Ohne direkt für die Arbeiterwelt errichtet zu sein, suchen sie doch sie heranzuziehen, dienen aber zugleich allen Klassen. Eine wichtige Rolle spielen auch die 1500 Arbeiterklubs, in denen der Arbeiter Herr im Hause ist und Belehrung und Geselligkeit empfängt, eine Art Restauration, zu der nur das beitragzahlende Mitglied Zutritt hat.

Den Beschluß in der Reihe dieser praktischen Volksbildungsmittel machen

die sog. Volkshochschulen. Die University Extension, d. h. „die Erweiterung der Bildungsarbeit der Universitäten", beruht auf dem Gedanken, allen Klassen Gelegenheit zu höherer Allgemeinbildung zu geben. Die Hochschulen treten dazu an die Stelle sonstiger Vortragenden: sie erwählen Vortragende und senden sie aus, sie überwachen ihre Thätigkeit und prüfen das Ergebnis der Arbeit durch Examinationsausschüsse. Die akademische Methode wird auf nichtakademische Zuhörer übertragen und, wie versichert wird, mit ausgezeichnetem Erfolge: die von den Universitäten in London, Oxford und Cambridge geleiteten Extensionkurse werden Jahr für Jahr von mehr als 60 000 Personen beiderlei Geschlechts und aller Klassen besucht, wobei das Honorar meist wenige Pence für die Vorlesung beträgt. In etwa 700 Mittelpunkten, die über ganz England verbreitet sind, werden von 150 Vortragenden 1000 Kurse mit durchschnittlich zehn Vorträgen abgehalten. Soll ich noch hinzufügen, welch enormes Bildungsmaterial in London einem jeden zugänglich ist? Ein jeder weiß, was das britische Museum bedeutet! Hat hier doch die dem Engländer eigene Sammelleidenschaft aufgespeichert, was das alte Aegypten und Hellas, Rom und Indien an Kunstschätzen bergen, was Italien und Frankreichs Mittelalter und Renaissance, was Deutschlands und Englands Vergangenheit Großes, Schönes und Charakteristisches aufweisen. „Ein Tempel der Kultur", umgeben von frischen Grasmatten, begrüßt das Museum uns wie ein Hauch einer andern Welt. Und daß auch die Malerei ihre Stätte habe, hat die Nationalgalerie am Trafalgar Square manch herrliches Bild italienischer und niederländischer Meister in sich aufgenommen.

Mehr aber als diese Schätze vergangener großer Zeiten wirken auf den modernen Menschen die Anregungen ein, die in einer vollendeten Vereinigung von praktischem und idealem Schönheitssinn von der kunstgewerblichen und nationalökonomischen englischen Richtung ausgehen, die sich an den geistesgewaltigen John Ruskin knüpft. Es ist mir immer wie ein gewaltiger Protest der Auslese der Nation gegen den kalten, allen Idealen abgewandten Egoismus der überwiegenden Mehrheit des Volkes erschienen, was sich in John Ruskin und seinen Genossen verkörpert, eine erquickende und erhebende Erscheinung, die mit so vielem Unsympathischen aussöhnt. Was Ruskin aufstellt, ist nichts Geringeres, als ein höheres Ideal von Menschenwürde. Ruskin war Aesthetiker und Sozialpolitiker wie Nationalökonom von gleicher Stärke, alles reichte sich bei ihm die Hand. Er dachte unendlich hoch von der Kunst: nicht ein bloßer Zeitvertreib sei sie, sondern „ihr Zweck sei, die Grundlage für das Leben, oder eine Verherrlichung desselben, oder beides gleichzeitig zu sein". „Alle gute Kunst," sagte er, „ist Offenbarung und Lobpreisung". So hoch er auch die formale, technische Seite, die Gabe, den Gegenstand optisch zu sehen und wiederzugeben, stellte, so unendlich höher stand ihm die Wiedergabe der „innern Bilder, die edler und in höherem Sinn wahr sind als irgend eine optische Erscheinung oder eine äußere Wirklichkeit". Diese Wiedergabe der innern Geschichte im Bilde war ihm die eigentliche Aufgabe für die schöne Kunst, die ihre abso-

lute Grundveste in der Treue gegen die Erscheinungswelt und ihre absolute Existenz in der Phantasie hat. So hat er selbst seine supranaturalistische Theorie definiert, auf der die englische Kunstrichtung der Präraffaeliten wesentlich beruht. Bei der engen Verbindung, die er die Kunst mit dem Leben eingehen läßt, mußte er ihren Zusammenhang mit der Industrie, das Unnatürliche einer Unterscheidung zwischen Kunst und Handwerk besonders hervorheben. Die Entwicklung, welche Industrie von Kunst, Nützlichkeitserzeugung von Schönheitserschaffung, wirtschaftliche von ästhetischer Thätigkeit radikal trennt, ist ihm ein Uebel. Die großkapitalistische, auf Fabrikerzeugung und immer neuen Erfindungen basierende, alles individuelle Arbeiten vernichtende und den Menschen zur Maschine erniedrigende Gesellschaftsordnung, die seelisch verkrüppelt und die sozialen Scheidewände verdichtet, ist in Ruskins Augen kein Fortschritt. Mit Schärfe spricht er der seelenlosen Maschinenarbeit geradezu die Berechtigung ab: „Wir sind nicht auf diese Welt gekommen, um etwas zu thun, was wir unmöglich mit der Sympathie unserer Seele umfassen können. Wir haben eine gewisse Arbeit für unser tägliches Brot auszuführen, und diese soll mit Ernst und Fleiß verrichtet werden; wir haben aber auch des Vergnügens halber zu arbeiten, und das soll mit freudigem Herzen geschehen; keins von beiden darf aber nur halb oder flüchtig, sondern muß gesetzten Sinnes gethan werden, und was einer solchen Anstrengung unwert ist, muß unterbleiben." Er hat die Tragik des englischen Lebens tief gefühlt und zornig davon gezeugt, wie verkehrt es wäre, daß die, welche arm seien und blieben, eine geringere Klasse bildeten, obwohl unter ihnen so viele Phantasievolle und Feinfühlige, Gelehrte und Gerechte, ja Heilige wären. Die Gesellschaft der Zukunft, die ihm vorschwebt, beruht auf einer eigenartigen idealen Schätzung der Arbeit, die mit der landläufigen, besonders in England, nichts gemein hat. Nach Ruskin ist die Arbeit nicht nur auf die Befriedigung unserer Bedürfnisse gerichtet, sondern dient zugleich der Uebung unserer Fähigkeiten — beide Momente sind untrennbare, unendlich fein verflochtene oder unmerkbar in einander fließende Lebensäußerungen *einer einzigen Psyche*. Wohlstanderzeugung und Schönheiterzeugung müssen zusammengehen, um ein wirklich reiches Leben zu ermöglichen. Der Mensch bedarf nicht nur des Brotes und eines Hauses, sondern auch eines komfortablen und hübsch gelegenen Hauses, einer Büchersammlung, einer Radierung von Rembrandt — und als wertvollster Gabe der Zuneigung seiner Mitmenschen. Der richtigen Nationalökonomie als Wohlstandslehre darf kein menschliches Bedürfnis, keine menschliche Fähigkeit fremd sein, sie darf nicht auf dem wirtschaftlichen Egoismus und auf der nackten Erwerbstheorie aufgebaut sein, sondern muß das Nützliche, Schöne und Allgemeingute zu vereinigen wissen, sie soll deshalb neben dem Schönen das Ehrliche hervorheben, das in Handel und Wandel die größte Kraftersparnis bedeutet.

Ruskin hat in seinen *praktischen* Vorschlägen zu einer Sozialreform erkennen lassen, daß ihm eine gewaltsame Veränderung der bestehenden Gesell-

schaftszustände niemals in den Sinn gekommen ist. Sein Ideal war in erster Linie ethischer Natur: die Herzen der Menschen wollte er wandeln, dann würden sich die Gesellschaftsformen von selbst verändern. Deshalb war er auch nicht gegen die private Unternehmungslust, aber er wollte sie durch die mächtige und wohlfeile Konkurrenz des Staates eingedämmt und von den heutigen häßlichen Auswüchsen befreit sehen. Der Staat soll der regulierende Faktor in allen Dingen sein: er soll kostenlos die körperliche, moralische und berufliche Volkserziehung einrichten, auf daß erstens die Jugend gesund, stark und schön werde, damit sie zum andern mit Liebe zu Ehr und Gerechtigkeit erfüllt werde und ihre Umgangsweise mit Vorgesetzten, Untergebenen und Gleichberechtigten verfeinere, und zum dritten die möglichst gründliche Vorbildung zur Meisterschaft in den Berufen und Kunstzweigen erlange, für die sich jeder einzelne durch seine Naturanlagen eigne. In Staatswerkstätten soll alles Herstellbare gefertigt und zum Selbstkostenpreise verkauft werden, den Arbeitslosen wie den Invaliden und Alten solle nach Ansprüchen der Bildung und des Berufs eine reichliche Entschädigung staatlich gewährleistet werden. Was daneben durch Privatinitiative bestehen könnte, sollte bestehen bleiben. „Produktion", sagt er, „bedeutet nicht Arbeitsamkeit und Warenreichtum, sondern die Erzeugung von Dingen, die nach allen Seiten zur Benützung gut sind. Die Lebensfrage der Nation lautet nicht: ‚Wie viel Arbeiter beschäftigst du?' sondern: ‚Wie viel Leben erhältst du aufrecht?'; denn so wie der Verbrauch das Endziel der Erzeugung ist, so ist der Zweck: wirklich zu leben, das Endziel des Verbrauchs".

So läßt sich denn aus der herrlichen Patriarchenerscheinung John Ruskins und der Thatsache, daß seine Anhänger sich mehren und die wärmende Sonne altruistischer und schönheitsseliger Ideale die Eisdecke egoistischen Erwerbsfanatismus und schroffer Nützlichkeitsbestrebungen, wenngleich unendlich langsam, zu erweichen beginnt, die Antwort auf die Frage gewinnen, ob das heutige England noch immer ein wirkliches Kulturvolk ist. Mag der Kampf um das goldene Kalb auch fortdauern, mögen Rhodes und Chamberlain skrupellos weiter arbeiten, die kulturelle Höhe einer Nation wird nicht nach ihnen gewertet, sondern findet das Maß am Ende doch nach den erlesenen Söhnen, die als Heroen und stille Kämpfer die Saat besserer Zeiten ausstreuen. Das Volk der Ruskin und Carlyle, der Kingsley und Robertson, der Livingstone, die Nation, die bahnbrechende Geister wie Charles Darwin und Alfred Russel Wallace, Herbert Spencer und Thomas Henry Huxley, die Begründer der modernen Evolutionstheorie, ihr eigen nennt — Faktoren der modernen Intelligenz, die hier leider nicht einmal mit flüchtigen Strichen gezeichnet werden können — ist ein Kulturvolk, das befruchtend und veredelnd auf alle Völker einwirkt.

* * *

Aber — wird man mit Fug einwenden — steht die kulturelle Art, wie England sich in der Welt auswirkt, wie es als Welt- und Kolonialmacht sich bethätigt, nicht in auffallendem Gegensatz zu dem oben Gesagten? Ohne

Zweifel: der praktische Egoismus, der dem Idealen abgewandte Drang, sich zu eigenem Nutzen durchzusetzen, koste es, was es wolle, offenbart sich heute in besonders greller Weise und ruft einen einmütigen Protest aller, die noch nicht auf den Satz eingeschworen sind, daß es für den Schwachen kein Recht gebe, hervor, einen Protest, den man zum Erfreulichsten rechnen darf, was das ausgehende Jahrhundert gezeitigt hat. Aber man darf auch hier nicht verkennen, daß Englands Weltherrschaft zum menschlichen Fortschritt, dem materiellen namentlich, Eminentes beigetragen hat und die brutalen Erscheinungen, deren Zeugen wir sind, mit dem Wesen der Weltmacht nicht untrennbar verbunden sind. Freilich nirgendwo ist man geneigter, die Omnipotenz des Staates höher zu schätzen als in England, und über das Verhältnis von Staat und Sittengesetz, von Politik und Moral haben sich die „praktischen" Engländer trotz aller Phrasen von Frömmigkeit den Kopf nie zerbrochen. Wenn Heinrich von Treitschke in seiner Politik betont, daß das Wesen der großen Gesamtpersönlichkeit, die der Staat bildet, Macht ist und für seine Macht zu sorgen die höchste sittliche Pflicht des Staates — so wird das der Engländer bereitwillig acceptieren; aber die weitere Behauptung des großen deutschen Historikers, daß der Staat sich nur sittliche Zwecke setzen darf, wenn anders er nicht sein Fundament untergraben will, da die erworbene Macht sich nur rechtfertigt, wenn sie verwendet wird für die höchsten sittlichen Güter der Menschheit, wird in England keinen Anklang finden, wo die Lehren Macchiavells ihre aufrichtigsten Bewunderer haben. —

Als das XIX. Jahrhundert begann, kämpften Frankreich und England einen furchtbaren Kampf. Schiller sang damals:

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf."

Frankreich ist seit jener Zeit von der Herrschaft zurückgetreten, aber von England gilt auch heute, was Schiller in poetische Form gekleidet: „Gold muß ihnen jede Landschaft wägen" und „das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eignes Haus", ja es gilt mit verstärkter Gewalt, da in gewissem Sinne das Weltmachtstreben der großen Nationen die soziale Frage in den Hintergrund gedrängt hat und die Aufteilung der Erde unter die Kulturstaaten das „Zeichen der Zeit" geworden ist. Wir werden diese Thatsache im Auge zu behalten haben, wenn wir die heutige englische Welt- und Kolonialpolitik richtig verstehen und den Zeitproblemen gerecht werden wollen, die mit der im Grunde wohlfeilen moralischen Entrüstung sentimentaler Gefühlsmenschen nicht gelöst werden können.

Das Weltmachtstreben der Großstaaten ist ein natürliches Produkt des großkapitalistischen Systems und des mit der steigenden Bevölkerung sich einstellenden Ausbreitungsbedürfnisses aller Völker. Mehr und mehr werden unsere sog. Kulturstaaten große Fabriken, die, da der Absatz daheim beschränkt ist, auf neue Exportmärkte sinnen müssen. Da die Aufnahme der Fabrikate eines Staates dort am leichtesten vor sich geht, wo fremde Konkurrenz möglichst ausgeschlossen ist, so streben die großen Exportstaaten nach der Schaffung von „Interessensphären" in den fremden Weltteilen, und da es ferner in der Natur begründet liegt, daß der Engländer oder Deutsche in der Fremde den heimischen Produkten vor andern den Vorzug geben wird, so ist ein jeder Großstaat darauf bedacht, durch möglichst konzentrierte Auswanderung seiner überzähligen Bewohner nach bestimmten Ländern und politische Angliederung derartiger Kolonien an das Mutterland seine wirtschaftliche Stärke zu sichern. England, lange Zeit hindurch fast das einzige Industrieland und die einzige Weltmacht, obwohl einige andere Staaten auch Kolonien hatten, hat mit bewunderungswürdiger Klugheit und einer bisher einzigartigen Vereinigung kaufmännischer und militärischer Eigenschaften auf dem ganzen Erdball sich die besten Plätze ausgesucht und für den Verlust der nordamerikanischen Kolonien in diesem Jahrhundert durch die Eroberung von Vorder- und Hinterindien, Australien und einem gewaltigen Teile von Afrika vollwertigen Ersatz erworben und überallhin die ihm eigene Kultur getragen. Heute hat sich Englands Position erheblich zum Schlimmern verschoben: ihm sind gefährliche Nebenbuhler entstanden, die nach einer gleichen, wenn auch um vierzig Jahre späteren großindustriellen Entwicklung gewaltsam zu einer Weltmachtpolitik gedrängt werden. Deutschland, Nordamerika, Frankreich und Rußland sind mit gleichen Ansprüchen auf den Plan getreten, und da sie sich durch England überall eingeengt fühlen, so hegen sie einen starken Haß gegen England, während andererseits der Engländer die immer fühlbarer werdende Konkurrenz, vor allem die deutsche, auf jede Weise zurückdrängen will und muß. Daß dadurch unbehagliche Verhältnisse entstehen, liegt auf der Hand. Feinere kulturelle, geistigere Faktoren treten in den Hintergrund, ein mammonistischer Geist drängt sich vor, und statt des nationalen Höherstrebens treten einzig na-

tionalökonomische Machtfragen in den Vordergrund. Die Staaten laufen in immer rascherem Tempo miteinander um die Wette, um ihre Herrschaftsgebiete, ihre politischen Protektionsbereiche, ihren Ausfuhrmarkt über die ganze Erde auszudehnen; der Schwächere wird zu Boden geworfen und den unerquicklichen sozialen Zuständen innerhalb der Gesellschaft ein ebenso unerquicklicher Machtkampf der Staaten zur Seite gestellt, von dem zu fürchten steht, daß er sich über kurz oder lang in einem Weltkriege, der in der Geschichte der Menschheit nicht seinesgleichen hat, entladen wird. Denn ein „Zurück" giebt es für keinen. So liegen die Dinge, wenn man sie nüchtern betrachtet und sie des Mäntelchens moralischer und kulturfördernder Phrase entkleidet, die gerade der Engländer seinem brutalen Eroberungszuge umzuhängen für gut findet.

In der Erwägung, daß das heutige England, das einzig und allein auf der Industrie und dem Export ihrer Erzeugnisse basiert, ohne Kolonien, als den Filialen seiner Fabrikate, gar nicht bestehen kann, weit weniger noch als die jungen Weltmachtstaaten, in denen der Ackerbau einen bedeutenden Faktor im Wirtschaftsleben ausmacht, verstehen wir es, daß die Losung: an Stelle Großbritanniens müsse ein Größer-Britannien, ein Imperium britannicum treten, die Gemüter mit steigender Macht ergreift und in dem Imperialismus seine Krönung findet. Das „Größer-Britannien" ist heute bereits da: Gebietserweiterung und Volksvermehrung haben in den letzten fünfzig oder sechzig Jahren erstaunliche Dimensionen angenommen: das Mutterland zählt heute 14 Millionen mehr als 1840, die britische Kolonialbevölkerung ist von 1½ auf 10½ Millionen Engländer gestiegen — mithin beträgt die Zahl der Engländer auf der Erde rund 50 Mill.; mit den englisch sprechenden Amerikanern zusammen 100 Mill., die Landstrecken, die in der oder jener Form der Krone Großbritannien unterthan sind, haben heute eine das Gebiet des europäischen Rußlands um das anderthalbfache übersteigende Vergrößerung erfahren! Diese Zahlen erhalten aber ihre rechte Beleuchtung erst durch die gewaltige ökonomische und politische Energie der Engländer: innerhalb der letzten 25 Jahre hat sich der Wert der verschiedenen britischen Hauptindustrien verdreifacht, ja vervierfacht und der Handel ist in noch stärkeren Verhältnissen angewachsen. Die Nation hat in der gleichen Zeit ihr Einkommen erheblich gesteigert und sich zu einer Unzahl von Fabrikanten, Kaufleuten und Buchhaltern umgewandelt. Aber mit diesem Aufschwung ist eben die Abhängigkeit von der Kaufkraft und Kauflust ihrer zahllosen Kunden jenseits des Meeres gewachsen.

Sehr prägnant zeichnet diesen zweischneidigen Zustand Steffen, wenn er sagt: „Die Engländer müssen für ihren ungeheuren Ueberfluß an Stoffen, Baumwollengarn, Eisen- und Messingwaren, Steinkohle u. s. w. Abnehmer finden, denn auf sich selbst beschränkt würden sie in diesem unverdaulichen Ueberfluß bald genug verhungern. Das System darf nicht einen einzigen Monat versagen, ohne daß der gerühmte Wohlstand in nationalen Verfall umschlüge. Und das System muß nicht allein bloß stabil sein, es muß auch für alle Zu-

kunst noch weiter entwickelt werden können, wenn der darauf begründete nationale Fortschritt eine Zukunft haben soll." Ist man sich nun in England der Mißlichkeit dieser Situation, ihrer hohen Gefahr nicht bewußt? O gewiß. Unser trefflicher Gewährsmann Steffen schreibt denn auch: „Einen endlos anwachsenden Markt für Industrieerzeugnisse zu haben, mit diesem Markte auf gutem Fuß zu stehen, sich dessen ‚Treue' zu sichern, vorkommenden Falles wettbewerbende Exporteure von ihm ausschließen zu können, eine Art Bruderbund mit dem Markte zu schließen, um aus den unsicheren Verhältnissen, die das Industrie- und Exportregime geschaffen haben, heraus zu kommen — das ist der Gedanke, zu dem Englands ökonomisch-politische Entwicklung in unserem Jahrhundert mit Notwendigkeit hingeführt hat. Es ist thatsächlich die allerneueste Lebensidee des modernen England, und nach dieser gestaltet sich auch das soziale und kulturelle Innenleben des Landes." Man muß sich vor Augen halten, daß auf dieser Frage die ganze Zukunft Großbritanniens beruht, daß sie die Daseinsfrage Englands ist, um ihre unerbittliche Notwendigkeit zu verstehen. Die leitenden englischen Staatsmänner, an ihrer Spitze der vielgerühmte und vielgeschmähte Chamberlain, dessen größerer Vorgänger aber in gewissem Sinn wohl schon Disraeli (Lord Beaconsfield) war, sind von dem Bewußtsein der Tragweite der Frage tief durchdrungen, sie wissen, daß Sein und Nichtsein Englands allein von der Stellung des Mutterlandes zu den Kolonien abhängt. Es sind insonderheit die Konservativen Englands, die für eine enge Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlande eintreten und in stiller, erfolgreicher Arbeit dem Gedanken weiteste Kreise gewonnen haben. Die vernichtende Niederlage der Liberalen 1895 fand unter der von den Tories ausgegebenen Parole des Imperialismus statt, der die Arbeiterwelt zustimmte. Der Imperialismus, der das Weltreich zu einem festen Wirtschaftskörper und einem engverbündeten Föderativstaat zusammenschweißen will, hat aber neben der wirtschaftlichen Notwendigkeit auch den Zwang politischer Erwägung für sich. Die führenden Männer, Chamberlain voran, ahnen es instinktiv, daß die Fortentwicklung der anderen großen Kolonial- und Weltstaaten zu einem furchtbaren Zusammenstoß untereinander und mit England führen kann, bei dem das Mutterland allein unterliegen müßte, zusammen mit den kolonialen Töchterstaaten aber die Präponderanz siegreich behaupten könnte.

Wie stellt man sich denn nun in den Kolonien zu dem imperialistischen Programm, das, seit 1870 etwa auftauchend, heute im Vordergrunde aller Bestrebungen steht? Wer kühlen Blutes beobachtet, wird nicht umhin können, zu gestehen, daß in den Kolonien keine große Begeisterung für die imperialistischen Ideen zu finden ist. Und das kann kein Wunder nehmen, denn die beiden fundamentalen Sätze der Föderation: 1) daß die Fabrikate des Mutterlandes ohne Zoll in die Kolonien Eingang finden sollen, der in um so stärkeren Sätzen auf die Industrieerzeugnisse der anderen europäischen Staaten zu legen ist, und 2) daß dieser Begünstigung des Mutterlandes eine Begünsti-

gung der Kolonien mittelst Zolles auf alle nach England eingeführten Nahrungsstoffe und Rohwaren aus fremden Kolonien parallel gehen soll — haben für die großen Kolonien mit englisch sprechender Bevölkerung: Canada, Australien und Südafrika nicht viel Verlockendes: der Vorteil, den England den nach dem Mutterlande importierten Rohwaren durch Schutzzölle auf fremde Kolonialwaren verheißt, ist bei der überwiegenden Qualität und Quantität der englischen Kolonialerzeugnisse auch ohne imperialistische Föderation ihnen sicher, während die industrielle Abhängigkeit vom Mutterlande von Jahr zu Jahr lästiger empfunden werden wird. Die Loslösung der nordamerikanischen Kolonien am Ende des XVIII. Jahrhunderts könnte nur zu leicht im XX. Jahrhundert Nachfolge finden. „Die Entwicklung der Kolonien", bezeugt unser schwedischer Autor, „bewegt sich zweifellos in der Richtung nach immer größerer Unabhängigkeit vom Mutterlande. Welches Interesse könnten Australien, Neuseeland, das Cap und Canada haben, ihre *politische* Selbständigkeit für eine Zukunft zu beschränken, die sie *ökonomisch* weit selbständiger, als sie jetzt sind, finden wird? Sind diese Gebiete nicht groß und geographisch gesondert genug, um *unabhängige* Staaten sein zu können und zu müssen? Wird nicht Australien, das schon jetzt vier Millionen Einwohner hat, nach einigen Jahrzehnten im stande sein, sich den Küstenschutz zu leisten, der für die äußere Sicherheit des Kontinents hinreicht? Sollte es Canada nicht sozial verlockender und politisch zuverlässiger finden, sich mit den Vereinigten Staaten zu verbünden? Sollten nicht die so großen Ungleichheiten der Klimate und Lebensverhältnisse bei den Bewohnern der Kolonien und des Mutterlandes zu geistiger und körperlicher Absonderung führen, die mit dem Entstehen verschiedener Völker gleichbedeutend ist?" Das sind alles Momente, die einen sehr wahren Kern enthalten, und wenn Steffen darin wohl auch zu weit geht, daß er im Imperialismus „nur Anzeichen von Schwäche, Versuche, gegen einen gesunden und unausweichlichen Auflösungsprozeß anzukämpfen", sieht und die Macht der Tradition, der gemeinsamen Sprache und gewiß auch gemeinsamer wirtschaftlicher Vorteile zu gering wertet, so dürfte es doch keinem Zweifel unterliegen, daß *nur ungemeinem Takt in der Behandlung der Kolonien, nur einer praktischen Politik von Fall zu Fall, und nicht einer nervösen und rücksichtslosen Verfolgung des imperialistischen Gedankens die Verwirklichung eines in gewissen Grenzen für England notwendigen Föderativstaates auf vorwiegend ökonomischer Grundlage gelingen kann.* Das Unheil für England will es aber, daß die heutigen Verfechter des Imperialismus — Chamberlain und Rhodes voran — mit gar zu hastigem Dreinfahren die entgegenstehenden Hindernisse nicht nur nicht fortschaffen, sondern verstärken und vertiefen, daß sie in den Kolonien selbst Opposition schroffster Art hervorrufen und den argwöhnisch zuschauenden Konkurrenten unter den europäischen Großstaaten Waffen und Mittel gegen England in die Hand geben. Wenn Großbritannien seine Grenzen mit Gewalt weiter-

setzen, wenn es Europäern anderer Sprache das Joch des Imperium britannicum mit Lyddithomben auflegen will, so wird es seinen vitalen Zielen vielleicht äußerlich näher kommen, in Wahrheit aber den Boden zerstören, auf dem die materielle und kulturelle Größe Englands beruht. Gerade vom englischen Standpunkt aus erscheint die südafrikanische Vergewaltigung unbegreiflich und nur erklärlich aus der krankhaft übertriebenen Furcht der Imperialisten schroffer Observanz vor den Gefahren, die England von anderen Großmächten drohen können, wie aus der Verachtung aller idealen Imponderabilien, die dem Durchschnittsengländer zur zweiten Natur geworden ist. Wer wollte es dem Engländer verargen, wenn er den Wunsch hat, englische Kultur kraft ihrer inneren Vorzüglichkeit auch in Südafrika zur Basis neuer Staatengebilde werden zu sehen, wer ihn tadeln, daß ihm eine friedliche Amalgamierung des holländischen und englischen Elements als erstrebenswert vorschwebt und er den Traum Paul Krügers und anderer Holländer, Transvaal zum Kern einer England feindlichen südafrikanischen Republik zu machen, als einen Traum bespöttelt. Aber es ist, wie ein Kenner der dortigen Verhältnisse, der englische Historiker und Politiker James Bryce, in seinem schönen Werke: „Impressions of South Afrika“ (1899) bemerkt, nicht Aufgabe von Staatsmännern, gegen Träume mit Waffengewalt anzukämpfen. Das ist nicht nur thöricht, das ist, wie die Folge gewiß lehren wird, eine Sünde gegen das eigene Staatswesen. William Stead hat das gerade vom Standpunkt eines englischen Patrioten aus hervorgehoben, indem er sagte: „Die Beherrscher des britischen Weltreiches sollten völlig farbenblind sein für Rassenunterschiede, wenigstens soweit es sich um Weiße handelt. Ein holländischer oder französischer Unterthan der Königin ist so gut ein Bürger des Weltreiches wie irgend ein Engländer, Schotte oder Ire. Da die Mehrheit der Bevölkerung in Südafrika holländisch ist und da das einzige Ergebnis selbst der glänzendsten Siege und der vollständigen Vernichtung der holländischen Republiken nur eine gesteigerte Verbitterung der holländischen Herzen sein kann, so können wir durch Fortführung des Krieges nichts gewinnen als neues Unheil. Je mehr Buren wir also töten, je mehr Siege wir erringen, je vollständiger wir die Pläne der Hochfliegenden ausführen, desto gründlicher zerstören wir das einzige Element, auf das sich das Weltreich in Südafrika dauernd stützen kann. General Roberts und General Kitchener mögen den bewaffneten Widerstand der Holländer niederwerfen; aber je gründlicher sie das thun, desto tiefer werden sie in die Herzen der Holländer die bittere Abneigung — oder gar den Haß — einpflanzen, die wir früher oder später teuer zu bezahlen haben werden.“ Und ganz in demselben Sinne spricht sich eine Capkolonistin, Olive Schreiner, eine Schwester des bisherigen Premiers der Kolonie und eine sinnige, feinfühlige Schriftstellerin, aus, die noch dazu aus ihrer Kindheit stammende Vorurteile gegen die Buren zu überwinden hatte. In einem erschütternden Aufruf zum Frieden erklärte sie überzeugend, welches Verbrechen gegen die sich unaufhaltsam vollziehende Assimi-

lation der Holländer und Engländer das fruchtlose Vorgehen gegen Transvaal und der daraus entbrennende Krieg ist: „Die Liebe, nicht bildlich, sondern wörtlich genommen, verwischt allmählich die Unterschiede. Monat um Monat, Stunde um Stunde begegnen sich Männer und Frauen beider Rassen. Es giebt in der Kolonie nur wenige Familien, die nicht durch Heirat holländische oder englische Verbindungen haben, und schon in der nächsten Generation wird sich die Verschmelzung vollzogen haben. Dann giebt es keine Holländer und keine Engländer mehr in Südafrika, sondern nur das vermischte südafrikanische Volk der Zukunft, das die englische Sprache sprechen und in dankbarer Erinnerung der Gründer seiner Vergangenheit gedenken wird, mögen diese Holländer oder Engländer gewesen sein. — — Wir sind ein Volk. In vierzig Jahren wird es nur eine große vermischte Rasse von Afrikanern geben." Aber der Appell der patriotischen Frau an „das stolze, ungestüme Herz Englands" ist vergeblich gewesen. Gestützt auf Vorwände, die gar zu elend verhüllten, daß der Krieg von einer kleinen, aber allmächtigen Kapitalistengruppe ausgeht, hat man den Ruf „Gerechtigkeit und Ehre" des roten Goldes wegen erstickt, obwohl sich mit ihm die höchsten sittlichen Zwecke und Ziele Englands hätten decken müssen. Eine tiefe Kluft hat sich aufgethan. „Denkt nicht," ruft Olive Schreiner den Chamberlains und Genossen zu, „daß, wenn eure herübergesandten Soldaten über Südafrikas Ebene schreiten, um südafrikanischen Männern und Frauen das Leben zu nehmen, nur afrikanischer Sand und afrikanisches Gebüsch unter den Tritten erknistert; mit jedem Schritte werden sie die Fasern zerreißen, die, unsichtbar wie die Luft, aber stark wie Stahl, südafrikanische Herzen mit England verbanden. Einmal zerrissen, können sie nicht wieder hergestellt werden; es sind lebende Dinge, und zerrissen, sind sie tot."

Es ist nicht die Aufgabe dieser Erörterungen, sich über Ursache und Verfolg des Krieges selbst auszulassen. Hier galt es, die südafrikanischen Wirren lediglich im Zusammenhang mit dem Weltmachtsproblem und dem Imperialismus zu berühren. Dabei muß denn das Facit gezogen werden, daß mit dem auf realer Basis beruhenden und durch Englands industrielle und kommerzielle Verhältnisse gebieterisch geforderten Imperialismus die Vergewaltigung Transvaals nichts zu thun hat, diese sich vielmehr, als gegen die vitalen Interessen Englands verstoßend, mit einem recht verstandenen Imperialismus gar nicht vereinigen läßt. Denn die wahre und reale Weltmachtpolitik knüpft Bande der Sympathie und gegenseitigen Vorteils, der Imperialismus aber, der heute oben auf ist, zerstört und führt sicher zum Ruin Großbritanniens und damit zu einer Eindämmung der englischen Kulturwerke, und, was damit gleichbedeutend ist, zu einer Schmälerung allgemein menschlicher Bildung und menschlichen Fortschritts.

Lassen wir aber die Hoffnung nicht fahren, daß die Saat, die ein Ruskin ausgestreut hat, auch auf politischem Boden aufgehen und England einen

großen, weit blickenden Staatsmann geben wird, der mit der höchsten Meinung von den kulturellen Zielen und politischen Aufgaben seines Volkes und Staates die Achtung vor den Rechten anderer Nationen zu vereinigen und das Wohnen unter dem Schutze des britischen Löwen zu einem Vorzuge zu machen weiß, auf daß das heute in England so übelbeleumundete politische Leben wieder menschlicher und sittlicher werde.



An die Natur.

Von

Hans Benzmann.

Ich will mich müde legen
In deinen weichen Schoß,
Will tiefe Ruhe pflegen,
Nun frei von allen Schmerzen,
Nun frei und friedelos.

Will meine Zeit verträumen,
Da ich nicht singen kann,
Da ich nicht überschäumen,
Nicht lachen und nicht weinen,
Nicht leben und sterben kann.

Ich will in diesem Grunde,
In diesem Mutterschoß
Still fühlen Stund' um Stunde,
Wie leis' sich von mir löset
Des Menschen dunkles Los.

Wie meine Sinne schwinden,
Wie Berge, Thal und See
Sich innig mir verbinden,
In Wurzeln und in Winden
Hinfließt mein Wohl und Weh . . .





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

VII.

„Ich kann nicht Worte finden," begann Selling, „um mein Erstaunen über die — Kühnheit auszudrücken, mit der dieser Herr Doktor Froben es wagt, sich zum Richter über tadellose Ehrenmänner aufzuwerfen, und das, nachdem er sich bewußt sein mußte, für seine eigene Person der Rechtfertigung auf das allerdringendste zu bedürfen, einer Rechtfertigung übrigens, die ihm schwerlich gelingen wird. Ich hatte es für korrekt gehalten, ihn gestern ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, um ihm die Möglichkeit zu geben, einem Eklat auszuweichen. Statt diese unverdiente Rücksichtnahme dankbar anzuerkennen, und die einzig möglichen Konsequenzen daraus zu ziehen, wagt es der Herr, hier noch das große Wort zu führen und sich eine Zensur über Männer anzumaßen, auf deren Nachsicht er nur allzusehr angewiesen sein wird. Nachdem er heute trotz der Eröffnungen, die ich ihm zu machen für meine peinliche Pflicht halten mußte, zu meinem größten Befremden in unserer Mitte erschienen war, konnte ich nur annehmen, daß dies in der Absicht geschehen sei, die Herren selbst von seinem Entschlusse in Kenntnis zu setzen: freiwillig aus einer Gesellschaft zu scheiden, in die sich einzudrängen er sich nur durch ein unerlaubtes Maß von Keckheit, nicht aber durch seine moralischen Antecedentien qualifiziert fühlen konnte. Ich konstatiere zu meinem Bedauern, daß ich auch darin das Zartgefühl des Herrn bedeutend überschätzt habe, und sehe mich nun in der Zwangslage, selbst einen Reinigungsprozeß vollziehen zu müssen, den ich weder zu den angenehmsten noch auch zu den saubersten Beschäftigungen meines Lebens zählen darf."

Je länger Selling sprach, um so mehr legte sich die Aufregung, deren er sich im ersten Augenblicke seines Eingreifens nicht hatte erwehren können. Manche seiner Wendungen konnten den Eindruck erwecken, als ob sie wohl vorbereitet wären. —

„Um es kurz zu machen: ich erlaube mir, den Herren die Frage zur Entscheidung vorzulegen, ob ein Mann, der durch gerichtlichen Spruch zu einer entehrenden Freiheitsstrafe verurteilt worden ist, der diese Strafe auch im Gefängnisse regelrecht verbüßt hat — ob ein solcher Mann befähigt und berufen ist, einer Gesellschaft wie der unsrigen als Mitglied anzugehören oder gar eine führende Rolle in ihr zu spielen.“

Es war, wie wenn ein Blitz aus heiterem Himmel eingeschlagen hätte. Schreckhaftes Staunen bannte die Gemüter. Selbst die Schadenfreude, die sich anfangs auf den Gesichtern der Hinzius und Grünfisch gespiegelt hatte, trat hinter dem Ausdrucke sprachloser Ueberraschung zurück, mit der sämtliche Anwesenden auf Froben starrten.

„Daß der Herr Doktor Max Froben dieser Mann ist,“ fuhr Selling mit erhobener Stimme fort, „wird er selbst nicht leugnen wollen. Durch welche — Mittel es ihm später gelungen ist, einen Schleier über seine Vergangenheit zu breiten und sich in seine gegenwärtige soziale Stellung zu — zu lancieren, ist mir allerdings rätselhaft geblieben.“

Den tiefsten Eindruck schienen die Eröffnungen Sellings auf den Geheimrat zu machen. Krasses Entsetzen malte sich auf seinem Gesichte. Mit verständnislosen Blicken starrte er bald auf Froben, bald auf Selling. Bei Beginn von dessen Rede hatte er in nervöser Hast seine Barthälften durch die Hand gleiten lassen. Jetzt hielt er die linke krampfhaft umklammert, als müßte er sie gegen einen unsichtbaren tückischen Feind verteidigen. Er konnte das Gehörte einfach nicht fassen, glaubte von einem bösen Traume genarrt zu werden. Erst gestern in später Stunde, nachdem die Gäste sich entfernt, hatte ihn seine Tochter von ihrem Verlöbnis mit dem Doktor in Kenntnis gesetzt, mit der bestimmten Erklärung, daß sie fest entschlossen sei, Frobens Gattin zu werden. Und er hatte mit schwerem Herzen nach verschiedenen vergeblichen Einwendungen seine Zustimmung geben müssen. Ganz andere Partien hatten ihm ja für seine Tochter vorgeschwebt, aber die Person Frobens mußte er achten, dessen Stellung in der Welt war eine angesehene, unbemittelt schien er auch nicht, und im Grunde fühlte Herr von Cornow sogar eine gewisse Sympathie für den Doktor.

Und jetzt das Unerhörte, Unbegreifliche!

„Was — was sagen Sie da?“ brachte er endlich mit tonloser Stimme hervor. „Aber das ist — das ist ja doch rein unmöglich!“

Hilfeflehend schweifte sein Blick von Selling auf Froben.

Dieser schwieg.

Selling lächelte triumphierend.

„Es ist leider nur zu wahr, Herr Geheimrat. Ich berufe mich auf das Zeugnis des Herrn selbst. Aber es bedarf dessen gar nicht. Die Sache steht aktenmäßig fest. Nachdem ich schon seit längerer Zeit Argwohn gegen die Person des Herrn geschöpft hatte und mir übrigens durch Zufall verschiedene bösartige Gerüchte zu Ohren gekommen waren, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Nachforschungen anzustellen, um nötigenfalls unsere Gesellschaft vor einer verhängnisvollen Schädigung durch einen Un—berufenen zu bewahren. Sie werden sich, Herr Geheimrat, vielleicht noch des Abends entsinnen, den ich die Ehre hatte, in diesem Sommer in Ihrer und des Herrn Direktors, sowie auch in Gesellschaft Ihres hochverehrten Fräulein Tochter im Bade zu verbringen. An diesem Tage hatte ich bereits die telegraphische Bestätigung meines Verdachtes erhalten. Daß ich dennoch so lange gezögert habe, bevor ich mich zu diesem äußersten Schritte entschloß, beweist nur den hohen Grad von Schonung, die ich dem Herrn — leider gänzlich unnötigerweise — habe angedeihen lassen. Länger zu schweigen und es darauf ankommen zu lassen, daß die Sache etwa von anderer Seite in die Oeffentlichkeit gebracht und unsere Gesellschaft durch einen Skandal auf das unheilvollste kompromittiert, vielleicht in den Augen unserer hohen Gönner unmöglich gemacht würde, wäre mir geradezu als Verbrechen erschienen.“

Der Gedanke an die Möglichkeit eines öffentlichen Skandals brachte bei mehreren der Anwesenden sichtbare Unruhe hervor.

„Der Sachverhalt ist nach Ausweis der Akten folgender: Herr Doktor Max Froben, damals, wenn ich nicht irre, noch akademischer Bürger, ist im Jahre 18.. wegen Ehebruchs, begangen mit der Gattin des Zollassistenten Laczynski auf Antrag des beleidigten Teiles, und nachdem die Ehe wegen des Delikts rechtsgiltig geschieden worden, auf Grund des § 172 des Strafgesetzbuches mit seiner Mitschuldigen zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden, welche Strafe er dann auch im Amtsgerichtsgefängnis zu K. in aller Form verbüßt hat. Haben Sie an dieser Darstellung des Sachverhalts etwas zu beanstanden?“

Zum ersten Male seit seinem Auftreten wandte Selling sein Gesicht dem Gegner zu.

„Es ist so."

Ohne sichtbare Erregung kam es von Frobens Lippen. Nur bleicher schien er als sonst.

Eine Bewegung ging durch die Versammlung. Wie entmutigt ließ der Geheimrat die Hand, mit der er bisher die linke Barthälfte umklammert gehalten, auf den Schoß sinken.

Herr Hinzius fand zuerst die Sprache wieder.

„Skandalös!" sagte er, indem er den Kopf zur rechten Schulter hin aufwarf und den Mund schief zog.

Herr Grünfisch lächelte verächtlich. Dörffel stierte Froben mit Blicken an, die mehr blöde Neugier und lüsternes Interesse an dem pikanten Fall als sittliche Entrüstung verrieten. Der Professor wiegte bekümmert Kopf und Oberkörper, während der Pastor mit undurchdringlicher Miene vor sich hin schaute und der Oberstleutnant seine Blicke streng und unwillig auf Froben heftete. Ueber das feine blasse Gesicht des Direktors flog eine leise Röte.

„Das ist leider noch nicht alles," fuhr Selling fort. „Der wenig ehrenvolle Denkzettel hatte, wie es scheint, noch nicht gefruchtet. Aus der Strafanstalt entlassen, hat Herr Froben, wie ich weiter feststellen konnte, sich einem Lebenswandel ergeben, den ich hier mit Rücksicht auf das Reinlichkeitsbedürfnis der Herren nicht weiter schildern will. Es genüge die Thatsache, daß er längere Zeit ständiger Gast der niedersten Kneipen war, in denen er denn auch wiederholt seine nächtliche Unterkunft gesucht und gefunden hat. Welchen — standesgemäßen Umgangs er sich da erfreuen durfte, können sich die Herren selber vorstellen, zumal wenn sie erfahren, daß die Thätigkeit des Herrn Doktors zeitweilig darin bestanden hat, in Gesellschaft seiner neuen Freunde die Straßen der Reichshauptstadt mittelst Schippe und Besen vom Schmutze zu säubern. Gewiß eine sehr nützliche Beschäftigung, nur scheint es mir doch einigermaßen zweifelhaft, ob die Herren geneigt sein werden, ihre leitenden Kräfte gerade in den Kreisen der — Gassenkehrer zu suchen."

In den Augen Frobens blitzte es auf. Ein Zucken ging durch seinen Körper, es schien, als wolle er aufspringen. Aber schon im nächsten Augenblicke hatte er sich bezwungen. Diese übermenschliche Selbstbeherrschung hatte etwas Unheimliches. Mehrere der ihm zunächst Sitzenden rückten wie instinktiv ihre Stühle von ihm ab, sei es, um ihre Verachtung auszudrücken, sei es aus einer gewissen unwillkürlichen Scheu vor dem Manne, der hier so schwer gezeichnet wurde.

Das Entsetzen des Geheimrats hatte seinen Höhepunkt erreicht. Kalter Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, er fuhr sich mit dem Taschentuche darüber. Seine Tochter, die Tochter des Geheimen Regierungsrats von Cornow, die Verlobte eines ehemaligen Gassenkehrers! Wenn das an die Oeffentlichkeit gelangte! Mit Fingern würde man auf ihn weisen! O der Schande, der Schande! Was schlimmer war: die Gefängnisstrafe oder diese Erniedrigung — Gassenkehrer! — er wußte es selbst nicht. Vielleicht noch eher das letzte.

„Nach diesen Enthüllungen", bemerkte Herr Grünfisch mit verachtungsvollem Lächeln, „ist es mir freilich klar geworden, daß die Sympathien des Herrn Froben dem soliden bürgerlichen Mittelstande nicht gehören können. Dafür werden sie sich wohl den Herren Genossen zugewandt haben, mit denen er seine eben erwähnte ‚nützliche Thätigkeit' ausgeübt hat."

„Nu jewiß is det 'ne nitzliche Thätigkeit," erklärte, ganz unerwartet in die Verhandlung eingreifend, Herr Bambuß. „Dat das nu 'ne Schande sein soll, det kann ick nu jrade nich finden. Propper sollen doch de Straßen sind, und mit nasse Eisbeene un dreckige Stiebeln wollen Se doch ooch nich rumklettern, un de Arbeet mit de Schippe, die is jrad so gut wie ne andre ehrliche Arbeet ooch. Ob det nu ‚standesjemäß' is oder nich, det jeht uns hier jarnischt an. Wat der Dokter sonst villeicht ausjefressen hat, det steht uff'n andern Blatt. So is et, jawoll. — P — hu — uh!"

Herr Grünfisch hielt es nicht für der Mühe wert, auf diese Belehrung einzugehn. Auch die andern ließen sie unbeachtet.

Selling nahm wieder das Wort.

„Wie Sie sehen, meine Herren, hat Herr Froben auch gegen diese Thatsachen nichts einzuwenden. Ich muß nun das Weitere den Herren anheimstellen. Ich hielt es, wie gesagt, für meine Pflicht, Sie von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen. Wenn die Herren aber trotzdem meinen sollten, daß sie des Herrn Doktors als leitender Kraft nicht entbehren können —"

„Das ist ganz ausgeschlossen," erklärte der Oberstleutnant kurz und entschieden, „ich müßte in einem solchen Falle meinen sofortigen Austritt erklären."

„Ich auch."

„Ich auch."

Hinzius, Grünfisch und noch einige andere gaben diese Erklärung ab.

Professor Horstmann räusperte sich.

„Ich meine doch, meine Herren," sagte er stockend und nicht ohne Verlegenheit, „daß wir — auch den Angeklag — ich meine, wir müssen doch, bevor wir endgiltig Stellung nehmen, auch Herrn Doktor Froben anhören. Das sind wir ihm wohl schuldig. Wenn er auch die Thatsachen gewissermaßen zugegeben hat, so muß doch irgend etwas in der ganzen Sache sein, was diese überraschenden, mir kaum faßlichen Enthüllungen einigermaßen zu erklären, vielleicht auch in einem andern, milderen Lichte darzustellen vermag. So, wie wir sie gehört haben, kann ich mir, offen gestanden, die ganze Sache gar nicht recht zusammenreimen."

„Det soll woll sind," bestätigte Herr Bambuß. „For mir is die janze Jeschichte ooch schleierhaft. Irjend wat stimmt da nich, un wat nich stimmt, det stimmt nich. Dat unser Dokter 'n janz jewöhnlicher Pennbruder jewesen is, det jloob' ick noch lange nich. Davor kenn' ick ihm zu jut. — Na, Dokter, riskieren Se doch ooch mal 'ne Lippe!"

Diese Anregung, wurde sie auch von dem ihm wenig sympathischen Schlächtermeister vertreten, war dem Geheimrat willkommen. Ein schwacher Hoffnungsschimmer ging ihm auf. Vielleicht beruhte das Ganze doch nur auf irgend einem unseligen Mißverständnisse, irgend einem unheilvollen Wahn, der sie alle zum Narren hielt.

„Herr Doktor Froben, was haben Sie auf die Anschuldigungen des Herrn von Selling zu erwidern?"

Froben holte tief Atem.

„Ich kann nur sagen," sprach er langsam und mit leiser Stimme, „daß die von Herrn von Selling vorgebrachten Thatsachen sämtlich der Wahrheit entsprechen."

Wieder leuchtete es wie Triumph auf Sellings Mienen.

„Ja, es ist wahr," fuhr Froben fort, und seine Stimme bebte vor innerem Schmerz, „ich habe mich nach einer freudlosen, unterdrückten Jugend von der Leidenschaft hinreißen lassen, habe in einer unseligen Stunde Gesetz und Sitte gebrochen und habe dieses Vergehen durch eine Gefängnisstrafe gebüßt. Es ist auch wahr, daß ich später, nachdem ich mich für mein ganzes Leben entehrt glaubte, an meiner Zukunft, an Gott und Menschen verzweifelte, zeitweilig einem Leben hingegeben habe, an das ich jetzt nur mit Ekel und Schaudern zurückdenken kann. Es ist wahr, daß ich später, völlig mittel-, ja obdachlos, jede Gelegenheit ergriffen habe, mein Dasein durch ehrliche Arbeit zu fristen, und daß ich durch manche Nacht mit zerlumptem Volke auf den

Straßen der Reichshauptstadt gearbeitet habe. Dessen aber, meine Herren," — hier richtete sich Froben stolz auf — „habe ich mich nicht zu schämen. Als ich meine damalige falsche Scham überwunden und mit diesen meinen Händen zu Schippe und Schaufel gegriffen hatte, da kam mir nach langer Leere, Trostlosigkeit und Verzweiflung zum ersten Male das Gefühl meines Menschenwertes wieder, da begriff ich, daß kein Mensch, der sich ehrlich in den Dienst der Gesamtheit stellt, und sei es auch durch die niedersten Verrichtungen, unnütz auf dieser Erde ist, daß niemand, auch der größte Sünder nicht, der noch redlichen Strebens fähig, zu verzweifeln braucht, und daß Gott gnädig und barmherzig ist und nur Menschen ohne Erbarmen sind. Da aber, als ich Vergleiche anstellen konnte zwischen manchen der Leute, mit denen ich nachts die Gassen gekehrt, und manchen von denen, die tags in prunkvollen Equipagen auf Gummirädern über diese Gassen rollten, da fiel es mir auch wie Schuppen von den Augen, in welchen thörichten und äußerlichen Wahnvorstellungen von Ehre und Unehre die Menschen dahinleben. Darauf also, daß ich mich mit meiner Hände Arbeit durchgeschlagen und das bittere Brot der Armut geteilt habe, statt wie die meisten in meiner Lage im Schlamm zu versinken, darauf, meine Herren, bin ich stolz.

„Ich will nichts beschönigen, was ich wirklich verfehlt habe, aber wissen Sie denn so genau, ob Sie an meiner Stelle, mit meinen ererbten Anlagen, meiner Erziehung, aus meinen ganzen Lebensumständen heraus nicht in die gleichen, vielleicht in schlimmere Verfehlungen sich verstrickt hätten?

„Meine Kindheit war eine einzige lange Unterdrückung der Natur, Leid und Trübsal die einzigen Gäste in unserm Hause. Alles, was Frohsinn und Lebenslust hieß, war mir als Sünde verpönt. Für mich gab es nur Pflichten, nicht nur die eigenen, sondern auch die für zwei Brüder, die ein tragisches Ende genommen hatten. Ich will Sie mit diesen traurigen Familienverhältnissen verschonen, genug, daß das Schicksal der Brüder wie ein Alp auf meiner ganzen Jugend gelastet hat, daß ich die Aufgabe hatte, alles zu ersetzen und nachzuholen, was durch jene versäumt und verloren war. So wurde ich ein Musterknabe, ich wurde es gegen meine Natur, die von Saft und Kraft strotzte, ich wurde es, um einem geliebten Vater der Trost eines schmerzgebeugten Alters zu sein. Ich hätte es nicht übers Herz gebracht, ihn zu betrüben, so sehr sich auch meine Natur gegen den Zwang, den ich ihr auferlegte, empörte, und je älter ich wurde, um so stärker empörte. So war ich

zum angehenden Studenten herangereift, ohne vielleicht auch nur einen einzigen losen Streich, eine einzige gröbere Unart verübt zu haben. Da starb der Vater. Unser Besitz kam unter den Hammer und ich zu einer wohlhabenden Tante, die mich die Universität besuchen ließ. Es war dieselbe, die nach dem frühen Tod der Mutter meine Erziehung geleitet hatte, eine harte, freudlose, verbitterte Erziehung, in der das Wort ‚Sünde' Anfang und Ende bedeutete. Sie meinte es ja gut mit mir, aber ihr Gesichtskreis war beschränkt und ihr Gemüt verhärtet. Ich war alt genug geworden, einzusehen, daß meine ganze erste Jugend in unerhörter Weise vergewaltigt worden, und jetzt sollte sie weiter unterdrückt und geknechtet werden. Die Tante wollte mich, den in bitterer Kindheit früh gereiften Mann, in lächerlicher Gebundenheit halten. Meinen Vernunftgründen setzte sie Bibelsprüche entgegen, die oft paßten wie die Faust aufs Auge und mich wie Hohn berührten. Trotz und Grimm erfüllten mich. Ich fühlte und wußte, daß meine Jugend neben den Pflichten auch Rechte hatte, und ich war entschlossen, mir diese Rechte nicht verkümmern zu lassen. Der Vater schlief unter dem grünen Rasen: diese Rücksicht also, die mich so lange gebändigt hatte, schied aus. Ein, zwei Semester ließ ich mir den Zwang knirschend gefallen, dann warf ich die Zügel ab. Ich ließ die Tante reden, was sie wollte, und that nach meinem Gefallen. Alles, was ich an angeborner Lebensfreude und Leidenschaftlichkeit so lange in mich hinein gewürgt hatte, das kam jetzt zum Ausbruch und riß alle Dämme fort. Gearbeitet habe ich auch damals, weil mir die Wissenschaft Freude machte. Aber daneben war ich einer der wildesten unter meinen Kommilitonen. Ich w o l l t e mich nicht zügeln. Im Gegenteil! Nachholen wollte ich, was mir das Leben bisher versagt hatte, mich entschädigen für das trostlose, trübe Grau meiner ersten Jugend. Die einzige Sorge war, vor der Tante meinen Lebenswandel zu verbergen. Ich fühlte mich ihr gegenüber im Recht, wie einer, der wohlbegründete Forderungen hat, sie aber nicht auf dem Wege Rechtens eintreiben kann und deshalb zur List und Gewalt seine Zuflucht nehmen muß. Nicht Dankbarkeit, eher Haß erfüllte mich gegen sie. Ein vernünftiges Aussprechen, eine Verständigung mit ihr war unmöglich. Eine geraume Weile gelang es mir, mein Treiben vor ihr zu verheimlichen. Dann kamen Schulden, Kredit hatte ich ja, weil meine Tante als wohlhabend bekannt war und niemand daran zweifelte, daß sie für ihren leiblichen Neffen, ihren einzig lebenden Verwandten, eintreten werde. Auch ich zweifelte nicht daran, so groß auch ihr Zorn darüber sein würde. So-

lange sie gewissermassen die Verantwortung für mich trug, mußte sie nach ihren gestrengen Begriffen auch dafür aufkommen. Durch einen Gläubiger, der sich nicht länger vertrösten ließ, kam alles ans Licht. Ich war auf eine fürchterliche Scene gefaßt, aber es kam anders. Sie trat mir eines Tages sehr ruhig, wenn auch sehr kalt mit der Eröffnung entgegen, daß sie alles wüßte, und fragte mich nach der Höhe meiner sämtlichen Verpflichtungen. Offenbar hatte sie zuvor im stillen einen schweren inneren Kampf ausgefochten. Ich mußte ihr alles beichten. Dann erklärte sie mir, daß sie dieses Mal meine Schulden auf Heller und Pfennig bezahlen wolle, sie thue das mit Rücksicht auf meinen seligen Vater, ihren Bruder. Dies erste Mal sei aber auch das letzte, darauf könnte ich mich bestimmt verlassen. Sollte ihr ähnliches noch einmal zu Ohren kommen und ich meinen Lebenswandel von diesem Tage ab nicht von Grund aus ändern, dann dürfe ich nicht nur nicht mehr auf sie rechnen, sondern solle mich auch darauf gefaßt machen, eine andere Unterkunft zu suchen. Diesmal aber wolle sie mir noch vergeben.

„Die unerwartet ruhige Art, mit der sie mir meinen Leichtsinn verziehen und meine nicht unerheblichen Verpflichtungen übernommen hatte, beschämte mich. Ich beschloß eine ernstliche Umkehr, und es ging auch eine Zeitlang alles nach Wunsch. Da trat jene Frau in mein Leben . . ."

Froben strich sich mit der Hand über Stirn und Augen. Die Erinnerung mochte ihn wohl überwältigen. Nach einer Weile fuhr er leise fort:

„Auf einem Gartenfeste lernte ich sie kennen. Ich glaubte zu träumen. Hier war die Jugend, die an mir vorübergegangen, die Schönheit, die ich nicht gekostet, die Lebensfreude und der schimmernde Glanz, die ich nur aus Märchen und Erzählungen kannte. Ich hatte wohl ein paar Semester lang mit den Kommilitonen sinn- und gedankenlos gewüstet und allerlei Tollheiten und Ausschweifungen verübt — jetzt packte mich zum ersten Male wirkliche Leidenschaft zu einem weiblichen Wesen.

„Ich tanzte mit ihr. Dann führte ich sie auf ihren Wunsch in den Garten zurück, wo sie mich ihrem Manne vorstellte. Ein kleines, dürres Männlein mit gemeinen, häßlichen, offenbar vom Trunke geröteten Zügen, mindestens um die Hälfte älter als sie. Er kam mir mit widerlicher Freundlichkeit entgegen und forderte mich auf, an seinem Tische Platz zu nehmen. Verschiedene Speisen und Getränke wurden

bestellt, deren Bezahlung für sich und seine Gattin er mir, dem jungen Studenten, großmütig überließ. Ich sah ihre peinliche Verlegenheit, ihr Erröten. Brennendes Mitleid gesellte sich zu dem berauschenden Eindrucke ihrer Persönlichkeit. Sie war also unglücklich! Wie konnte es auch anders sein! Diese junge reine Schönheit an einen verkommenen Zwerg gekettet. Ich begann in Gedanken mit der Rolle des Ritters zu spielen, der die Prinzessin vom Drachen erlösen soll. Eine Einladung in ihr Haus war die Folge unserer Bekanntschaft.

„Wie soll ich ihnen das Weitere schildern? Die Leidenschaft hatte mich gepackt. Und das war die Leidenschaft eines Mannes, dem sie schon vom Mutterleibe her in die Adern gegossen war; ja, auch in mir war etwas von dem, was das blühende Leben zweier Brüder vernichtet hatte; etwas von dem Erbteil einer reich und tief, aber ebenso unglücklich veranlagten Mutter. Und das alles war fast ein ganzes Menschenalter lang — ich zählte damals bald 25 Jahre — in die dumpfe, muffige Kelleratmosphäre von Leid, Trübsal und Sorge und einer unnatürlichen mustergiltigen Korrektheit eingepfercht gewesen, hatte sich nicht einmal in ungebundener Jugendlust austoben dürfen, die vielleicht als Ventil gedient hätte. Dies unheimliche Feuer eines angeborenen leidenschaftlichen Temperaments sollte durch Moral und Weisheit des Alters zurückgedämmt und erstickt werden. Aber es hatte sich im stillen nur tiefer in mich hineingefressen und reißend um sich gegriffen. Niemand, am wenigsten mein guter Vater hat jemals geahnt, wie es in Wahrheit um mich bestellt war, und ich danke Gott noch heute, daß er es nicht mehr erleben mußte. Ich selbst habe es ja nicht einmal geahnt.

„Ich wurde bald ein häufiger, ja täglicher Gast des Hauses. Wir hatten — ich glaubte es wenigstens — gemeinsame geistige Interessen, wir lasen und musizierten zusammen, sie machte mich bald zum Vertrauten ihres ehelichen Unglücks. Ihre mit zahlreichen Kindern gesegneten Eltern hatten sie als ganz junges, völlig mittelloses Mädchen wider ihren Willen an den Beamten mit dem kleinen, aber sicheren Einkommen und der möglichen Carriere verkuppelt. Den Gatten, der unser stundenlanges Beisammensein ruhig duldete, der sich bei meinen Besuchen sogar meist diskret entfernte, als wolle er nicht stören, gewöhnte ich mich allmählich mit offener Verachtung zu behandeln, wogegen er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mich durch kleine Zwangsanleihen zu brandschatzen. Ich konnte nicht anders glauben, als daß ihm in seiner Verkommenheit außer dem Gelde und dem Branntwein

alles gleichgiltig sei. Es war dem doch nicht also. Ich ahnte nicht, daß dieser Mann von Haß und glühender Eifersucht verzehrt wurde, daß er es geflissentlich darauf angelegt hatte, uns, besonders mich in seine Hände zu bekommen. Seiner niedrigen, feigen Natur war jedes offene Vorgehen zuwider. Lieber duldete er alle Qualen der Eifersucht in dem wollüstigen Gedanken an seine Rache, die ihm dann um so sicherer war. An seine Rache oder an seinen — Vorteil. Denn so entnervt war dieser Mensch bereits durch den Alkohol, daß selbst ein so starkes Motiv wie die Rachsucht gegen den Wunsch, reichliche Mittel zur Befriedigung seines Gelüstes zu erhalten, nicht standhalten konnte.

„Das Spiel glückte ihm nur zu gut. Erlassen Sie mir die Schilderung jener Stunde. Ich kann Ihnen nur ohne jede Absicht der Entschuldigung oder Beschönigung wiederholen: die Leidenschaft hatte mich gepackt. Leidenschaft, meine Herren! Nicht jeder, der das Wort braucht, weiß, was es zu bedeuten hat. Wie das Blut siedend und flimmernd zu Kopfe steigt, das klare Denken verdunkelt und betäubt, und wie dann die wirkliche Welt mit ihren Gesetzen und Ordnungen in einem Taumel der Phantasie untergeht und eine neue Welt sich den berauschten Sinnen vorgaukelt, eine Welt zügelloser Vorstellungen, in deren Mittelpunkt, um den sich alles, alles dreht, der gekrönte Wunsch erscheint.

„Als er mich fest hatte, eröffnete er mir nach einer komödiantenhaften Vorbereitungsscene, daß mir nur die Wahl bliebe, mich selbst und seine Frau ins Gefängnis zu bringen oder aber im Laufe einer bestimmten Frist 20000 Mark bar an ihn auszuzahlen; nur in diesem Falle wolle er von Scheidung und Strafantrag absehen. Auf meine Einwendungen, daß ich ja, wie er selbst wüßte, über solche Summe durchaus nicht verfüge, wies er mich höhnisch an die Tante, für die ja ein derartiger Betrag keine Rolle spielen und die es gewiß nicht dulden werde, daß man ihren lieben Neffen ins Gefängnis stecke. Dabei machte er mir einige detaillierte Mitteilungen über das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Tante, aus denen ich entnehmen konnte, daß er darüber weit genauer orientiert war als ich, und daß er schon von langer Hand umfassende Erkundigungen eingezogen, wie überhaupt den ganzen Plan auf das sorgfältigste vorbereitet hatte.

„Meine Lage und Gemütsverfassung können Sie sich denken. Ueber die Sinnesart meiner Tante gab ich mich keinen Illusionen hin. Ich wußte, daß es ihr Ernst war mit dem, was sie mir damals bei Bezahlung meiner Schulden gesagt hatte. Jedenfalls

wollte ich bis zum äußersten warten, bevor ich mich an sie wandte. Inzwischen strengte der Mann die Scheidungsklage an. Das war mir sogar erwünscht. Denn auf diese Weise wurde sie ja von ihm befreit, und ich war fest entschlossen, sie, sobald es die Verhältnisse nur irgend gestatteten, zu meiner Gattin zu machen. Die Scheidung wurde glatt ausgesprochen, die Frau als der allein schuldige Teil erklärt. Dabei, hoffte ich noch immer, würde er es wohl bewenden lassen. Welches Interesse hatte er daran, sich selbst bloßzustellen? Da aber trat er mit der Erklärung an mich heran, daß er, da die Antragsfrist in fünf Tagen abgelaufen sein werde, innerhalb dreier Tage das Geld haben müsse, andernfalls werde er unwiderruflich gegen mich und seine Gattin auf Grund des § 172 den Strafantrag stellen.

„Nun blieb mir nichts übrig. Ich mußte mich der Tante offenbaren. So schwer mir der Entschluß wurde, so fürchterlich ich mir auch die Scene ausmalte: sie konnte mich, den Sohn ihres leiblichen Bruders, doch nicht ins Gefängnis stecken lassen. Aber ich hatte mich geirrt. Ein maßloser Wutausbruch, dann eisige Kälte und die Erklärung, sie dächte gar nicht daran, mir ein derartiges Opfer zu bringen — dazu sei sie auch gar nicht in der Lage — und mich oder gar das ‚leichtfertige, verbrecherische Frauenzimmer' der verdienten Strafe zu entziehen. Besonderer Haß schien sie gegen die Frau zu erfüllen — es war wohl etwas von Eifersucht darin und von jener instinktiven neidischen Abneigung des gealterten, verbitterten, lieb- und freudlosen Weibes gegen die jugendliche, schöne, liebenswürdige und lebensfreudige Mitschwester. Meine Empörung über diese Verunglimpfung derjenigen Person, die ich über alles stellte und die mir — ich wußte es damals nicht anders — ihr Höchstes, ihre Ehre geopfert hatte, verschlimmerte die Lage nur. — Wenn mich und meine Mitschuldige — das war das endgiltige Ergebnis unserer Auseinandersetzung — die verdiente Strafe ereile, so sei das Gottes Wille und Gericht, und es wäre Sünde, sich gegen Gottes Willen aufzulehnen. Sollte es Gott gefallen, das Herz meines Anklägers oder meiner Richter zur Milde und Vergebung zu lenken, so werde auch sie darin einen Wink des Himmels erblicken und mir ihre Thüre nicht ganz verschließen. Das war alles, was meine Vorstellungen und Bitten erreichten. Nimmer aber werde sie einen Menschen, der wegen einer solchen groben Sünde im Gefängnis gesessen, in ihr christliches Haus aufnehmen. Da könnten sie ja die Leute noch beschuldigen, der Sünde Vorschub zu leisten. Die Sünde selbst also hätte sie mir allenfalls noch verziehen, nur der Geiz, der

Haß und das Urteil der Welt machten sie unverzeihlich. Was hätten auch die Mitglieder des frommen Kränzchens gesagt, das sich alle Freitag zum Kaffee bei ihr versammelte? Sie hätten die Schwelle des sündigen Hauses gewiß nicht mehr betreten. Ich will der Toten nicht zu nahe treten, — sie hat ja später gut gemacht, was sie gut machen konnte, — aber, meine Herren, es ist doch oft ein gar eigen Ding um das, was wir, ‚Christentum‘ nennen!

„Und so kam es, wie es gekommen ist. Was ich ausgestanden habe, ich schweige darüber. Mein eigenes Los war hart, mehr als das. Ich fühlte mich entehrt. Aber daß sie, sie, die mir alles geopfert hatte, um meinetwillen dies für sie doppelt fürchterliche Los teilen mußte, das war ein Gedanke, kaum zu fassen und nicht zu ertragen. Und doch war es noch nicht der bitterste Tropfen in diesem Kelche.

„Mehr als je liebte ich sie nach dieser Zeit. Und mehr wie je war es für mich selbstverständlich, daß unsere Geschicke nun auf immer und unlösbar verknüpft waren. Ich mußte ihr als meiner rechtmäßigen Gattin die Ehre wiedergeben. Das sagte ich ihr, als wir uns zum ersten Male wiedersahen.

„Wie erstaunte ich schon, als sie mir nach dieser Leidenszeit verhältnismäßig gefaßt und heiter entgegentrat. Aber dann — dann wurde es plötzlich Nacht in mir. Nacht, ich kann es nicht anders bezeichnen. Sie wies meinen Antrag lächelnd zurück. Das sei ja alles sehr gut gemeint, aber doch kindischer Unverstand, da wir beide nichts besäßen. Wir müßten nun ein jeder seinen eigenen Weg gehen. Sie habe auch schon eine Stellung als Repräsentantin bei einem Witwer, einem reichen Gutsbesitzer der Umgegend, angenommen. Und da durchschoß es mich wie ein Blitz: ich sagte ihr auf den Kopf zu, daß sie mit diesem Manne schon früher in Beziehungen gestanden habe. Ueberrascht und verwirrt konnte sie nicht leugnen. Ich war also weder der erste noch der letzte. Jetzt begriff ich, daß mich der Gatte nur als reife Frucht vom Baume seines Ehegartens geschüttelt hatte, nachdem er manche andere darauf geduldet. Und das war meine erste Liebe, o Gott!“

Es war seltsam, wie ein Erröten der Scham über das zuckende Antlitz des reifen Mannes ging und ein feuchter Schimmer sich über seine klaren Augen legte.

„Ich weiß nicht mehr, wie wir uns trennten. Ich weiß auch nicht, was aus ihr geworden ist. Ich habe sie niemals wiedergesehen.“

Erschöpft ließ sich Froben auf seinen Stuhl nieder.

Längeres Schweigen herrschte. Endlich nahm der Oberstleutnant das Wort.

„Es ist ja ein ganzer Roman, den uns Herr — Froben da eben erzählt hat" — auch dem Oberstleutnant schien es nicht mehr angemessen und notwendig, Froben den ihm gebührenden Doktortitel zu geben — „und ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Erzählung etwas weniger ausführlich gewesen und uns die Details dieser unerquicklichen Affaire erspart geblieben wären. Alles das schafft die Thatsache nicht aus der Welt, daß Herr Froben sich in gröblicher Weise gegen Gottes Gebot und bürgerliches Gesetz versündigt und dafür eine Strafe erlitten hat, die ihn — ich glaube hier auch im Sinne der anderen Herren zu sprechen — zu einer weiteren Ausübung seiner bisherigen Thätigkeit in unserer Mitte nicht mehr als qualifiziert erscheinen läßt. Als Christen müssen wir ja dem sündigen Bruder, sofern er aufrichtig bereut, vergeben, aber ein weiteres Zusammenarbeiten halte ich unter den obwaltenden Umständen — für meine Person wenigstens — für ausgeschlossen."

„Ganz ausgeschlossen," bestätigte Herr Hinzius, indem er Dörffel mit einem Blicke zu einer gleichen Aeußerung aufforderte.

„Janz ausjeschlossen," wiederholte nun auch dieser im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung.

Nachdem der Oberstleutnant sein Votum abgegeben, konnte für Dörffel kein Zweifel mehr darüber walten, was im gegebenen Falle „vornehm" und „schneidig" war. Daß er selbst in gewissen weiblichen Kreisen mit großer Verve den Don Juan spielte, daran dachte er jetzt nicht einmal.

„Namens meiner politischen Freunde", eröffnete Herr Grünfisch im Tone eines Fraktionsredners, „habe ich zu erklären, daß auch ich ein weiteres Zusammenarbeiten mit Herrn Froben mit den Interessen des Mittelstandes nicht für vereinbar halte."

Wie auf Verabredung war Froben plötzlich der Doktortitel entzogen worden.

„Na na na, haben Se sich man nich alle so," meinte Herr Bambuß gelassen, „un dhun Se man bloß nich, als ob Se jleich uff'n Rücken fallen mißten. Et passieren janz andre Jeschichten" — hier ging seine Stimme in einen singenden Ton über — „und bei janz andre Perseenlichkeiten, wo niemand nich nach fragt und de fremmsten Leite noch stramm stehn un 'n Hut in de Hand halten. Dat se unsen armen

Dokter injesponnen haben, det's ja 'ne eklige Sache, un ick winschte bloß, det mich die Karnalje von eenen Wasserpollacken — denn so 'n oller Pollack aus Kleensibirien wird det infamichte Biest, der Lackschinski, woll jewesen sind — in de Quere keeme. Un ieberhaupt, ick muß sagen, det mir die janze Jeschichte tief jeriehrt hat. Schad' nur, dat meine Juste, was meine Olle is, heite nich mitten mang is, die dhut Sie nämlich jerne mal 'n Endeken runterweenen un jeht alle Sonntag zu 'n Thränen-Schulzen in de Preedigt. — Ja, wat ick sagen wollte: die janze Sache is doch mehr 'n Trauerspiel un 'n jroßes Unjlick wie wat andres, un so 'ne unschuldijen Schäffen sein wir doch alle nich, dat wir da jleich mit Asphalt schmeißen wollen. De Herren Leitnants sin de besten Brieder ooch nich, un ieberhaupt det Millitehr —"

„Ich dulde es nicht," unterbrach der Oberstleutnant den Redner barsch — „daß in meiner Gegenwart der Offizierstand und unsere herrliche Armee, der anzugehören ich selbst die Ehre habe, in den Staub gezogen werden. Herr Bambuß scheint überhaupt nach der ganzen Art seiner Betrachtungen völlig zu verkennen, wen er vor sich hat und welche Ziele uns hier versammelt haben."

„Wer wir sind un wat wir wollen?" erwiderte Herr Bambuß prompt, ohne sich im mindesten beirren zu lassen. „Schlucken wollen wir. Schlucken, schlucken, schlucken. Der eene bar Jeld, der andre 'n Piepmatz, und der dritte de ‚Macht' oder wat weeß ick sonst. Aber schlucken wollen wir alle. Schlucken, schlucken, schlucken."

Das Wort „schlucken" wiederholte er schnell, wie er sonst wohl begierig schlürfend einen Teller Suppe auslöffelte.

Der größte Teil der Anwesenden war sprachlos vor Entrüstung.

„Herr Bumbaß!" rief der Geheimrat empört —

Dieses Mal verbesserte ihn der Schlächtermeister nicht, aber in seinen Augen erinnerte etwas an die Blicke eines gereizten Stiers.

„— ich verbitte mir Ihre unqualifizierbaren Unterstellungen!"

„Na wat denn sonst?" fragte der Schlächtermeister naiv. „Jlooben Se villeicht, det ick mir mit scheene Redensarten von Idejale und Rhabarber besoffen machen lasse? Wat mir anbelangt, — ick sage et ruhig, det ick in die janze Sache bloß von wejen 'n Piepmatz oder 'n Hoflieferanten rinjetreten bin.

„Na, det wird ja nu woll ooch dieset Mal stimmen."

Das letzte sagte Herr Bambuß in tief behaglicher Zuversicht und Befriedigung.

„Det kam nämlich so: wie wir eines scheenen Morjens jrade bei'n Kaffee sitzen un meine Olle 'n Schkandalanzeiger schtudiert, da juckt se mir plötzlich mit janz verwilderte Oogen an un sagt: ‚Weeßte, Fritze, sagt se, du bist ja so weit 'n janz patenter Kerl, un ick habe dir ja ooch janz jerne jenommen, wenn det for mir ooch keene janz standesjemäße Partieh war' — se is Sie nämlich, missen Se wissen, 'ne Kanzleiratsdochter — ‚aber daß du jar keen'n Or'n un sonstige Auszeichnungen nich hast, wo doch die Brieder in 'n Kriejerverein meerschtendeels mit 'ne janze Ausstellung von Medalljen un solche Kinkerlitzken rumloofen, un daß ick, ne Dochter von 'n keeniglichen Kanzleirat, for die Weiber von alle die Hoflieferanten un Kommissionsräte bloß 'ne janz jewöhnliche ‚Frau Bambuß' bin, det paßt mir schon lange nich. Mit die par Jraue un 'n Silbernen for 'n Altar is et ja nu nischt geworrn. Nu haben se aber, wie ick eben in 'n Schkandalanzeiger lese, 'ne neie Jesellschaft uffjemacht, wat sich Neiland nennen dhut, un wo ville vornehme un jroße Herren von 'n Hoff un de Rejierung mit mang sind. Da jehste hin, Fritze, un redest mit 'n Direktor, was 'n Herr Wespe is un in die Bellealliancestraße wohnt, 'n verninftijen Ton. Jeld nehmen se alle.' ‚Da haste recht, Justeken,' sage ick, ‚det muß wahr sind: Jeld nehmen se alle. Aber ob se for det Jeld ooch wat rausjeben dhun, det steht uff 'n annern Blatt. Mit 'n Silbernen haben se mir schon rinjelegt. Na, wenn du Mumm hast — uff 'n Jang soll et mich nich ankommen.' Na, un denn bin ick zu 'n Direktor Wespe jejangen, un der hat mir denn ja ooch jewissermaßen Brief un Siegel dadruf jejeben, det er mit 'n Herrn Jeheimrat un seine sonstige hohe Beziehungen die Sache schon befummeln wollte. 'n par Jraue habe ick natierlich wieder abladen missen. Na, det stimmt ja ooch so weit, for nischt is nischt, un for 'n Hoflieferanten is det ja weiter ooch keen Beenbruch nich.

„Ibrigens müssen Se det doch alleene wissen, Herr Jeheimrat."

„Nichts weiß ich," rief der Geheimrat empört, in dem Gefühl, in seiner amtlichen Stellung auf das peinlichste kompromittiert zu sein. „Ich verbitte mir nochmals und aufs allerentschiedenste Ihre Unterstellungen. Die ganze Sache ist mir völlig neu, und ich denke gar nicht daran, Ihnen einen Titel oder Orden zu verschaffen. Mit derartigen Geschäften befasse ich mich überhaupt nicht. Ich kann auch gar nicht glauben, daß Herr Direktor Wespe Ihnen dergleichen versprochen haben sollte."

Er wandte sich mit noch vor Zorn gerötetem Gesicht an den Direktor.

Dieser schien die Situation als äußerst unbehaglich zu empfinden.

„Es dürfte," erklärte er, sich verlegen die Hände reibend, und sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her windend, „es dürfte hier ein Mißverständnis unseres verehrten Freundes vorliegen. Ich habe ihm gegenüber allerdings der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß opferfreudige Thaten im Dienste des Gemeinwohls und der Monarchie auch höheren Orts die ihnen gebührende Anerkennung zu finden pflegen und ich es nicht für ausgeschlossen hielte, daß auch in vorliegendem Falle eine solche Anerkennung eventuell stattfinden könnte, wenn sie von einflußreicher Seite angeregt würde, vorausgesetzt natürlich, daß diese sich dazu bereit erklärte. Irgend welcher bindenden Zusagen kann ich mich indessen durchaus nicht entsinnen.

„Es dürfte hier, wie gesagt," schloß Herr Wespe begütigend, „ein bloßes Mißverständnis vorliegen, wodurch ja nicht ausgeschlossen wird, daß die wohlwollende Aufmerksamkeit maßgebender Kreise sich von selbst und auch ohne unser Zuthun auf die bewährte patriotische und opferfreudige Gesinnung unseres hochverehrten Freundes richtet."

„Eventuell? Nich ausjeschlossen? Von selbst?" fragte der in seinen Hoffnungen schmählich Getäuschte ingrimmig. „Von selbst? Von selbst is jarnischt. Det kennen wir, uff den Kalmus piepe ick nich.

„Na wissen Se, Herr Direkter," fuhr er erbittert fort, indem er die Fäuste in die Seiten stemmte, „Sie sind mir ooch 'n Feiner, 'n janz Feiner, eener von die mit Aermel, wissen Se" — er machte eine bezeichnende streifende Bewegung mit den Oberarmen. „For 'ne Mark funfzig det Stick stellen Se jleich noch 'n par Dutzend neie Idejale uff — zu die 28 alte mit 'n Rhabarber? Det scheint Sie jarnich druff anzukommen. Ne feine Nummer det Neiland, det muß ick sagen! Un ick Dämelack habe jejlobt, dat ick mit vornehme Herrschaften un anständije und reelle Leite zu dhun —"

Jetzt verließ den Geheimrat die Fassung. Was war das heute für ein Unglückstag! Erst jene Enthüllungen, dann diese kompromittierenden und beleidigenden Invektiven. Er sprang, kaum noch eines klaren Gedankens fähig, vom Sitze auf und rief mit zornbebender Stimme:

„Herr — Herr —"

Dieser unausstehliche Name, der ihn ebenso irritierte wie die Persönlichkeit seines Trägers: jetzt, in der maßlosen Erregung, konnte er sich mit ihm erst recht nicht abfinden.

„Herr Bim — Herr Bum —"

Einige der Anwesenden konnten sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

„Bambuß!“ donnerte der erboste Schlächtermeister dazwischen, „Bambuß heeße ick, Schockschwernot nochmal! Wollen Sie mir mit mein'n ehrlichen Nam'n verhohnepiepeln? Ick bin nich Ihr Bimbam, verstehn Se mir? —

„Oller Quatschkopp!“

Diese letzte Bemerkung war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Sie sollte nur der persönlichen Gemütserleichterung des schwer erzürnten Schlächtermeisters dienen. Aber in der Erregung war sie ihm mehr als halblaut entschlüpft, so daß sie in der empfänglichen Stille, die bei seinem Zornausbruch plötzlich eingetreten war, von sämtlichen Anwesenden klar und deutlich vernommen wurde.

Das war zu viel.

Der Geheimrat sank auf seinen Stuhl zurück und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn.

„Ich bin am Ende,“ stammelte er.

Selling legte sich ins Mittel.

„Es wird nichts übrig bleiben,“ erklärte er mit dem hochmütigen Diskant, den seine Stimme in derartigen Situationen anzunehmen pflegte, „als dem angenehmen Herrn durch den Bureaudiener den Ausgang zeigen zu lassen.“

Da aber erhob sich Herr Bambuß.

„Wat? Wat sagen Sie? Virohdiener? Sie wollen mir rausschmeißen laßen? Sie mir? Nee, mein Jungeken, det lassen Se man lieber. Sonst kennten Se wat erleben, mit samt Ihren Virohfatzken, un nich zu knapp, verstehn Se mir?

„Ick drage 9¾.“

Hierbei wies Herr Bambuß Selling die bekannte Hand, die sich aber jetzt zur Faust gerundet hatte.

„Un det hier —“ Herr Bambuß streifte seinen rechten Aermel ein wenig zurück, aus dem eine Fülle von Fleisch und Muskeln hervorquoll, — „un det hier is ooch nich von Pappe! Det wollte ick Sie man bloß in aller Jiete und Freundschaft in die Lauscher jeflistert haben.“

Er musterte Selling mit geringschätzigem Lächeln von Kopf bis zu Fuß.

„So 'n Jungeken will mir rausschmeißen lassen! Haben Se Worte? So 'n braurijet Pflänzgen, wat hinter andre Leite rum-

spionieren' un mit Pollezei und Detektivs allens rausbaldowern dhut, wat 'n armes Wurm wie unser Dokter irjend mal in sein unjlicklichet Dasein ausjefressen hat — pfui Deibel! Nich in de Hand!"

Dann wandte er sich an Froben:

„Na denn adjes, Dokter." Er schüttelte ihm kräftig die Hand. „Lassen Se sich man nich von die Brieder untern Schlitten kriejen. Immer feste uf de Weste!"

Damit endete das denkwürdige Auftreten des Schlächtermeisters Friedrich Wilhelm Bambuß auf der Bühne der Weltgeschichte der modernen Sozialreform.

„Gott sei Dank," bemerkte der Oberstleutnant erleichtert aufatmend, als sich die Thüre hinter der umfangreichen Person des Herrn Bambuß geschlossen hatte.

„Ein un—ver schämter Patron," sagte Selling, noch immer bleich und zitternd vor Wut.

Der Geheimrat hielt es nicht für seiner Würde angemessen, die groteske Scene noch zum Gegenstand langer Erörterungen zu machen.

„Ich glaube, meine Herren," sagte er, „wir halten uns bei dem unwürdigen Vorfall nicht länger auf. Durch einen unglücklichen Zufall hat sich eine Persönlichkeit in unsere Mitte verirrt, der wir hoffentlich nicht mehr begegnen werden. Der Fall ist erledigt.

„Jetzt bliebe uns wohl noch" — der Geheimrat seufzte tief auf „der Fall Froben."

„Ich sollte meinen," sagte der Oberstleutnant, „daß auch dieser Fall bereits seine Erledigung gefunden hat in dem Sinne, in dem ich und mehrere andere Herren ihre Erklärungen abgegeben haben."

Dabei sandte der Oberstleutnant Froben einen Blick, der sein Befremden darüber ausdrücken sollte, daß jener noch immer anwesend sei.

Froben erhob sich.

„Ist dies auch die Meinung der übrigen Herren?" fragte er, wobei er namentlich Professor Horstmann und Pastor Eichwald ansah.

Der Professor wich Frobens Blicken aus. Er stützte den Kopf mit der Hand auf den Tisch, wühlte in seinem Haar und sah vor sich nieder.

„Schlimm, sehr schlimm," sagte er endlich kopfschüttelnd, „eine böse Sache. Was thun?"

„Ich kann und will," erklärte Pastor Eichwald, „Herrn Doktor Froben nicht verurteilen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, sagt die Schrift. Und ich muß gestehn, daß ich der Erzählung

des Herrn Doktors nicht ohne Teilnahme und Bewegung gefolgt bin. Vererbung, Erziehung, traurige Verkettung der Umstände scheinen da den Ausschlag gegeben zu haben. Einer jener Fälle, die uns daran erinnern sollten, wie sehr wir alle von unserem Milieu abhängig sind. Aber ich kann andrerseits auch den Herren nicht unrecht geben, wenn sie ein weiteres Verbleiben des Herrn Doktors in seiner gegenwärtigen Stellung nicht für opportun halten. Es ist doch nun einmal leider Thatsache, daß seine Vergangenheit nach verschiedenen Richtungen hin breite Angriffsflächen bietet, die vor der Oeffentlichkeit leicht zum Schaden der Gesellschaft ausgebeutet werden können. In der exponierten Stellung aber, in der sich diese ohnehin befindet, muß sie alles vermeiden, was sie vor der Oeffentlichkeit kompromittieren könnte. Sie setzte sich sonst in der That der Gefahr aus, Faktoren außer Rechnung zu stellen, die für sie von größter realer Bedeutung sind. In derartigen Fragen aber, meine ich, haben die realen Faktoren zu entscheiden und unsere subjektiven Empfindungen, unsere rein menschliche Teilnahme zu schweigen, mögen sie an sich noch so berechtigt sein. Ich spreche hier weniger für meine Person — unsere Wege dürften ja doch bald auseinander gehn —, als aus den Interessen der Gesellschaft heraus. Die aber hat allerdings in erster Linie mit der öffentlichen Meinung zu rechnen. Auf die Sache, nicht auf die Person kommt es an, auch nicht darauf, ob uns die Person sympathisch oder antipathisch ist, ob sie in allen Stücken unsern persönlichen moralischen Anforderungen entspricht oder nicht, sondern darauf, was sie für die Sache bedeutet, was sie der Sache nützen oder schaden kann. Das ist meines Erachtens die einzig mögliche Politik, Realpolitik."

Diese Ausführungen schienen allgemeine Zustimmung zu finden. Ein Widerspruch erhob sich nicht. Auch Professor Horstmann hüllte sich in nachdenkliches Schweigen. Beifälliges Nicken hatte die Rede des Pastors begleitet.

„Sehr wahr, sehr richtig," ertönte es jetzt von verschiedenen Seiten.

„Die öffentliche Meinung!" rief Froben. „Ist denn die öffentliche Meinung — Gott? Ist sie unser Gewissen? Statt daß wir ganz sind, was wir sind: Menschen mit menschlichen Fehlern und Schwächen, Lahme und Blinde, die einander führen und stützen sollten, belügen und betrügen wir uns und andere, stoßen wir uns gegenseitig noch tiefer ins Verderben, weil wir die ‚öffentliche Meinung' nicht gegen uns reizen wollen, diesen schlummernden Tiger, der jeden Augenblick bereit ist, aufzuspringen und einen jeden von uns zu zerfleischen. Einen

jeden! Denn es giebt wohl keinen Menschen, in dessen Leben nicht irgend etwas aufgestöbert werden könnte, was, in der geeigneten Form an die große Glocke gebracht, ihn rettungslos diesem Tiger ausliefern würde, der nur scheinbar schlummert, in Wahrheit aber unablässig nach neuen Opfern blinzelnd späht. Und wo es nicht wirkliche Thaten sind, da sind es ungeborene Thaten, Gedanken und Wünsche, schwärzer vielleicht als irgend eine That, und nur deshalb nicht zur That geboren, weil der Mut dazu gefehlt hat. Christen nennen wir uns, wir vergeben auch dem Sünder, aber die Vergebung kommt nicht vom Herzen; wenn das Herz auch möchte; aber es ist feige und zittert vor dem Tiger. Und so fällt die Vergebung nur von unseren Lippen, ein kalter Reif, unfruchtbar und frostig. Ja, wir wollen dir räudigem Schafe vergeben, wollen dir auch ein Almosen in die Hand drücken, aber zu schaffen haben wollen wir nichts mit dir, auf den Straßen wollen wir uns nicht mit dir zusammen sehen lassen, und unsere Arbeit darfst du nicht teilen, unsere Scharen darfst du nicht führen. Nicht, weil wir besser und klüger sind als du, sondern weil wir die öffentliche Meinung fürchten. Und wo ist diese öffentliche Meinung? Was ist sie? Ein Phantom, eine große Lüge, aus tausend einzelnen Lügen zusammengesetzt und doch von all den tausend Lügnern als Wahrheit geglaubt und verehrt. Können wir denn unser moralisches Dasein nur durch die Lüge fristen? Durch die Fährnisse des Lebens nur schreiten, indem wir uns an die Lüge klammern, an eine Vollkommenheit, die es nirgend giebt, an die wir, jeder einzelne für sich, selbst nicht glauben? Versuchen wir es doch einmal mit der Wahrheit, werfen wir den verräterischen Lügenstab, der in unserer Hand doch zur Schlange wird, von uns, geben wir uns so, wie wir sind: als Menschen, die vor einander wenig voraus haben, was sie sich selbst verdanken. Verstecken wir uns nicht vor der Wahrheit, blicken wir ihr mutig ins Gesicht, so schön oder so häßlich sie auch sein mag, glauben wir an sie, und wir werden ohne jene Lügenkrücke freier und sicherer über die Wasser des Lebens schreiten als mit ihr. Aber weil wir im innersten, geheimsten Winkel unseres Herzens doch an das Gute nicht glauben, weil dort der Zweifel lauert, daß dem Guten wirklich der Sieg gehört, mit andern Worten: weil wir daran zweifeln, daß Gott wirklich Gott ist, deshalb versinken wir wie Petrus in den Wellen.

„Was ist es denn, das mich Ihrer Achtung beraubt, das mich in Ihren Augen unwürdig macht, an unserm Werke weiter mitzuarbeiten? Mein Vergehen? Meine Sünde? Ich glaube es nicht. Nein, gerade

die Buße, die Sühne ist es, das, was mich in Ihren Augen reinigen sollte. Hätte ich das Geld gehabt, das jener Mensch damals von mir verlangte, hätte ich nicht die ‚entehrende‘ Gefängnisstrafe verbüßt, kein Hahn würde nach der ganzen Sache gekräht haben, und wäre sie jedem einzelnen von Ihnen noch so gut bekannt. Wenn nur die öffentliche Meinung sich der Sache nicht bemächtigte und nicht bemächtigen konnte. Der äußere Erfolg entscheidet, nicht die That an sich und zu allerletzt die Gesinnung des Menschen, die doch alles ist. — Ja, das ist Ihre Realpolitik, und ich frage Sie, Herr Pastor, kann etwas, was im kleinen zu solcher Lüge und Heuchelei führt, kann das im großen segensreich die Geschicke der Völker entscheiden? —

„Und, meine Herren," fuhr Froben fort, ohne die Antwort des Pastors abzuwarten, „prüfen Sie sich aufrichtig: soll ich Ihnen sagen, was weiter bei Ihnen so schwer gegen mich in die Wagschale fällt? Daß ich, wie Herr von Selling mit Behagen konstatiert hat, in den niedersten Kneipen meine Zuflucht suchte und oftmals suchen mußte, mit gewöhnlichem Volke umgegangen bin und ‚die Gassen gekehrt‘ habe. Ich habe nicht versucht, meinen Lebenswandel während einer gewissen Zeit irgendwie zu beschönigen. Aber wissen Sie denn auch, wie mir damals zu Mute war? Können Sie sich meine ganze Gemütsverfassung Stunde für Stunde und Tag für Tag so genau ausmalen, daß Sie die ganze Kette, in der ein Glied sich fest in das andere hakte, deutlich vor Augen haben, daß Ihnen jeder Zweifel darüber genommen ist, ob Sie nicht in meiner Lage auch gebrochen und überwältigt worden wären? Und dann, meine Herren: nicht daß ich in Kneipen und mit schlechter Gesellschaft mich wüsten Ausschweifungen ergeben habe, erfüllt Sie mit so großem Abscheu, sondern daß es in ‚den niedersten‘ Kneipen geschah, daß meine Gesellschaft nicht nur eine schlechte, sondern auch keine ‚standesgemäße‘ war, daß ich in eine niedere Klasse herabgesunken war. Dieser soziale, dieser Klasseninstinkt, der aber Ihren eigenen offiziellen Ansichten von der Brüderlichkeit der Menschen und der sittlichen Gleichberechtigung aller ehrlichen Arbeit ins Gesicht schlägt, der entscheidet bei Ihnen. Unbewußt vielleicht, ich will das zugeben. Hätte ich statt in gewöhnlichen Wirtschaften meine Orgien in einer Chambre séparée von Dressel oder Uhl gefeiert, und in einer Gesellschaft, die glänzende Uniformen oder vornehme Titel trug, sittlich aber gar oft viel, viel tiefer hätte stehen können als der Durchschnitt unserer Droschkenkutscher und einfachen Arbeiter — Sie würden die Sache nicht so tragisch nehmen. Dergleichen sind Sie ja

von Ihren Söhnen und Pflegebefohlenen reichlich gewöhnt. Und so mancher von Ihnen wird sich wohl auch aus seiner Jugend ähnlicher Ausschreitungen erinnern."

Unwilliges Murren ließ sich vernehmen. Aber zum Worte meldete sich niemand.

„Und dann der ‚Gassenkehrer'! Das ist nun das Allerunverzeihlichste! Wie konnte ich mich auch nur des Verbrechens schuldig machen, zu einer nützlichen physischen Arbeit zu greifen, statt etwa als Agent für Versicherungsgesellschaften oder Weinhandlungen die Häuser meiner ehemaligen Freunde und Bekannten unsicher zu machen, durch eine rührende Darstellung meiner traurigen Lage ihr Mitleid zu erwecken und sie zu unnützen Ausgaben zu bewegen, die doch nichts anderes als verschämte Almosen gewesen wären. — Ich habe unter dem Volke, mit dem ich gearbeitet, mancherlei Charaktere kennen gelernt, gute und weniger gute, angeborenes Zartgefühl und naive Herzensgüte neben groben Lastern und erschreckender Roheit, — Charaktere von der Art eines Herrn von Selling — nicht."

„Ich möchte auch sehr darum gebeten haben," warf Selling höhnisch ein.

„Was die eigentlichen Motive dieses um die Ehre und Wohlfahrt der Gesellschaft so sehr besorgten Herrn gewesen sind, als er seine Rolle als deren getreuer Eckart spielte, das kann und will ich nicht einmal andeuten. Er wird mich aber verstehen —: um sich selbst die Bahn frei zu machen, ist er auf den Blutspuren meines verwundeten Lebens hinter mir hergeschlichen; wie die Hyäne des Schlachtfeldes hat er die Leichen meiner Vergangenheit aus dem Sande aufgewühlt, um sein gemeines Strebertum daran zu mästen."

„Empörende Frechheit!" rief Selling wütend.

„Ich sage das nicht etwa, um ihn zu beleidigen," fuhr Froben noch immer ruhig fort — „was könnte mir daran gelegen sein! Nein, es ist lediglich die objektive Wahrheit. Und in derselben objektiven Ueberzeugung sage ich weiter: ich habe in der Not zu Schippe und Schaufel gegriffen, ein Mann wie Herr von Selling hätte das nicht gethan, ein Mann wie Selling wäre in meiner Lage — Hochstapler geworden."

„Was erfrechen Sie sich, Sie — Sie Lump!" schrie Selling, außer sich vor Wut und alle Korrektheit vergessend. „Unerhört, was sich so ein Lump, so ein vorbestraftes Subjekt noch alles erdreistet!"

Banges, atemloses Schweigen.

Alle hatten das Gefühl, als müßte sich im nächsten Augenblick etwas Gewaltsames, Fürchterliches ereignen. Unwillkürlich nahm Selling eine abwehrende, zurückgelehnte Haltung ein, als sei er auf einen Angriff gefaßt.

Aber nichts dergleichen geschah.

Wohl war ein Ruck durch Frobens Körper gegangen, in seine Stirne gruben sich tiefe Falten, die ihn um Jahre älter erscheinen ließen und ihm ein fremdes Aussehen gaben. Aus seinem Gesichte schien das Blut langsam zu weichen und seine Schläfen zu füllen, deren Adern seltsam anschwollen und hervortraten.

Aber er holte nur tief Atem und sagte dann langsam und ruhig:

„Darauf werde ich vielleicht an einem andern Orte antworten, hier habe ich nichts mehr zu sagen.“

Er ließ noch einmal seine Blicke über die Versammlung schweifen. Ein paar Sekunden lang stand er so auf seinem Platze, als erwarte er noch etwas.

Dann machte er eine kurze Verbeugung und entfernte sich.

Niemand erhob sich, niemand folgte ihm.

(Fortsetzung folgt.)



Volles Herz.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Mein Herz ist voll wie ein Krüglein,
Das durstig am Brunnen stand,
Und das die singenden Wasser
Gefüllt bis hoch an den Rand.

Wie soll ich heim es jetzt tragen
Von Glück und Jubel so schwer,
Ich bringe mich von den Knieen
Empor mit ihm nimmermehr.





Sprachliche Plaudereien.

Von

G. Traub.

Wir achten die Worte so wenig, die wir gebrauchen! Und doch hat jedes seine Geschichte. Es wird geboren, hat seine Jugend und sein Alter und stirbt. Kraftvoll setzt es ein; abgeschliffen, alt, müde schleppt es sich später herum, es sonnt sich nicht mehr im alten Glanz; man hat es erniedrigt, bis es sich selbst kaum mehr kennt. Man könnte tief philosophieren über die Geburt des Worts, über die Narrheit und den Sinn der Buchstaben, über die Musik des Lauts, die ihm mitgegeben ist, und über die Zwangsjacke der Mode, welche es einschnürt, erstickt, tötet. Das Leben der Sprache ist ein wundersam Ding; wer sich hineinversenkt, sieht lauter geschäftige Geister an der Arbeit; aber keiner von ihnen will sich klar benennen lassen und über seinen Beruf Rede stehen. Sie hämmern und feilen, sie arbeiten und spielen, sie lachen und sind doch ernst, diese Geister der Sprache, die man nur von ferne sieht. Gehen wir ihren Spuren ein wenig nach!

O weh! wie viel Leiden kennt die Menschheit! Die Jungen wie die Alten, Bücher und Volksversammlungen, Kluge und Dumme sprechen allüberall von den Leiden, unter denen alles seufzt. Erst die spätere Sprache weiß etwas von dieser Mehrzahl: Leiden. Es ist, als ob des jungen Werthers Leiden unsere Zeit angesteckt hätten, und man seither überzeugt wäre, daß: „Sklavenketten sind der Erde Leiden; öfters, ach, zerreißt sie nur der Tod.“ Die ältere Sprache redet vom Leiden nur in der Einzahl. Christi Leiden vor allem ist es, das der Klang des Worts in das Gedächtnis zurückruft. Da liegt ein Mann, der nicht mehr leben und doch nicht sterben kann: „er sieht aus wie das Leiden Christi“, hört man von ihm sagen. Zu Hans Sachsens Zeit schwören sie beim Leiden Christi; das ist ein besonders kräftiger Schwur! Die Marter und das Blut Jesu sinken herab zu einer einfachen Verstärkungsformel: „es hat ihm Leiden wohl gethan“, sagt man, um auszudrücken, wie wohl es ihm ergangen ist. „Leider Gottes!“

Heute benutzen wir „leid“ nicht mehr als Beiwort. Und doch klang es feierlich, jenes alte Sprichwort: Armut und Alter sind leide Gäste. Heute ist

uns nur dies und jenes leid, was uns drückt oder unangenehm geworden ist; schließlich thut es uns leid, wenn wir jemand angestoßen haben und wir sagen: Pardon! Verzeihung! Das Leid ist ziemlich oberflächlich geworden; das ganze Schwergewicht des Worts ist vergessen. Die tiefen Töne, die der schwerblütige Germane in diesem Wort hat klingen hören, das aus seinem pessimistischen Sinnen geboren worden, sind geschwunden. „In Leid und Schaden", „Leid und Schande", „Leid und Schmerzen" ist der Vollsinn dessen beschlossen, was das Herz im Elend fühlt: jenes lastende, drückende, quälende, verletzende Empfinden, das sich am Ende zu dem Entschluß verdichtet: „sich ein Leids anzuthun". Glücklich der, der noch singen kann! Er singt sich das Weh vom Herzen. Uhland hat es gewußt und dichtet:

Du sendest mir der Schmerzen viel,
Und giebst für jedes Leid ein Lied!

Psychologisch interessant ist der Weg, den das Zeitwort „leiden" zurücklegt: vom Erleiden widriger Verhältnisse bis zum freundlichen Ertragen. Wir leiden unter jämmerlichem Gesang und Spiel, und wir mögen diese Musik und jenen Schauspieler leiden. Wie biegsam sind die Vorstellungen der Menschen! Das Leiden wird ein Dulden, ein Zulassen, ja ein Wünschen! Was vorher mir schmerzvolle Empfindungen auslöste, wird zum Ausdruck des Gernhabens: „es mag niemand zweien Herren dienen; entweder er muß den einen hassen und den andern liebhaben; oder den einen leiden und den andern verschmähen." Und Goethe schreibt „von einem drolligen Humor, den man leiden mag". Leid verkehrt sich in Freud'!

Tief im Volksleben liegen die Wurzeln des Wortes: Leiden. Der ist elend, der in ein fremdes Land geht. Leiden aber heißt nichts anderes als gehen, reisen, besonders zu Schiff fahren. Wer ins ferne Land zieht, der leidet. Er geht von der Heimat. Er läßt das, was ihm lieb und teuer ist, zurück. Trennung bringt Schmerz. Doch diese psychologischen Erklärungen sollen nicht den wirklichen Zusammenhang ersetzen. Das angelsächsische lîdan bezeichnet thatsächlich nichts anderes als reisen. Und erst allmählich hat sich damit der Sinn: dulden verknüpft. An die Heimat bindet sich das Glück. Die Ferne ist dunkel, ungewiß. Es ist ein widriges Geschick, das den Menschen ins fremde Land treibt. Und so erzählt uns das Wort „leiden" eine lange, trübe Geschichte. Früher wanderten die Völker, da sie jung waren; frisch und kühn streiften sie von Berg zu Berg, von Busch zu Busch. Sie hatten Sonne, Wald und Boden; was brauchten sie mehr? Und sie hielten zusammen in der Sippe und im Stamm. Als sie sich niederließen, da entstand die Heimat. Die Scholle übte ihren Zauber aus: die heimische Scholle, auf der man groß geworden war. Und die andern, die den Boden verspielt hatten oder die der Feind gefangen genommen, die mußten in die Fremde ziehen, weg vom Herd, weg von der Heimat. Das Reisen wird ein Leiden. Leiden ist Heimatlosigkeit. In ein

ander Land, fern über die See ziehen, ist nicht mehr Lust, ist Leiden. Es geschieht nicht mehr um der Heimat willen im Kampf. Es sind die verlorenen Söhne, die da hinziehen. Bittere Erfahrungen von Niederlagen, enttäuschte Hoffnungen auf fremde Herrlichkeit haben dieses Wort „leiden" umgebogen. Mut und Leidenschaft war stille geworden.

Die Leidenschaft — sagen wir? Das ist ja ein ganz junges Wort. Es gehört der Gelehrtensprache an. Im 17. Jahrhundert bildete man es, um das französische passibilité auszudrücken. Erst allmählich trat es an die Stelle von passion; das 18. Jahrhundert kennt erst die „Leidenschaft" in diesem Sinn. Wieland vergleicht die Volksleidenschaften mit einem Haufen stampfender Rosse, welche das weiche Spiel des Zügels zu zwingen vermag; und Schiller kennt die Gedanken, die unstet treiben auf dem Meer der Leidenschaft. Wir wissen, auf welchem Gebiet die Leidenschaft zur Herrin wird: sie selbst die größte Gebundenheit, und doch wieder der seligste Genuß, sie selbst Gefangenschaft, und doch glühende Thatkraft, ein logischer Widerspruch. Lösen kann ihn nur das Leben und des Dichters Weisheit:

wem nie von liebe leid geschah,
geschah von liebe liebe nie!

* * *

Wir betrachten sinnend ein Denkmal, und drücken unsere Bewunderung einmal über das andere aus! Denkmal — einmal! Auch dieses Wörtlein „mal" erzählt uns eine hübsche Geschichte. Da treibt der junge Hirt die Rinder auf die Weide. Draußen grasen auch die Herden des Nachbars; die beiden Jungen kommen miteinander ins Gespräch, sie brachten das Vieh nicht weiter, das ihrer Obhut anvertraut ist. Und als es Abend geworden, haben sich die Herden untereinander vermengt. Keiner der Hirten weiß, welches Stück ihm gehört, und sie haben Mühe und Zank, bis sie ihren Besitz glücklich ausgeschieden haben. Schade! es war so hübsch, das Reden mit dem andern; man hatte so gute Freundschaft geschlossen, und nun mußte es noch Streit geben wegen der leidigen Tiere. Da kam dem jungen Mann ein Gedanke. Er färbt am frühen Morgen jedes seiner Rinder mit einem kleinen Zeichen und treibt sie dann zur Weide; nun können sie sich ruhig unter die andern mischen und er kann ruhig mit Nachbars Peter plaudern: er kennt seine Tiere sofort an dem Zeichen. Er hat gemalt und das Mal wurde ihm zum Erinnerungszeichen: das farbige Mal wird zum Merkzeichen. Das Malen hat die Erinnerung ermöglicht, und es ist nun erklärlich, wie das Wort „Mal" die Bedeutung „Merkzeichen" hat annehmen können. Von sinnlicher Thätigkeit geht das Denken aus.

Dasselbe Bildungsgesetz können wir verfolgen, wenn wir uns an eine Verwendung des Wortes Mal bei Luther erinnern, der einmal schreibt: es ist uns ein Mal gelegt, da wir hinarbeiten sollen. Mal bedeutet in diesem Zu-

sammenhang Zielpunkt. Selbstverständlich! wenn die Jungen ihre Kräfte im Wurf und Sprung übten, da zogen sie einen Strich oder bestimmten eine Stelle, bis zu welcher geworfen oder gesprungen werden mußte. Dieser Strich mußte erreicht werden: Er war das Ziel. Das in Sand oder Holz gemalte Mal verband sich so mit der Darstellung des Zielpunkts. Aehnlich wurde das Mal zum Zeitmesser in der Verbindung: einmal, diesmal, manchmal. Das Naturkind hat auf die Sonne achten gelernt. An den Schatten, die sie wirft, erkennt es die Zeit. Die Schattenflecke, die Streifen, welche die Sonne auf das Land zieht und welche in bestimmten Abständen weichen, werden zum Mal. Die Sonne malt die Zeit auf den Boden und ich nehme diese Malerei als Zeitmaß und spreche von einmal, zweimal, zehnmal, hundertmal. Und im Märchenton verklingt die ursprünglich schwere Form des „einmal" in ein kurzes, flüchtiges, nebelhaftes „mal":

Es war mal ein Kaiser; der Kaiser war kurrig,
Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr!

Im Niederdeutschen finden wir den uns jetzt verständlichen Ausdruck Maljahr, wenn Möser in seinen patriotischen Phantasien sagt: Unter den Landbesitzern muß insgemein der Anerbe warten, bis der Vater stirbt oder abzieht; eher ist für eine junge Frau kein Platz im Hause offen. Die Maljahre von Stiefeltern gehen insgemein so weit, bis der Anerbe sein dreißigstes Jahr erreicht hat.

Gar nichts mit diesem „Mal" hat das „Mahl" zu schaffen. Aber des Gleichklangs wegen dürfen wir es doch hier anreihen. Zwar hat man auch schon versucht, sich die Mahlzeit und das Essen klar zu machen durch jenes einfachere Wort Mal. Ist nicht die Mahlzeit ein zu einer bestimmten Zeit aufgetragenes Essen? Mahlzeit also eine bestimmte Zeit! In manchem Haus wäre es wohl gut, wenn es so wäre und die Uhr sich nicht nach dem Essen, sondern das Essen sich nach der Uhr regelte. Allein das Wort Mahl erinnert uns an die alten Gerichtsverhandlungen und Verträge, welche im Althochdeutschen mahal hießen. Wo ein Vertrag geschlossen war, da besiegelte ihn ein Essen. Unter Umständen wurde eben bei dieser gemeinsamen Mahlzeit verzehrt, was dem schuldig gesprochenen Teil als Buße auferlegt worden war. So ruht das deutsche Mahl auf dem deutschen Recht. Es trägt einen feierlichen Charakter an sich. Deshalb redete man auch erst nach der mittelhochdeutschen Zeit von Mahlen. In dieselbe Vorstellungswelt gehört der Mahlschatz, den die Verlobten einander als Pfand der Treue schenken; zwei silberne Becher will Luther seiner Braut verehren. Hübsch ist, was darüber Günther dichtet: Dein Mahlschatz ist mein Herz, Dein Herz mein Heiratsgut. Der Mahlschatz wurde eben verabredet auf der Mahlstatt. Hier fanden die Verhandlungen statt zwischen Sippe oder Stamm. Der Adel hatte seine Mahlstatt und die Bürger die ihrige. Es war der Ort gemeinsamer Beratung, der

Ort, auf dem das Recht gesprochen wurde: das Recht in Familienangelegenheiten wie in Strafsachen. So berichtet uns der Mahlschatz des alten Deutschen von der Sitte, daß Eheschließung eine feierliche, förmliche Verabredung voraussetzte: einen Vertrag (= mahal), dem dann das Vertragsessen (= mahal) folgen konnte. Sieht uns das einfache Wort Mal nicht ganz anders an, seitdem wir es auf dem Hintergrund des deutschen Familienrechts verstehen gelernt? Etwas Kerniges, Sicheres legt sich in das Wort: es wird getragen von dem engen Zusammenhalt der Geschlechter, es erinnert an den zähesten Saft, den es giebt, an das Blut und die Blutsverwandtschaft.

* * *

M e n s c h ist ursprünglich nur ein Eigenschaftswort. Man redete von der männischen Art und kannte männische Weiber und weibische Männer. Nur die nieder- und hochdeutschen Stämme haben ein Hauptwort daraus gemacht. Man denkt an das menschliche Wesen im allgemeinen in der älteren Sprache: daher d a s Mensch. Auch „der Mann" bedeutet ja ursprünglich nicht den Gegensatz vom Weib, sondern einfach die Person, ohne Unterschied des Geschlechts. „Ist deine Zeit wie eines Menschen Zeit oder deine Jahre wie eines Mannes Jahre?" lesen wir im Heldengedicht Hiob. Für den Sprachpsychologen bleibt es merkwürdig, daß hier die Sprache anfänglich das Abstrakte ausdrückt und erst allmählich und nicht einmal in all ihren Zweigen die konkrete Bezeichnung herausarbeitet. So behält das Angelsächsische ohne weiteres die sächliche Form von Mensch bei und verwendet sie nur für das genus humanum.

Derselbe philosophische Zug setzt sich in dem Gedanken fort, daß der Mensch ein kleines Kompendium der Welt sein müsse. Alles, was das Weltall an Grundstoffen in sich enthält, vereinigt der Mensch. Was moderne Philosophen als neue Entdeckung verkündigten, daß der Mensch ein Mikrokosmos sei, behauptet schon ein unschuldiges Kräuterbüchlein des 14. Jahrhunderts, und die Lehre von der Komplexion der Elemente im Menschen war eine hochgeschätzte Geheimlehre. Glücklich derjenige, der die Kraft der vier Komplexe in sich schloß! Das Gleichgewicht der Seele drückt sich in dieser geheimnisvollen Formel aus, und es steckt wohl mehr Tiefsinn in jenen scheinbar lächerlichen Medizinbüchern, als man obenhin vermutet. Es berührt uns wunderbar, wie jene abenteuerliche Volksanschauung vom Menschen den ganzen Prozeß des modernen Entwicklungsgedankens gewissermaßen vorwegnimmt: der Mensch eine Mischung der Grundbestandteile der gesamten Schöpfung, der Mensch die Krone der Schöpfung. „Das schönste Tier, das die Natur hervorgebracht hat, ist der Mensch", schreibt Goethe.

Und neben dieser Philosophie stehen die altehrwürdigen Anschauungen der biblischen Schöpfungsgeschichte mit ihrem erhabenen Sinn vom göttlichen Ebenbild; der Gegensatz zum Tier wird hervorgehoben. Der Mensch steht nicht weit unter Gott, wie es eine spätere zerrissene Zeit ausgedrückt hat: „unselig

Mittelding von Engeln und von Vieh!" Welche Rätsel umschließt das kurze, klanglose, farblose Wort: Mensch!

Der philosophische Gehalt ist nicht auszutreiben aus diesem Worte: denn auch der Mensch in seiner Vollbedeutung ist es eben nur, wenn man absieht von all seinen persönlichen Eigenschaften, von den Verhältnissen, in welchen er lebt, der Stellung, die er bekleidet, dem Namen, den er trägt. Eine ganze Fülle von Gedanken entbindet Goethes Wort: „Zufrieden jauchzet groß und klein; Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." Und Schiller läßt den Apollo gestehen: „es sei Entzücken, Mensch unter Menschen sein." Das Anziehende, Reizvolle liegt gewiß in dem widerspruchsvollen Gedanken, den das Wort Mensch auslöst: Er ist nur ein Mensch! aber er ist ein ganzer Mensch! Jeder einzelne muß sich messen an seinem eigenen Maß, das er in sich trägt: am inneren Menschen, um im Vollsinn ein Mensch zu werden im äußern ...

Doch genug der schweren Kost! Was ist das für ein entsetzlicher Mensch, werden meine Leser denken, der es wagt, uns dergleichen vorzusetzen! Es wird eben so ein junger M e n s c h sein mit unvergorener Phantasie; ein junger M a n n würde bescheidener sein. Aber derlei Zeug liest ja kein Mensch! Das ist zum Tollwerden. Nun gut! Aber ich bitte nur um Eins! Erinnern Sie sich des alten deutschen Sprichworts:

Menschen und Wind
Aendern geschwind!

und der Zorn ist verflogen, und das nächste Mal schlendern wir fröhlich umher in dem Wald der deutschen Sprache und ihrer Worte und klopfen an ein ander lustig Bäumchen und schütteln und sehen, was es uns wohl für Früchte in den Schoß werfen wird. Und im übrigen: errare humanum est: Irren ist menschlich!

* * *

Es giebt einen hübschen Atlas, in welchem die verschiedenen Blattarten farbig dargestellt sind. Das Auge ist erstaunt über diese Mannigfaltigkeit der Formen: ein verschwenderischer Reichtum an Schönheit und Bildungskraft ist ausgegossen über unserm deutschen Wald. Wir beachten die Bäume nicht genug, die solch hübschen Schmuck tragen; nur wo ein mächtiger Stamm das Auge reizt, verweilen wir einen Augenblick.

Was wollte denn die Sprache sagen mit dieser Lautverbindung: B a u m. Vielleicht finden wir gar keinen poetischen Gedanken: Baum ist seiner Sprachwurzel nach einfach so viel wie Holz. Wir sehen den kecken Schiffsjungen hoch oben am Mast b a u m seine Mütze schwingen! Wir wissen, wie in der Weberei die geleimten Fadenketten aufge b ä u m t, d. h. auf eine Walze aufgewickelt werden, welche den Namen Ketten b a u m führt. Hebe b a u m und Schlag b a u m sind uns wohl bekannt. Ueberall nichts als gezimmertes Holz! Nichts als gezimmertes Holz ist die letzte Wohnung des Menschen: der Totenbaum ist der Sarg, und manche Schweizerdirn geht tiefbetrübt mit ihrem Mann hinter

dem „Bömmli" her, darin ihr Erstgeborener hinausgetragen wird zur friedlichen Ruhestätte. In vielen alten Gräbern hat man völlig ausgehöhlte Baumstämme für Leichen gebraucht gefunden. Der Lebensbaum wird zur Totenlade. Der Baum ist zunächst nichts weiter als das Material, aus dem man baut.

Und doch ist er selbst ein Gebäude, entworfen vom Baumeister, kunstvoll verfertigt von der Mutter Erde. Es wächst aus dem Boden ein gewaltiger Bau. Der Baum ist das treibende, sprießende Holz: es ist das Lebensbild. Bedeutet doch das angelsächsische Wort beam auch noch einen Strahl des Lichts und eine Posaune, aus der sich Schallwellen ergießen gleich den Sonnenstrahlen. Licht und Schall sind die sichtbaren Gestalten der Bewegung. Dadurch, daß dasselbe Wort für sie und für den Baum gebraucht wird, soll doch wohl angedeutet werden, daß der Baum dieselben bewegenden, belebenden Kräfte in sich schließt. Der Baum ist Holz, aber lebendiges Holz: er ist ein Sinnbild des fröhlich freien Wachstums. Und die Menschen haben nicht nur Galgenbäume aufgestellt: sie tanzten auch um den Freiheitsbaum.

Eine Reihe von sprichwörtlichen Redensarten hat der Volksmund über den Baum gedichtet; am nächsten liegt der Beobachtung das erste: Wie der Baum, so die Frucht. Tragische Erfahrungen liegen dem andern zu Grunde: Der Baum genießt seine Aepfel nicht. Humor und Ironie offenbaren die Sprüche von den hohen Bäumen. Große Bäume geben mehr Schatten als Früchte. Hoher Baum fängt viel Wind. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Je höher Baum, je schwerer Fall. Der einfache, alte Mann in seiner bescheidenen Häuslichkeit weiß genau, daß krumme Bäume gerade so viel Obst tragen wie gerade.

Genug des Moralisierens! Die Schönheit des lebendigen Walds verkündet uns das Wort Baum. Begeistert ruft Platen dem Frühling entgegen:

> Sehn wir euch wieder um uns, ihr flurenverjüngende Götter,
> Schmücken dir wieder, o Mai, Laubdiademe die Stirn.

Ein entlaubter Baum ist ein Bettler, der um ein Almosen bittet. Das Laub ist sein Kleid, sein Schmuck. Und hier wird uns die Sprache zur Lehrmeisterin. Unter Laub versteht sie ursprünglich nicht das Laub, diesen abstrakten Begriff der verallgemeinernden Wissenschaft, sondern das einzelne Blatt. Die Sprache führt uns vor das kleine Blättchen und sagt: schau dies an, dieses Laub in seiner eigentümlichen Schönheit, es ist der Mühe wert. Das kernige Sprichwort, das dem Nivellement der Kultur am längsten Widerstand leistet, hat diesen ursprünglichen Sinn vom Laub als einzelnem Blatt bewahrt: Er zittert wie ein Laub, sagt es von dem Furchtsamen. Die technische Wissenschaft hat das Wort verengt. Das Laub bedeutet ihr das Laubholz im Unterschied von dem Nadelholz, einem Unterschied, den das Englische nicht kennt. Oder redet man davon, daß der Schlag im dritten Laube steht — verstehe: dreimal hat der Wald gegrünt!

Aus der Bibel kennen wir das jüdische Laubhüttenfest. Auch von den alten Germanen wissen wir, daß sie in den südlicheren Teilen gern aus Reisig, Aesten, Hürdenwerk sich eine Wohnung zurecht machten. Unsere Gartenlaube ist recht jung. Sie ist ein Kind der entwickelteren Gartenkunst. Man legte Laubgänge an und nannte diese „Lauben" etwa seit dem 16. Jahrhundert. Daher bedeutete Laube etwas ganz anderes. Der Vorraum des Hauses wurde Laube genannt, oder auch ein leicht gebauteres Speisezimmer. Die Galerien an bayrischen und schweizerischen Häusern sind die Laubgänge. Die städtischen Häuser des Mittelalters hatten ihren Gang, oder ihre Laube, einen Raum an der Hinterseite eines oberen Stockwerks, der zu Wirtschaftszwecken verwendet wurde. Ja, aus dem duftigen Laubgewind wird gar ein Steinbau. Die Vorhalle einer Kirche bekommt den Namen Laube. Und manche kennen die Tuchlauben, Brotlauben, jene Gewölbe unter den bedeckten Gängen entlang dem städtischen Marktplatz. Wie die Gotik die Steinmasse gliederte, auflöste, in Ranken- und Blätterwerk verflüchtigte, so geht hier die Sprache den umgekehrten Weg: die Technik hat ihn ihr geebnet. Auch Steinbauten sind nun unter das Regiment des duftigen, schlichten Laubs geraten. Die Kunst ist zur Natur zurückgekehrt.

* * *

Da sitzt sie am Ofen, die kleine hübsche **Katze**, der Liebling der Kleinen, und putzt sich und reibt sich und schmiegt sich an den warmen Ofenstein, und kümmert sich auch gar nichts um das Kopfzerbrechen, das sie vielen Gelehrten gemacht hat. Sie weiß gar nicht, daß sie einen der merkwürdigsten Namen trägt. Das ist ihr ganz einerlei.

Fast sämtliche nordeuropäischen Sprachen kennen die Katze. Aber woher Katze und Kater ihren Namen genommen haben, darüber streiten sich die Sprachforscher. Lassen wir's dabei bewenden und sehen uns nach der Rolle um, welche das bescheidene Kätzchen in der Sprache spielt. Da hat es das schmiegsame Ding fertig gebracht, einer ganzen Gattung von Raubtieren den Gesamtnamen abzugeben. Löwe, Tiger, Leopard, Panther müssen sich alle von der Naturkunde Katzen benennen lassen. Ja, es nimmt Tieren ihren guten Namen, bei denen man's gar nicht für möglich halten sollte: die Aeffin heißt diethmarsisch apkatt; das Eichhörnchen nennt der Oesterreicher aichkatzl; der Igel wird auf Bornholm zur Igelkatze, und selbst das Murmeltier im salzburger Gebirg muß sich mangelkatz taufen lassen. Am seltsamsten jedoch ist, daß uns Simrock in seinem Kinderbuch vom maikatt erzählt und uns so den Maikäfer als Maikatze vorstellt.

Die Eigenarten der Katze hat man ihr überall abgesehen. Drum spricht der Volksmund von schmutzigen Kindern als von solchen, die sich wie die Katze waschen. Wer sich wohl dran zu machen weiß, der trägt einen Katzenbuckel. Schmeichelei und Trug sind ihr Element: Drum hüte dich vor den bösen Katzen, die vornen lecken, hinten kratzen. Die Katze läßt das Mausen nicht: denn Art

läßt nicht von Art. Und die Mäuse wissen wohl, daß es ein gefährlich Ding ist, der Katze die Schellen umhängen.

Nicht so allgemein bekannt sein dürfte, daß schon früh das scharfe Gesicht der Katze beobachtet wurde. So lesen wir in einem alten Spruch:

Nimm die Augen in die Hand und die Katz aufs Knie!
Was du nicht siehst, das sieht sie.

Auch jenes noch nicht ganz aufgeklärte Rätsel der Mechanik, wonach die Katzen stets auf die Füße fallen, hat dem Volkswitz Anlaß gegeben, seine Weisheit in den schalkhaften Spruch zu kleiden: Katzen und Herren fallen immer auf die Füße. Und weil die Katze immer wieder auf die alten Füße fällt, so bleibt eben alles beim alten. Wie reizend hat hier der Mutterwitz sich mit der traurigen Wahrheit von der Schwerfälligkeit des menschlichen Fortschritts zurecht gefunden. Schlangen und Katzen haben ein zähes Leben. „Die Katze hat sogar neun Leben." So kommt es, daß sie etwas Unheimliches in sich hat; aber doch zugleich verächtlich ist. „Das ist für die Katz!" Wir können das oft beobachten, daß der Mensch sich an den Wesen, die er mit einer übernatürlichen Eigenschaft ausstattet, dadurch gewissermaßen rächt, daß er sie gründlich mißachtet, sobald sie ihm nicht schaden können: er befreit sich von seinem eigenen Wahn.

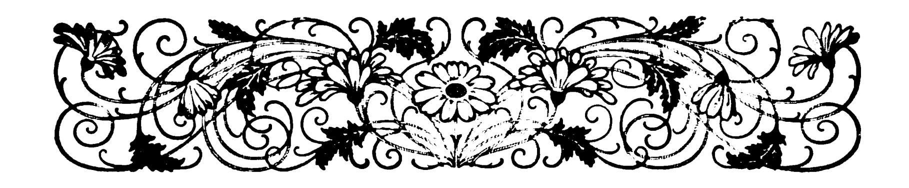
Allein das Kapitel der Katzensprichwörter ist noch lange nicht erschöpft. Ein vorlauter Junge wird abgefertigt mit der Frage: Was weiß die Katze vom Sonntag? Dem furchtsamen Mann läuft die Katze den Rücken hinauf. Dem gutmütigen Kerl giebt man die Lehre: Es ist zuviel von der Katze begehrt, daß sie bei der Milch sitze und nicht schlecke. Wer unbesehen einen Handel geschlossen, der hat die Katze im Sack gekauft, statt eines Hasen.

Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz sind die Kühe, so die Katzen grau!

Die Katze ist gern, wo man sie streichelt: jeder hört sich gerne loben. Bring eine Katze nach England, sie wird doch miauen. Die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt. Wenn die Katze aus dem Haus ist, springen die Mäuse über Stühle und Bänke. Ja, die Katze hat es offenbar verstanden, sich in die Vorstellungswelt des deutschen Volkes einzuschmeicheln. All ihre liebenswürdige Schwachheit und ihre hinterlistige Schlauheit wird verwertet, um die Menschenwelt zu charakterisieren. Der alte Zug des Märchens kommt hier zum Vorschein, daß die Tierwelt in ihren Tugenden und Fehlern dem Menschen Führer und warnendes Exempel sein will.

Das höchste Ehrenprädikat haben wir noch gar nicht erwähnt. Die Katze ist das heilige Tier der Göttin Freya. Drum muß die Braut die Katze gut füttern, dann bekommt sie schönes Wetter am Hochzeitstag. Merkt's euch, ihr hübschen Mädchen! Und wer die Katzen gerne hat, bekommt eine schöne Frau. Hört ihr's, Junggesellen! Ein probates, einfaches Mittel.





Armenpflege.

Von

Karl Bechstein.



Armenpflege, welche Beruhigung liegt doch in dem Wort — nicht allein für die, welche hungrig und bloß die Hand ausstrecken.

Giebt es denn eine bessere Gelegenheit für fromme Damen und Herren, ihre Kräfte uneigennützig in den Dienst der Barmherzigkeit, der Liebe zu stellen, zu wirken und zu schaffen für die notleidenden Brüder und Schwestern?

Brüder und Schwestern sind ihnen durch Christus alle die Kranken und Verlass'nen, Christenpflicht ist es, Elend und Armut zu lindern, zu versüßen, und Wohlthätigkeit ist eine Göttin des Himmels.

Begleiten wir eine der Wohlthäterinnen auf ihrem Samariterwege, treten wir mit ihr ein in die Hütte des Elends.

Es ist eine vortreffliche Frau.

Wo nur die Zeitung berichtet über einen Verein zur Linderung des Loses Bedrängter, über ein Werk zur Verherrlichung des Reiches Gottes auf Erden, da steht der Name der Frau v. G. in den ersten Reihen. Wo Gutes gestiftet wird, ist sie dabei.

Wie viel mag diese Frau erst thun im Verborgenen, wo die Rechte nicht sieht, was die Linke thut!

Auch gar nicht stolz ist sie; nicht ihren Diener schickt sie, sie tritt selbst an das Bett ihrer Kranken, sie, die hohe Dame, aus ihren Prunkgemächern.

Ein armselig Stübchen ist es, welches sich heute ihr öffnet; ein Bett, zwei mit verschossenem Kattun bezogene Stühle davor, ein Tisch und eine alte Lade sind alles, was an Geräten darin zu finden ist. Doch der alten Frau, die krank im Bett liegt, ist es genug, sie braucht bald nichts mehr von allem. Alle ihre Wünsche gipfeln jetzt in dem einen: „Ach, könnt' ich sterben!"

Das war auch die Antwort, die sie auf die Frage der Frau v. G. gab, was ihr fehle?

„Aber, liebe Frau," entgegnete diese, „wie können Sie so etwas sagen! Gott im Himmel hat uns das Leben gegeben, sein weiser Ratschluß bestimmt

auch das Ende. Darüber darf man nicht murren; es geschieht keinem über das Maß seiner Sünden. — Haben Sie denn nicht Kinder, die Sie pflegen könnten?"

„Vier Kinder habe ich aufgezogen," sagte weinend die Alte, es wurde ihr schwer zu sprechen — „drei davon habe ich wieder begraben — das vierte kennt die Mutter nicht mehr — sie kann ihm nichts mehr nützen."

„Ach ja," seufzte die Dame, „immer dasselbe, das vierte Gebot kennen heute so wenig Kinder, es fehlt ihnen an der rechten Erziehung in wahrer Gottesfurcht."

Noch einiges mehr sagte sie über den Segen einer christlichen Erziehung und fragte dann, ob sie sich früher nichts gespart habe.

Wehmütig sah die Alte empor, und nur ganz leise und abgerissen antwortete sie: „Ja, ein paar Thaler waren wohl übrig geblieben — aber die Grabgelder für die Kinder" — hier ging ihr wieder die Sprache aus, sie war zu schwach.

„Wer hat Sie denn bis jetzt erhalten?"

„Gute Leute — ich brauche wenig."

„Nun, ich werde mich für Sie verwenden, Ihnen aus der Speiseanstalt kräftiges Essen schicken lassen. — Sie hätten sich schon früher an uns wenden sollen. Wir sind freilich sehr in Anspruch genommen, es giebt so viele Arme, ja, gute Frau, es giebt noch ärmere Leute als Sie; — Sie haben doch noch ein gutes Bett, ein sehr schönes Bett."

So sprach die fromme Dame. Aber die Gestalt auf dem Lager hob sich da empor — zitternd — die knochigen Finger krampften sich zusammen, das matte Auge schien wieder neu belebt, doch belebt von Wut und Gift, und mit heiserer, schriller Stimme rief die Alte: „Fort! Gehen Sie! Nichts will ich! Nicht einmal ein Bett zum Sterben darf man haben."

Es war zu viel, ermattet sank sie in die Kissen zurück und rang nach Luft, nach Luft zu einem Fluche.

Entrüstet über solchen Undank verließ die Dame das Zimmer; das war ihr noch nie begegnet.

Ja, Wohlthätigkeit ist eine Göttin des Himmels, aber wohl denen, die ihren Segen nicht zu erflehen brauchen!





Streifende Gedanken aus Hebbels kritischen Schriften.

Als Emil Kuh im Jahre 1867 zum erstenmal die kritischen Aufsätze Hebbels sammelte und herausgab, schrieb er in der Vorrede, daß nur ein verschwindend geringer Teil unter die Kategorie des Wertlosen, für den Tag Berechneten falle. Hebbel setze in den meisten Fällen, wenn er kritisch thätig sei, die ganze Kraft und den vollen Ernst seiner Natur ein. Der Kultus der Papierschnitzel sei bei ihm schon aus dem Grunde unmöglich, weil kein Material dafür vorhanden sei. Und in der That: wenn man den starken Band durchforscht, in dem die kritischen Schriften vereinigt sind, staunt man über die ungeheure Förderung, die die Wissenschaft der Kunst (im besonderen des Dramas) durch den gedankentiefen Dithmarscher erfahren hat. Vielleicht war niemals in einem Menschen so viel poetische Kraft und so viel scharfsinnige Erkenntnis vereinigt, wie eben in Hebbel, den man einmal ein „Gehirnraubtier“ genannt hat. Es ist auch wirklich etwas Dämonisches, etwas Wildes in der Art, mit der sein Geist — gleichsam im Sprung — die Probleme der Kunst packt und nicht losläßt, bis sie ihr Dasein als Probleme ausgehaucht haben und endgiltig besiegt sind. Die beste Aesthetik wird immer die sein, die von einem Dichter geschrieben wird, der zugleich Philosoph ist, und das eben trifft bei Hebbel, wenn auch nicht ganz, so doch in hohem Maße ein. Aus seinen Arbeiten spricht der Theoretiker, aber auch der sozusagen Praktiker, der uns nicht mit wesenlosen Spekulationen belästigt. Seine Worte befriedigen die Vernunft und lassen doch das Blut des Lesers schneller durch die Adern pulsen. Ein Künstler und ein Philosoph ...

Zu dieser eigentümlichen Begabung Hebbels kam eine unerbittliche Strenge des Charakters, die ihm nicht gestattete — etwa um des lieben Brotes willen — auch einmal einen minderwertigen Aufsatz aufs Papier zu werfen. Man könnte versucht sein, solchen Charakter finster zu nennen, aber das Wort stirbt, noch eh' es geboren ist, wenn man die erschütternd wahren und ergreifenden Worte liest, mit denen er seine „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers“ schließt. Deutschland hat ohne allen Zweifel, sagt er, bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin; aber in einem Punkt bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem

heiligen Ernst und der sittlichen Strenge, womit ich meine Kunst ausübe, welche ich keinem, und wenn ich auch nichts über meine Zukunft weiß, dies weiß ich, daß meine Zeit einer späteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die sie in die meinige setzt. — Nur wer selbst schaffender Dichter ist, weiß am Ende ganz zu empfinden, wie viel großartige Resignation hinter diesen Worten liegt. So spricht ein Mann, der mit der Welt des Erfolgs und des lauten Ruhmes abgeschlossen hat, der alle holden Illusionen abthat und sich darein fand, für den Lorbeer und nur für den Lorbeer zu schreiben. Man muß Seelengröße haben, um das zu können, und eben dieser Seelengröße, die nur auf das Bleibende und Dauernde sah, die in die Unendlichkeit blickte und die Endlichkeit vergaß — eben dieser Seelengröße danken wir den eminenten Wert der Gedanken, die in den kritischen Schriften niedergelegt sind.

Aber es sind nicht nur wertvolle Gedanken, es sind auch streitende. Wie fast bei jedem Künstler war auch bei Hebbel die Theorie im letzten Grunde immer eine Verteidigung der eigenen Kunst. Seine Gedanken fallen wie schwertbewaffnete Männer in die Scharen der geschniegelten Modejünglinge ein; sie streiten mit furchtbaren Waffen gegen die Perfidie und Dummheit der Kritik; sie räumen unerbittlich auf mit den seichten Vorurteilen, die das Gedeihen der Kunst verhindern. Sie streiten wie Krieger, die sich ihrer Unsterblichkeit bewußt sind.

Streitende Gedanken aber brauchen wir heute mehr denn je, und wir können Hebbels Gedanken wecken, weil die Feinde, gegen die sie ihre Schwerter kehren, heute noch leben und verhältnismäßig rüstig sind. Es ist betrübend, wie wenig die Situation sich seit den Tagen Hebbels zu Gunsten der Kunst geändert hat. Ich sage: wie wenig, und sollte am Ende lieber sagen: wie ganz und gar nicht. Denn die einzige Veränderung, die man wahrnehmen kann, besteht schließlich darin, daß — Hebbel fehlt.

Es begreift sich von selbst, daß wir aus den kritischen Schriften nur die Geister citieren, die gegen Mächte streiten, die auch uns bedrohen. Eine erschöpfende Darstellung ihres Gedankeninhalts können und wollen wir nicht geben. Wir wollen mit lebendigen Gedanken gegen die lebendige Unwissenheit und Bosheit kämpfen. Sollte dabei so etwas wie eine bissige Anmerkung zum „menschlichen Fortschritt“ herausspringen, so liegt es in der Natur der Sache, nicht an unserem Pessimismus.

Das erste, an das erinnert werden muß, ist der hohe Beruf, den Hebbel dem Drama zuschrieb. Das Unglück ist nicht, ruft er einmal aus, daß man vom Drama zu viel, sondern daß man gar nichts davon verlangt. Ach nein! Sie verlangen nichts vom Drama, die guten Leute, die die Stücke von Blumenthal, Dreyer und Fulda mit schmatzendem Behagen in sich aufnehmen. Sie wollen „kein tiefsinniges und unergründliches Lebenssymbol, sondern ein gemeines Lebensrätsel, das mit der gelösten Spannung in nichts zerplatzt, und außer stande, auch nur die dürftigste Seele für einen Moment zu sättigen, nichts erweckt, als den Hungerruf: was Neues! was Neues!“ Ich sage euch aber, ruft Hebbel, ihr, die ihr euch dramatische Dichter nennt, wenn ihr euch damit begnügt, Anekdoten, historische oder andere, es ist gleich, in Scene zu setzen, oder, wenn's hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinander zu legen, so steht ihr, ihr mögt nun die Thränenfistel pressen oder die Lach-

muskeln erschüttern wie ihr wollt, um nichts höher, als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt. Hebbel will mehr. Nur wo ein Problem vorliegt, hat die dramatische Kunst etwas zu schaffen. Nur wo die Welt aus ihren Fugen zu weichen scheint, um doch in einer höheren Idee ihre Einheit wiederzufinden, liegt ein dramatischer Stoff. Das höchste Genre der Kunst soll die Welt in ihrer Totalität spiegeln. Eben darum aber muß es eingreifen, wo ein Riß durch die Schöpfung zu klaffen scheint, wo der freche Aufruhr in den Himmel langt, um die Allmacht herunterzuholen. Freilich: die Kunst darf sich nicht damit begnügen, einzugreifen, sie muß den Menschen aus dem furchtbaren Kampf der widerstreitenden Gewalten heraus und auf einen hohen Berg führen, so hoch, daß unter ihm das Gebrause der Welt verschwindet und er still hinausblickt in die schweigende Unendlichkeit. Das ist nicht wenig verlangt. Das ist vielmehr alles, was selbst vom höchsten Menschen verlangt werden kann. Um dieser hohen Forderung zu genügen, muß er die Welt, in der er lebt, ganz durchschauen und in ihrem Verhältnis zur Ewigkeit begreifen. Man messe einmal mit diesem Maß unsere neuere dramatische Litteratur, selbst ihre besten Talente, und man wird finden, daß wir arm sind. Ach, wir sind schon froh, wenn in einem Stück etwas Leben ist, wir verlangen gar nicht mehr das Leben. Wir müssen schon loben, wenn die Charakteristik gut und die Psychologie richtig ist, und doch stellte Hebbel die Dichter dieser Art auf eine Stufe mit den ehrlichen Leuten, die Marionetten tanzen lassen. O, es ist sehr gut, ungeheuer notwendig, sich mitunter aus der Nichtigkeit der Premièren in die unendliche Halle der Hebbelschen Gedanken zu flüchten.

Natürlich giebt es Leute (und heute wimmelt die Welt von ihnen), die bei den Worten Problem, Idee, Ewigkeit zusammenzucken, um bald darauf mit souveräner Dummheit allerlei Weisheit wie „abstraktes Zeug, blutarme Ideendichtung“ und ähnliches herunterzubeten. Bis zu einem gewissen Grad sind diese Philosophen ja zu entschuldigen. Sie denken sich das Verhältnis von Idee und Dichtung etwa so: Man nehme (wie es in den Kochbüchern heißt) eine Idee und stülpe darüber — wie über einen Besenstiel — einen Jambenrock, dann kröne man das Ganze — wie mit einem Cylinder — durch eine weise Schlußsentenz. Daß auf diese Weise nur eine künstlerische Vogelscheuche entstehen kann, versteht sich am Rande. Hebbel kannte seine Leute und hat darum ihre liebe Vogelscheuchentheorie gleich einer Abfuhr gewürdigt. Es handelt sich nicht, fügt er ausdrücklich hinzu, um ein allegorisches Herausputzen der Idee, nicht um die philosophische, sondern um die unmittelbar ins Leben selbst verlegte Dialektik. Er will nicht dargestellte Philosophie (niemand hat das blutiger gegeißelt als er), sondern realisierte Philosophie, was einen Unterschied ausmacht, auch wenn ihn die nicht begreifen mögen, denen die Philosophie ein Greuel ist, weil sie leider Nachdenken erfordert.

Auch für Hebbel sind — wie für die Modernen — die Charaktere das Wesentliche, die Fabel das weniger Wesentliche. Aber auch in diesem Punkt können unsere heutigen Dichter von ihm lernen. Er sieht keineswegs mit der souveränen Verachtung auf die Fabel herab, die heute zum guten Ton gehört. Er schämt sich ganz und gar nicht zu fordern, daß der geistige Inhalt der Dichtung in einer spannenden Anekdote auseinander fallen solle. Damit will er erreichen — so wenig „übermenschlich“ ist dieses Genie —, daß auch die geistig

Armen, die die eigentliche Handlung gar nicht ahnen, sich freuen können. Unsere modernen Dichter sind ja beträchtlich aristokratischer und sind stolz darauf. Das Wort „Volk“ pflegen sie mit einer Kälte herauszunäseln, um die ein preußischer „Gardeleutnant“ sie beneiden könnte. Der „rohe Haufen“ geniert sie durch seinen Geruch, und — wie Coriolan — hüllen sie sich in seiner Nähe schweigend in ihre Toga. Ich würde vor dieser Größe bewundernd niederfallen, wenn mir nicht eben einfiele, daß sie der Welt bisher nur die Pose, nicht auch die Heldenthaten Coriolans gezeigt haben. Und überdies will mich bedünken, daß Hebbel, dieser plebejische Sohn armer Eltern, doch am Ende mehr verlangt und den Kranz des Erfolges höher hängt, so daß die reservierte Würde der „exclusiven“ Poeten einen fatalen Anstrich von geistiger Ohnmacht erhält. Das mag ein respektloser Gedankengang sein; aber wer kann für die Fehler seiner Natur?

In dem Vorwort zur „Maria Magdalena“ macht Hebbel einem Vorurteil ein Ende, das leider auch heute noch vielfach verbreitet ist. Immer wieder tönt aus dem Publikum die Stimme: Warum zeigt uns dieser oder jener Dichter das Leben nicht auch von der heiteren Seite? Warum führt er uns immer und immer wieder Menschen vor, die lasterhaft und schlecht sind? Warum reißt er immer die Gräber des Lebens auf? Die Welt birgt doch viel Gutes und Schönes! — Gewiß, meine Damen und Herren, das thut sie. Es fragt sich nur, ob sie für ihn das Schöne und Gute birgt. Man verkennt vollständig die Natur des poetischen Schaffens, wenn man glaubt, daß der Dichter seine Stoffe wählt. Er wählt sie so wenig, wie er seine Eltern, sein Vaterland oder seine Gemütsart wählt. Er erlebt seine Stoffe; sie sind sein Schicksal, dem er nicht entrinnt und nicht entrinnen kann. Oder besser: in seinem Schicksal liegen seine Stoffe beschlossen, und so wenig er seinem Schicksal entrinnt, so wenig kann er den Stoffen entfliehen, die es bedingt. Der Augenblick, in dem einem Dichter der Stoff aufgeht, ist das empfangende Stadium der Poesie. Dieses Stadium aber liegt tief unter der Schwelle des Bewußtseins und fällt manchmal in die dunkelste Ferne der Kindheit zurück. „Den Gevatter Handwerker mag man schelten, wenn er etwas bringt, was dem gnädigen Herrn mit vielen Köpfen nicht behagt, denn der wackere Mann kann das eine so gut liefern, als das andere, er hat sich, als er seine Anekdote auswählte, bloß im Effekt verrechnet, und für Rechenfehler ist jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er's nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt sich nicht zurückverdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann ebensogut wie eine leibliche die Vernichtung, sei es nun durch den Tod oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen. Man denke an Goethes Jugendgenossen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe.“

Man weiß, daß in unserer Zeit die Sehnsucht nach dem historischen Drama lebendig geworden ist. Einer nach dem andern von unseren jungen Poeten versucht, die Flügel zum Höhenflug zu spannen, bisher leider immer nur mit negativem Erfolg. Man ist des Kleinen und des Kleinlichen müde und rettet sich in die Geschichte hinein, um wieder zu Größe und Bedeutung zu kommen. In diesem Zusammenhang ist es interessant, zu erfahren, wie Hebbel über das Verhältnis des Dramas zur Geschichte dachte. Er hat sich an mehreren Stellen

darüber geäußert, zuerst in einer Schrift: „Mein Wort über das Drama“, die später in einer Polemik gegen den dänischen Professor Heiberg noch eine tiefgreifende Erläuterung und Erweiterung erfuhr. Er fragt hier: Inwiefern muß das Drama historisch sein? — und antwortet: „So weit als es dieses schon an und für sich ist, und als die Kunst für die höchste Geschichtsschreibung gelten darf, indem sie die großartigsten und bedeutendsten Lebensprozesse gar nicht darstellen kann, ohne — — die Atmosphäre der Zeiten zugleich mit zur Anschauung zu bringen.“ Man muß hier an die hohe Aufgabe denken, die Hebbel dem Drama zuschreibt. Er verlangt vom dramatischen Dichter, daß er seine Zeit durchschaue und in ihrem Verhältnis zur Ewigkeit ermesse. Wird diese Forderung erfüllt, entsteht allerdings ein Kunstwerk, das der Nachwelt gegenüber Geschichte ist. Von einem solchen Drama kann mit Recht gesagt werden, daß es „an und für sich“ historisch sei und „als höchste Geschichtsschreibung“ gelten darf. Völlig gleichgiltig ist es dabei, welcher Art der Stoff ist. Er kann modern sein, kann das Schicksal eines Tischlermeisters behandeln, ohne daß dadurch dem historischen Charakter des Stücks irgend ein Abbruch geschähe. Es ist eben nicht historisch in einem äußerlichen Sinne, nicht historisch durch den behandelten Stoff; es ist historisch an sich. Will man Hebbels Ansicht in eine knappe Formel bringen, kann man sagen: durch das Drama soll der Geist der Geschichte wehen; einen geschichtlichen Stoff braucht es nicht zu behandeln. — Hebbel bekennt sich ausdrücklich zu dem „nüchternen“ Lessingschen Ausspruch in der Dramaturgie, „wonach der dramatische Dichter die Geschichte, je nach Befund der Umstände, benutzen oder unbenutzt lassen darf, ohne in dem letzten Fall einen Tadel oder in dem ersten ein specielles Lob zu verdienen“. Aus diesem Standpunkt ergiebt sich von selbst, daß er es — einmal einen historischen Stoff vorausgesetzt — mit der äußeren Geschichte nicht sonderlich genau nahm. Es kam ihm immer nur auf den Geist der Sache an. Von der „materiellen“ Geschichte sprach er mit herber Verachtung: Es könne nicht die Aufgabe des Dramas sein, mit diesem verdächtigen Konglomerat von Begebenheiten, Skizzen und Gestalten-Schemen einen zweifelhaften Galvanisierungsversuch anzustellen, meinte er. Wenn wir aus all dem Gesagten für unsere Zeit eine Nutzanwendung ziehen wollen, muß es eine Warnung sein. Eine Warnung an unsere jungen Dichter, nicht dem Wahn anheimzufallen, als hätten sie uns Geschichte gegeben, weil sie einen historischen Stoff behandeln. Diese Warnung aber hat wiederum eine trostreiche Kehrseite. Man braucht nicht in die graue Vergangenheit zurückzufliehen, um ein historisches Drama zu schreiben. Das Schicksal eines Berliner Schusters, wenn man es sub specie aeternitatis betrachtet, giebt ein historisches Drama so gut wie das Schicksal Cäsars. Auf den geistigen Gehalt kommt alles an. Wenn unsere jungen Dichter bisher keine historischen Dramen lieferten, lag es nicht an ihren Stoffen, sondern an ihnen. Es nützt nichts, daß sie in die Renaissance zurückfliehen: sie nehmen ihr kleines Ich ja mit. Man wird also gut thun, diese ganze Bewegung nicht zu überschätzen. Die neuen Stoffe thun es nicht. Es muß ein neuer Mann kommen. Und der wird vielleicht mit seinem Dichten ruhig in der Gegenwart bleiben. Jedenfalls kann er es, wenn er es will.

Zu den feinsten Gedanken, die sich in den kritischen Schriften finden, gehören meines Erachtens die Anmerkungen über das Leiden auf der Bühne. Der richtige Satz, daß nur Handlungen in das Drama gehören, erfährt von den

„Theaterpraktikern“ eine entsetzliche, banausische Anwendung. Wo sich Gedanken und Empfindungen zeigen (und gehörten sie noch so fest zu dem eben sich abspielenden Vorgang!), fahren sie entsetzt zurück. Wir wollen Handlung, rufen sie, Handlung, Handlung, Handlung, d. h. Handlung im Sinne des Kolportageromans. Eine Flucht von Begebenheiten wollen sie sehen, die sie zerstreut, nicht aber wollen sie in die Tiefe einer Begebenheit blicken, um sich zu sammeln und ernst zu werden. In ihrem rohen Sinne ist schließlich, wie Hebbel richtig bemerkt, ein stillschweigend gezogener Degen der Höhepunkt aller Aktion. Aber, fügt er hinzu, Handlungen sind keine dramatischen Handlungen, wenn sie sich ohne die sie vorbereitenden Gedanken und die sie begleitenden Empfindungen in nackter Abgerissenheit wie Naturvorfälle hinstellen. Und an diesem Ort nun spricht er die feinen Worte über das Leiden auf der Bühne. Alles Leiden, sagt er, ist im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln. Und weiter: Unser Interesse ruht mit ebenso großer Befriedigung auf dem Menschen, wenn er sich auf sich selbst, auf das Ewige und Unvergängliche im zerschmetterten Individuum besinnt und sich dadurch wiederherstellt, was im Leiden geschieht, als wenn er dem Ewigen und Unvergänglichen in individueller Gebundenheit Trotz bietet und dafür von diesem die strenge Zurechtweisung empfängt. In diesen Worten steckt eine bittere Kritik unseres jüngsten Dramas, das einem lächerlichen Pfennigs-Realismus zuliebe so weit gegangen ist, den Monolog zu streichen. Den Monolog, in dem am ehesten das Leiden seine stille Feier hält, weil in ihm am ehesten jene Selbstbesinnung des Individuums eintritt, von der Hebbel redet.

In einem andern Punkt bestehen wir besser vor Hebbels Kritik: im Punkt der Sprache. Die Zeiten sind endgiltig vorüber, in denen der bekannte „leichte, flüssige Dialog“ ein kritisches Ideal war. Freilich: wenn es gilt, etwa eine Fuldasche Nichtigkeit zu rechtfertigen, holt die Clique noch immer die alten Phrasen hervor. Aber aus der Clique spricht nicht die Unkenntnis, aus ihr spricht das Interesse. Wir stehen in diesem Fall also nicht vor einem ästhetischen, sondern vor einem sittlichen Manko, das wir hier übergehen dürfen. Im allgemeinen hat der Realismus durchgesetzt, daß man den Dialog nicht nach dem Salon beurteilt, sondern danach, ob er lebt und atmet. Hebbel spricht von einem zweifachen Verhältnis, in dem die Sprache zu den inneren Vorgängen eines Dramas stehen kann. Entweder die inneren Vorgänge leben und weben in der Sprache, oder aber es fehlt der organische Zusammenhang und die Sprache ist dann nur ein Bericht über die inneren Vorgänge. Also: die Sprache ist entweder die Sache selbst oder ein Bericht über die Sache. Das erstere ist der Fall jedes echten Dichters. Es leuchtet ein, daß gerade ihm die Glätte nicht leicht werden kann. Seine Sprache schwebt ja nicht frei über der Situation, sondern entwickelt sich in und mit ihr. „Bei jedem Schritt drängt sich ihr eine Welt von Anschauungen und Beziehungen auf, die zugleich rückwärts und vorwärts deuten, und die sie alle mitnehmen muß; die Lebensäußerungen kreuzen sich und heben sich auf, der Gedankenfaden reißt, bevor er abgesponnen wurde, die Empfindung springt um ... und Rauhigkeit des Versbaues, Verwickelung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerspruch der Bilder erheben sich zu wirksamen und unumgänglichen Darstellungsmitteln, wenn sie auch dem oberflächlichen Blick, der nicht erkennt, daß auch das Ringen um Ausdruck Ausdruck ist, als Ungeschicklich-

keiten und Schwerfälligkeiten erscheinen mögen." Dem Dilettanten wird die Glätte leichter. Er lebt nicht das Leben seiner Helden, er räsonniert nur über ihre Empfindungen, was er ja — da er im letzten Grunde unbeteiligt ist — sehr wohl in schöngesetzten Worten thun kann. Aber weil Shakespeare, wie Hebbel sagt, nicht ohne zureichenden inneren Grund seinen Dialog vor sich herwälzt, wie Sisyphus den Stein, hat man noch lange kein Recht, ihn etwa auf den Kotzebueschen als auf ein Muster zu verweisen, obgleich dieser zierlich tanzt und hüpft, wie der Kreisel vor der Peitsche des Knaben.

Wir kommen zum Schluß. Nur noch die geniale Kennzeichnung, die Hebbel der Bühne seiner Zeit und der tragischen Situation des wirklichen Dramatikers zu teil werden läßt, wird zu erwähnen sein. Er erhebt sich hier zu seiner ganzen Größe. Durch seine Worte rollt ein gewaltiges Pathos, während gleichzeitig die Gedanken wie furchtbare Blitze einschlagen. Es wäre unangemessen, diese Sätze, die in der deutschen Litteratur ihresgleichen suchen, in umschreibender oder verkürzter Form zu geben. Wir erteilen dem Dichter selbst das Wort und bitten zu beachten, wie jede einzelne Zeile auch für unsere Zeit und unser Theater geschrieben ist. Hebbel spricht von dem Verhältnis des Dramas zur Bühne und hebt also an:

„Die Trennung zwischen Drama und Theater ist unnatürlich, sie sollte nicht sein. Aber sie *ist* und sie wird schwerlich wieder beseitigt, denn die Idealbühne ist nur einmal, bei den Griechen, wo das Drama aus der Religion hervorging und in Stoff und Form heilig und geweiht war, verkörpert gewesen, das moderne Theater dagegen schwebte zu allen Zeiten mehr oder weniger in der Luft, da es sich wohl zuweilen zum National-Ausdruck erhob, aber nie im Sinne der Griechen ein Nationalakt wurde, noch werden konnte. *Es war von jeher Unterhaltungsmittel, Zeitvertreib.* ... Und warum soll man der Sache den rechten Namen nicht geben? Solange das Theater Zeitvertreib des Volkes, des wirklichen, wahren Volkes, bleibt, ist es nicht verloren, denn das Volk hat Phantasie, es läßt sich hinreißen und erschüttern, und der ihm innewohnende Instinkt für das Echte und Nachhaltige, den es hier, wie allenthalben, wo es als Gesamtheit urteilt, offenbart, schützt den Dichter, der etwas zu bringen hat, besser vor Verkennung und Mißhandlung, als der ‚gute Geschmack' der Halbwisser. Erst wenn es Zeitvertreib der gelangweilten Menschenklasse wird, die sich die allein gebildete zu nennen übereingekommen ist und die nicht von den Mühen des Lebens, *sondern vom Leben selbst ausruhen will*, fängt es zu sinken an, dann sinkt es aber auch schneller, als es je zuvor stieg, denn wahrlich, alle Kunst ruht auf dem tiefsten Ernst, und wenn sie diesen auch allerdings nach Schillers Worten in heiterem Spiel auflösen und bewältigen soll, so ist das noch nicht so zu verstehen, als ob es ihre Aufgabe sei, ihn hinweg zu scherzen oder ihn tändelnd und gaukelnd zu überhüpfen. *Zeitvertreib der ‚Gebildeten', Unterhaltungsmittel während der Verdauung, ist das Theater aber jetzt so ziemlich überall geworden.* Das Volk wagt sich in die stolzen Prachtgebäude, die wir anstatt der bescheidenen Buden errichtet haben, nur noch zagend hinein, es fühlt sich unheimlich in den weiten, glänzenden Räumen, die es, nicht ideell, aber materiell an eine ganz andere Welt erinnern, als diejenige ist, in der es lebt und webt, und die hohen Eintrittspreise erlauben ihm nicht, so oft zu kommen, daß der befangende erste

Eindruck sich abstumpfen und ihm seine geistige Freiheit zurückgeben könnte. Da kann sich denn recht ungestört jene Zartheit des Gemüts entwickeln, die sich die abgeschmackteste Dialektik über erkünstelte Leiden gefallen läßt, die sich aber halb verdrießlich, halb schaudernd abwendet, wenn ein Wirkliches, dem die Poesie Sprache verleiht, seinen Schmerzschrei ausstößt ... Was soll nun aber in solcher Periode der Dichter beginnen? Der Seidenwurm hört nicht zu spinnen auf, weil wollene Kleider Mode werden, und der dramatische Geist nicht zu gestalten, weil man ihm das Theater verschließt. Nichts bleibt ihm übrig, als sein Kunstwerk ‚schweigend in den unermeßlichen Abgrund der Zeit zu werfen‘ und sich ruhig und stolz in der Ueberzeugung, daß die Geschichte zur rechten Stunde jeden Goldfaden in ihr großes Gewebe zu verflechten wissen wird, zu neuen Schöpfungen zusammenzufassen ... Der Dichter thut genug, wenn er seine Werke so einrichtet, daß sie aufgeführt werden können, daß sie sich nicht in die epische Breite oder die lyrische Tiefe verlaufen; ob sie aber wirklich zur Aufführung gelangen, davon konnte wohl in Griechenland ... ihre Bedeutung für die Nation abhangen, aber gewiß nicht bei uns.“ **Erich Schlaikjer.**



Neues Dschungelbuch und anderes. Rudyard Kiplings „Neues Dschungelbuch“*) wird nicht nur von allen denen, die das alte kennen, freudig begrüßt, sondern auch unabhängig von diesem mit Hochgenuß gelesen werden.

Wer Kiplings Dschungelbücher in die herkömmliche Jugendlitteratur einreihen wollte, der befände sich auf dem Holzwege. Gewiß sind sie Jugendbücher in des Wortes allerbestem Sinne. Aber sie sind mehr als das. Sie sind Bücher für jedermann und zugleich Kunstwerke hervorragenden Ranges. Mögen sie mit der Naivetät und Arglosigkeit entzückter Kindheit und Jugend verschlungen, mögen sie in vollem Verständnis der tiefen naturhistorischen, philosophischen und symbolisch-ästhetischen Absichten und Beziehungen mit allen ihren Untertönen und Unterströmungen bedachtsam genossen werden: in beiden Fällen bleibt ihr Wert ein gleicher. Denn was durch die naiven Sinne des Kindes einzieht ins Bewußtsein, das bildet sich durch selbstthätige Abstraktionsprozesse allmählich in höchste Philosophie um.

In diesem Sinne stehen die Kipling'schen Dschungelbücher auf der pädagogischen und ästhetischen Höhe unserer großen Tierfabeln, z. B. des „Reineke Fuchs“ in der Goethe'schen Bearbeitung. Wenn sie auch an Naivetät und Volkstümlichkeit z. B. von den Tiergeschichten in den Grimm'schen Märchen übertroffen werden, so haben sie doch vor diesen den Vorzug größerer philosophischer Tiefe, feinerer künstlerischer Behandlung und der exotischen Farbenpracht, wodurch sie sich nicht nur als Jugendbücher für reifere Altersklassen eignen, sondern in hohem Maße auch von Erwachsenen genossen werden können.

*) 8°. 348 Seiten. Mit den Original-Zeichnungen von Lockwood Kipling, sämtlichen Gedichten und einer „Einführung“ von Ernst Heilborn. Einzig berechtigte Uebertragung von S. H. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus.



Diese Kipling'schen Dschungelgeschichten führen uns nämlich allerdings auch in das Märchen- und Fabelland. Aber sie thun das nicht in der herkömmlichen robusten Manier, die oft allzugroße Anforderungen an die kindliche Einbildungskraft und Naivetät stellt, sondern sie schmeicheln sich unter großartiger Nutzbarmachung der gegebenen Elemente der Wirklichkeit durch alle unsere Sinne in unsere Phantasie hinein, so daß selbst die blasierteste Skepsis nicht dagegen stand hält. Die Tiere reden, aber ihre Sprache ist rassen-individuell verschieden und geht nicht von den Vorstellungen des Menschen, sondern von den Wesenseigentümlichkeiten der Tiere selbst aus. Das steigert sich sogar bis zur direkten Nachahmung der Tierlaute, deren Kenntnis Mogli, dem Helden der Dschungelbücher, diesem großen pantheistischen Symbol der Einheit alles Lebens, eigen ist.

In der That konnten diese Dschungelbücher, abgesehen vom Lokalkolorit, das in den geradezu überwältigend herrlichen Naturschilderungen Kiplings selbstverständlich eine große Rolle spielt, nirgends anders als auf dem ästhetisch so fruchtbaren Boden der buddhistisch-pantheistischen Weltanschauung entstehen. Ist doch die indische Lehre von der Reinkarnation, die sich im esoterischen, von den Auswüchsen des Brahmanismus und Schamanismus befreiten Buddhismus in ursprünglicher Reinheit erhalten hat, recht eigentlich die philosophische Grundlage dieser Bücher. Von dieser Grundlage aus fiel es Kipling nicht schwer, den Menschen in seiner Beziehung zum Tier philogenetisch zu erfassen, und zwar sowohl in historischer wie naturhistorischer Hinsicht.

Im Lichte der buddhistischen Philosophie öffnet die Blüte der Kipling'schen Dichtung ihren Kelch und überschüttet uns mit dem Dufte des wilden Honigs und Jasmins. Das Sehnen nach der großen Versöhnung des Paradieses ruht auf diesen Blättern, jenes Sehnen, das uns den Arm um das Tier schlingen und „Bruder" zu ihm sagen heißt. Nicht ohne tiefe Ergriffenheit blicken wir in das tiefe und herzliche Freundschaftsverhältnis, das Mogli, den unter die Wölflinge geratenen Menschenknaben, mit den Tieren verbindet: mit Sahi, dem Stachelschwein, Balu, dem Bären, Baghira, dem schwarzen Panther, Hathi, dem Elefanten, mit Kaa, der Riesenschlange, und mit der Wolfsfamilie, die ihn gastlich aufnahm. Wir atmen den Duft des Dschungels, wir hören seine lauten und leisen Stimmen, und wir nehmen brüderlichen Anteil am Leben und Leiden seiner Bewohner, die den gleichen Gesetzen der Notwendigkeit unterthan sind wie wir. Und wir empfinden die Rührung, die Mogli empfindet, als er den Tieren Lebewohl sagte, um zu den Menschen zurückzukehren, welche Rückkehr Kipling mit großer künstlerischer Feinheit und psychologischer Wahrheit als durch den Gattungstrieb bedingt darstellt. Während das Dschungel mit tausend Stimmen und Düften seinen Liebesfrühling feiert, erwacht auch in Mogli die Sehnsucht zu seinesgleichen, und so kehrt er, begleitet von der Liebe der Tiere, zu den Menschen zurück.

Zwischen die nur teilweise zusammenhängenden Geschichten („Das Wunder des Purun Bhagat", übrigens eine wundervolle Erzählung, und „Quiquern", ein Idyll aus dem Polarleben, stehen eigentlich etwas unvermittelt in diesen Dschungelgeschichten da) sind Gedichte von unbeschreiblichem Reiz und großartiger Eigenart eingestreut. Der künstlerische Gesamteindruck wird noch durch die originellen Zeichnungen Lockwood Kiplings gehoben.

Kurzum, ein standard work der Jugendlitteratur und der Litteratur überhaupt, dieses „Neue Dschungelbuch"!

Auf ganz anderem, und doch auch auf seinem ureigenen Gebiet finden wir Rudyard Kipling in seinen Skizzen aus dem englischen Marineleben, die

er „Eine Manöverflotte“*) betitelt. In unverkennbarem patriotischen Hochgefühl schildert er hier seine Wahrnehmungen auf englischen Marinemanövern an Bord eines Kreuzers dritter Klasse. Wenn auch nicht seinen Dschungelgeschichten ebenbürtig, lassen diese Skizzen doch ebenfalls seine originelle und frische Darstellungsweise und den allbelebenden Zug der Individualisierung erkennen, der seine übrigen Werke kennzeichnet. Die Uebersetzung ist bis hinunter auf die kleinsten technischen Einzelnheiten ebenso tadellos, wie diejenige des „Neuen Dschungelbuches“ bewundernswert ist.

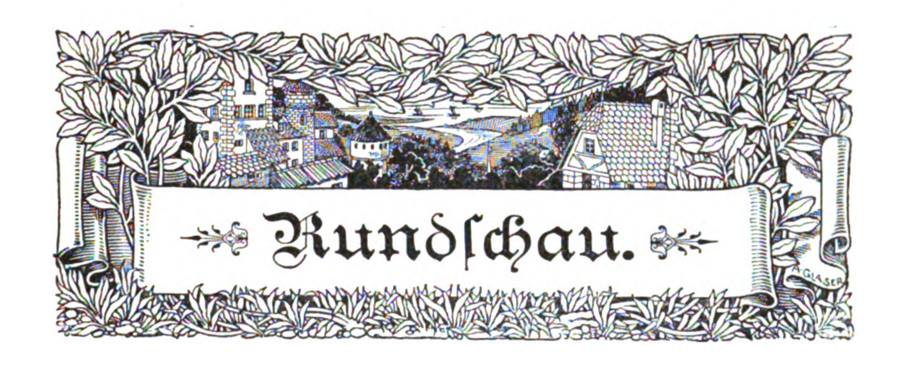
Bei weitem nicht auf der gleichen Höhe steht Julius Vernes „Testament eines Excentrischen“,**) das uns die Kenntnis der Topographie, Geographie und Statistik Nordamerikas in etwas aufdringlicher Weise vermittelt. Bei der Lektüre dieses fünfundsiebenzigsten(!) der Romane Vernes haben wir uns des Eindrucks nicht erwehren können, daß der hochbegabte Autor auf das Niveau erwerbsmäßiger Vielschreiberei herabzusinken droht. Die Erfindung ist allerdings auch hier geschickt (ein verstorbenes Mitglied des Excentric Klubs in Chicago verurteilt durch testamentarische Verfügungen kraft seiner Millionen sechs Personen zu einer Art Gänsespiel im großen, in dessen Verlauf sie in den ganzen Vereinigten Staaten umhergeschleudert oder recht eigentlich umhergewürfelt werden); das verarbeitete geographisch-statistische Material, das dabei in einer bisweilen an Reisehandbücher erinnernden Weise zur Geltung kommt, ist sogar ein kolossales. Aber man kommt bei dieser Wissenschaft par force zu keiner rechten Freudigkeit, da die Absicht allzu durchsichtig ist. Es ist möglich, daß sich die Jugend diese lehrhaften Exkursionen eher gefallen lassen wird, aber nicht wahrscheinlich. Die Beschreibungen der amerikanischen Städte sind übrigens lebendig und getreu und lassen zuweilen doch wieder den genialen Verfasser der Reisen „Von der Erde zum Mond“ und „Zwanzigtausend Meilen unterm Meer“ erkennen. Die Erfindung ist im ganzen nicht stark genug, um die breiten Lasten des didaktischen Stoffes tragen zu können. Man langweilt sich, und das ist immer bedenklich bei — Unterhaltungslitteratur. —V.

---

*) 8⁰. 150 Seiten. Einzig berechtigte Uebersetzung von F. Lavaud, Kapitän z. See z. D. Preis Mk. 2.—. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus.

**) 8⁰. 2 Bde. 284 und 300 Seiten. Kollektion Verne Nr. 75 und 76. Preis je 75 Pfg. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.





Die Erdkunde im 19. Jahrhundert.

(Rückblick und Umschau.)

„O Jahrhundert! Die Studien blühen, die Geister erwachen. Es ist eine Lust zu leben!" Dieses Wort des typischen „Herrenmenschen" der Renaissance, Ulrichs von Hutten, führte Professor S. Günther aus München am Schlusse seines Vortrags an, den er über den „Einfluß des Humanismus in der Geschichte der Geographie" auf dem „VII. Internationalen Geographen-Kongreß" am 4. Oktober 1899 in Berlin hielt. Das Wort war wohl gewählt, nicht nur als wirkungsvoller Treffer am Ende einer Reihe geistvoller Erörterungen, vielmehr als kühnverheißendes Motto einer arbeitsfreudigen und darum ihres Erfolges sicheren Zukunft. Die Wissenschaft kennt keine einschränkenden Zeitabschnitte, sie kennt nur Perioden des Blühens und Vergehens, unbekümmert um einen willkürlich festgesetzten Kalender-Grenzpunkt. Gleichwohl stand der erwähnte Berliner Kongreß unter dem Eindruck des Jahrhundert-Endes; ein besonderer Glanz, aber auch ein besonderer Ernst der Arbeit lag über ihm. Die Tagesblätter haben das seinerzeit ausdrücklich hervorgehoben; auch im Auslande ist dankbar erwähnt worden, daß der Glanz des Gebotenen durchaus der gebietenden Stellung des Deutschen Reiches entsprach. Von der geleisteten Arbeit ist vieles auf die Kreise der Fachgelehrten beschränkt und darum inzwischen — vergessen worden, bis die segensreichen Folgen dieser Arbeit hie und da, bei gegebenem Anlaß, zufällig hervortreten; anderes ist gar nicht zum Verständnis weiterer Kreise durchgedrungen. Wenn wir heute auf den „Kongreß" zurückkommen, so geschieht es einmal, um ein im „Türmer" gegebenes Versprechen einzulösen,*) sodann, weil in den Reden des Reichskanzlers, der die Leistungen des deutschen Reiches für geographische Forschung erörterte, und des preußischen Kultusministers, der sich über die Schicksale der Erdkunde als Wissenschaft in Preußen verbreitete, vor allem aber in der Eröffnungsrede des Vorsitzenden, Freiherrn v. Richthofen, gerade jener Ueberblick geboten wurde, den wir unsern Lesern schuldig zu sein glaubten. Inzwischen hat Herr Professor Dr. Joseph Partsch in Breslau „die geographische Arbeit des 19. Jahrhunderts" glänzend

*) Vergl. Novemberheft 1899. S. 191. Anm.



gewürdigt in seiner Rede, die er am 15. Oktober 1899 beim Antritt des Rektorats der Universität gehalten hat, und die Ausführungen von v. Richthofen und Partsch ergänzen einander.

Seit der ersten Tagung des „Internationalen Geographen-Kongresses" in Antwerpen, dem weitere Zusammenkünfte in Paris, und zwar zweimal, dann in Venedig, Bern und London (1895) folgten, ist noch kein Menschenalter vergangen. Das Deutsche Reich, so führte der Kanzler aus, hat in dem gleichen Zeitraum erhebliche Beiträge geleistet zur Afrikaforschung, zu einer Grönland-Expedition, zur Beobachtung der Venusdurchgänge 1874 und 1882, zur internationalen Polar- und zur Tiefseeforschung. Von bleibenden Einrichtungen, die das Reich geschaffen zur Förderung der Erdkunde, sind die Kaiserliche Seewarte in Hamburg, die physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg und die inzwischen eröffnete Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg zu nennen. Die Wirksamkeit dieser drei Institute geht weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß die Anstalten in Hamburg und Straßburg doch im wesentlichen ihre Entstehung und eigenartige Bedeutung dem Wirken ihrer gegenwärtigen Leiter verdanken: Geh. Admiralitätsrat Neumayer und Professor Gerland sind Männer von jenem immer seltener werdenden und unserer Zeit doch so bitter notwendigen deutschen Gelehrtentypus, den der Dichter kennzeichnet mit den Worten:

„Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Daß der Berliner „Kongreß" dann als sein wichtigstes Ergebnis das Zustandekommen der deutschen Südpolar-Expedition betrachtete, die im Jahre 1901 auslaufen und mit einer englischen zusammen arbeiten wird, haben wir schon früher erwähnt. — Lehrreich waren die Ausführungen des preußischen Kultusministers. Er feierte mit Recht Ritter als den „Schöpfer der akademischen Erdkunde", der freilich durchaus im Banne geschichtlicher Studien steht. Von dieser Einseitigkeit Ritters, die Richthofen zu hart beurteilt, wurde die geographische Wissenschaft befreit durch den gewaltigen Aufschwung, den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die naturwissenschaftlichen Studien nahmen. Hatte dies einerseits die segensreiche Folge, daß in den siebenziger Jahren an allen preußischen Universitäten ordentliche Professuren für Geographie eingerichtet wurden, so läßt sich andererseits nicht verkennen, daß damit eine Verschiebung dessen, was man „Schulgeographie" zu nennen pflegt, eintrat, die bis heute noch nicht durchaus beseitigt ist. Während z. B. noch im Anfang der achtziger Jahre in Leipzig dem Kandidaten des höheren Schulamts, welcher die facultas docendi für das Fach der Geschichte erwerben wollte, bei ausreichenden Leistungen durch eine etwas verlängerte Prüfung die Lehrbefähigung für Geographie „für alle Klassen" „mitgegeben" wurde, forderten die Examinatoren „naturwissenschaftlicher Observanz" auf andern Universitäten gerade auf diesem Gebiete Leistungen, denen der wenig mathematisch geschulte „Historiker" nicht gewachsen war. Nur aus diesem Umstande erklärt sich der erbitterte Kampf, der bei den verschiedenen Beratungen

über die Stellung der Geographie in der Schule seit Jahrzehnten stets neu entbrennt. Die Keime jener Auffassung der Geographie als einer naturwissenschaftlichen Disziplin liegen allerdings weit zurück und begegnen uns an einer Stelle, wo wir sie keineswegs erwarten. Sehen wir von der einzigen Erscheinung Alexander von Humboldts ab, so treffen wir seltsamerweise auf den Romantiker Henrik Steffens, der im Jahre 1813 an der Universität Breslau Vorlesungen über physikalische Geographie hielt. Heutzutage muß jeder Historiker, welcher die Erdkunde ernstlich studiert, wenigstens eine Anzahl solcher naturwissenschaftlichen Vorlesungen hören. Die geographischen Universitätsprofessuren sind fast durchweg im Besitze der Naturwissenschaftler. Aber daß die historische Geographie sich auch bei diesen des gebührenden Ansehens erfreut, beweist die Stellung von Männern, wie Heinrich Kiepert, Oberhummer, Sieglin u. a. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hat sich die Geographie zu einer durchaus selbständigen Wissenschaft entwickelt, die auf eigenen Füßen steht, niemandes Magd, vielen eine willkommene Helferin. Ihre Ziele wie ihre Methoden hat sie sich selbst geschaffen, und der preußische Kultusminister konnte zuversichtlich sagen: „Wir dürfen hoffen, daß neben dem überall in reicher Fülle zuströmenden Beobachtungs-Material die geschickte Hand und der große Blick nicht fehlen werden, um die gewonnenen Ergebnisse zum systematischen Ausbau der geographischen Wissenschaft zu verwerten."

Es lag in der Natur der Sache, daß bei Beginn der Neuzeit die Erforschung des Erdballs zuerst die Aufgabe der seefahrenden, Kolonialreiche gründenden Nationen war, daß nach dem Zurücktreten der spanischen und portugiesischen Entdecker Franzosen, Holländer, Engländer bei der Lösung dieser Aufgabe im Vordergrunde standen. Deutsche Männer nahmen oft genug an ihren Mühen und Arbeiten teil, aber noch fehlte ihnen der Schutz eines mächtigen Staates zur dauernden Sicherung ihrer Erfolge, zur Schaffung einer festen nationalen Tradition. So wurden die Engländer auch in wissenschaftlicher Hinsicht als die Herren der Weltmeere, die Franzosen als die musterhaften Pioniere der großen interkontinentalen Forschung angesehen. Und doch war der „geographische Sinn", den Richthofen „eine Eigenart des Deutschen" nennt, damals nicht weniger rege bei uns als jetzt; aber es fehlte die nationale Konzentration, wie sie nur die Großmachtstellung schaffen konnte. Jetzt, am Beginne des 20. Jahrhunderts ist das anders: Wir haben selbst überseeische Kolonien, wir treten „aus der Aera der Großmächte in die Aera der Weltmächte." Daß die geographische Wissenschaft würdig in den Wettkampf mit eintritt, bezeugen uns die Stimmen des Auslands. Zwei Beispiele seien hier angeführt. Neben der großen Erd- und Länderkunde des Franzosen Elisée Reclus, „einem Unternehmen, das einzig dasteht in der Geschichte der Geographie," dürfen sich die Arbeiten Kirchhoffs in Halle wohl als gleichberechtigt hervorwagen, und es ist nur zu bedauern, daß die unter seiner Leitung fortgesetzten Forschungen zur deutschen Landeskunde in weiteren Kreisen unseres Volkes immer noch nicht die Teilnahme finden, die sie beanspruchen dürfen. Das wäre allerdings in Frankreich und England kaum möglich; darum sei hier wieder einmal auf das in seinen Zielen ja bekannte Unternehmen hingewiesen. Das andere Zeugnis, welches deutschen Fleiß auf dem Gebiete geographischer Arbeit lobt, fällt um so mehr ins Gewicht, als es englischem Munde entstammt, und wir sind nicht gerade an eine sehr wohl-

wollende Behandlung von dieser Seite gewöhnt. Der Präsident des VI. Kongresses in London, Sir Clements Markham, benutzte die Gelegenheit, da er den Vorsitz an Herrn v. Richthofen in Berlin übergab, um der vorzüglichen Vermessungsarbeit zu gedenken, und zwar „in high terms of praise“, die der Deutsche Dr. E. Kohlschütter auf der Linie vom Nyassa zum Tanganyika in Afrika geleistet habe. Er bemerkte ausdrücklich: „His English colleague, Major Close, bears testimony that this German triangulation is the best in tropical Africa.“ —

Am 5. Juni 1799 trat Alexander von Humboldt seine berühmte Reise nach Südamerika an, von dem spanischen Hafen La Coruña aus. „Der Tag ist ein Markstein in der Geschichte der Geographie,“ sagt Richthofen mit Recht. Welche Fülle von Anregungen von diesem „wissenschaftlichen Entdecker von Amerika“ ausgingen, wie ganz neue Zweige der Wissenschaft, z. B. die Klimatologie und Pflanzengeographie, Kulturgeographie u. a., von ihm geschaffen wurden, braucht hier nicht erörtert zu werden. In dem seither verflossenen Jahrhundert ist die Zahl der Forschungsreisen schier ins Unglaubliche gestiegen, so daß, wie wir schon in unserm ersten Aufsatze erwähnten, jetzt bei den Männern der Wissenschaft fast ein gewisses Mißtrauen, und zwar ein berechtigtes, gegen diese eingetreten ist. Aber man darf nicht verkennen, daß unsere jetzt so viel genauere Kenntnis der Erdräume und ihrer Gestalt doch nur durch eine Unsumme kleiner und kleinster Beobachtungen ermöglicht wurde. Man muß auch gerecht sein, denn: „Von der Summe moralischer Kraft und geistiger Arbeit, die in diesen Millionen von Fäden der Itinerare und in der geduldigen kritischen Verknüpfung dieser ungleichwertigen Linien zu einem Gesamtbilde weiter Landflächen niedergelegt ist, haben nur wenige Meister konstruktiver Kartographie eine erschöpfende Vorstellung. Höher als der Heldenmut, der in einem Augenblick der Gefahr zu einer verwegenen That sich aufrafft, steht die unbeugsame Ausdauer von Männern, die, in der Polarwüste von Hunger und Kälte entkräftet, in Afrikas Regensümpfen von Fieber geschüttelt, in Australiens Dornensteppe dem Verschmachten nahe, keinen Augenblick ihre Aufzeichnungen unterbrechen, um den Faden der Kenntnis, den sie durch die terra incognita spinnen, nicht abreißen zu lassen.“ (Partsch.) Die Ergebnisse dieser unermüdlichen Arbeit lernen wir dann durch die nicht minder mühevolle des Kartographen kennen, dessen Thätigkeit Partsch sehr treffend mit dem mühseligen Weben an einem Penelope-Gewande vergleicht, nur mit dem Unterschiede, daß dieses Gewand immer vollendeter wird, mag auch so mancher moderne Odysseus nimmermehr heimkehren. Neue Länder werden, abgesehen von den Südpolargebieten, heute nicht mehr entdeckt werden; aber beträchtlichen Landgewinn schafft vielfach die genauere Topographie und Kartographie. So ist beispielshalber die Größe Sibiriens um 28 000 qkm gewachsen durch die neueren Küsten-Aufnahmen, und jüngst hat sich herausgestellt, daß durch sorgfältigere Messungen der inneren, westlichen Grenze unser ostafrikanischer Besitz um rund 5000 qkm größer ist, als man bisher annahm. Solche Erfolge beruhen natürlich nicht auf dem „Auge, dem wichtigsten aller Instrumente“, das Humboldt den Forschungsreisenden benutzen gelehrt hat, sondern auf sorgfältig konstruierten physikalischen und mechanischen Apparaten, deren Handhabung gelernt sein will, auf langwierigen Berechnungen daheim am Schreibtisch, auf dem Zusammenwirken vieler Faktoren, die die Geographie nur als Naturwissenschaft in ihren Dienst nehmen konnte. Auf naturwissenschaftlicher Bahn fortschreitend, hat sie

im 19. Jahrhundert eine Bereicherung des Inhalts erfahren, die geradezu beispiellos ist. Nur die Medizin und die Physik können in dieser Hinsicht ihr an die Seite gestellt werden. Wir verwenden jetzt die Arbeit einer ganzen Reihe von Spezialwissenschaften, an deren Vorhandensein man noch vor 100 Jahren kaum dachte. Welche Fülle wissenschaftlicher Fragen knüpft sich z. B. allein an die Lehre vom Erdmagnetismus! Die Erforschung der Weltmeere, die Ozeanologie, umfaßt nicht nur die Tiefseeforschung, sondern berührt sich aufs engste mit biologischen, meteorologischen, klimatologischen Studien, sie muß die Eis- und Gletscherverhältnisse der Festländer berücksichtigen, wie andrerseits die Landseenforschung, die Limnologie, zu ihr Beziehungen hat. Diese ist ihrerseits wieder nur ein besonderer Teil der Erdoberflächenforschung, zu der nicht nur Oro- und Hydrographie, sondern natürlich auch die Erdbebenlehre (Seismologie) und als Lehre von der äußeren Erdgestaltung auch deren feinste Ausläufer, wie die Kymatologie (Lehre von der Bildung wellen- und wannenförmiger Erdräume), gehören. So ist in der Morphologie, der Wissenschaft von dem „Antlitz der Erde", ein weites Feld des Studiums neu entstanden, welches von Männern, wie Süß und Penck, mit hervorragendem Erfolg angebaut worden ist, für das aber auch in den Kreisen aller Gebildeten, namentlich der Alpinisten, reges Interesse erwacht ist.

Je mehr Inhalt und Umfang der Geographie in den letzten Jahrzehnten gewachsen sind, desto mehr war diese von der Gefahr einer Zersplitterung, eines Zerfalls bedroht. „Die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, welche sich ihr darbieten, ist ein Nachteil und eine Gefahr; denn sie verleitet manchen zu Uebergriffen auf Nachbargebiete, deren wissenschaftliche Grundlagen der Bearbeiter nicht beherrscht," sagt Richthofen. Diese Gefahr ist um so größer, je näher die Berührungspunkte zweier Forschungsgebiete einander liegen, je mehr das eine auf das andere fast angewiesen erscheint. Gerade Richthofen selbst ist aber ein leuchtendes Beispiel dafür, wie der Geograph diese Gefahr nicht zu laufen braucht. Naturwissenschaftlich und fachmännisch als Geologe gebildet, wurde er seit seiner Heimkehr von einer dreizehnjährigen Weltreise im Jahre 1872 nicht nur das unübertroffene Muster eines Forschungsreisenden, sondern auch als Lehrer an der Berliner Universität der Bildner einer großen Anzahl von eigentlichen Geographen, deren Namen inzwischen schon weit erklungen sind. Auch hier sehen wir wieder den bahnbrechenden Einfluß einer machtvollen Persönlichkeit. — Das, was nun die neuere Geographie vor der erwähnten Gefahr am meisten schützen kann und bisher geschützt hat, ist die Ausbildung einer festen Methode, und zwar der genetischen, wie sie einer naturwissenschaftlichen Disziplin durchaus angemessen. Das Vorbild war hier Charles Darwin, ein Forscher, der übrigens durch seine Lehre von der Entstehung der Korallenriffe auch unter den Geographen einen ehrenvollen Platz einnimmt. Unsere Wissenschaft bemüht sich nicht bloß um die Erforschung des „Warum", sondern sie fragt nach dem „Warum des Warum", sie sucht aus der Fülle der Einzelheiten das feststehende Gesetz und „den inneren Zusammenhang der Erscheinungen" zu erkennen. Indem sie so die Nebelschleier von fernen Erdräumen, von versunkenen Welten, von längstentschwundenen Tier- und Pflanzenformen, von unermeßlichen zeitlichen und örtlichen Entfernungen hebt, eröffnet sie dem inneren Auge des Forschers Ausblicke in die Unendlichkeit, in die fast unbegreifliche Majestät einer Weltseele, eines

Weltschöpfers. Der Forscher wird zum Seher, „klaren Auges, ein Prophet, welcher vorwärts, rückwärts schaute". Ist es da nicht richtig, zu rufen: „O Jahrhundert! Die Studien blühen, die Geister erwachen. Es ist eine Lust zu leben!?"

So weit hat uns schon die einfache Betrachtung geführt über die Geographie, wie sie sich im Laufe des letzten Jahrhunderts zur „Naturwissenschaft von der Erde" entwickelt hat. Und nun fehlt noch die ganze andere Hälfte unseres Gebiets, die an Bedeutung nicht geringer, an Umfang nicht beschränkter ist, die Naturwissenschaft von dem Menschen auf der Erde. Jene ist ohne diese undenkbar, ist doch die Erde nach biblischer Auffassung nur um seinetwillen geschaffen; der Mensch ist die Krone der Schöpfung, und „vieles ist gewaltig, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch", bekannte schon Sophokles. Auch die strengsten Vertreter der naturwissenschaftlichen Richtung in der modernen Erdkunde geben zu, daß der Anthropogeographie wenn nicht der erste — so meint die historische Schule —, so doch ein ganz hervorragender Platz gebühre. Auch hier entwickelt sich wieder eine Fülle von Einzelwissenschaften, die alle einem Ziele dienstbar gemacht werden müssen. Neben der Lehre vom Menschen als Einzelwesen, der Anthropologie, steht die Völkerkunde (Ethnologie), die Soziologie und Nationalökonomie, die Siedelungskunde, die Statistik, die Politik und Geschichte. Schon heute weiß jeder Historiker, jeder militärische Taktiker, welche geographischen Gesichtspunkte den Gang großer geschichtlicher Ereignisse bestimmt, den Ausschlag bei staatenbildenden Umwälzungen, bei Völkerwanderungen und Völkerschlachten gegeben haben. Eine „Geographie der Geschichte" kann allein uns über das ewige Wandern und Werden, das Weilen und Welken der Nationen auf Erden belehren. Die Anthropogeographie ist also im wahrsten Sinne Kulturgeographie, eine Bezeichnung, für die Partsch neuerdings wieder warm eintritt. Daß auch sie ihre Ergebnisse zum Teil aus kleinen und kleinsten Beobachtungen schöpfen muß, soll nicht verkannt werden, treten doch sogar der Photograph und der Phonograph in ihre Dienste.

Vieles von dem, was wir eben auszuführen versuchten, wird den Teilnehmern des „VII. Internationalen Geographen-Kongresses" in Berlin lebendig geworden sein, sahen sie doch die meisten der bahnbrechenden Forscher in ihrer Mitte. Das „Ereignis" der ganzen Tagung war die genaue Festsetzung der geplanten Südpolarreisen. Aber auch unter den sonstigen Beschlüssen sind mehrere von größerer Tragweite und allgemeinerem Interesse. Zunächst spendete der Kongreß wieder deutschem Gelehrtenfleiße ein Lob, indem die früher ins Auge gefaßte und von der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" ausgeführte Litteratur-Zusammenstellung („Bibliotheca Geographica") als ausreichend für alle Nationen anerkannt wurde. Ferner hatte Prof. Penck aus Wien schon in Bern die Herstellung einer einheitlichen Erdkarte im Maßstabe von 1:1000000 angeregt, die allein auf internationalem Wege erreicht werden kann. Der Kongreß nahm sich dieses Planes warm an. Seine Ausführung, so wünschenswert sie auch sein mag, dürfte gleichwohl noch in weitem Felde liegen. Weiterhin wurden mehrere internationale Kommissionen gebildet: für Erdbebenforschung — Centrale wird Straßburg! — Seenforschung, subozeanische Namengebung (Nomenclatur), Herstellung eines einheitlichen Systems zur Bezeichnung der Pflanzenformationen u. a.

Zu den allerwichtigsten Beschlüssen rechnen wir diejenigen, welche die Festsetzung der geographischen Namen auf internationalem Wege zu ordnen suchen.

Selbst der Laie weiß durch seine Zeitungslektüre, welcher Wirrwarr bisher auf diesem Gebiete herrschte. Man braucht gar nicht an den Streit um den Namen „Kiautschou“ oder um die Schreibung „Tschifu“ oder „Chefoo“ zu denken, schon in nächster Nachbarschaft unserer Reichsgrenzen, in Ungarn, Rußland beginnt die Unsicherheit. Leider hat der „Kongreß“ hier keine festen Regeln schaffen können, weil die Frage der Umschreibung (Transscription) zu leicht die nationale Eitelkeit verletzt. Sollte der nächste „Kongreß“, wie beabsichtigt, auf amerikanischem Boden stattfinden, so wird sicherlich auch kein durchgreifender Beschluß erzielt werden, denn wir glauben nicht, daß die andern Nationen sich einem englischen Transscriptionssystem fügen, weil es zu viele Seltsamkeiten bietet. (Wir sagen „Amálfi“, nicht „Émmelfei!“) Rußland dürfte sich überhaupt diesem Beratungsgegenstande nicht sehr günstig gestimmt zeigen. Das eine, was der Kongreß in Berlin aber erreicht hat, ist schon wichtig genug, weil es Bestehendes wahrt und den Fortschritt der Verwirrung hindert. Man hat nämlich beschlossen: 1) Die einheimischen Namen sind nicht nur dort, wo dies als selbstverständlich gilt, sondern auch in der Südsee, (— hier wird nämlich alle Augenblicke umgetauft! —) beizubehalten und deshalb mit der größten Sorgfalt festzustellen. — 2) Wo einheimische Namen nicht existieren oder noch nicht mit Sicherheit ermittelt sind, sind bis auf weiteres die von den ersten Entdeckern gegebenen Namen anzunehmen. — 3) Die willkürliche Aenderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muß als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden. — 4) Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen.“ Der allgemeine Nutzen dieser Beschlüsse ist jedem einleuchtend.

Nur für Fachleute, besonders die Kartenzeichner, berechnet waren die Forderungen, auf den Karten genauere Quellenangaben zu machen, bei astronomischen und topographischen Mitteilungen zugleich die benutzten Hilfsmittel zu vermerken und die Maßstäbe in der üblichen Form einzutragen. Daß man dergleichen besonders beschließen mußte, erscheint vielleicht seltsam, immerhin wird dadurch nicht nur die Befolgung einer Anstandspflicht empfohlen, sondern es wird den auf Grund gebotenen Materials arbeitenden Kartographen sehr viel Mühe und Arbeit erspart; auch werden zahlreiche Irrtümer verhindert. Nicht uninteressant ist es, daß eine französisch eingebrachte Resolution ausdrücklich die Anwendung des Dezimalsystems für alle geographischen Mitteilungen empfahl. Dadurch, daß der Kongreß dies zum Beschluß erhob, werden wir hoffentlich endlich die „Fahrenheit“-Grade los! Mit den englischen Fuß bei Höhenangaben, Faden und Tons werden wir wohl noch eine Weile Geduld haben müssen. Von hervorragendem praktischen Nutzen wird ein Beschluß des Kongresses sein, nämlich der über die Sammlung von Material, das Treibeis betreffend. Es ist nicht unwichtig für die immer noch bestehende und neuerdings sehr daseinskräftige Segelschiffahrt, über diese Verhältnisse genau Bescheid zu wissen. Nur auf Grund eines sehr reichen Materials wird man genaue Karten entwerfen können von den Wegen, die das Treibeis — gewiß ziemlich gleichmäßig — einschlägt und die daher von den Seglern zu meiden sind. Wenn in dem dänischen meteorologischen Institut in Kopenhagen hierfür die Fäden zusammenlaufen, so ist das durchaus natürlich, denn Dänemark hat durch seinen Grönlandhandel an dieser Frage das erste Interesse.

Zu den frommen Wünschen, die der Berliner Kongreß aussprach, ohne im Augenblick schon eine andere Stellung zu der gegebenen Anregung nehmen zu können, gehört außer der schon berührten Transscriptionsfrage noch ein Beschluß über die Festsetzung von Bevölkerungszahlen für Länder, in denen keine Volkszählung besteht, nach einem von Dr. Kjaer in Christiania empfohlenen Verfahren. Auch die Herstellung bevölkerungsstatistischer Grundkarten sowie die von vorgeschichtlichen Wohn- und Grabstätten wurde als wünschenswert bezeichnet. Als eine Ehrenpflicht betrachtete es der Kongreß, jeden Versuch zu unterstützen, der das Schicksal des 1847 im innern Australien verschollenen Dr. Ludwig Leichhardt aufklären könnte. Bei diesem Beschluß zeigte sich wieder der mächtige, herzgewinnende Einfluß des Geh. Rat Neumayer.

Wenn wir die vorher als fromme Wünsche bezeichneten letzten Anregungen, die der Berliner Kongreß gegeben hat, betrachten, so läßt sich nicht verkennen, daß sie sich fast ausschließlich auf das Gebiet der Kulturgeographie beziehen. Auf diesem Gebiete erwartet auch Partsch die Haupterfolge der geographischen Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Wir meinen, ihm recht geben zu dürfen. Nachdem das 18. Jahrhundert mit seinem klassischen Idealismus, seinem Neu-Humanismus die Gefahr heraufbeschworen, die Menschheit wieder von der schönen Gotteswelt in die Bücherstuben zurückzubannen, öffnete das 19. weit die Pforten menschlicher Anschauungs- und Umschaufähigkeit. Die losgelassenen Geister übersprangen hie und da die Schranken, die sie bisher eingeengt, oder warfen sie auch gelegentlich in keckem Uebermut um. Aber die Wissenschaft der Erdkunde kann mit vollem Rechte sagen: Aus dem gärenden Most ward ein guter Wein! Ein Alexander von Humboldt steht nicht an der Schwelle des 20. Jahrhunderts; wenigstens kennen wir ihn noch nicht! Was wir erreicht haben, läßt uns aber hoffnungsfreudig in die Zukunft schauen. Hoffentlich teilen unsere Leser diese frohe Zuversicht, obwohl auch wir gestehen müssen, wie Partsch das von seiner Arbeit sagt, daß „wir uns begnügen mußten mit einem jener Blicke, wie sie in der Abendstunde auf Berggipfeln sich erschließen, wenn nur noch die hohen Spitzen im reflektierten Lichte des gesunkenen Tagesgestirns glühen und Dunkel sich schon über Thal und Hügel gebreitet hat". Dr. **Franz Violet.**



Zur Berliner Schulkonferenz.

Seit wir im Maiheft des „Türmers" (S. 182—87) unsere Leser über Entstehung und Stand der sog. Schulfrage zu unterrichten suchten, sind zwei neue wichtige Vorgänge, die sie betreffen, zu verzeichnen. Vom 6.—8. Juni hat der Deutsche Gymnasialverein sich auf seiner 9. Jahresversammlung zu Braunschweig mit der bevorstehenden Schulreform beschäftigt und eine Erklärung abgefaßt, die seine Stellung zu ihr klarlegt. Liegt hier nun auch anscheinend Antwort auf eine noch nicht gethane Frage vor, so war es doch für jeden vorauszusehen, in welcher Richtung die Vorschläge der Schulkonferenz gehen würden

und thatsächlich giebt denn auch die Braunschweiger Erklärung genügend Licht über das, was man in Gymnasialkreisen über die Berliner Vorschläge denkt.

Es ist zunächst zu betonen, daß es sich in Berlin nur um Vorschläge handelt, die noch einen weiten Prüfungsweg zu durchlaufen haben, ehe sie in irgend einer Form Gesetz werden. Zeit genug bleibt, sie öffentlich zu erörtern, und das ist ein Segen. Bisher haben Reformen in Preußen immer einen Druck auf die übrigen Staaten ausgeübt, und wir sind an den höheren Schulen, besonders an den Gymnasien in einen Zustand des unsicheren Herumtastens hineingeraten, der geradezu gefährlich ist. Darum ist der Wunsch groß, daß endlich etwas Bleibendes geschaffen werde, damit wir nicht wieder nach einigen Jahren umzugestalten haben. 1882 und 1892 brachten Veränderungen; an den letzteren haben die praktischen Erfahrungen eine bittere Kritik geübt. Möge die Reform, die etwa 1901 ins Leben treten kann, einen Abschluß bedeuten. Nichts muß verhängnisvoller wirken, als die ständige Beunruhigung unseres Schulwesens durch Experimentieren und Kritisieren. In einer Richtung wenigstens kann, wie es scheint, aus den Erörterungen auf der Schulkonferenz ein Segen entstehen, und auf diese ist es wichtig die öffentliche Meinung hinzuweisen.

Wofür die Schulkonferenz sich entschieden hat, kann man in diesem Augenblicke fast nur aus den Berichten der „Kreuz-Zeitung" entnehmen, deren Leiter, Prof. Kropatscheck, der Konferenz angehört hat. Aeußert er sich nun auch mit großer Zurückhaltung und meistens nur, um die irrigen Berichte des „Berliner Tageblattes" richtig zu stellen, so sieht man doch einiges bereits mit voller Deutlichkeit. Die sog. Berechtigungsfrage hat zuerst auf der Tagesordnung gestanden, (vergl. in unserem Maiheft S. 186) und man hat sich dahin geeinigt, den drei Formen der höheren Schulen: Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule gleichmäßig die Universität zu eröffnen. Der Gymnasialverein hat bereits im voraus erklärt, daß er dagegen keinen Einspruch erheben wolle. Wird dieser Vorschlag einstmals Gesetz, so ist zwar nicht vorauszusehen, wie sich seine Folgen im einzelnen gestalten werden. Doch läßt sich wohl dieses sagen: Dem Gymnasium kann es nur recht sein, wenn es mit einem Schlage alle diejenigen Schüler abgeben kann, die widerwillig seine Bildung in sich aufnehmen, nur um des äußeren Vorteils willen — ein Widerwille, der sich gar oft auch auf die Eltern erstreckt. Wir Gymnasiallehrer stoßen bei unserem wohlbegründeten Rate, einen Schüler auf ein Realgymnasium oder eine Oberrealschule zu bringen, weil er lediglich gar keine Anlage für Aufnahme einer humanistischen Bildung zeigt, in den meisten Fällen auf die Erwiderung: der Junge soll aber durch das Abiturientenexamen alle Berechtigungen erwerben. Das würde fortfallen. Nachdem zunächst ein lebhafter, wenn auch nicht ganz erquicklicher Austausch des Schülermaterials stattgefunden, würde eine jede Schule wesentlich nur solche Schüler besitzen, die nach Wunsch der Eltern und eigener Beanlagung die eben an ihr gebotene Bildung empfangen sollen und können. Das allein schon würde auf allen Seiten die Zufriedenheit steigern und, wie ohne weiteres einleuchtet, bessere Erfolge in freudigerem Arbeiten erzielen. Es fiele auch die an sich ganz thörichte Einschätzung der drei Schulen fort, nach der das Gymnasium als die „feinere" Schule, die für die „klügeren" Jungen geschaffene, betrachtet wurde. Ein Schritt zur Ausgleichung der Stände wäre gethan, der gar nicht hoch genug anzuschlagen wäre. Den Universitäten fiele anscheinend eine neue Last zu: festzu-

stellen, ob jeder für das von ihm erwählte Studium die nötige Vorbildung besitzt. Aber das scheint schwieriger, als es sein wird. Man darf zunächst nur nicht auf den Gedanken verfallen, eine Eintrittsprüfung für das Studium einzuführen. Denn damit würde wieder der alte Zustand unter neuem Namen geschaffen werden. Es haben schon in der Schulkonferenz drei Universitätsprofessoren gewünscht, „die Vorbildung der zukünftigen Richter und Verwaltungsbeamten allein dem Gymnasium zu vindizieren". Das würde wieder heißen: wer vom Gymnasium kommt, darf ohne Eintrittsexamen Jura studieren, wer vom Realgymnasium, muß eins machen. Es ist schon in der Konferenz eingewendet worden, daß dann Theologen und Philologen dasselbe verlangen könnten; die Mediziner würden dann womöglich die Realgymnasiasten bevorzugen u. s. w. Also darum, wie die Konferenz sich geeinigt hat: „Vorkurse, in denen die für die einzelnen Fächer mangelnden Spezialkenntnisse nachgeholt werden." Zu ihrem Abschluß natürlich eine Prüfung. Das Physikum der Mediziner ist bereits etwas Aehnliches. Aehnlich ist auch ein Teil des sog. Bildungsexamens, das jeder Lehrer abzulegen hat. Vorkurse sind ferner vielfach die Privatissima, in denen beispielsweise die angehenden Historiker griechische und lateinische Historiker, die Philologen Autoren lesen, die von der Schule ganz oder teilweise ausgeschlossen sind. Im übrigen werden doch die Fälle sehr selten sein, wo beispielsweise ein Oberrealschüler, der also weder Latein noch Griechisch gehabt hat, auf die Idee verfällt, klassische Sprachen zu studieren. Er könnte den Wunsch haben, moderne Sprachen zu studieren. Dann hat er allerdings Latein und Griechisch nachzuholen. Jedoch darf man erstens nicht denken, daß die vom Gymnasium mitgegebenen Kenntnisse allein für den Neuphilologen genügen. Auch er muß heutzutage besondere Kollegia, historische Grammatik, klassische Litteraturgeschichte und dergl. hören. Zweitens aber bringt der Oberrealschüler in Französisch und Englisch Kenntnisse mit, gegen welche die des Gymnasiasten verschwinden, und hat all die Zeit übrig, die dieser darauf verwenden muß, um „die für sein Studium notwendigen Fachkenntnisse" zu erarbeiten. Man sieht also, daß ein Ausgleich eintreten wird und daß die Schwierigkeiten gegenüber den Vorteilen nicht ins Gewicht fallen.

Eine andere Frage ist die folgende. Wir haben augenblicklich, wenn wir von den Progymnasien und Realprogymnasien absehen, im ganzen Deutschen Reich etwa 438 Gymnasien mit rund 117000 Schülern, 125 Realgymnasien mit rund 33000 Schülern, 41 Oberrealschulen mit 17000 Schülern. Diese Ziffern werden sich voraussichtlich zu Ungunsten des Gymnasiums verschieben, es wird also ein geringerer Prozentsatz einer humanistischen Bildung teilhaftig werden. Ueber die Bedeutung dieser Aenderung werden die Meinungen sehr auseinander gehen. Ich stehe nicht an, in ihr keinen bedenklichen Schaden zu sehen. Zunächst besitzen ja doch durchaus nicht alle unsere Gymnasialabiturienten wirklich eine humanistische Bildung. Viele haben nur mit mehr oder weniger Erfolg alle das lernen müssen, was an sie herangebracht ist. Bei ihnen hat es kaum abgefärbt, geschweige daß es zu einem die ganze Gesinnung bestimmenden Besitz geworden ist. Diese ganze Schar ist kein Gewinn für unser Volk. Auf sie können wir ruhig künftighin verzichten. Sie waren ein unnützer Ballast für das Gymnasium, sie hinderten mit ihrem Interessemangel, ja inneren Widerspruch das ersprießliche Fortschreiten der anderen. Professor v. Wilamowitz-Möllendorf hat auf der

Konferenz in einem glänzenden Vortrag, der unterschiedslos einen tiefen Eindruck hervorrief, die Bedeutung des Griechischen hervorgehoben. Diese wird aber ganz anders zur Wirkung kommen, wenn die Lehrer der Prima mit zusammen etwa 30 in vollster Hingabe arbeitenden Schülern zu thun haben, als wenn zu diesen noch 20 weitere kommen, denen Griechisch gleichgiltig ist, denen die Eltern womöglich ihr aufrichtiges Bedauern aussprechen, daß sie „dies fürs Leben unbrauchbare Zeug" lernen müssen. Wirkliche innere Bildung läßt sich nicht aufzwingen. Die Probe des Lebens dagegen darf und braucht die humanistische Bildung nicht zu scheuen. Ist sie, was sie zu sein behauptet, dann werden ihre Besitzer die geistigen Führer unseres Volkes bleiben; ist sie das nicht, dann wird sie ihr verdientes Schicksal tragen müssen und das Los alles Ueberlebten teilen. Aber wir fürchten uns wahrlich nicht. Gegner einer wahrhaften humanistischen Bildung kann es ja gar nicht geben. Das, wogegen ihre angeblichen Gegner kämpfen, ist ein Trugbild. Ich habe noch niemand über den Bildungswert Platos höhnen hören, von dem ich nicht nachweisen konnte, daß er Plato gar nicht kennt. Plato war ihm ein Buch in schwer verständlicher Sprache, das er unter Zähneknirschen und mit verbotenen Mitteln bei einem langweiligen Philologen „präparieren" mußte. Aber ich führe an, was Gymnasialdirektor Seeliger-Zittau in Braunschweig gesagt hat: „Daß die Wissenschaft das Hellenentum nicht mehr mit den Augen eines Humboldt betrachtet, dazu hat sie ihr gutes Recht; auch wir Schulmänner sind weit entfernt, in ihm das *absolute* Ideal des Menschentums zu sehen und machen unsern Schülern kein Hehl daraus. Die humanistische Auffassung ist verdrängt durch die geschichtliche, und das klassische Altertum ist ein kostbares Glied in der Kette der Entwicklung. Auch wir Gymnasiallehrer sind moderne Menschen, die die Klassiker ganz anders der Jugend nahe zu bringen suchen, als dies vor 50 Jahren geschehen ist." Die Zahl 50 ist entschieden zu hoch gegriffen: für manche Schulen darf man sagen: noch vor 20 Jahren. Und wenn seitdem sich vieles geändert hat in dem Betriebe des humanistischen Unterrichtes, so wird sich noch manches ändern müssen. Nicht äußerlich. Mit solchen Allheilmitteln, daß etwa wieder irgendwo eine oder zwei Unterrichtsstunden abgeknapst werden, um einem anderen Unterricht zuzufallen, soll man uns verschonen. Im Gegenteil wird man sich hier an den Grundsatz zu halten haben: gründlich oder gar nicht. Der griechische Unterricht kann dann, wo er niemand aus äußeren Rücksichten aufgezwungen wird, wieder strenger in seinen Anforderungen werden. Ich weiß, daß Professoren der Theologie darüber klagen, daß ihre Studenten seit einer Reihe von Jahren immer unfähiger werden, das Neue Testament zu übersetzen. Man muß andererseits selber beobachtet haben, wie unsere Schüler von Jahr zu Jahr weniger *des* erzieherischen Segens gerade des Griechischen teilhaftig werden, daß sie einen schwierigen, wenn auch innerlich bewundernswert klaren Satzbau durch scharfes Hinschauen und logische Gedankenarbeit aufzulösen lernen. Warum? Weil sie heute fast ausnahmslos mit Uebersetzungen arbeiten. Sie sind zu schlaff, um diese Geistesarbeit aufzuwenden, sie vermögen nur noch einen Text zu übersetzen, wenn ihnen der Inhalt vorher aus einer danebengelegten Uebersetzung klar geworden ist. Das war vor 20 Jahren nicht so, weil Uebersetzungen weniger zahlreich, weniger gut, nicht so billig und nicht so unverfänglich zu haben waren. Man kann diesem Uebel aber leicht steuern, wenn man Neues nur noch in der Schule unpräpariert übersetzt und nur

die bei dieser Gelegenheit zu Tage tretende Gewandtheit und Kenntnisse des Schülers zensiert. Die häusliche Repetition ist dann rein eine Aufgabe des Fleißes, ihr Vortrag eine Prüfung der Aufmerksamkeit. Im übrigen bin ich nach einigen Erfahrungen — man kann ja deren nicht allzuviele haben — überzeugt, daß in der Grammatik immer noch auf vielen Gymnasien zu viel Unnützes gelernt wird, das der Schüler weder in der Lektüre noch im Extemporale jemals verwenden kann und das darum toter Gedächtniskram bleibt. Schränkt man dies ein, dann gewinnt man noch mehr Zeit für die vertiefende Durcharbeitung des Inhaltes, der man theoretisch heute bereits überall die erste Bedeutung einräumt. Diese Erwägungen entsprechen, soweit man sehen kann, ganz den Ansichten der Konferenz.

Den Lehrplan der Reformschulen (vergl. unser Maiheft S. 185) schon jetzt zur allgemeinen Einführung vorzuschlagen, hat die Konferenz abgelehnt. Sie hat aber eine weitere praktische Erprobung desselben als wünschenswert bezeichnet. Gäbe es nur auf pädagogischem Gebiete auch Versuche in anima vili, und müßten sie nicht immer an dem kostbarsten Materiale, der zukünftigen Generation, gemacht werden! Immerhin sind alle die beruhigt, die etwa eine Reform durch einen Gewaltakt fürchteten, der allgemein eine thatsächlich noch unerprobte Schulform einführte. Ich glaube versichern zu dürfen, daß eine ganze Anzahl deutscher Staaten sich vor ihrem Gewissen verpflichtet gehalten hätten, ein so gewagtes Experiment nicht mitzumachen, sondern vielmehr ein Gegengewicht zu bilden, und dieses Vorgehen wäre, wenn auch unerläßlich, so doch im Interesse der nationalen Einheit tief zu beklagen gewesen.

Ueber alles weitere, was noch zur Verhandlung gekommen ist, z. B. die Frage einer Reform der Abschlußprüfung, der Klassenfrequenz, der Pflichtstundenzahl, der Schulhygiene, liegen nur Andeutungen vor, die eine Erörterung müßig erscheinen lassen. Der amtliche Bericht muß abgewartet werden. Die Frage nach der Vorbildung der Lehrer ist als erledigt betrachtet worden, obwohl auch hier die 1892 geschaffenen Einrichtungen reformbedürftig waren, die der Weiterbildung der Lehrer, auf deren große Bedeutung ich im Februarheft d. J. hinwies, augenscheinlich gar nicht erörtert worden. Ob der Umstand, daß die Konferenz „häufigere Schulrevisionen wünscht", auch in Schulkreisen, wie die Kreuz-Zeitung meint, lebhafte Befriedigung hervorrufen wird, ist mir zweifelhaft. Ehe ich nicht weiß, wie und von wem revidiert werden soll, kann ich mich ebenfalls nicht für den Gedanken begeistern. Die Art unserer Thätigkeit bringt es mit sich, daß wir nicht durch eine „Vorstellung" oder ein „Manöver" wie beim Militär auf unsere Tauglichkeit geprüft werden können. Auch hier spielt aber die Geldfrage eine bedeutende Rolle. Wie mancher Lehrer, der infolge der aufreibenden Thätigkeit geistig oder körperlich nicht mehr tauglich ist, wird aus Sparsamkeitsrücksichten im Amt gelassen, weil der Staat nicht Lust hat, Pension zu zahlen, während andererseits auch ein Direktor sich schwer entschließen wird, einen solchen, solange er nur einigermaßen seine Stelle „ausfüllt", zum Rücktritt zu drängen oder gar durch einen Bericht an das Ministerium dazu zu zwingen. Man bedenke doch, was es heißt, einem Mann zu sagen: Du hast dich durch deine Arbeit aufgebraucht, nun kannst du für deinen Lebensabend bei kümmerlicher Pension darben!

Die Vorschläge der Konferenz, die auf die Gleichstellung der drei Schulformen und die Erhaltung jeder einzelnen in ihrer Eigenart hinzielen, sind also



mit Freude willkommen zu heißen. Ob in den anderen Fragen etwas Neues und Nützliches gefördert worden ist, muß noch abgewartet werden. Aber wenn das erste nur auf absehbare Zeit gewährleistet wird: alles andere hängt doch im wesentlichen von der Tüchtigkeit und Arbeitsfreude der Lehrerschaft ab, und die Arbeitsfreude wird wenigstens durch jene Gewährleistung gehoben werden.

Dr. **Erich Meyer.**



Eduard Mörike als Pfarrer.*)

Ein Erinnerungsblatt zu des Dichters 25. Todestage am 4. Juni 1900.

Eduard Mörike war erst dreizehn Jahre alt, als er den geliebten Vater verlor und aus dem traulichen Ludwigsburger Elternhause nach Stuttgart übersiedeln mußte, in das etwas steife Haus eines vornehmen Oheims, des Obertribunalrats Georgii. Dieser hatte von früh an darauf hingewirkt, daß der Knabe sich auf den geistlichen Stand vorbereite, wozu er seiner ganzen Anlage, seinem weichen, innigen und träumerischen Wesen nach sich vortrefflich zu eignen schien. Dazu kam die Vermögenslosigkeit der verwitweten Mutter, die auf diese Weise am schnellsten von der Sorge um den Sohn entlastet wurde. Dieser selbst hatte auch nichts gegen die Berufswahl einzuwenden; erfüllte ihn doch die wärmste, ja eine mystisch vertiefte Religiosität. So besuchte er denn zwei Jahre lang das Stuttgarter Gymnasium, bestand daselbst das sogenannte dritte Landexamen, durchlief in der vorgeschriebenen Weise die Uracher Klosterschule und das Tübinger Stift und wurde im Jahre 1826 als ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling zum Pfarrvikar ernannt.

Aber er war inzwischen ein anderer geworden, eine wundervolle Studentenzeit lag hinter ihm, in der seine Poesie ihre buntschillernden Flügel weit geöffnet hatte, um lebensdurstig in die Weite zu streben. Mit innerlicher Abneigung begab sich Mörike in den praktischen Kirchendienst, der ihn mehr und mehr mit Ueberdruß erfüllte, so daß er nach allen Seiten Ausschau hielt, ob seine Talente ihm nicht einen anderen Wirkungskreis erschließen könnten. Die Sonntagspredigt stand immer schon am Mittwoch wie ein Gespenst vor ihm. So erbat und erhielt er einen mehrmals verlängerten Urlaub, unterstützt von Attesten über seine in der That sehr schwankende Gesundheit. „Von aller Vikariatsknechtschaft befreit", machte er die verschiedensten Versuche, sich eine andere Existenz zu schaffen. Er bat Cotta um Verwendung bei seinen ausgedehnten Instituten, er bemühte sich um Hofmeisterstellen, ja um die elendesten Korrekturaufträge, aber jede Hoff-

*) Ich habe die bisher unbekannten Thatsachen vorwiegend den handschriftlichen Schätzen der Kgl. Oeffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, den Akten des Kgl. Württembergischen Konsistoriums und dem Cottaschen Hausarchiv entnommen, die mir im Interesse meiner im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung voraussichtlich gegen Ende des Jahres erscheinenden Mörike-Biographie im vollsten Umfange zur Verfügung gestellt worden sind. M.



nung zerschlug sich. Endlich schloß er einen Vertrag mit den Buchhändlern Franckh, die ihn zu belletristischen Arbeiten für eine Zeitschrift verpflichteten. Aber bestellte Arbeit zu liefern, dazu war Mörike nicht geschaffen; er löste daher schon nach ganz kurzer Zeit das Verhältnis, in dem er „vor Ekel fast krepiert" wäre, und kehrte reuig in die Arme der Mutter Kirche zurück. Mit einem „Vivat vicariat" beschließt er 1828 seinen Weihnachtsbrief an Freund Mährlen. Als er dann im Februar des folgenden Jahres von neuem einberufen wurde, spricht er der Mutter gegenüber von einer „kaum verdienten Gunst des Schicksals", von „Freude, guter Hoffnung und dem besten Willen". Mährlen freilich bekam schon wenige Wochen später ganz andere Dinge zu hören: „Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient." Allmählich wurde er mürbe, ja söhnte sich z. T. (es ist schwer zu entscheiden, wie weit er sich darin selbst belog) mit seinem Berufe aus. Das Schicksal führte ihn durch die traulichsten Pfarrhäuser, in denen er sich behaglich einnistete. Dazu verlobte er sich im Jahre 1830 mit einer Pfarrerstochter Namens Luise Rau und sehnte sich nach einem eigenen Herde, den ihm nur der geistliche Stand verschaffen konnte. So versicherte er in Briefen, daß er sich „im pastoralen Esse" ganz wohl fühle, und meinte: „Es kommt nur auf einen männlichen Entschluß an, um auch innerhalb des Kirchendienstes der ganze, ungeteilte Mensch zu bleiben."

Im Grunde war es doch wohl nur die Philosophie der sauren Trauben, hinter die der Dichter sich verschanzte. Doch irrt man, wenn man glaubt, daß die Abneigung gegen seinen Beruf seine Thätigkeit zu einer wenig erfolgreichen gemacht habe. Ein frommer Mensch war er ja einmal, und was der Glaubenseifer nicht that, ersetzte bei ihm das Pflichtgefühl. Seine Vorgesetzten waren ihm durchaus wohlgesinnt, wie denn seine umfangreichen Personalakten im Konsistorium nur Gutes über ihn berichten. Alle Pfarrer, denen er vorübergehend zur Seite stand, entließen ihn ungern und mit den besten Zeugnissen; so rühmte ihm bei dem Abgang von Owen der Stadtpfarrer Brotbeck „sehr gute Kenntnisse" nach; auch sei er — und das wird wiederholt betont — ein guter Prediger und „als ein Freund geachtet". Schwere Existenzsorgen bedrückten den jungen Vikar, der noch dazu Mutter und Schwester bei sich hatte, und der mit seinen unermüdlichen Bewerbungen um erledigte Pfarreien kein Glück fand. Nicht als ob man Bedenken getragen hätte, ihm ein solches Amt anzuvertrauen, im Gegenteil, seine Gesuche wurden stets befürwortet. Aber als kränklicher Mann mußte Mörike auf das Klima sehr Rücksicht nehmen, wie er es sich auch nicht zutraute, eine größere Pfarre zu versehen. Erst nachdem er jahrelang, „wie ein gehetztes Wild" umhergetrieben war, sollte er in den Ruhehafen einlaufen. Ziemlich hoffnungslos bewarb er sich im Jahre 1834 um die kleine Pfarre von Cleversulzbach im Neuenstadter Dekanat; sein Vorgesetzter empfahl auch diesmal „den wirklich alles Mitleidens werten Bittsteller," der seiner alten Mutter jeden Kreuzer zuwende, den er sich abkarge, als einen „Mann von seltener Treue" auf das wärmste, und am 14. Mai 1834 traf denn auch die Ernennung ein.

Im folgenden Monat hielt Mörike mit Mutter und Schwester seinen Einzug in das etwa 600 Einwohner zählende Dorf und wurde durch den Spezial

von Neuenstadt unter Assistenz einiger Amtsbrüder aus der Nachbarschaft investiert. Das Pfarrhaus hatten die Bauern durch eine Eichenguirlande und ein Willkommensschild festlich geschmückt, und durch das Investituressen im „Löwen“ wurde die Feierlichkeit nach altem Brauch beendigt. Mörikes Antrittspredigt (in ein blaues Heftchen geschrieben, das das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv bewahrt) ist merkwürdig durch den vorangeschickten ausführlichen Lebenslauf, mit dem sich der neue Pfarrer schlicht und herzlich bei seiner Gemeinde einführt. „Wie neu und erhebend,“ sagt er, von seiner Berufung erzählend, „war mir der Gedanke, daß ich nunmehr gewürdigt sein sollte, von einer Gemeinde vollkommen Besitz zu nehmen.“

Die Stelle war freilich mager genug, und die Besoldung von 600 Gulden reichte, selbst als sie um 38 Gulden 8 Kreuzer erhöht worden war, nicht her und nicht hin, so daß Mörike Schulden machen und Cottasche Vorschüsse auf noch nicht geschriebene Werke erbitten mußte, um nur die Sporteln und die häusliche Einrichtung zu bestreiten. Und doch, wie muß er aufgeatmet haben, als er sich endlich in einer wenigstens einigermaßen gesicherten Existenz sah! Anfangs fand er sich nicht leicht in den neuen Verhältnissen zurecht und war überhaupt menschenscheu und verschlossen. Bald aber umspann er seine Dorfidylle so eng mit der anschmiegenden Liebe seines reichen Gemütes, daß all seine Poesie dieser Zeit mit Cleversulzbach innig verwachsen ist: Der alte Turmhahn auf der schiefergedeckten Spitze des niedrigen Kirchleins, die Lieblingsbuche seines Gartens, in die er den Namen Höltys eingrub, die geschwärzte Holzgatterthür, die sich mit so melodischem Knarren nach hinten auf das freie Feld hinaus öffnete (heut ist sie eingegangen), sie sind uns aus seinen besten Gedichten lieb und vertraut.

Im Garten, den er selbst umgrub, zog er sich Geißblatt und Stachelbeeren, den berühmten Salat, den die Bauern des Nachts heimsuchten, und die kräftigen Rettiche, an denen er sich nach erschlaffender Lektüre restaurierte. Das Pfarrhaus selbst war ein geräumiger, aber schon recht schadhafter Bau, dessen Gesundheitswidrigkeit der Dekan beim Konsistorium bescheinigte. Mörikes Amts- und Studierstube im Obergeschoß kennen wir aus dem „Alten Turmhahn“: Die Geranien- und Kaktusstöcke am Fenster, der alte dicke Kachelofen mit seinen Bildern, das kleine Pult von Nußbaumholz mit Concordanz, Oblatenschachtel und Amtssigill, der Armstuhl und der Bücherschrank mit den frommen Schwabenvätern in Leder und Pergament erfüllten das nicht große Zimmer mit den geweißten Wänden, in denen „Bücher- und Gelahrtenduft“ sich mit einem „Rüchlein Rauchtabak“ gemütlich zusammenfand. Von den Fenstern aus blickte der Dichter weit auf bewaldete Hügel und links auf den kleinen Kirchhof, dessen blecherne Grabkreuze herüberglänzten, und wo der Pfarrer pietätvoll der Mutter Schillers ein Denkmal schuf.

Mit seiner kleinen Gemeinde lebte Mörike vortrefflich; er lebte wirklich mit und in ihr, nicht über ihr. Seine Predigten wirkten, wenn ihm nicht häufige Kongestionen den Kopf benahmen, in ihrer schlichten Kindlichkeit und reinen Herzlichkeit, von Mörikes Rednergabe und sehr sympatischem, wandlungsfähigem Organ getragen, wahrhaft erbaulich, und vor allem war er der rechte Mann, eine gesegnete Kinderlehre abzuhalten.

Er war leutselig mit jedermann und nahm ebenso gern eine Einladung zu einer Schüssel Milch bei geringen Leuten an, wie er seinerseits mit milder

Hand die Armen speiste. Einen wackeren Greis erfreute und ehrte er einmal durch ein Geburtstagsgedicht, das er „dem lieben Altvater“ im Namen der Enkel als „sein aufrichtiger Freund“ widmete, und er dichtete fromme Strophen, die er dem Chorgesang zu Grunde legte. Wenig Erfolg hatte er bei seiner Gemeinde, wenn er sie für Johann Peter Hebel und die Dialektdichtung zu gewinnen suchte: „Klärchen, was die Leute für Strohköpfe hin machen!“ sagte er einst zu seiner geliebten Schwester, seinem „Haustrost“, als er nach feuriger Vorlesung des „Karfunkels“ in die verdutzten Gesichter seiner Bauern sah. Die guten Cleversulzbacher wußten nicht, was sie an ihrem Pfarrer, der doch schon den „Maler Nolten“ hatte ausgehen lassen, besaßen. Oft genug mögen sie sich angestoßen und mit einander getuschelt haben, wenn in dem hochwürdigen Herrn der Poet hervorguckte, wenn er traumverloren sich im Walde umhertrieb, Namen in die Bäume ritzte oder den Kasten der Registratur zum Zeichnen benutzte.

Mit Mörikes Gesundheit wurde es nicht besser, sondern schlechter; überhaupt hat sich der anfällige Mann selten sehr wohl in seinem Leibe gefühlt. Jahr für Jahr gingen denn auch Urlaubsgesuche unter beigefügten Attesten des Amtsarztes Dr. Elsäßer an die Behörde, die immer befürwortet und gewährt wurden, meist unter Beifügung einer erbetenen Gratifikation zum Besuch benachbarter Kurorte. Diese Kränklichkeit war denn auch der Hauptgrund, weshalb sich Mörike schon vom zweiten Jahr ab einen Vikar hielt, dem er nach und nach fast alle Geschäfte überließ. So schreibt er im Juni 1837 an seinen Freund Hermann Kurtz, daß er, was den Sakristeigeruch anbetrifft, leider mit Sir John bekennen müsse: „Ich weiß nicht mehr, wie das Inwendige einer Kirche aussieht.“ Das Predigen wurde ihm ja schwer, aber es besteht doch wohl auch zu Recht, was ein Amtsbruder von dem Dichter gesagt hat, er sei „halt immer a faul's Luder“ gewesen. So bittet er einmal seinen Herzensfreund, den Pfarrer Wilhelm Hartlaub in dem nicht fernen Wermutshausen, er möchte ihm doch für die Sonntage von Ostern an ein Dutzend seiner Predigten schicken. Oft genug ließ er sich auch durch benachbarte Amtsbrüder wie den Pfarrer Hartmann oder den Pfarrer Schmidlin in Bürg vertreten und lag, indes jene in seiner Kirche predigten, vergnüglich lauschend im Rasen unter dem geöffneten Kirchenfenster. Eigene Predigten Mörikes sind mir (abgesehen von der erwähnten fragmentarischen Antrittspredigt) auf meiner Forschungsreise weder in den in Betracht kommenden Archiven, noch im Privatbesitz aufgestoßen. Die Gemeinde gab denn auch bei mehreren Visitationen den Wunsch zu Protokoll, daß ihr Pfarrer doch allmählich wieder mehrere kirchliche Geschäfte übernehme, so namentlich die Katechisationen, und noch im Jahre vor seinem Abgang von Cleversulzbach berichtet der Dekan an das Konsistorium, daß die Gemeinde ihren Pfarrer „sehr gerne hört und überhaupt schätzt,“ aber doch die volle Amtsbethätigung bei ihm vermisse; sie wäre „zufrieden, wenn seine Vorträge auch noch so kurz wären“.

Auf die Dauer konnte dies Verhältnis natürlich nicht Bestand haben. Schon am 7. Juli 1836 bezeugte dem Dichter sein Hausarzt „wiederholte Anfälle von Rückenmarksschlagfluß, die eine Schwäche und Reizbarkeit des Unterleibs und Herzens zurückließen, welche ihn den ganzen Winter ans Bett bannten“. Seines Leidens wegen kam er im Jahre 1839 auch um Enthebung von dem Beförderungsexamen ein, und der Dekan bemerkte dazu, daß Mörike als „ein Mann von Talent, Geist und Nachdenken“ auch ohnedies einer besseren Stelle würdig sei. Aber am

Ende mußte ihm das Konsistorium denn doch nahe legen, um seine Pensionierung einzukommen. Er that es, und sie wurde ihm am 20. Juli 1843 nach nur neunjähriger Dienstzeit unter Belassung eines Ruhegehalts von 200 Gulden gewährt. So schied Mörike, erst 39 Jahre alt, aus dem Kirchendienst und aus Cleversulzbach, an das er stets mit Liebe und Wehmut zurückdachte; hatte er hier doch eine im ganzen so glückliche Zeit verlebt, wie sie ihm später nicht wieder beschieden war.

Mit der Zeit war dem Dichter sein Amt doch lieb geworden. Die weltbewegenden Schriften seines gleichaltrigen Landsmannes, Studiengenossen und Freundes David Friedrich Strauß spielten in Mörikes Leben gar keine Rolle; statt dessen konnte er jenem von seiner „fortdauernden Neigung zum Christentum“ berichten. Ein Orthodoxer und ein Bekenner war er, der Nachkomme Martin Luthers, durchaus nicht. So wenig er auf das Dogma der eigenen Konfession sich versteifte, so sehr übte er anderen gegenüber milde Toleranz. Daß das für einen Geistlichen der richtige Standpunkt ist, wird niemand behaupten; aber ein echter innerlicher Christ war er doch, wenn auch z. T. auf seine Weise, die den landeskirchlichen Satzungen oft schnurstracks zuwiderlief.

Sich in religiöse Spitzfindigkeiten einzulassen, dazu war er viel zu beschaulich angelegt. Daher spielte er denn auch im theologischen Kränzchen der Pfarrer des Neuenstadter Dekanats das schwarze Schaf. Wenn man da über die neue Dogmatik des Tübinger Professors Steudel disputierte, fand Mörike immer Ausflüchte, um fern zu bleiben, und er hat eine solche Sitzung in einem Gelegenheitsgedicht einmal mit drastischer Komik persifliert.*)

Mannigfachen Verdruß hatte er mit seinen Vikaren. Der eine zeigte trotz seiner Jugend etwas Salbungsvolles und Zelotisches, wie es der Dichter gar nicht vertragen konnte; ein anderer wollte gar ihn selbst bekehren, ein dritter spielte auf der Kanzel den eleganten, wohlredenden „Sehrmann“, so daß Mörike seinem Unmut in wenig schmeichelhaften, aber höchst ergötzlichen Versimprovisationen oder Zeichnungen Luft machte. Satirische Strophen gegen theologische Eiferer und Pietisten, die in der ersten Auflage seiner Gedichte standen, tilgte er in der zweiten. Eigentlich religiöse Gedichte hat er gar nicht geschaffen, dafür stehen die seinen aber in ästhetischer Hinsicht turmhoch über denen der frömmeren Kollegen Karl Gerok und Julius Sturm, die ihrerseits mit inniger Bewunderung und Liebe zu ihm als einem Meister aufblickten.

Mörike war wie Goethe eine conciliante Natur und suchte wie dieser alle starken, lebenstörenden Affekte von sich fern zu halten. Er zog sich in sich selbst zurück und bat: „Laß, o Welt, o laß mich sein!“ Man findet bei ihm daher auch nichts von der Tragik, die auf dem Leben des viel positiveren, leidenschaftlicheren Herder lastete, der, im Herzen ein Heide, an der Spitze der Landeskirche seines Herzogtumes stand und vom Schatten des Kirchendachs, das auf seinen Schreibtisch fiel, geradezu erdrückt wurde. Mörike war kein Grübler und kein Mann der unerbittlichen Konsequenz. Er blieb immerdar ein frommer Empfänger des Abendmahls und ein gläubiger Kirchgänger, der, wenn es eine Ab-

*) Sehr hübsch ist, besonders auch der beigegebenen Mörikeschen Zeichnungen wegen, des verdienten schwäbischen Litterarhistorikers Rudolf Krauß Büchlein „Mörike als Gelegenheitsdichter“. Stuttgart 1895.



haltung gab, sich wenigstens von Schwester Klara aus einem gedruckten Predigtbuche vorlesen ließ. Noch in den letzten Jahren sprach er öfters den Wunsch aus, wieder selbst einmal predigen zu können. Dr. **Harry Mayne.**



Musikdramatische Neuheiten der verflossenen Spielzeit.

Wer gewohnt ist, auch künstlerischen Erscheinungen gegenüber den tieferen Zusammenhängen nachzuspüren, die Einzelerscheinung mehr als Offenbarung der Gesamtseele zu betrachten, der wird in unserer ganzen Kunstentwicklung einen Zug nach Intimität nicht verkennen können. Der Naturalismus mit seinem Nurgeltenlassen beobachteter Geschehnisse, seinem Herauszerren innerster, verborgenster Seelenvorgänge unter die zergliedernde Lupe des Psychologen hat einem Mystizismus Platz gemacht, bei dem schon der Name das Heimliche und vom grell beleuchteten Markt Abgeschlossene kündet. In der Malerei finde ich zumal in der Landschaft diesen Zug nach intimer Stimmung; die Worpsweder, Dachauer, ein Thoma, eine ganze Schar junger Münchener bezeugen es. Mehr noch die ganze dekorative Kunst mit ihrer ausgesprochenen Liebe zum Innenraum und dessen traulicher Schmückung. — Auch für unser Konzertleben konnte ich auf die steigende Pflege der Kammermusik hinweisen, deren Name ja schon darauf hindeutet, daß sie eigentlich nicht in den Konzertsaal gehört. Aber auch die neuerdings wieder wachsende Beliebtheit der älteren englischen und französischen Klaviermusik mit ihrem genrehaften Charakter gehört hierher.

Nun ist es aber unverkennbar, daß auch für die Oper dieser Zug nach Intimität sich geltend macht. Es ist ja ganz unmöglich, daß Wagners That, die den Beweis erbrachte, daß es eine wahrhafte musikalische Dramatik giebt, uns jemals verloren gehe. Aber dessen bin ich sicher, daß jene Richtung, die in Wagners Vorgehen den einzig möglichen Weg sieht, in unferner Zeit nicht mehr viele Anhänger zählen wird. Denn man wird sich selbst doch nicht zur Unfruchtbarkeit verdammen; eine solche aber bleibt auch das glänzendste Epigonentum. Das müßten gerade die „Wagnerianer“ einsehen, wenn sie — ich stimme ihnen in diesem Punkte bei — der Meinung sind, daß auf dem vom Meister eingeschlagenen Wege ein Hinauskommen über ihn unmöglich ist. Aber, selbst wenn einem dieser Weg als der glänzendste und großartigste erscheint, die anderen werden deshalb doch nicht ungehbar; wer weiß, ob nicht auch sie Reize in sich bergen, die das Gehen reichlich lohnen.

Wagners Werk ist aufs Ungeheure gerichtet, es schließt die intime Wirkung, die Wirkung im kleinen Rahmen ganz aus. Wagners Musik ist immer und überall der Ausdruck elementarer Kräfte, auch seine Menschen sind schon Halbgötter, bei denen alle Gefühlsausdrücke gleich ins Ungemessene gehen; zumeist wirken sie gar als Personifikation von Leidenschaften oder Ideen. Und diese

Ideen, der geistige Inhalt seiner Werke teilt diesen Zug ins Riesige. Die gewaltigsten Probleme sind die Stoffe. Aber auch die aufgewendeten Mittel sind ungeheure. Ein Ineinanderarbeiten der verschiedensten Künste ist nötig, seine Tondramen uns vorzuführen, die größten Bühnenräume vermögen den scenischen Apparat kaum zu fassen, die Menschenstimme reicht kaum aus; wir erliegen fast der Wucht des Ausdrucks, der sich stets in der stärksten und gewaltigsten Form ausspricht. Massenwirkung in jedem Sinn, auch in dem, daß es eigentlich der großen Zuhörerschaft bedarf. Nicht umsonst gipfelt Wagners Streben in Bayreuth: Festspiele vor versammeltem Volke.

Wagner selbst hat ja einmal die uns gewöhnlichen Sterblichen vom Wolkenschleier verhüllte Götter- und Sagenwelt verlassen, in den „Meistersingern". Aber auch hier ist der Aufwand der Mittel ein ganz gewaltiger. Es sind dieselben Farben, wie in den andern Werken, auch ebenso dick aufgetragen, aber anders gemischt. Und das ist berechtigt. Denn es ist Wagners Absicht, das deutsche Bürgertum in seiner größten Zeit darzustellen, wo wirklich etwas wie Renaissanceluft in die holzgetäfelten Stuben hineinwehte; es ist ferner seine Absicht, den Sieg echt menschlicher Innenkunst über äußerliches Regelgewirr zu feiern. Und diese großen Ziele drängen auch in der Seele des Zuschauers das Geschick der beiden liebenden Menschlein in den Hintergrund.

So ist hier kein Mißverhältnis zwischen Inhalt und dem Aufgebot der Darstellungsmitttel. Ein solches herrscht aber wohl bei Kienzl („Evangelimann") und Rückauf („die Rosenthalerin"), die in der „bürgerlichen" Oper, — als solche erschien ihnen Wagners Werk — das Heil erblickten. Daß sie dabei überdies in den Fehler des „bürgerlichen" Rührstücks der Iffland und Genossen verfielen, trug noch mehr dazu bei, die Erfolge zu vorübergehenden zu machen.

Dagegen hat Max Schillings, für mich der echteste Wagnerianer, das wohl gefühlt. Seine heitere Oper „der Pfeifertag", die zuerst in Schwerin, dann in verschiedenen anderen Städten großen Erfolg hatte, darf mit den großen Mitteln der „Meistersinger" arbeiten, denn auch hier ist es nicht das Geschick der Liebenden, nicht der Uebermut streichlustiger „Pfeifer", was uns bewegt, sondern der Kampf für den Beruf des Künstlers, die Heiligkeit und Heiligungskraft der Kunst. — Dafür teilt er mit der Mehrzahl der Nachahmer Wagners einen andern Mangel.

Wendelin Weißheimer erzählt in seinen, trotz mancher anfechtbarer Stellen doch sehr verdienstvollen Erinnerungen an Wagner, daß dieser bei der Arbeit sich stets durch den Klavierton vom sinnlichen Wohlklang seiner Melodien überzeugte. Diese kleine Bemerkung kennzeichnet den ganzen Unterschied der sinnlichen Schönheit bei Wagner gegenüber der seiner Nachfolger, die jeder erfahren muß, der beider Werke im Klavierauszug kennen gelernt. Bei Wagner liegt diese Schönheit nicht nur in der Instrumentation, sondern ebenso sehr in der Tonfolge und Harmonie an sich. Die neueren beschränken sich fast durchweg auf die Farbe, während Wagner auch in der Linie (Zeichnung) von wunderbarer Schönheit ist. Daher in den neueren Werken die oft erschreckende Armut an wirklichem Melos. Im ganzen „Pfeifertag" ist keine einzige Gesangsstelle, die an und für sich schön ist, bei Wagner ist eine unendliche Melodie. Trotz alledem darf man gerade auf Schillings große Hoffnungen setzen. Manche Stellen, zumal auch die rein orchestralen, lassen die Hoffnung zu, daß in Schillings doch

auch Eigenart steckt; seine künftigen Werke werden zeigen, ob diese stark genug ist, um dem Komponisten zu einer eigenen Sprechweise zu verhelfen. Ohne das ist ein Fortschritt nicht möglich.

Auch aus Italien, dem in dieser Hinsicht stets über Verdienst gelobten Lande der Musik, ist in den letzten Jahren keine Neuheit über die Alpen gekommen, die wir, für alles fremde so Begeisterungsbereite, als „Verheißung" hätten auffassen können. Der Verismo hat gründlich abgehaust; der einzige, der mit ihm ein wirklich dauerndes, weil eben voll eigener Kraft steckendes Werk geschaffen hat, Pietro Mascagni tastet unsicher umher. Aber keinem der Versuche war der Erfolg des keck hingeworfenen Erstlings beschieden, und selbst unsere Bühnenleiter, die, wie sie einerseits unvergleichliche Zauderer sind, andererseits mit rührender Opferwilligkeit an dem festhalten, in das sie sich einmal verbissen haben, haben dem temperamentvollen Konservatoriumsdirektor von Pesaro den Abschied gegeben. Seine „Iris" ist in Deutschland wohl nur in Frankfurt — durchgefallen, andere Städte hatten an dem lärmenden Zwischenspiel genug. Leoncavallo scheint seine innere Unfruchtbarkeit auf die Nerven gefallen zu sein, und der ehrenvolle kaiserliche Auftrag eines „Roland von Berlin" harrt — vielleicht zum Glück — noch immer der Lösung. Puccini, der vor den Machthabern der Berliner Oper nie Gnade gefunden, hat mit einer „Tosca" in seinem Vaterlande viel Glück gehabt. Nach allem, was ich gehört habe, scheint er Sardou, der ihm den Stoff gegeben, an Effekthascherei und äußerlichem Blendertum, aber auch an innerer Hohlheit nichts nachzugeben. —

Alle diese Werke — die Cavalleria bis zu einem gewissen Grade ausgenommen — bedeuten jedenfalls weder als Gesamtkunstwerke, noch rein musikalisch eine Bereicherung des Musikdramas als Kunstgattung. Die Cavalleria hat in stofflicher Hinsicht das außerordentliche Verdienst, auf das Volksleben der Gegenwart hingewiesen zu haben. Der Verzicht auf kulturschildernden Ballast, das frische Zugreifen ins Leben des Volkes, wo es echt leidenschaftlich und daher auch echt dichterisch ist, zeigt, daß gerade die Oper sehr gut ein Stück Heimatkunst verkörpern könnte. Gäbe sie doch sehr leicht Gelegenheit, die kerngesunden Feste mancher Landstriche scenisch zu verwerten, wie Volkslieder und -tänze eine nicht zu unterschätzende Fundstätte oder doch Anregung für die musikalische Erfindung böten. Allerdings dürfte dabei nicht vergessen werden, daß „Oper" nicht gleichbedeutend ist mit „Idyll", daß es zu ihrer Verlebendigung einer gehörigen Dosis „Theaterblutes" bedarf, auf das man auch Mephistos Wort ausdehnen darf, daß es „ein besondrer Saft" sei. Jedenfalls ist er selten und fehlt z. B. ganz und gar dem Gounodschüler J. Urich und seinem Textdichter Karl Müller-Rastatt, der ihm „Hermann und Dorothea" zur Oper verarbeitete. Auch die wirklich feinsinnige und besonders in der Arbeit geschmackvolle Musik läßt uns keinen Augenblick vergessen, daß sie zu einer grausamen Verstümmelung des herrlichen Gedichts geschrieben ist, dessen Dialogisierung einem noch recht fühlbar macht, wie undramatisch, wie durchaus episch der Stoff ist.

Schroffer zugegriffen hat Erich Speth, als er aus dem alten Roman der Georges Sand, der „Grille", einen ganz neuen Operntext schuf. Die Anspruchslosigkeit, die sich im Zurechtschneidern eines so abgetragenen Kleides offenbart, wie es die von der seligen Birch-Pfeiffer zurechtgestutzte Rolle der Fadette ist, ist das Kennzeichen dieser Oper. Selbst auf die Gemütserkrankung des Lieb-

habers hat Speth verzichtet, er schickt den jungen Mann zum Militär. Drei Jahre sind lang. Inzwischen wird aus der wilden Grille ein gesittetes Mädchen und eine reiche Erbin. Da soll selbst ein alter Bauer nicht nachgiebig werden, wenn überdies ein Soldat dem Lieb treu geblieben ist. Johannes Döbber hat die Musik geschrieben. Er hatte in seinen früheren Werken einen so traulichen, frischen deutschen Zug, daß ich gehofft hatte, er würde aus dem Umstand, daß seine Oper im elsässer Bauernland spielt, Anregung gewinnen und ein Stück urwüchsigen Landlebens bieten. Aber es ist bei einer arg theatralischen Nachahmung der „Grille“ geblieben. Die Musik ist leicht, gefällig, liedmäßig; wird sie ernst, so wird sie auch gleich sentimental. Größe, Stärke und Eigenart fehlen der Partitur. So war es auch damit nichts. —

Noch schneller verschwand wieder von der Bühne Reinhold Beckers Einakter „Ratbold“. Der Name klingt altgermanisch, aber trotzdem Felix Dahn der Textdichter ist, spielt die Oper in der Gegenwart, an der deutschen Seeküste. Also auch hier ein Stück deutsches Volksleben. Leider versagt das Textbuch ganz. Daß der Stoff nicht neu ist, daß er an Tennysons „Enoch Arden“ und mehr noch an F. E. Kochs Oper „Die Halliger“ erinnert, wäre nicht das schlimmste. Aber Dahn erzählt die menschlich ergreifendsten Stellen, und beraubt sich so selbst jeder dramatischen Wirkung. Ueberdies ist seine Sprache mehr rauschend, als tönend, deklamatorisch, aber nicht musikalisch. Der Komponist macht es wie der Dichter. Er greift immer zu vollen Akkorden in die Harfe, auch er ist, so gut er Lieder und Chöre zu schreiben vermag, kein Dramatiker. — Dagegen ist es, wenn man den Berichten über die Erstaufführung in Prag Glauben schenken darf, Gerhard Schjelderup in seiner Oper „Nordische Hochzeit“ gelungen, das Leben seiner Heimat dramatisch und musikalisch zu vollgiltigem Ausdruck zu bringen. Hoffen wir, daß auch unsere Komponisten sich durch Mißerfolge nicht von der Bebauung dieses Gebietes abhalten lassen, das in so hervorragender Weise die Gelegenheit bietet, bei allem Realismus gesunder Dramatik den Idealismus warmen Gefühls und blühenden Phantasielebens zum Ausdruck zu bringen. —

Zu einem andern Gebiete, das auch so recht und im besten Sinne volkstümlich ist, hat Engelbert Humperdinck den Weg gewiesen, zur Märchenoper. Er ist dabei guter Wagnerianer geblieben, indem er zugleich mit dem Stoff auch die musikalischen Mittel aus dem Heroischen ins Niedliche, Engere, Lieblichere, Kleinere und Feinere, mit einem Wort ins Intime verpflanzte. Es verschlägt dabei, wenigstens für die Bedeutung des Werkes, nicht viel, daß Humperdinck fast nur Goldschmied war, nicht Goldfinder, daß sein Verdienst in der wundervollen Fassung herrlicher Perlen liegt. Er hat jedenfalls den Weg gewiesen, der leicht aus dem Gebiete lärmenden Naturalismus, tiefsinniger Spekulation oder eisenrasselnder Historie ins Land froh und heiter gestaltender Naivetät führen konnte. Arthur Kulenkampff ist allerdings nicht der Mann dazu, in diesem Lande Gärtner zu spielen. Denn was ihm fehlt, ist gerade die Naivetät. Er ist ein grundgelehrter, er ist auch ein geschmackvoller Musiker, überängstlich sogar. Er giebt sich so sehr Mühe, ja nichts in hergebrachter Weise zu erzählen, daß er auf die barocksten Einfälle kommt, aber das Naheliegende immer übersieht. So fehlt seinem „König Drosselbart“ ganz und gar die innere Heiterkeit und die unbekümmerte, aber gerade deshalb glückliche Zutappigkeit des kindlichen Märchenerzählers.

Der hier die glücklichste Hand von allen bewiesen, ist Richard Wagners vielbefehdeter Sohn Siegfried. Wer die innere Verwandtschaft von Mythe, Sage und Märchen bedenkt, wird sich nicht allzusehr wundern, im Sohn diese Gabe, Halbzerfallenes aufzubauen, Abgebröckeltes wieder einzusetzen, Verwandtes von allen Seiten herbeizuholen und das Ganze neu zu beleben, wiederzufinden, die der Vater in so hohem Maße besessen. In der That ist Siegfried Wagners „Bärenhäuter“-Dichtung die beste dramatische Neugestaltung eines Märchens, die wir überhaupt besitzen. All' die im Laufe der Zeit „zersungenen“ Stellen, die inneren Zusammenhänge, die die Volksüberlieferung nur noch ganz verblaßt aufweist, Siegfried Wagner hat sie wieder aufgefrischt. Und was er hinzugethan, um das Geschehnis verständlicher zu machen, ist dem Stoff so innig verwandt, die Zeit, in die er das Märchen verlegt, dem Gehalt so angemessen, daß die Einheitlichkeit des Ganzen nirgendwo Schaden leidet. Das ist eben naives Schaffen mit einfach gläubigem Sinn. Und weil es so einfach, so schlicht deutsch ist, ist das Märchen auch voll tieferen Sinnes. Dieser Bärenhäuter Hans ist der deutsche Jüngling, jene wunderbare Mischung von „reinem Thor“, weltbezwingendem Helden und dummem Michel, die als ur- und nur deutsch in allen Gestaltungen der deutschen Seele lebt vom Jungen im Märchen, „der auszog, das Gruseln zu lernen,“ bis zum Lindwurmtöter Siegfried, der beim Anblick eines wehrlosen Weibes ängstlich nach der Mutter ruft.

Diese echte Volkstümlichkeit wurde um so kräftiger empfunden, als uns vom „Theater des Westens“ der „Bärenhäuter“ Arnold Mendelssohns, der von Anfang an gegen das Werk des Bayreuthers ausgespielt worden war, dargeboten wurde. Hier hat Hermann Wette den Text bearbeitet. Ganz abgesehen von dem unverhältnismäßigen Apparat, der aufgeboten ist, den sentimentalen und philiströsen Liebesscenen, ist hier aus dem unbefangenen deutschen Märchen eine spitzfindige moralische Geschichte geworden, ein erbauliches Exempel zum Predigttext „Gott verläßt die Seinen nicht“, eine schreckhafte Schilderung der Bösartigkeit des Teufels.

In der Musik allerdings ist Mendelssohn zweifellos der größere Könner. Er beherrscht alle Formen des musikalischen Satzes; hervorragend ist seine Polyphonie, und die Kontrapunktik in den Chorsätzen erhebt sich weit über das Landläufige. Seine Harmonik ist kühn und abwechslungsreich, seine Motive sind charakteristisch. Dagegen fehlt ihm der Zug ins Große, die hinreißende Steigerung, das Gefühl für Werte. Er behandelt alles mit gleich eindringlicher Sorgfalt. So ist er denn wohl ein ganz hervorragender Lyriker, aber kein Dramatiker. — Siegfried Wagner ist in allem sein Gegenteil. In seiner Schreibart merkt man überall den Anfänger, der noch nicht die volle Herrschaft über die Ausdrucksmittel hat, oft sogar sehr unbeholfen ist. Seine Partitur ist eigentlich nie interessant; aber das will er auch gar nicht: er will volkstümlich und leicht verständlich sein. Seine Stärke liegt in der humoristischen Charakteristik, weniger ausgeprägt ist seine Lyrik, dafür bleibt er stets frei von Sentimentalität, ist von einer gesunden Zutappigkeit. Künstlerische Naivetät ist auch hier für ihn kennzeichnend. Dann ist er durchaus Dramatiker. Er versteht auf Höhepunkte hinzuarbeiten und hat das Gefühl des gesunden Effekts. Eigentlich fehlt ihm auch hier nur das, was gelernt werden kann, das Handwerksmäßige. — Besonders hoch wird man ihm anrechnen, daß er sich in allem Aeußerlichen vom Einfluß

seines Vaters freizuhalten wußte. Trotzdem darf er die Bezeichnung „Erbe von Bayreuth", wie er so oft verspottet worden, als Ehrentitel in Anspruch nehmen. Ist er auch ganz anders, als der Vater, so ist er doch echt. Man könnte in ihm die Richtung personifiziert sehen, auf die ich zu Beginn hinwies. Nicht das Gewaltige, Erschütternde will er, sondern das mehr Genrehafte. Und so wenig ich auf einen Symphoniker oder Liederkomponisten Siegfried Wagner hoffen möchte, so sicher glaube ich an ihn als Pfleger der humoristischen Volksoper im dramatischen Geiste Richard Wagners und seines großen Ahnen, Karl Maria von Weber.

Sonst bot uns die Hofoper noch einen völlig belanglosen Einakter „Die Beichte" von Ferd. Hummel, Text von Axel Delmar, und Eugen d'Alberts „Kain". Bulthaupts Text hat bei aller Wortschönheit die wuchtige Eindringlichkeit der biblischen Erzählung abgeschwächt, indem er an die Stelle von Leidenschaften Ideen setzt. Eugen d'Albert gegenüber gewinnen wir aber immer mehr den Eindruck, daß er nicht nur ein Berufener, sondern ein Auserwählter ist. Noch ist er ein Ringer, Ringer nach dem Höchsten, er wird aller menschlichen Voraussicht nach ein Besitzender werden, der zur vollen Beherrschung aller technischen Mittel die tiefgründige Leidenschaft einer prometheischen Seele bringt. Möge er zur glücklichen Ausreifung gelangen. —

So hat denn der verflossene Winter kein Werk gebracht, das in der bei Verdis „Falstaff" ansetzenden Linie der feinkomischen Konversationsoper einen Schritt weiter bedeutet. Das vorige Jahr hatte durch Ursprungs, „Das Unmöglichste von allem", Lohses „Prinz wider Willen" und d'Alberts „Abreise" die Meinung bestärkt, als sei das die Richtung der nächsten Zukunft. Das Aussetzen der Erscheinungen in einer Spielzeit hat da natürlich nichts zu bedeuten. Andere Erscheinungen, die steigende Beliebtheit Lortzings, die wachsende Pflege mancher Franzosen, nicht zuletzt der Beifall, den die Aufnahme besserer Operetten in die Spielpläne der Opernhäuser fand, zeugt dafür, daß das Verlangen nach dieser Richtung geht. Jedenfalls würde sie eine Bereicherung zumal der deutschen Opernlitteratur bedeuten. Dr. **Karl Storck.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Victor Hugos Heirat.

Der „Vater der (französischen) Romantik" war auch darin romantisch, daß er als Zwanzigjähriger eine Ehe schloß, die als das Muster einer idyllischen Liebesheirat gelten kann. An der Hand zum Teil unveröffentlichter Dokumente hat Dr. Cabanès im Aprilheft der „Deutschen Revue" diese fast unbekannt gebliebene Episode aus dem Leben des Dichters geschildert. Noch hatte Victor

Hugo kaum etwas veröffentlicht, ein paar verstreute Poesien im Conservateur littéraire, die er dann, zu einer Broschüre vereinigt, durch einen kleinen Buchhändler des Palais Royal vertreiben ließ. „Er hatte wohl ein Manuskript zum Druck vorbereitet, allein seine Schüchternheit hatte ihn immer noch davon abgehalten, bei den Verlegern die nötigen Schritte zu thun. Sein Bruder mußte ihm eines Tages dieses Manuskript entwenden und es ohne sein Wissen drucken lassen. Die Arbeit erschien unter dem Titel: ‚Odes et poésies diverses‘. Das war vielleicht der erste Schritt zur Berühmtheit, aber er trug nichts ein.“ Da er aber durchaus heiraten wollte — er hatte sich mit der um ein Jahr jüngeren Adele Foucher, Tochter des Bureauchefs im Kriegsministerium, Pierre Foucher, verlobt — so bewarb er sich um die Stelle eines — Hilfslehrers oder Repetitors an der Polytechnischen Schule. Erfolglos. Irgend ein obskurer Mitbewerber wurde ihm vorgezogen.

In Gentilly, wo die Familie Foucher den Sommer zubrachte, spielte sich das erste Kapitel des Liebesidylls ab. Die Fouchers bewohnten dort die Etage eines alten Pfarrhauses. Der junge Victor meldete sich zu Gast, und da kein Zimmer mehr frei war, brachte man ihn in dem Türmchen eines alten, dem Verfalle entgegengehenden Gebäudes unter, in dem der verliebte junge Mann sich ein richtiges Adler- oder — Poetennest zurechtmachte, ein Mauerloch, dessen vier Fenster, eigentlich nur Lichtlöcher, nach den vier Himmelsrichtungen gingen. Hier dichtete er seine Ode auf die „Fledermaus“, deren Ueberreichung an die Geliebte die „Souvenirs“ des Vaters Foucher folgendermaßen erzählen: „Eines Tages brachte Victor seiner Braut ein sorgfältig zusammengefaltetes und mit Stecknadeln zugestecktes Papier. Sie glaubte, es enthalte irgend eine kostbare Blume, und öffnete es vorsichtig. Da flog aus ihm eine Fledermaus heraus. Sie fuhr ganz erschreckt zurück und verzieh diesen schlechten Scherz erst, als sie auf dem Papier die Niederschrift der Verse der ‚Fledermaus‘ fand.“

Die jungen Leute waren sich schon längst einig, als Vater Foucher noch immer nichts davon hatte wissen wollen; und da auch Victors Stiefmutter den Absichten des jungen Mannes nicht recht gewogen war, so hatte man schon einmal beschlossen gehabt, ihn von seinen Wünschen abzubringen. Eine örtliche Trennung hatte das bewirken sollen. Die Fouchers waren nach Dreux verreist, ohne daß Victor erfuhr, wohin sie sich gewendet. Aber „welcher Liebhaber von zwanzig Jahren findet nicht die vergötterte Spur? Der junge Mann hatte von Ort zu Ort die fünfundzwanzig bis dreißig Lieues zurückgelegt. Er hatte Paris mit leerem Beutel, aber einem von den Illusionen der Jugend übervollen Herzen verlassen.“ Während er von Haus zu Haus das alte Druidenstädtchen absuchte, um „an irgend einem glücklichen Fenster ein gewisses niedliches Gesichtchen“ zu entdecken, lenkten sein sonderbares Aussehen, seine bestaubten Kleider und die in Unordnung geratene Krawatte die Aufmerksamkeit und den Verdacht des Polizeikommissars auf ihn. Nachdem dieser ihm eine Zeitlang gefolgt und ihn scharf beobachtet hatte, verlangte er ihm plötzlich seine Papiere ab. Natürlich hatte unser Poet nicht im Traum daran gedacht, sich zu seiner Expedition einen Paß einzustecken. Seiner Erklärung, daß er Student der Rechte und Sohn eines Generals sei, setzte der Polizeigewaltige barsch entgegen, daß er den Befehl habe, jede ortsfremde Person, die sich nicht ausweisen könne, zu verhaften. Zum Glück hatte Victor Hugo kurz vorher, unmittelbar nach seiner Ankunft einer in Dreux

ansässigen Dame, einer Frau La B...., ein Empfehlungsschreiben übergeben, war von ihr in der liebenswürdigsten Weise empfangen und für den Abend eingeladen worden. Zu dieser nun begab man sich, und Frau La B. legitimierte den vermeintlichen Landstreicher als einen Freund ihres Neffen und durchaus königstreuen jungen Mann, zum großen Leidwesen des Herrn Kommissars, der sich von der Verhaftung des Sohnes eines kaiserlichen Generals schon eine Beförderung versprochen hatte. „Die Reise des jungen Poeten hatte ein günstiges Ergebnis. Man verschloß sich länger der Erkenntnis nicht, daß er ernsthaft verliebt und es besser sei, ihn zu ermutigen, als ihn abzuweisen."

„So standen", schreibt Vater Foucher, „die Dinge, als Victor in Gentilly bei uns Aufnahme fand. Das formelle Gesuch des Generals wurde uns zugestellt, und der Liebhaber stieg aus seinem Türmchen herab, um als Gatte die Wohnung unserer Tochter zu teilen."

Sehr charakteristisch ist dieser Brief des alten Generals an das Ehepaar Foucher: „Ich weiß, daß Victor ein außerordentliches Feingefühl und ein vortreffliches Herz besitzt, und alles drängt mich zu der Annahme, daß seine übrigen Eigenschaften dieser entsprechen. Dieses Herz und diese Eigenschaften wage ich Ihrer liebenswürdigen Tochter zu Füßen zu legen. Victor beauftragt mich, Sie um die Hand dieser jungen Person zu ersuchen, deren Glück er, wie er behauptet, ausmacht, und von der er das seinige erwartet. Sobald ich Ihre Antwort erhalten haben werde, werde ich, wenn sie so ausfällt, wie ich es zu hoffen wage, Victor die von dem Artikel 76 des Bürgerlichen Gesetzbuchs verlangte Einwilligung schicken."

In der umgehend erfolgenden Antwort Fouchers, in der er die Verbindung für „ebenso vorteilhaft für Adele, wie für die ganze Familie schmeichelhaft" erklärt, ist die Stelle sehr hübsch: „Adele wird in den Haushalt für zweitausend Franken an Möbel, Nippsachen und andern Gegenständen mitbringen, und sie werden bei uns Wohnung und Verpflegung haben, solange sie glauben, daß sie noch nicht so weit sind, um ein Haus zu beziehen."

Sehr zu gelegener Zeit setzte Ludwig XVIII., „der, von Horazschen und Virgilschen Ideen erfüllt, gerne den Mäcenas spielte", dem jungen Dichter eine Rente von tausend Franken aus. Es war für die „Odes et poésies", die eben erschienen waren, ein elendes Heftchen in 18⁰, auf schlechtem, schmutzigem, grauem Papier mit abgenützten Lettern gedruckt; auf dem Umschlage eine Urne, um die sich eine Schlange wand, „so wie man es zuweilen auf Apothekerbüchsen sieht". — „Da haben Sie etwas Schönes aufgegabelt", hatte der König erst naserümpfend gesagt, als Mennechet, sein Vorleser, das fragwürdige Bändchen seinem Souverän überreichte. Aber Ludwig las und las wieder, und zu der Ode, die an ihn selbst gerichtet war, schrieb er das Wort „vortrefflich" an den Rand. Als dann der Minister des königlichen Hauses den Pensionsvorschlag dem Könige unterbreitete, schrieb Ludwig kurzer Hand sein „Bewilligt" darunter.

Nun konnte die Hochzeit stattfinden. General Hugo, der verhindert war, der Trauung beizuwohnen, versandte eine Anzeige folgenden Wortlauts:

„General Leopold Hugo und seine Gattin, Gräfin A. von Salcano, beehren sich, Ihnen die in Paris vollzogene Vermählung ihres Sohnes und Stiefsohnes Victor Maria Hugo mit Fräulein Adele Julie Foucher, Tochter des Ritters Foucher, Bureauchefs im Kriegsministerium, und seiner Gattin Anna

Victoria Asseline anzuzeigen. Saint-Lazare bei Blois am 19. November 1822. — Empfang findet nicht statt."

Die kirchliche Trauung war bereits am 12. Oktober erfolgt in St. Sulpice. Ein Essen sollte der kirchlichen Feier folgen. Da aber, erzählt Cabanès, der Speisesaal der Frau Foucher zu klein war, fand das Hochzeitsmahl in einem Saale des Kriegsrats statt, der durch eine bewegliche Scheidewand von dem geschieden war, in dem die Gerichtsverhandlung gegen General Lahorie und dessen Verurteilung stattgefunden hatte. General Lahorie war der Taufpate Victor Hugos gewesen und wurde als Mitschuldiger des Generals Malet am 29. Oktober 1812 erschossen. Ein noch schlimmeres Vorzeichen jedoch war, daß während des Hochzeitsmahles einer der Brüder des jungen Gatten, Eugen, plötzlich von einem Wahnsinnsanfalle ergriffen wurde. Fünfzehn Jahre später starb Eugen Hugo in einer Irrenanstalt.

Aber daß allen bösen Vorzeichen zum Trotz die Ehe eine glückliche wurde, beweist ein Brief, den Victor vier Jahre später an seinen Freund, den Grafen Alfred von Vigny schrieb. Der Dichter wohnte damals in dem stillen Blois, wo auch sein Vater wohnte, und sollte nach Reims zum Könige, der ihm das Kreuz der Ehrenlegion verliehen hatte. „Diese Reise", heißt es in dem Briefe, „bringt mich zur Verzweiflung, wie übrigens alle Ehrenbezeigungen; sie führen ihren Stachel mit sich; ich werde genötigt, auf vierzehn endlose Tage meine Adele zu verlassen, die ich liebe, wie Du deine Lydia liebst, und es kommt mir so vor, als ob diese erste Trennung mich in zwei Stücke teile. Du wirst mit mir klagen, denn Du liebst, wie ich liebe."

„Man sieht", sagt Cabanès, „aus dem obigen Briefe, daß der Honigmonat vier Jahre nach der Hochzeit noch nicht zu Ende war".

Bei der Gelegenheit erzählt der Verfasser übrigens auch die ebenfalls recht romantisch anmutende Geschichte, die Anlaß wurde, daß die beiden Freunde einander näher traten. Bisher waren sie nur oberflächlich bekannt gewesen, sie schätzten einander als junge, hochstrebende Poeten, die neidlos der eine vom andern das Größte erwarteten, der Autor des „Stello" von dem der „Orientales" und umgekehrt. Damals schon war Victor Hugo in seine Adele äußerst verliebt. Aber da sich die verschiedensten Schwierigkeiten einer Verbindung entgegenstellten, zumal auch seine Mutter eben gestorben war, fühlte er sich höchst unglücklich. Ruhelos streifte er in der Umgebung von Paris umher. Dabei kam er eines Tages in ein Café in Versailles, wo er sich etwas zu frühstücken bestellte und nach einem Zeitungsblatt griff.

„Ein Gardeducorps erhebt sich einen Augenblick darauf und nähert sich dem jungen Manne. Augenscheinlich hätte er gern das Blatt gehabt, in dem Victor Hugo in absolut zerstreuter Weise las.

Es fiel ihm nicht ein, ihn darum zu bitten. Dieser gleichgiltige Leser, der seine Augen gen Himmel gerichtet hatte und an etwas ganz andres dachte als an das Blatt, das er vor sich hatte, brachte schließlich den Soldaten, der sich gerne über die jüngsten politischen und Tagesnachrichten informiert hätte, ganz außer sich. Mit einem plötzlichen Ruck entriß er dem jungen Manne das Zeitungsblatt und begann es zu durchfliegen. Diese Manieren waren noch eine Erbschaft des ersten Kaiserreichs.

Victor Hugo hatte sich in hitziger Wallung erhoben, ganz bleich und mit vor Aufregung funkelnden Augen.

‚Ist Ihnen das nicht recht,‘ sagte der Soldat, ‚dann können wir das ja gleich abmachen.‘

‚Sie werden mir Genugthuung geben,‘ sagte der junge Mann.

Um die Sache nicht erkalten zu lassen, kam man überein, daß man sich noch am nämlichen Tage in dem Fechtsaal einer benachbarten Kaserne schlagen wolle.

Victor Hugo fand in Versailles die erforderlichen Zeugen. Einer von ihnen war eben Alfred v. Vigny. Dieser und Gaspard de Pont, ein Offizier der königlichen Garde, nahmen seine Sache in die Hand und verständigten sich mit zwei Kameraden des Beleidigers. Victor Hugo, der befürchtete, dieses Abenteuer könne ihm bei den Angehörigen seiner Braut schaden, hatte die Zeugen gebeten, seinen richtigen Namen nicht zu nennen, und wollte sich unter einem fremden schlagen. Das Duell fand statt. Da sich das Gerücht davon schon in der Stadt verbreitet hatte und man von irgend einer Seite eine Störung befürchtete, begann eine Kompagnie Garde aus reiner Gefälligkeit vor der Thüre dienstliche Uebungen vorzunehmen. Da hätte einer auf die Vermutung kommen sollen, daß man sich hinter den Exerzierenden schlage!

Die Zeugen Victor Hugos hegten die äußersten Befürchtungen, denn sein Gegner stand im Rufe außerordentlicher Geschicklichkeit. Indes beruhigte sie die zuversichtliche Haltung des jungen Mannes. Im zweiten Gange erhielt er einen Degenstich in den linken Oberarm in der Nähe der Schulter. Die Klinge streifte die nach rückwärts gewandte Brust. Man schaffte den jungen Mann, fast noch ein Kind, denn Victor Hugo war damals kaum etwas mehr, fort. Er mußte vierzehn Tage lang das Bett hüten.

Der Gardeducorps erfuhr unmittelbar darauf den Namen seines Gegners. Er kam, um sich zu entschuldigen, an das Krankenlager des Dichters, beinahe bis zu Thränen gerührt.

‚Ich schwöre Ihnen, Herr Hugo,‘ sagte er zu ihm, ‚wenn ich gewußt hätte, daß Sie es waren, hätte ich mich eher spießen lassen.‘

Victor Hugo mußte sich die größte Mühe geben, ihn zu beschwichtigen.“

Die Geschichte seiner Liebe zu Adele Foucher aber hat Victor Hugo künstlerisch wieder aufleben lassen in der edeln und keuschen Liebe des Marius zu Cosette in seinen „Armen und Elenden“.



Von der serbischen Litteratur.

Der Herausgeber der in Mostar in der Herzegowina erscheinenden serbischen Zeitschrift „Zora“ (Morgenröte), Jovan Dučić, hat in einer Umfrage die Ansichten verschiedener serbischer Schriftsteller über den gegenwärtigen Stand der serbischen Litteratur eingeholt. Die Antworten, welche darauf eingegangen sind, enthalten manch hartes, auch manch zu hartes Urteil, aber gerade weil hier diese

Frage von berufener Seite mit rücksichslosem Streben nach Wahrheit, mit warmherziger Offenheit behandelt wird, gewährt die Zusammenstellung dieser epigrammatisch gehaltenen Erörterungen einen trefflichen Einblick in den allgemeinen Zustand der gegenwärtigen litterarischen Bewegung in Serbien.

Keiner der Gefragten hat es unterlassen, bei seinen Ausführungen immer wieder auf die äußeren Verhältnisse hinzuweisen, welche auf die Entwickelung der serbischen Litteratur einwirken. Das gleiche thut der serbische Schriftsteller Dragutin Ilijč, der in dem czechischen „Slovansky Prehled“ (Slavische Rundschau) einen Ueberblick über die neuesten Erscheinungen der serbischen Litteratur giebt. Und in der That, es ist durchaus notwendig, über diese Verhältnisse sich zu orientieren, wenn man zu einem gerechten Urteil gelangen will. Denn wenn es einen Beweis dafür giebt, daß rein geistige Erscheinungen und Bewegungen in mehr oder weniger unmittelbarer Abhängigkeit von den Zuständen und Ereignissen der Außenwelt stehen, so liefert ihn der Entwickelungsgang der Litteratur bei den kleineren slavischen Nationen, die erst vor noch nicht langer Zeit in den Strom der allgemein europäischen Kultur eingelenkt sind oder wenigstens sich bestreben, es zu thun.

Die äußeren Verhältnisse sind bei den Serben einer freien, ungehinderten Entwickelung der Litteratur wahrlich nicht günstig. Die Nation ist politisch zersplittert, sie verteilt sich auf das Königreich Serbien, Montenegro, die südlichen Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie mit Bosnien und Herzegowina und schließlich noch mit einer ziemlich kompakten Masse auf das Gebiet des sogen. Alt-Serbien, das noch zur Türkei gehört. Das führt auch zur geistigen Trennung. Dazu kommt die Feindschaft zwischen Serben und Kroaten, welche eigentlich desselben Stammes sind und, bis auf örtliche Verschiedenheiten, dieselbe Sprache sprechen, nur daß die Serben griechisch-orthodoxen Bekenntnisses sind und sich der cyrillischen Schrift bedienen, während die Kroaten zur römischen Kirche gehören und durchweg das lateinische Alphabet eingeführt haben. Die Absonderungsbestrebungen äußern sich in der Litteratur schon darin, daß kaum ein serbischer Schriftsteller Mitarbeiter einer kroatischen Zeitschrift sein wird und umgekehrt. Allerdings fehlt es in beiden Lagern nicht an einer Richtung, die eine Versöhnung anstrebt und eine serbo-kroatische Einheit fordert. Dahingegen steht in Bosnien und Herzegowina sowohl dem großserbischen wie dem großkroatischen Gedanken eine Partei gegenüber, die ein selbständiges Bosnjakentum vertritt. Zudem sind die bosnischen Serben auch noch in religiöser Hinsicht geschieden, indem neben den Anhängern der christlichen Kirche eine starke Minderheit besteht, welche streng am Islam festhält. Endlich darf nicht vergessen werden, wie gerade im Königreich Serbien, das ein geistiges Centrum bilden sollte, der traurige Wirrwarr in der inneren Politik hemmend und lähmend wirken muß. Daß unter all diesen Bedrängnissen, dieser äußeren und inneren Zersplitterung, eine junge Litteratur, die ja gerade der ungestörtesten Freiheit bedarf, schwer leiden muß, daß es ihr unmöglich werden wird, sich voll und rein zu entfalten, das ist durchaus natürlich und verständlich. Denn immer und immer wieder ist es die Politik, welche alle Kräfte und alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Diesen Umstand behandelt auch Dragutin Ilijč in seiner kleinen Studie im „Slovansky Prehled“; er sagt darüber: „Die Mehrzahl unserer Schriftsteller ist gezwungen, zeitweilig gänzlich ihrer litterarischen Thätigkeit zu entsagen und sich

in das politische Gewirr zu stürzen, oder doch wenigstens die Litteratur als Mittel zu Zwecken zu gebrauchen, die mit der reinen Kunst nichts gemein haben. Sodann fehlt es der Litteratur und ihren Vertretern durchaus an der nötigen Unterstützung. Die politischen Leidenschaften halten derartig alle Geister in ihrem Banne, daß die schöne Litteratur kaum jemand beachtet."

Was nun die Wertung der gegenwärtigen Leistungen der serbischen Litteratur im allgemeinen anbetrifft, so wird in allen Antworten auf die erwähnte Umfrage ein Rückgang, eine gewisse Verflachung konstatiert. „Wir besitzen wohl ein paar große Namen in unserer Litteratur," so schreibt Dr. Ljubomir Nedič, „aber sie gehören bereits der Litteraturgeschichte an. Von denen, welche heute in ihr thätig sind, besitzen nur wenige wirkliches Talent." Aehnlich Marko Car: „Unsere älteren Dichter haben sich selbst überlebt und die jüngeren Auserwählten der Musen besteigen nicht mehr den geflügelten Pegasus zum lichten Sonnenfluge, sondern nach guter Philisterart radeln sie ihren wohl gebahnten Weg auf dem Velociped. Und wie heute jeder Rad fahren kann, so steht es auch jedem, der Lust hat, frei, Dichter und Schriftsteller zu werden, an dem litterarischen Sport sich zu beteiligen. Das ist auch nicht anders möglich. Die heutige serbische Litteratur befriedigt keine Bedürfnisse, spiegelt keine Bestrebungen der Gesamtheit. Nur die Litteraten sind der Litteratur treu geblieben. Alles andere nimmt die Politik in Anspruch." Etwas milder urteilt Gjorgje Popovič: „Wir dürfen unsere Litteratur nicht mit einem absoluten Maße messen, denn ihre Vertreter sind meist keine Schriftsteller von Beruf, noch wird ihre Arbeit nach Gebühr belohnt, vielmehr müssen wir sie in der überwiegenden Mehrzahl als litterarische Dilettanten betrachten, welche sich der Litteratur nur in der Muße, die ihre Hauptbeschäftigung ihnen läßt, widmen können. Um so höher müssen wir daher ihre Leistungen veranschlagen."

Von Interesse sind ferner die Erörterungen, welche angeregt wurden durch die Frage Dučičs: Haben die fremden Litteraturen einen Einfluß auf die serbische und welchen? Daß ein solcher besteht, ist nur zu erwarten und wird auch von fast allen zugegeben. Die Art dieses Einflusses charakterisiert Gjorgje Popovič in Folgendem: „Heutzutage scheint eine Nachahmung alles Fremden, weniger im Geiste als in der Form, an der Tagesordnung zu sein. Ohne Rücksicht auf die nationalen Bedürfnisse, ohne weitere Prüfung läuft man dem nach, was man für ‚zeitgemäß', für ‚modern' hält, namentlich allem, was von Westen kommt." Des weiteren bemerkt über diesen Punkt Sveta Jakšič: „Der Einfluß der fremden Litteraturen ist nur ein oberflächlicher. Die Arbeiten unserer Dalmatiner zeigen in Sprache und Form den Einfluß der Italiener. In der Wojwodschaft hat die Litteratur ein österreichisches Aussehen, ohne Ausdruck und Kraft. In Serbien ist, neben den Uebersetzungen russischer Schriftsteller, der deutsche Einfluß zu spüren, besonders in Bezug auf den Stil; er wirkt aber mehr auf den Geschmack des Lesers als auf die Richtung der Thätigkeit des Schriftstellers. Aus dem Deutschen ist am meisten übersetzt worden, und diese Uebersetzungen haben in gewissem Grade den Geschmack der Leser gebildet. Die Schriftsteller indessen bemühen sich, ihren eigenen Weg zu gehen, mit Ausnahme jener, welche nur nach den Uebersetzungen russischer Schriftsteller die Welt zu betrachten vermögen."

Bezüglich der Pflege der einzelnen Zweige der schönen Litteratur wird allerseits festgestellt, daß auch in Serbien, wie das ja dem allgemeinen Zuge der Zeit entspricht, die Erzählung und Novelle deutlich bevorzugt wird, während in der Lyrik nach dem Tode von Vojislav J. Ilijč (gest. 1894) zwar quantitativ recht viel, und auch durchaus nicht immer Minderwertiges, produziert wird, aber noch kein hervorragendes, beherrschendes Talent aus der jungen Generation erwachsen ist. Das Drama hingegen liegt fast völlig darnieder, denn einzelne mehr oder weniger glückliche Versuche, welche hie und da gemacht werden, berechtigen noch nicht, von einem serbischen Drama zu sprechen. Marko Car läßt sich darüber folgendermaßen aus: „Das Theater soll bekanntlich das Leben der Gesellschaft widerspiegeln und lebendige Gestalten zur Anschauung bringen. Welcher serbische Dramatiker erfüllt aber diese Grundbedingungen? Man frage danach die Theaterdirektoren in Belgrad und in Neusatz, und sie werden auf den jüngeren Dumas, auf Sudermann, Ibsen, Giacoso u. a. weisen. Uebrigens müssen die serbischen dramatischen Schriftsteller sich erst über eine für das Theater hochwichtige Frage einig werden, das ist die Einheit der Sprache. Auch fehlt es noch an einem gemeinsamen kulturellen Centrum von rein serbischem Charakter."

In äußerst ungünstigem Lichte erscheinen nach den Ergebnissen der Umfrage zwei Faktoren, welche für die Entwickelung der Litteratur von hoher Bedeutung sind: Das lesende Publikum und die Kritik. Ueber ersteres sagt Ljubomir Nedič: „Ein serbisches lesendes Publikum giebt es nicht, weder ein solches, welches Bücher kauft, noch ein solches, das sie mit Verständnis liest. Das lesende Publikum, so kann man wohl sagen, sind nur die, welche schreiben: Was wir schreiben, schreiben wir für einander. Wir tauschen unsere Gedanken aus und unsere Bücher." Slobodan Jovanovič teilt das Publikum in die gebildete Minderheit und die große Masse: „Die Minderheit, die fremde Sprachen kennt, hat gänzlich aufgehört, serbische Werke zu lesen; die Masse nährt sich an Sensationsromanen, die meist aus fremden Litteraturen übersetzt sind." Recht bezeichnend für die Verhältnisse in Serbien ist, was Gjorgje Popovič über Wert und Bedeutung der serbischen Kritik sagt: „Die kritischen Erörterungen, welche sich bei uns eventuell an eine neue litterarische Erscheinung anschließen, tragen fast alle den Stempel persönlicher Auseinandersetzungen. Zum Unglück haben die politischen Parteileidenschaften derartig um sich gegriffen, daß ihr verderblicher Einfluß auch in der Litteratur zu Tage tritt. Ist der Verfasser unser politischer Gegner, so werden wir sein Werk entweder mit Schweigen übergehen oder es so herunterreißen, daß nichts Gutes mehr an ihm bleibt. Einen politischen Parteigenossen hingegen werden wir über alles Maß erheben." Nicht minder hart fällt ein anderes Urteil aus: „Einen Einfluß auf die Litteratur besitzt die Kritik kaum. Die Kritiker schreiben nicht, um zu loben, was zu loben ist, oder zu tadeln und den rechten Weg zu weisen, wo das nötig ist, sondern sie werfen mit ihrer Gelehrsamkeit um sich und prunken mit Phrasen, die nur zu häufig völlig sinn- und bedeutungslos sind. Wer von ihnen nicht beständig Citate von Taine, Bilinski, Nordau und Franzos im Munde führt, der darf nicht den Anspruch erheben, seiner Aufgabe zu genügen."

Spricht aus all diesen Erklärungen bei aller Schärfe des Urteils, oder vielmehr gerade darum, die Liebe der Verfasser zu ihrer nationalen Litteratur und zugleich der Wunsch, diese auf einer Höhe zu sehen, die sie bisher nicht er-

reicht hat, aber auch nicht erreichen konnte, so führten eben diese Momente und wohl auch die Absicht, mahnend und spornend zu wirken, sie dazu, gerade die Schattenseiten besonders scharf herauszuheben. Wenn man aber leidenschaftslos und objektiv allem Rechnung trägt, so kann man sich wohl, wie das z. B. Gjorgje Popović thut, mit dem, was geleistet wird, immerhin zufrieden geben, und man wird anerkennen müssen, daß trotz allem doch rege Bewegung und ernstes Streben vorhanden sind, die schon in der Gegenwart manches Gute hervorgebracht haben und für die Zukunft, namentlich wenn erst in den äußeren Zuständen einigermaßen Ordnung geschafft ist, Besseres versprechen. **Georg Adam.**





Zur Schulreformfrage.

Eine so wichtige Frage wie die nach dem Wert unseres gegenwärtigen Mittelschul-Unterrichts und der besten Art seiner zweckentsprechenden Weiterbildung verdient es sicherlich, im „Türmer“ eingehend besprochen und von allen Seiten beleuchtet zu werden. Nachdem nun aber bereits ein Kollege zum Wort gekommen und für die so energisch angegriffene Gymnasialbildung eingetreten ist, möchte ich, ebenfalls ein Angehöriger des viel geschmähten Gymnasiallehrerstandes, von der mir vom Herrn Herausgeber ausdrücklich gewährten Erlaubnis, an der Besprechung teilzunehmen, keinen zu unbescheidenen Gebrauch machen und will mich deshalb in der Hauptsache darauf beschränken, an Aeußerungen solcher Männer, deren Urteil von allen wo nicht als maßgebend, so doch als sehr beachtenswert anerkannt werden wird, zu erinnern. Die Erörterung kann, denke ich, an Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit nur gewinnen, wenn ich die Anschauungen und Gedanken, die ich hege, von anderen aussprechen lasse, die ihnen eine bessere Form zu geben vermögen, als ich es könnte.

Den Kern der Frage hat entschieden Treitschke in seiner Schrift: „Einige Bemerkungen über unser Gymnasialwesen“ (1883) getroffen, wenn er am Schluß zusammenfassend sagt: „Die gelehrten und die technischen Vorbildungsanstalten haben einander durch wechselseitige Uebergriffe schwer geschädigt; es ist die Aufgabe der Schulreform, beide ihrem ursprünglichen Berufe zurückzugeben; dann können sie in Frieden nebeneinander gedeihen.“

Die berühmte Schulreform von 1892 hat diese Aufgabe nicht erfüllt und auch gar nicht den geringsten Versuch gemacht, sie zu erfüllen. Nach wie vor strömt in die „gelehrten“ Anstalten, d. h. die Gymnasien, das im wahrsten Sinn „profane Volk“ der Banausen und sucht sie mehr und mehr ihrem eigentlichen Zweck zu entfremden. Von Jahr zu Jahr mehrt sich der Prozentsatz der Gymnasiasten, die in jede Anstalt eher gehören als in eine humanistische. Was das für den gesamten Charakter der Gymnasien, insonderheit aber für den Gymnasiallehrer bedeutet, das hat sehr richtig der Verfasser einer Schrift ausgesprochen, von der nur das eine lebhaft bedauert werden muß, daß sie nur als Programm ausgegeben ist und daher nie die Verbreitung finden kann, die sie verdiente. Ich meine die Abhandlung von Dr. G. A. O. Collischonn: „Kulturbestrebungen und Schule in Chile“ (Programm der Adlerflycht-Schule zu Frankfurt a. M.) — ein äußerst geistvoller, inhaltreicher Essay, der um so mehr Beachtung verdient, als der Verfasser, selbst Lehrer an einer Realschule, aufs entschiedenste für die

humanistische Bildung eintritt, nachdem er sich in der Ferne, in einem Lande, dessen neueste Entwickelung das realistische Prinzip im Mittelschul-Unterricht zur unbedingten Herrschaft gebracht hat, durch längere, tiefgehende Beobachtung des unschätzbaren Segens bewußt geworden ist, den Deutschland der Bevorzugung des Humanistischen in seinen Mittelschulen verdankt. „Ueber dem Suchen" nach immer neueren Methoden, mit denen es vielleicht gelingen könnte, „auch dem Unbegabtesten noch eine gewisse Summe von Kenntnissen beizubringen, müssen die Lehrer die Zeit versäumen, die sie auf ihre eigene Kultur zum Nutzen der Besseren und Besten verwenden könnten. So entsteht überall Arbeit für den Durchschnitt und damit Versäumnis für das Beste und die Besten. Was der Lehrer am drückendsten empfindet in diesen Klassen, ist nicht die träge Masse der Unbegabten oder aus anderen Lebenssphären hierher Verpflanzten (mit diesen wird die Methode schließlich fertig), sondern das Verkümmern und die Langeweile der Begabten, jene Langeweile, welche nicht in der Untauglichkeit des Lehrers ihren Grund hat, sondern in dem Tempo und dem Niveau der Darbietungen, welche die Masse dem Lehrer gebieterisch auferlegt."

Was die moderne „Vielseitigkeit" anbelangt, deren Pflege der energische Betrieb der alten Sprachen auf dem Gymnasium zu verhindern so häufig und ingrimmig beschuldigt wird, so wollen wir hier wieder das Urteil Treitschkes hören, dem man wohl kaum den Vorwurf der „Einseitigkeit" wird machen wollen: „Eine Zeit wie die unsere, in der die Gefahr der Verflachung und der inneren Unstetigkeit so groß ist, kann ihre Jugend gar nicht einfach genug erziehen, wenn sie die Schüler nicht gänzlich verderben will ..., sie soll das heranwachsende Geschlecht nicht vielerlei lernen lassen, sondern ihm die Rüstigkeit des Leibes, die Frische des Geistes, die Kraft zu selbständigem Denken stählen ... ihm die Richtung auf das Ewige geben, damit er fähig werde, aus einem engen Kreis wohlgesicherten Wissens durch eigene Arbeit allmählich herauszuwachsen, den Gefahren der Zerstreuung und Versandung, die im Wesen der modernen Bildung liegen, zu widerstehen." „Aus dem ‚einseitigen' klassischen Unterricht der alten Gelehrtenschule ging ein Geschlecht von Dichtern und Denkern hervor, dessen großartige Vielseitigkeit wir noch heute bewundern, während die gepriesene ‚Vielseitigkeit' der allerneuesten Gymnasien dem Spezialismus der Universitäten immer neue Jünger liefert".

Der Vorschlag, zur Einführung in den Geist und das Leben der Alten nur oder hauptsächlich Uebersetzungen der klassischen Werke zu benützen, verkennt den innigen Zusammenhang, in dem gerade bei Griechen und Römern Form und Inhalt mit einander stehen, noch mehr aber den selbständigen Bildungswert des Studiums der alten Sprachen. Ueber diesen hat sich ein hervorragender Vertreter der modernen Wissenschaft, der gewiß über den Verdacht, einem rückständigen Kultus der Alten auf Kosten der „praktischen Bedürfnisse der Gegenwart" zu huldigen, ganz und gar erhaben ist, Professor Virchow, öffentlich, im preußischen Abgeordnetenhause, vor einiger Zeit folgendermaßen geäußert: „Wir befinden uns in einer Periode des entschiedenen Niedergangs der allgemeinen Bildung unserer höheren Schüler. Dieser Niedergang hängt ja in einem nicht ganz kleinen Teil zusammen mit dem Verfall derjenigen Grundlage, auf welcher seit ein paar Jahrhunderten die ganze deutsche Bildung geruht hat, der klassischen ...

Die Grammatik wird jetzt immer mehr zurückgedrängt; es ist mir schon vorgekommen, daß meine Examinanden sagten: Ja, Grammatik haben wir gar nicht mehr gelernt! ... Sie gaben mir zu verstehen, daß das ein antiquierter Standpunkt sei. Das hat alles seine zwei Seiten. Ich habe selbst gegen die Exzesse der Grammatiker gekämpft; aber ich muß doch auch sagen: ohne Grammatik giebt es keine Sprache ... Wenn alle grammatischen Regeln schließlich in den Rauchfang gehängt werden, so wird das eine sehr einseitige Bildung. Ich würde es bei aller Achtung vor der realistischen, der naturwissenschaftlichen Richtung doch tief beklagen, wenn die Regierung ihre gelehrten Schulen nicht auf der Höhe derjenigen Bildung erhalten könnte, welche der Humanismus hervorgebracht hat, der unsere ganze Kultur gemacht hat."

Dieses Urteil des berühmten Naturforschers, mit dem er übrigens unter seinen Fachgenossen und den Vertretern verwandter Fächer, namentlich der Medizin, durchaus nicht allein steht, sollte doch allen denen, die die Zeit nicht abwarten können, da der „Zopf" der altsprachlichen Studien abgeschnitten werden soll, zu denken geben; und nicht minder die Thatsache, daß selbst in Amerika, dem klassischen Lande des Fortschritts und des nüchternen praktischen Verstandes, Latein und Griechisch noch immer ihren Platz behaupten, obwohl diese Sprachen, soweit ich wenigstens aus dem mir vorliegenden authentischen Material erkennen kann, dort viel mechanischer und einseitiger „gedrillt" werden, als bei uns im allgemeinen geschieht. „Die Leute hier zu Lande", so äußerte sich vor einigen Jahren ein hoher Beamter in der Unterrichtsbehörde von New-York auf einer Versammlung von Schulmännern dieses Staates, „haben zu viel gesunden Menschenverstand, als daß sie sich der Vorteile der klassischen Bildung selbst berauben oder durch andere berauben lassen möchten. Es findet eine merkliche Zunahme der klassischen Studien in den Schulen unseres Staates statt. Unsere besten Geschäftsleute kennen und würdigen die Thatsache, daß gegenwärtig die beste Ausbildung der Geschäftsleute von unseren klassischen Colleges (den „humanistischen" Anstalten Nordamerikas) geboten wird ... Eine hervorragende New-Yorker Zeitung veranstaltete eine Nachfrage darüber; innerhalb eines Tages brachte sie mit Leichtigkeit 25 frühere Schüler eines klassischen College zusammen, die, jetzt zu den Häuptern der Geschäftswelt der Metropole zählend, mit der größten Bereitwilligkeit erklärten, daß für die Zwecke des Geschäftslebens die Ausbildung in einem College, auch ohne Unterricht in den speziell auf den Beruf vorbereitenden Fächern, unschätzbar sei ... Wie die Heilige Schrift werden auch die klassischen Studien alle Kritik überdauern und durch sie nur erhöht und gefördert werden." Auf derselben Versammlung wurde auch das wahrhaft erlösende Wort gesprochen: „Wahre Bildung verträgt sich sehr wohl damit, daß man vieles nicht weiß. Eines der Vorrechte eines gebildeten Menschen besteht darin, daß er viele Dinge nicht zu wissen braucht und das ruhig eingestehen darf." Und daran schloß sich die Erklärung, in die mit mir gewiß auch viele Freunde einer einfachen, auf die klassischen Studien konzentrierten, wenn auch natürlich nicht allein auf sie beschränkten Mittelschulbildung einstimmen werden: „Warum sollte die Universität darauf bestehen, daß die Mittelschule Unterricht in allem erteile und so die Qualität der Mittelschulbildung verschlechtert und verwässert werde? Verlangen Sie also nicht von uns, daß wir uns über den ganzen Bereich der Schöpfung ver-

breiten und ein bißchen von diesem und ein bißchen von jenem und noch ein bißchen von etwas anderem und schließlich so ein bißchen von allem lehren und am Ende Ihre Klagen anhören, daß die Knaben in unseren Mittelschulen nicht zweckentsprechend ausgebildet werden!"

Die Klagen über die „steigende Ueberbürdung" unserer armen Gymnasialjugend beweisen, selbst wenn sie nicht so übertrieben wären, als sie es in Wirklichkeit sind, noch gar nichts gegen den modernen Betrieb der humanistischen Studien. Jeder Kundige weiß, daß die größte Arbeitslast auch auf dem humanistischen Gymnasium verhältnismäßig in den mathematischen und naturkundlichen Stunden gefordert wird. Im übrigen möchte ich allen, die es angeht, zur eingehenden Ueberlegung und gründlichen Beherzigung mitteilen, was ein so erfahrener Pädagoge wie O. Jäger unlängst überaus treffend zu der Frage, ob nicht der Unterricht im Griechischen einzuschränken sei, gesagt hat: „Es ist an der Zeit, daß man dem ungesunden Hang zur geistigen Verweichlichung unserer Jugend, der weite Kreise ergriffen hat und in dem demagogischen Zug vieler unserer Tagesblätter einen bereiten Bundesgenossen findet, ein ernsthaftes Wort entgegensetze ... Unsere satten und genußfrohen Kreise wollen es ihrer Jugend möglichst bequem machen; sie wollen ihr also die ernste, tiefbohrende Denkarbeit ersparen, die in der Beschäftigung mit dem Griechischen liegt. Dem will ich in aller Härte den Satz entgegenstellen, daß, wer den leitenden Kreisen der Gesellschaft angehören will — der herrschenden Klasse in der Sprache der Sozialdemokraten — sich dadurch allein legitimieren kann, daß er mehr, intensiver arbeitet als die übrigen, und daß zu diesem Zweck die Jugend dieser leitenden Kreise sowie alle, die in diese dereinst eintreten wollen, also unsere Gymnasialschüler, mehr und intensiver arbeiten lernen müssen." —

Und nun zum Schluß noch eine kurze Bemerkung. Was für ein Recht hat die Masse derjenigen, die in den Mittelschulen nichts erblicken als eine Fabrik aller möglichen „Berechtigungen", sich darüber zu beschweren, wenn der Lehrer solches Rohmaterial auch wirklich „fabrikmäßig" bearbeitet? Helft uns die Mittelschulen von dieser Sorte ungeeigneter Elemente befreien, und die andern werden die heilsamen Folgen bald spüren. Item: Wem eine gedeihliche Gestaltung unserer Mittelschulbildung wahrhaft am Herzen liegt, der wirke, wo und wie er kann, mit darauf hin, daß von unseren Mittelschulen der erdrückende Bann des entwürdigenden Berechtigungswesens, dieser schlimmsten Ausgeburt unseres modernen Militarismus, genommen werde: dadurch wird diese hochwichtige Angelegenheit wirksamer gefördert werden als durch die ewige dilettantische Kritik an einem der wesentlichsten Bestandteile unserer Bildung und die fortgesetzten ungerecht verallgemeinernden Vorwürfe gegen „die Gymnasiallehrer", die als jugendfeindliche, dem Leben entfremdete, rückständige Pedanten zu verschreien immer mehr Mode zu werden scheint.

Dr. **W. Schott.**

Das Medium Home Erbschleicher?

Sehr verehrter Herr Redakteur! In Heft 6 des Türmers befand sich ein Artikel des Herrn Professor Max Seiling, der das Leben und die „psychische Kraft" des Mediums Home behandelte. Ich will mich nun keines-

wegs auf eine Kontroverse hinsichtlich des ersteren einlassen, obgleich es doch so ziemlich fest zu stehen scheint, daß nahezu alle bedeutenderen Medien mindestens einmal in ihrem Leben „entlarvt“ worden sind. Ich füge gleich hinzu, daß ich sehr wohl weiß, daß die Spiritisten zum großen Teil diese „Entlarvungen“ nicht als solche anerkennen, und daß namentlich du Prel hierfür sehr geistvolle, wenn auch nicht gerade einleuchtende Erklärungen gegeben hat. Noch einmal, mich interessiert eine andere Seite der Seilingschen Abhandlung. Der Verfasser begeistert sich hierin in hohem Grade für die moralischen Qualitäten Homes.

Gerade jetzt fällt mir nun ein sehr geistvoll und witzig — dabei aber doch rein sachlich geschriebenes Büchlein eines Antispiritisten in die Hand. Leider nennt der Verfasser seinen Namen nicht. Ich halte dieses Verfahren für ganz unrichtig, weil dadurch der Anschein erweckt wird, als gereiche die Beschäftigung mit spiritistischen Dingen einem Menschen zur Schande. Noch mehr aber deshalb, weil hierdurch den Spiritisten sofort eine, wenn auch rein äußerliche Handhabe für die Abfertigung dieses Werkchens geboten wird. Der Titel heißt: Die Rätsel des Spiritismus (Fickers Verlag, Leipzig). Hier kann man nun auf Seite 10 folgenden Passus über Home lesen:

„Der berühmte Mr. Home wurde im Jahre 1868 als Erbschleicher festgenagelt und überführt, mit Hilfe seiner spiritistischen Gaukeleien an einer reichen Witwe ein Betrugsvergehen begangen zu haben. Der Sachverhalt des sensationellen Prozesses war folgender: Home hatte eine Frau Lyon, deren Gatte erst unlängst gestorben war, unter seinen Einfluß gebracht und ihr vorgespiegelt, daß sich der Verstorbene durch ihn manifestiere. Bezeichnenderweise ließ der Verstorbene seiner verblendeten Gattin durch Home im Trancezustand mitteilen, daß sie Home als Sohn adoptieren solle. Nachdem die begüterte alte Dame der Aufforderung nachgekommen war, forderte der Geist des Gatten — natürlich wiederum durch das Medium Home —, daß sie dem Adoptivsohne einen Teil ihres Vermögens verschreiben solle. Daß sie auch diese Bedingung erfüllte, lehrte der Prozeß, den die zum Schluß endlich aufgeklärte Dame gegen ihren sauberen Adoptivsohn Home anstrengte. Das Objekt belief sich auf 1 000 000 Mark. Home wurde leider nur zur Rückgabe des Geldes verurteilt.

Dieser Betrüger Home aber ist mit demselben Home identisch, vor dessen medianismen Leistungen das Wissen eines Crookes und Wallace die Waffen streckte; es ist derselbe Home, von dem in den spiritistischen Archiven das Ereignis registriert ist, daß er auf einem Schlosse in Schottland die Schwerkraft gebrochen und horizontal zum Fenster heraus- und hereingeschwebt sei.“ —

Ich fürchte, daß diese Angabe, wenn sie richtig ist, ein ganz eigentümliches Licht auf die Uneigennützigkeit und Frömmigkeit Homes wirft. Vielleicht finden Sie, verehrter Herr Redakteur, meine Bemerkung nicht ganz uninteressant, so daß Sie ihr ein Plätzchen in der „Offenen Halle“ des Türmers gewähren. Vielleicht sieht sich auch Herr Professor Max Seiling hierdurch veranlaßt, seinen Helden in den Augen Ihrer Leser zu rehabilitieren, was ich — wenn es ihm gelingen sollte — mit großer Genugthuung begrüßen würde. Hochachtend

Else Wagenbach.





Türmers Tagebuch.

Warum dem Türmer unsere Rolle in China nicht behagt und Herr Arthur Zapp seine Kinder nicht taufen läßt?



Als Deutschland Kiautschou von den Chinesen „pachtete", war die Freude darüber bei uns keine so ungeteilte, wie man nach den Hymnen gewisser dauernd begeisterter „nationaler" Organe annehmen mochte. Bismarck z. B., der doch etwas von derartigen Dingen verstanden hat, meinte skeptisch, daß Kiautschou trotz seiner Kleinheit gerade groß genug sei, um große Fehler möglich zu machen. Andere gingen noch weiter und nannten die den Chinesen abgezwungene „Mehrung des Reiches" ein „Abenteuer", das für Deutschland unabsehbare Gefahren und Verwicklungen in sich berge. Wieder andere waren der philiströsen Ansicht, wir hätten von Staats wegen in China überhaupt nichts zu suchen. Mit England und besonders mit Rußland würden wir uns dort nicht messen können, ja, wir liefen Gefahr, mit diesen Mächten aneinander zu geraten, und da stehe der mindestens problematische Wert des Preises in keinem annähernd rechten Verhältnisse zu dem Einsatze.

Ja, es giebt böse Zweifler und nüchterne Seelen auch in dem Deutschland, das die „Verwirklichung der faustischen Lebensideale" — nach Professor von Wenckstern — nun ernstlich in Angriff genommen hat. An Goethes „Faust" ist bei dieser klassischen Wortprägung wohl weniger zu denken, als an die „gepanzerte Faust". Aber auch deren Ideale dürften so leicht nicht zu verwirklichen sein, wie nach den „immer neuen, erfrischenden, ermutigenden Thaten" zu hoffen war, zu denen sich Prinz Heinrich nach seiner Rückkehr aus Asien bekannte, wohin er, nach eigener Erklärung, ausgezogen war — „das Evangelium Sr. Majestät geheiligter Person" den Völkern zu verkünden.

Die Chinesen sind blöde, verstockte Götzendiener, sie beten Drachen und dergleichen greuliche Dinge an und haben auch gegen dieses Evangelium ihre Ohren verstopft. Und nun sind sie in fürchterlicher Raserei aufgestanden und wollen die ganze weiße Rasse, die „fremden Teufel" aus ihrem Lande hinaus und ins Meer jagen.

Wird es den Mächten gelingen, die Chinesen zu unterwerfen? Teilweise und vorübergehend vielleicht, völlig und dauernd, so daß wirklich gefestete Zustände geschaffen würden, in absehbarer Zeit gewiß nicht. Die Opferungen von Menschenleben und materiellen Gütern haben erst begonnen. Niemand kann heute auch nur annähernd bestimmen, wie viele neue nötig sein werden, wie lange das blutige Gemetzel dauern, wie der endgiltige Ausgang sein wird. Und wenn es den internationalen Truppen gelungen sein sollte, das schier unermeßliche Reich mit dem Vierhundertmillionenvolke äußerlich und bis zur nächsten Gelegenheit zu pazifizieren, — wird der Lohn, den Deutschland sich dann herausholt, die gebrachten Opfer und die künftigen Gefahren aufwiegen? Die Gefahr besonders, mit einem oder mehreren seiner Mitbewerber in Streit zu geraten?

Das Wort „Realpolitik" gilt ja heute als Dogma. Kann man nun eine Politik, deren Erfolge außerhalb jeder menschlichen Berechnung liegen, weil es dafür keine realen Faktoren als Anhaltspunkte giebt, — kann man eine derartige Politik noch „Realpolitik" nennen?

Ich pflege mir bei solchen Welthändeln stets die Frage vorzulegen: wie würde Bismarck sich dazu verhalten haben? Denn daß er sich internationalen Verwicklungen gegenüber als unerreichter Meister erwiesen hat, dürften auch die bittersten Gegner seiner übrigen Politik zugeben. Das Geheimnis seiner Erfolge war eben die sachliche und absolut nüchterne Klarheit darüber, wie weit die Grenzen unserer Macht reichen und wie weit nicht, was wir können und was wir nicht können. Ich glaube nicht, daß wir unsere tapferen Soldaten jetzt aufs Ungewisse nach China schicken müßten, wenn Bismarck noch am Ruder wäre. Den vielgerühmten „Platz an der Sonne" wird noch mancher unserer Wackeren mit einem Platze unter dem „grünen Rasen" oder in der grünen Meerestiefe büßen müssen.

Mit unserer Ethik und mit unserem Christentum wollen wir bei der ganzen Sache nur ja recht sparsam umgehen. Die Sühne für die Vergewaltigung unserer Missionen berechtigte uns noch lange nicht, den Chinesen ein Stück ihrer vaterländischen Erde abzureißen. Es ist ja auch offen zugegeben worden, daß jene „Sühne" nur ein Vorwand war. Also von „Rechten" dürfen wir da schon gar nicht sprechen. Wir können nur unsere „höhere Kultur" geltend machen. Nun denke man — um mit einem Worte alles zu sagen — an die „höhere Kultur", die England den Chinesen durch den Opiumkrieg aufgezwungen hat.

Gewiß, das „Reich der Mitte" ist durch und durch verfault, das Volk der Chinesen sittlich und geistig verkommen. Wir können nur wünschen, daß ihnen das Christentum neues gesundes Blut zuführe. Werden sie ihm aber ihre Herzen öffnen, wenn es ihnen mit Feuer und Schwert verkündigt wird? Ist das die „Taufe", die Christus im Auge hatte, als er seine Jünger in alle Welt sandte, den Völkern die frohe Botschaft zu bringen?

Ein Zurück giebt es ja nun nicht mehr. Wie die Dinge heute liegen, können nur die kräftigsten Maßnahmen befürwortet werden. Um so schneller

werden die Greuel ein Ende haben — immer noch spät genug! Jetzt noch, wie das sozialdemokratische Centralorgan das fertig bringt, die Partei der Chinesen ergreifen und sie als ein Volk anschwärmen, dessen „Kultur“ wir uns womöglich noch zum Muster nehmen sollten, ist thöricht. Wie alles, was geschieht, werden auch die Ereignisse in China einem höheren Zwecke dienen und schließlich die mechanischen Anfänge eines Auflösungsprozesses bezeichnen, der so oder so sich vollziehen mußte, um neuen, der gesamten Menschheit ersprießlicheren Gebilden Platz zu machen, als es das bis ins Mark verrottete Reich der Zopfträger ist. Reif zum Untergange ist es ja schon längst, mit seinen vom „Vorwärts“ gepriesenen „nationalen Gütern“ ebenso, wie mit der bestialischen, fast jedes sittlichen Moments entbehrenden Art seines „Verteidigungskampfes“. Aber in einer Zeit, in der wir auch sonst in der weiten Welt Zielen zusteuern, die dem Auge gewöhnlicher Sterblicher dauernd in undurchdringlichen Nebel gehüllt bleiben, muß die Frage erlaubt sein, ob gerade Deutschland, nach seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung, eine so opfervolle, gefährliche und ungewisse Rolle in jenem Prozesse naturnotwendig zugewiesen war?

* * *

... Herr Schriftsteller Arthur Zapp würde sich gewiß auch gegen die Missionen in China erklären und es nur zu begreiflich finden, daß die Chinesen sich mit aller Gewalt gegen Leute auflehnen, die sie selbst und ihre Kinder taufen wollen. Denn auch Herr Zapp läßt seine Kinder nicht taufen, und warum er dies nicht thut, wird die Oeffentlichkeit vielleicht mehr interessieren, als die gänzlich belang- und anspruchslosen Ansichten des Türmers über unsere Rolle in Ostasien. Ich glaube mir daher den Dank der Leser zu verdienen, wenn ich das interessante document humain, das die Frage beleuchtet und im Berliner „Zwanzigsten Jahrhundert“ erschienen ist, in seinem vollen Inhalte hier wiedergebe:

„Warum ich meine Kinder nicht taufen lasse?

Seit ich selbständig denken gelernt, habe ich keine Kirche mehr besucht. Auch als ich mich verheiratete, nahm ich die Mitwirkung der Kirche nicht in Anspruch. Meine Frau begnügte sich mit dem Standesamt und verzichtete mir zuliebe auf Predigt und Orgelklang. In den nächsten Jahren wurden uns drei Kinder geboren, und die religiöse Frage, die ich für immer abgethan glaubte (!), trat für mich in ein neues Stadium. Sollte ich meine Kinder taufen lassen oder nicht? Verwandte und Bekannte bedrängten mich und sprachen von den Unannehmlichkeiten, denen ich die Kinder aussetzen würde, wenn ich ihnen die Taufe vorenthielte.

Aber es ging mir zu sehr gegen den Strich, zu lügen und zu heucheln. Sollte ich an einer Ceremonie teilnehmen, die ich nach meiner innersten Ueberzeugung nicht billigte?

Schließlich faßte ich den Entschluß, mich einmal des Näheren nach den Veränderungen und Umwälzungen zu erkundigen, die in den fünfundzwanzig Jahren, da ich mich um religiöse Dinge nicht gekümmert hatte, sicherlich auf kirchlichem Gebiet vor sich gegangen waren. Wenn es sich irgend mit meinen Anschauungen vereinigen ließ, wollte ich meine Kinder der Taufe nicht entziehen.

Ich suchte zunächst zwei Prediger auf. Der erste — ein Herr Mitte der Fünfzig — sprach in sehr salbungsvoll pastoralem Ton zu mir.

Er nannte mich ‚mein liebes Herz' und ‚mein liebes Kind' (was ich, nebenbei bemerkt, nicht gerade taktvoll fand), riet mir, meine Kinder unter allen Umständen taufen zu lassen, und sprach die Hoffnung aus, daß auch ich den Weg zu meinem Gott zurückfinden würde. Als ich nun anfing, ihm einige Fragen vorzulegen: ob die Bibel noch immer als inspiriert gelte, ob der grausame, eifersüchtige, rachsüchtige Gott des Alten Testaments auch heute noch für ein verehrungswürdiges Wesen angesehen werde, ob man als evangelischer Christ immer noch an die naive Schöpfungsgeschichte und an die sonstigen in der Bibel erzählten Wunder glauben müsse, gab er ausweichende, unklare, phrasenhafte Antworten. Und schließlich unterbrach er meine neugierigen Fragen mit der unwirschen Erkundigung: ‚Kommen Sie eigentlich, um Ihre Kinder zur Taufe anzumelden oder nur in allgemein seelsorgerischer Hinsicht?'

‚Vorläufig nur in allgemein seelsorgerischer Hinsicht,' antwortete ich.

‚Und wo wohnen Sie?'

Ich nannte meine Adresse.

Ein Aufatmen kam ganz sichtbar über den Herrn Prediger, und hastig entgegnete er: ‚Dann gehören Sie nicht zu mir, liebes Herz, dann gehören Sie zu Prediger A. Wenden Sie sich an den! Der wird Ihre Zweifel zerstreuen. Gott mit Ihnen!'

Herr Prediger A., ein jüngerer Herr, anfangs der Dreißig, stand mir bereitwilliger und in weltmännischen Formen Rede. Er erklärte die mythischen Berichte des Alten Testaments, wie die Schöpfungsgeschichte und die Erzählung vom Garten Eden, für ‚Einkleidungen'.

Von anderen Erzählungen wieder, wie z. B. von der Arche Noah, meinte er, daß sie sich wohl ereignet haben könnten. Den Gott des Alten Testaments bezeichnete er zwar als einen strengen, aber doch als einen verehrungswürdigen, gerechten Gott. ‚Was uns heute als grausam und unsittlich erscheint, war es für die damaligen Zeiten nicht'. An die ‚Dreieinigkeit' Gottes und an die Gottheit Christi (geboren von der Jungfrau Maria) sowie an die leibliche Auferstehung glaubte er, oder — gab er vor zu glauben.

Da ich aber den Eindruck hatte, daß die beiden Herren Pastoren mir nicht immer ihre innere Ueberzeugung enthüllten, sondern — wenigstens zum Teil — sich als Sprachrohr ihres Amtes betrachtet und so zu mir gesprochen hatten, wie sie es als Beamte der Staatskirche wohl für ihre Pflicht ansahen, so hielt ich es für geraten, noch einige jüngere Theologen zu hören, die noch

nicht auf bestimmte Lehren verpflichtet waren und die sich von der Rücksicht auf ein Staatsamt noch nicht in ihren Aeußerungen beschränken zu lassen brauchten.

Der eine, ein Student im fünften Semester, der Sohn eines Subalternbeamten, den wohl zum Teil äußere Rücksichten (Stipendien, Hoffnung auf baldige Anstellung) zum theologischen Studium bestimmt hatten, erklärte, daß er vom Alten Testament nicht viel halte. Für ihn sei das Alte Testament gewissermaßen ein überwundener Standpunkt und von nur noch historischem Wert, das Spiegelbild einer rohen, barbarischen Zeit. Nach hundert Jahren werde man einmal lächeln und spötteln, daß es in unserer Zeit noch Leute gegeben, die das Alte Testament als ein ‚heiliges Buch' ansahen und an die naiven biblischen Geschichten glauben konnten.

‚Aber dann trennen Sie sich ja erheblich von den offiziellen Lehren der Kirche,' warf ich ein. ‚Ich begreife nicht, wie Sie da noch Prediger werden können. Sie können ja doch dann Ihren Konfirmanden und Ihrer Gemeinde die biblischen Geschichten nicht vortragen, wie diese doch von den evangelischen Geistlichen vorgetragen werden müssen!'

Der junge Mann errötete, faßte sich aber schnell und entgegnete: ‚Doch! Denn es wird meine Amtspflicht sein, der ich mich als angestellter Geistlicher zu unterwerfen haben werde.'

‚Auch gegen Ihre innere Ueberzeugung?'

‚Jawohl, auch gegen meine subjektive Ueberzeugung, die ja eine irrige sein kann. Als Staatsbeamter werde ich mich den staatlichen Anforderungen zu fügen und unbeschadet meiner inneren Ueberzeugung die Lehren der Staatskirche zu vertreten haben. Im übrigen ist doch die Hauptsache, daß ich an Gott glaube und an Jesus Christus, und daß ich überzeugt bin, viel Segensreiches als Prediger wirken, die Herzen und Seelen erheben und die Menschen zum Guten anhalten zu können. Das ist doch etwas Schönes und Erhabenes.'

‚Verzeihen Sie mir, aber ich meine, es ist nicht schön und nicht erhaben, wenn Sie sich entschließen, von Berufs wegen — Pardon — zu heucheln. Sie glauben an einen allwissenden und an einen allgerechten Gott. Meinen Sie wirklich, daß ein solcher Gott seine Freude haben kann an Leuten, die sich seine Diener nennen und die in seinem Namen von Amts wegen Dinge lehren, an die sie selbst nicht glauben und die vor denen, die sich vertrauensvoll an sie wenden, mit dem, was sie als Wahrheit erkannt haben, zurückhalten? . . . Sehen Sie,' fuhr ich fort, ‚das ist das große Unrecht der Kirche, daß sie sich nicht zeitgemäß reformiert. Die oberste Kirchenbehörde wird sehr wohl wissen, daß viele junge Theologen und viele angestellte Geistliche auf Ihrem Standpunkt stehen und daß sie gezwungen sind, zu heucheln und zu lügen und zeitlebens sich mit schweren innerlichen Konflikten herumzuschlagen, in denen sie geistig und moralisch verderben müssen, nur um sich im Amt zu erhalten. Warum verschließt man sich an den maßgebenden Stellen hartnäckig jeder Reformation, jedem Fortschritt? Seit Luthers Auftreten sind nahezu vierhundert

Jahre vergangen. Die Wissenschaft hat seitdem unendliche Fortschritte gemacht. Zu Luthers Zeiten konnte man noch glauben, was man heute, nicht nur nach den Ergebnissen der Naturwissenschaft, sondern auch nach den Resultaten der historisch-kritischen theologischen Forschung nicht mehr glauben kann. Dennoch regiert gerade gegenwärtig ein orthodoxerer Geist als je. Luthers Reformationswerk war doch auch nur Menschenwerk. Warum geschieht keine neue Reformation? Warum wirft man nicht das Unzeitgemäße, das als irrtümlich, widersinnig und unmöglich Erkannte über Bord?'

Der Student zuckte die Achseln. Im übrigen erklärte er, an die Gottheit Christi sowie an die fleischliche Auferstehung zu glauben, aber nicht daran, daß Christus der Sohn der Jungfrau Maria sei, sondern für ihn sei Christus auf natürliche Weise durch eine Vereinigung von Joseph und Maria zur Welt gekommen.

‚Und doch war er ein Gott?' warf ich überrascht ein. ‚Wie soll denn die Gottheit nachträglich in Christus hineingekommen sein?'

Darauf wußte der Student allerdings nichts zu erwidern, aber er blieb dabei, daß Christus ein Gott gewesen sei und Wunder vollbracht habe. Freilich gestand er mir, daß er wiederholt von bösen Zweifeln heimgesucht worden und daß er bereits einmal nahe daran gewesen, das theologische Studium aufzugeben. Aber ein Professor, an den er sich in seinem Seelenkonflikt gewandt, habe ihm zugeredet, auszuharren. ‚Wenn Sie als Prediger sprechen,' so habe ihm der akademische Ratgeber erklärt, ‚so sprechen Sie eben als Inhaber eines staatlichen Amtes, und als solcher haben Sie zu thun, was Ihres Amtes ist, auch wenn Sie nicht immer allem aus innerer Ueberzeugung zustimmen können.'

Der andere Student, mit dem ich eingehend über religiöse Fragen sprach, steht im siebenten Semester und scheint mir außerordentlich begabt. Sein Vater ist Volksschullehrer und hat vielleicht einen großen Einfluß auf die Berufswahl seines Sohnes ausgeübt. Der junge Mann nimmt einen weit vorgeschritteneren Standpunkt ein als sein Kommilitone. An die Dreieinigkeit, die sich ein denkender Mensch überhaupt nicht vorstellen könne, und an die Gottheit Christi glaube er nicht. Sein historisch-theologisches Studium habe ihn gelehrt, auf welchem Wege das Dogma von der Dreieinigkeit zu stande gekommen ist, und er bedauert sehr, daß man dieses Dogma, wie ja der bekannte Professor Harnack schon vor Jahren gefordert habe, noch immer nicht aufgegeben habe. An die Gottheit Christi glaube er nicht, denn ‚mit einem menschlichen Körper' — so sagte er — ‚kann niemand ein Gott sein. Man kann nicht von mir verlangen,' so fügte er entschieden hinzu, ‚daß ich meiner Vernunft Gewalt anthue und etwas glaube, was nicht zu glauben ist. Wohl aber' — sagte der Student — ‚liegt für mich in Christi Geist, der so wunderbare, mit allen Anschauungen der damaligen Juden so stark kontrastierende Lehren aufstellte und der seiner Zeit sozusagen ein Jahrtausend voraus war, etwas Göttliches. Sein Geist hat etwas über das menschliche Maß Hinausgehendes und er ist eine Er-

scheinung, wie sie die ganze Weltgeschichte zum zweiten Male nicht aufzuweisen hat.'

Von mir befragt, warum er mit seinen Ansichten Theologie studiere, erwiderte der Student: ,In jeder Menschenseele lebt ein Zug nach dem Höheren, das Bedürfnis, zu einer über uns thronenden höheren Macht aufzuschauen und an ihr einen Halt zu suchen. Diesem Hang in der Menschenseele entgegen zu kommen und auf diese Weise das Gute und Edle im Menschengemüt zu pflegen, das denke ich mir als etwas Köstliches.'

,Sie glauben also an einen persönlichen Gott?' fragte ich.

,Ja. An einen persönlichen Gott glaube ich aus voller Ueberzeugung. Alles übrige ist für mich äußerer Formelkram, der im Grunde nicht viel zu bedeuten hat. Die christliche Kirche ist eine Staatseinrichtung, und irgendwelche Formen, in denen der Gottesdienst und die Gottesverehrung zu verrichten ist, müssen vorhanden sein.'

,Aber wäre es nicht angezeigt, manche dieser Formen aufzugeben?'

,Das wäre gefährlich. Wollte man daran rütteln, fällt vielleicht das ganze Gebäude zusammen.'

,Aha! — Ist Ihnen nun nicht der Gedanke peinlich, daß Sie einmal als Prediger sich den Anschein geben müssen, zu glauben, was Sie nicht glauben können?'

Der Student zog seine Stirn in Falten.

,Gewiß. Sehr peinlich ist dieses Bewußtsein. Aber es geht nicht anders. Als Prediger bin ich Staatsbeamter und muß als solcher die vorgeschriebenen amtlichen Funktionen vollziehen und die Glaubenslehren vortragen, wie es von der mir vorgesetzten Behörde vorgeschrieben ist. Auch der juristische Beamte muß oft Ansichten vertreten, die vielleicht nicht die seinen sind.'

Ich schüttelte den Kopf.

,Gestatten Sie mir,' erwiderte ich — ,ich finde, es ist etwas Entsetzliches, daß die kirchliche Behörde ihre Angestellten in diesen Konflikt stellt, und es liegt geradezu etwas Unlogisches und etwas Widersinniges in diesem Verhalten: die staatlich angestellten Professoren, deren Vorlesungen Sie besuchen müssen und die Sie zu den staatlichen Prüfungen, die obligatorisch sind, vorbereiten, zeigen Ihnen, daß wichtige Lehren des evangelischen Bekenntnisses auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhen. Diese akademischen Lehrer lehren Sie wissenschaftlich denken und regen Sie zu kritischen Forschungen an, ja, auch die Beschäftigung mit den verschiedenen philosophischen Systemen gehört zu Ihrem Studium. Und obgleich Sie nun infolge des Ihnen vorgeschriebenen Studiums dahin gelangt sind, daß Sie an fundamentale Lehren der Kirche nicht mehr glauben können, so verlangt doch nachher der Staat von Ihnen, nachdem Sie zu einer Anstellung gelangt sind, daß Sie das als Irrlehre Erkannte Ihrer Gemeinde als Wahrheit vortragen. Im stillen können Sie denken, was Sie wollen. Laut aber müssen Sie vortragen, was Ihnen vorgeschrieben ist, gleich-

viel ob Sie dabei das Bewußtsein haben, zu heucheln und zu lügen. Ist das nicht ein schreiender, unerhörter Mißstand?!‘

‚Ja, das ist schrecklich, aber ich weiß nicht, wie es plötzlich geändert werden könnte, ohne das Ganze zu schädigen. Ich denke aber, wir befinden uns zur Zeit bereits in einem Läuterungsprozeß, und die Kirche wird nach und nach das Unhaltbare in ihren Lehren abstoßen.‘

‚Nach und nach?‘ warf ich ein. ‚Ich meine, das hätte sie längst thun sollen . . .‘

Noch anderweitige Umfragen habe ich gehalten und habe die verblüffende und überraschende Erfahrung bestätigt gefunden, daß es eine ganze Anzahl von Geistlichen, amtlichen Vertretern der Staatskirche, giebt, die weder an die Inspirationslehre, noch an die Dreieinigkeit, noch an die Gottheit Christi glauben, und daß auch solche amtieren, denen eigentlich von ihrem ganzen Gottesglauben nur mehr der ethische Gehalt der christlichen Lehren übrig geblieben ist. Solange diese ‚Atheisten im Priestergewand‘ aus dem Konflikt, in den die Anforderungen ihres Amtes und ihre innere Ueberzeugung sie stellt, keine öffentliche Sache machen, solange geschieht ihnen nichts, auch nicht, wenn sie ihren Vorgesetzten unter vier Augen ihren Unglauben bekennen. Nach allem, was ich in dieser Hinsicht in Erfahrung gebracht habe, scheint die Praxis vorzuherrschen, daß junge Theologen, die sich in ihren religiösen Zweifeln an Professoren und kirchliche Vorgesetzte wenden, soviel wie möglich beschwichtigt werden, daß ihnen zugeredet wird, trotz allem im Amt zu bleiben und ihre amtlichen Funktionen äußerlich getrost zu vollziehen, unbeschadet ihrer inneren Ueberzeugung. Wahrscheinlich läßt man sich hierbei von der Befürchtung leiten, daß man sonst Geistliche in der einigermaßen ausreichenden Anzahl nicht mehr finden würde, und daß es aus praktischen Gründen nicht durchführbar wäre, wollte man jeden ungläubigen oder zweifelnden jungen Priester veranlassen, sein Amt niederzulegen. Einen interessanten charakteristischen Fall erzählt in dieser Hinsicht der gemaßregelte Pfarrer Steudel in seiner Broschüre: ‚Meine Abrechnung mit der württembergischen Landeskirche‘. Ein Kandidat der Theologie sei bei einem Oberkonsistorialrat in Stuttgart mit der Erklärung erschienen, daß er in den Kirchendienst nicht eintreten könne, noch wolle, da er weder das Christentum, noch überhaupt die Lehre von einem persönlichen Gott als wahr anerkenne. Der Herr Konsistorialrat aber habe sich bemüht, den Kandidaten durch den Hinweis auf materielle Vorteile zu überreden, sich im Kirchendienst verwenden zu lassen. Wenn er mit der christlichen Lehre nicht einverstanden sei, so stehe es ihm ja frei, bloß Moral zu predigen.

Nur wer durch eine öffentliche Erklärung Aergernis erregt, oder wer der Wahrheit die Ehre giebt und seiner Gemeinde seine abweichende Antwort nicht vorenthält, wie kürzlich Pastor Weingart in Hannover, wird gemaßregelt. Und so ermuntert man im stillen wacker, seiner Ueberzeugung Gewalt anzuthun, von Amts wegen unwahr zu sein. Der Geistliche, der vielleicht tags zuvor in

einer Disputation mit einem Amtsbruder unter vier Augen die Dreieinigkeit Gottes geleugnet und die Gottheit Christi als apokryph bezeichnet hat, steigt am Sonntag auf die Kanzel und verkündet mit feierlicher Miene: ‚Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde. Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten &c. &c.‘

Wahrlich, ein Schauspiel, das wenig erbaulich ist!

Viele liberale Prediger helfen sich, wie ich höre, indem sie den Teil der Liturgie, der das apostolische Glaubensbekenntnis bekennt, in einem gewissen ‚leiernden‘ Ton vortragen, um so gleichsam anzudeuten, daß sie hier nicht mit dem Herzen dabei sind, sondern nur als Mundstück ihres Amtes etwas vorlesen, das mit ihrer Ueberzeugung nichts zu thun hat. Andere wieder machen, um ihr Gewissen zu beruhigen, bevor sie das ihnen anstößige Glaubensbekenntnis vortragen, kleine Einschiebsel wie: ‚Lasset uns beten, wie unsere Väter gebetet haben —.‘

Nach alledem ist für mich jede Unentschlossenheit, jede Unsicherheit und Unklarheit geschwunden. In einer Kirche, deren Priester zum großen Teile ihr Bekenntnis zu leicht nehmen, kann ich meine Kinder nicht taufen lassen, komme was da wolle. Mit einer Kirche, die zur Fristung ihrer Existenz so handelt, will ich nichts mehr zu thun haben, zu der will ich mich nicht mehr rechnen. Und ich habe deshalb, was ich längst hätte thun sollen, meinen Austritt aus der Landeskirche erklärt. Ich will nicht das Bedürfnis vieler Millionen bestreiten, zu einer Gottheit aufzublicken, und ich will auch hier nichts dagegen sagen, daß der Staat es für seine Pflicht betrachtet, dieses Bedürfnis eines großen Teiles seiner Bürger zu befriedigen. Aber man sollte die Gottesverehrung nicht in abgestorbenen, veralteten, sinnlosen Formen betreiben, die zum Teil dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechen, und man sollte nicht von den seelischen Beratern des gläubigen Volkes verlangen, daß sie, um sich und ihren Familien ihr Brot zu erhalten, ihrer Ueberzeugung Gewalt anthun.

Das sind unhaltbare Zustände, die eines modernen Kulturstaates unwürdig sind. Arthur Zapp.“

Von diesen Ausführungen hat meines Wissens kein einziges Blatt Notiz genommen, trotzdem man doch meinen sollte, daß wenigstens die christliche Presse alle Ursache hätte, sich mit einer derartigen Kundgebung zu beschäftigen. Wie Herr Zapp, so denken viele, und die Thatsachen, die er aus dem immerhin kleinen Kreise einer persönlichen Erfahrung vorbringt, sind doch wohl nicht ganz auf die leichte Achsel zu nehmen! Sollte man sich scheuen, sie vor der Oeffentlichkeit zu besprechen, den Finger auf Wunden zu legen, an deren Heilung man selbst vielleicht schon verzweifelt? Da erscheinen künftige Pfarrer, die sich lediglich

als angehende Staatsbeamte fühlen. Der eine glaubt so gut wie gar nichts vom ganzen Christentum, findet sich mit der Kirche als mit einer „Staatseinrichtung“ ab, deren „ganzes Gebäude zusammenfallen“ könnte, wenn man an den „Formen“ rüttelte. Sein religiöses Gewissen beschwichtigt er durch das Bewußtsein, als „Staatsbeamter“ „die ihm von der vorgesetzten Behörde vorgeschriebenen amtlichen Funktionen“ ebenso „vollziehen“ zu müssen, „wie der juristische Beamte“. Da sind Professoren, die durch eben solche, alles religiöse Leben entwürdigende Sophismen und materielle Vorteile junge Gemüter, die noch mit ehrlichen Zweifeln kämpfen, zum Schweigen bringen: der Geistliche spreche als Inhaber eines staatlichen Amtes, der Staat trage auch die Verantwortung für sein Gewissen. Diese und ähnliche thatsächliche Mitteilungen und persönliche Erfahrungen in dem Beitrage des Herrn Zapp sind bemerkenswert, nicht etwa die verallgemeinernden Schlüsse, die er aus ihnen zu ziehen für gut findet. Daß ein Mann, der sich nach eigenem naiven Geständnisse ganze fünfundzwanzig Jahre lang um „religiöse Dinge“ — wohlgemerkt religiöse, nicht nur kirchliche — überhaupt „nicht gekümmert“ hat und der dann auf Grund von Unterhaltungen mit ein paar Geistlichen und Studenten seine fertige Weisheit im Tone apodiktischer Gewißheit vorträgt, keinen berufenen Richter über so komplizierte und tiefliegende Fragen abgeben kann, wird er bei näherer Ueberlegung wohl selbst einsehen. Herr Zapp scheint es peinlich empfunden zu haben, daß ihn der eine Pastor mit „mein liebes Herz“ und „mein liebes Kind“ anredete. Auch ich finde diese süßlich-salbungsvolle Weise nicht gerade geschmackvoll. Aber die Naivetät, mit der ihm Herr Zapp nach dem Vierteljahrhundert völliger Abstinenz von „religiösen Dingen“, wie Ziethen aus dem Busch, entgegengetreten sein mag, möchte ich doch als mildernden Umstand für den Pfarrer geltend machen.



Der Maler des Chiemsees.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Das „Bayrische Meer", wie der Bayer seinen größten Landsee, den Chiemsee, gern nennen hört, hat in der That etwas vom Charakter der großen, offenen See an sich. Im Sturme zumal brausen und branden seine Wasser wilder fast als das aufgewühlte wogende Meer: unter allen Landseen ist er der bewegteste und stürmischste. Unbewegt aber ist er ein Bild der Anmut und Lieblichkeit, mit einem Hauch von Melancholie; und wesentlich erhöht wird das Bild anmutigen Friedens durch drei Inseln im südwestlichen Teil, deren eine, Frauenwörth, ein altes Benediktinerinnenkloster trägt, während auf dem bedeutend größeren Herrenwörth oder Herrenchiemsee sich das bekannte prächtige Schloß Ludwigs II. erhebt, dieser Gestalt gewordene Märchentraum eines weltflüchtigen königlichen Phantasten. Der Chiemsee mit seiner Klosterinsel Frauenwörth hat ja, wie sich unsere Leser erinnern werden, Emil Hellrath Motiv und Anregung zu seinem stimmungsvollen „Klosterweiher" gegeben, mit dem wir genau vor einem Jahre unsern Türmer schmücken konnten. Der eigentliche Maler des Chiemsees ist aber Karl Raupp, der Schöpfer unseres diesjährigen Sommerbildes. In einer Menge von Gemälden, die Landschafts- und Genrebilder zugleich sind, indem er in die Landschaft stets Figuren hineinstellt, die mehr als Staffage sind, weil sie einen seelischen Vorgang verkörpern, so daß die dargestellte Landschaft und die geschilderte Anekdote gleichwertigen Anteil an der erzeugten Stimmung haben, ist Raupp dem Gemütsleben der Fischer und Landleute am Chiemsee nachgegangen. Viele dieser Bilder hängen in öffentlichen Galerien: „Heimlicher Abschied" in Darmstadt, „Vom Sturm gejagt" in Dresden, „Schlimme Ueberfahrt" in München, „Friede" in Berlin, andere sind durch das 1893 in München erschienene Raupp-Album weithin bekannt geworden, Bilder wie „Die Heimfahrt", „Ave Maria", „Bange Stunde", „Am Ziel", „Geborgen", „Abendfrieden" u. s. w. u. s. w. Sie alle sind stimmungsvolle Landschaftsbilder, und zugleich erzählen sie eine Episode aus dem Leben der Chiemseer, oft eine ganze Geschichte, wie unser Bild „So mutterseelenallein", das jeder sofort zu deuten wissen wird.

Karl Raupp ist 1837 zu Darmstadt geboren. Der Landschaftsmalerei wurde er durch Jakob Becker zugeführt, der damals am Städelschen Institut in Frankfurt a. M. wirkte. Später (1860—65) schloß er sich an Karl Piloty in München an, gründete dann selbst eine Privatmalschule, der er 1868 durch einen Ruf als Professor nach der Kunstschule zu Nürnberg entzogen wurde. Erst 1879 kehrte er wieder nach München zurück, wo er noch heute eine Professur an der Akademie bekleidet. Professor Raupp ist auch als Theoretiker aufgetreten: für die bekannte Webersche „Katechismen"-Sammlung hat er den „Katechismus der Malerei" verfaßt.



Briefe.

H. v. W., A. — Dr. B. in A. — F. S., M. i. O., H. — R. P., St. — E. W., B. — J. S., S. K. Fr. — K. F., B. — A. Freydank, S. b. B. — C. S., R. i. P. — E. L., K. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

O. L., P. Eines der Gedichte mit Dank angenommen.

E. Z. St., W. b. T. Verbindlichen Dank! Ja woll, so is et! Herr Bambuß läßt grüßen.

G. v. A., T. (Sibirien). Wir berichtigen gern, daß in Ihrer Notiz „Der Triumphzug des Bacchos“ im Maiheft des T. es statt „Franz von Weber“ heißen muß: Franz von Reber, und nehmen mit Dank davon Kenntnis, daß es der Direktor der königl. bayerischen Staats-Gemäldegalerien ist, der zusammen mit Ad. Bayersdorfer seit Jahren den bekannten „klassischen Bilderschatz“ in München herausgiebt. — Verbindlichen Gruß!

Getreuer Türmerleser in Ostfriesland. Von Rudolf Presber sind im Buchhandel erschienen: „Poveretto und andere Novellen“ (Piersons Verlag, Dresden). — „Das Fellahmädchen und andere Novellen“ (F. Fontane & Co., Berlin). — „Der Schuß“, Schauspiel (Cottascher Verlag, Stuttgart). — „Der Vicomte“, Komödie (Cottascher Verlag, Stuttgart). — Uebrigens werden auch die Türmer-Artikel, zu einem Buch vereinigt, im Herbst bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, erscheinen. Ferner erscheint ein Band gesammelter Gedichte heitern Inhalts ebenfalls zum Herbst.

Prof. K., K. Thoma's „Mondscheingeiger“ befindet sich im Besitz des Herrn Direktor H. Schumm in Bonn; Böcklins „Villa am Meer“ in der Schackgalerie, München; Rembrandts „Heilige Familie“ und van Dycks Selbstbildnis in der Pinakothek, München; Kügelgens „Goethe“ beim Senator Freiherrn von Bernus in Stift Neuburg bei Heidelberg; Seekatz' „Familie Goethe“ bei Geheimrat Prof. Dr. Herman Grimm in Berlin. Wo sich das Original von Gabriel Max' „Mater amabilis“ befindet, teilen wir Ihnen mit, sobald der Künstler, an den wir uns wegen Auskunft gewendet, uns geantwortet haben wird.

Fr. S., N. a. d. Nordsee. Herzlichen Dank für das liebenswürdige Interesse. „Heinrich Heine als deutscher Lyriker“ ist im Verlage von Chr. Belser in Stuttgart (in den „Zeitfr. d. chr. Volksl.“) erschienen. Ihren Wunsch bez. der anderen Schriften habe ich der Verlagsbuchhandlung übermittelt, von den „Problemen und Charakterköpfen“ kann aber z. Zt. kein Exemplar mehr geliefert werden, da die Auflage völlig vergriffen ist. Hoffentlich im Herbst, nach Erscheinen der vierten Auflage. Bitte nötigenfalls direkt beim Verlage anzufragen. Daß der Türmer auch in Ihrer engeren Heimat so lebhaftes Interesse findet, hat mich baß erfreut. Verbindlichsten Gruß Ihnen und den anderen dortigen Lesern!

❧

Leser des Türmers, die den ersten Jahrgang nachzubeziehen wünschen, bittet der Verlag, sich mit der Bestellung zu beeilen, da auch der Vorrat der 2. Auflage zu Ende geht und ein nochmaliger Nachdruck nicht stattfindet. Preis 16 Mk., in 2 Bänden in Leinwand gebd. 18 Mk., in Halbfranz (Liebhaberband) 20 Mk. Späterer Preisaufschlag vorbehalten.

F. E., B. Die Redaktion des T. sandte uns Ihre Zuschrift. Wir danken Ihnen freundlich für das Interesse an unserem Unternehmen und teilen Ihnen mit, daß wir Schritte gethan haben, die uns gegen den ferneren Mißbrauch der Titel-Vignette des T. sichern werden.

Der Verlag.

❧

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen“** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER 1899/1900 Heft 11

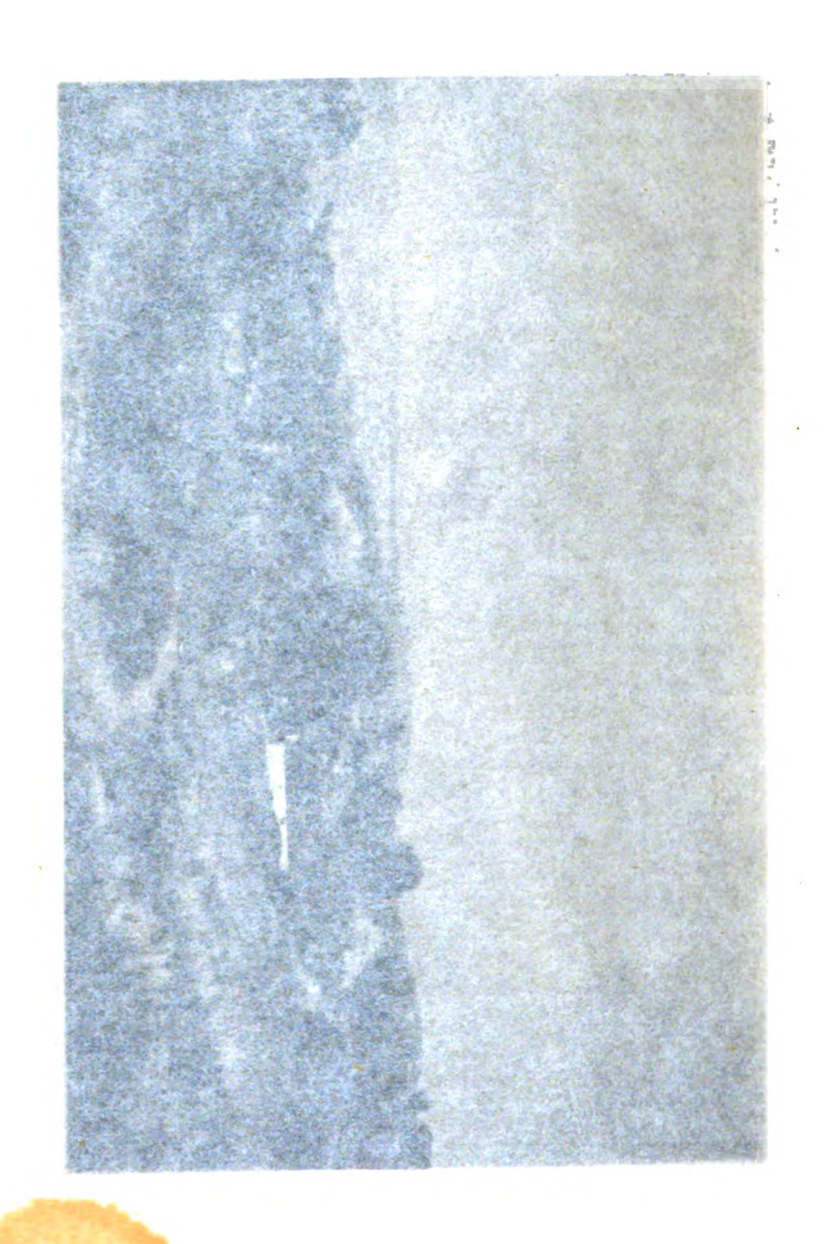


E. Dücker pinx.

Photogravure Bruckmann

SOMMERNACHT AUF RÜGEN


DER TÜRMER





Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt.“

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg. August 1900. Heft 11.

Johann Sebastian Bach.

Von

Dr. Karl Storck.



Der 28. Juli, der hundertfünfzigste Todestag Johann Sebastian Bachs, ist vom deutschen Volke, das sonst gerade bei seinen Geisteshelden mit Vorliebe späte Gedenktage zum Ausdruck der Anerkennung und Dankbarkeit wählt, nicht nach Gebühr gefeiert worden. Gewiß, an Festartikeln in den Zeitungen hat es nicht gefehlt, hie und dort haben Bachvereine Festsitzungen abgehalten. Läge der Tag nicht so ungünstig, wäre er in die Saison gefallen, es hätte Konzertveranstaltungen in Masse gegeben. Aber so, bei sommerlicher Gluthitze ein Bachkonzert? Da zuckte der unternehmungslustigste Konzertagent die Achseln, und nur wenige fromme Organisten gaben zu denkbar ungünstigster Stunde Kirchenkonzerte.

Aber auch wenn das alles im Uebermaße geschehen wäre, so müßte ich doch noch sagen, daß das deutsche Volk diesen Gedenktag nicht gebührend

gefeiert habe. Die deutschen Musiker hätten wohl damit ihrem unerreichten, unerschöpflichen Lehrmeister nach Recht gehuldigt, nicht aber das deutsche Volk dem deutschesten seiner Musiker.

Denn wo findest du wohl im Hause des deutschen Musikfreundes eine auch nur beschränkte Auswahl der Werke des Gewaltigen? Wie viele von ihnen haben an diesem Tage staunenden Blickes vor einem der Wunderwerke musikalischer Architektur gestanden, die Bach in seinen Fugen, so urgewaltig und majestätisch, so lustig und leicht, so zierlich und fein, so kühn und verwegen errichtet, wie kein anderer? — So mancher trägt auch noch in unseren Tagen sein Christentum im Herzen, und es weiht sein Haus. Wer aber hat diesen Tag, an dem der christlichste aller Tonsetzer gestorben, höchster musikalischer Andacht geweiht, indem er zu einer der zweieinhalbhundert Kantaten gegriffen, die von der weit größeren Zahl, die er geschaffen, uns erhalten geblieben sind? Vielleicht zur Reformationskantate vom Jahre 1723, deren sämtliche entscheidenden Sätze auf der einzigen Melodie des „Ein' feste Burg" aufgebaut sind. Aber was wird aus der schlichten Weise, die melodisch bereichert in kühnen Fugen durch die Stimmen wogt! Ein Bild des Lebensmeeres, auf dem der Mensch hin- und hergeschleudert wird ohne Halt, ohne Rettung — wäre nicht „ein' feste Burg unser Gott". So unerschütterlich umklammert, von Trompeten und Bässen dröhnend, die Choralweise die flutenden Stimmenwogen, daß auch hier schließlich die Ruhe und der Friede einkehren, die die innere Erlösung uns gebracht. Nach einer solchen Stunde war es wohl, daß Goethe sagte: „Mir ist es bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben."

Es giebt keine Stimmung des christlichen, viel weiter müssen wir es fassen, des religiösen Lebens, die nicht in einer der Kantaten zum Ausdruck käme und, was mehr ist, ihre Auslösung fände. Denn das ist ja das Wunderbare des deutschen Idealismus, der so gerne zu Pessimismus wird, daß er trotz allem Weh sich wieder aufschwingt, trotz alles Wolkenfliegens immer wieder einen Grund findet, in den er den Anker senken kann, wenn auch nicht immer auf dieser Welt.

Und fragen wir weiter: Wer hat sich die Geschichte der Geschichten erzählen lassen, die erschütternde Tragödie des ergreifendsten Heldentums, wer hat sich an diesem Tage in eine der Passionen Bachs versenkt, um nach all' den Erschütterungen, dem Zorn und Wehe, wilder Empörung und tiefstem Schmerz jenes geradezu überirdische Gemeingefühl mit der ganzen Welt, Himmel und Erde zu gewinnen, das in den Chorälen jauchzt, betet, fleht?!

Wer hat sich an diesem Tage der Weihe im gewaltigsten Dom, den Menschenhand Gott errichtet hat, in der H moll-Messe in die Nähe seines Gottes gefunden, von Angesicht zu Angesicht, wie es den Seligen verheißen ist?! —

Du sagst, das ist zu groß, zu gewaltig für das musikalische Haus, zu unnahbar für die bescheidene Kunst, die darin blüht. — Ich glaube es nicht. Das schwache Abbild, das deine Hände dir bieten, es wäre zum Urbild für dich geworden, wenn du eines guten Willens gewesen.

Aber wer hat an diesem Tag an seinem Klavier den „Faust“ erlebt? Erlebt durch die unendlich eindringlichere Welt des Tons, die im Herzen weckt, was das Wort dem Geiste nicht zu sagen vermochte? Wer hat das D moll-Konzert auf seinem Klavier gespielt, wer kennt es überhaupt von den Tausenden und Abertausenden klavierspielender Deutscher? Ein Kampf zwischen Mensch und Schicksal, ein Kampf voll Trutz und Flehen, Hohn und Schmeicheln, Zorn und Bitte, Wildheit und Kühnheit. (1. Satz.) Es ist umsonst. Dräuend, schwarz, gespenstisch lastet auf der Brust der Alp des vernichtenden Schicksalsspruchs. Was wollen die kleinen Freuden bedeuten, die den Menschen umkosen, ihm leuchten in dunkler Nacht, mit ihm verbündet trotzen gegen das finstere Geschick! Ohnmächtig erliegen sie dem Verhängnis. (2. Satz.) Aber nein, frischer Mut erfüllt den Menschen, Thatkraft belebt ihn aufs neue. Was ist Tod und Vernichtung des Leibes für die Seele, die zu ewigem Leben berufen? Aufwärts, hinauf zur Höhe über alles Irdische hinweg. Und bist du ein solcher Kämpfer, so wirst du zum Ziele gelangen, zum ewigen Pol in der Erscheinungen Flucht, dem Ort des Friedens und der Seligkeit. Denn: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ —

Und fragen wir weiter, wem ist heute — von den Berufsmusikern abgesehen — das „wohltemperierte Klavier“ nach Schumanns Geheiß „tägliches Brot“? In wie manchem „populären“ Konzert mag auch an diesem Tage die Sünde wider den heiligen Geist alles Deutschtums von deutschen Händen beklatscht werden, die Gounod beging, als er zum C dur-Präludium die nach seiner Meinung fehlende Melodie hinzuerfand? Und doch ist es altes deutsches Erbgut, auf waldiger Höh' zu liegen, durch das grüne Dach dem Flug der Wolken nachzuschauen und im Rauschen der Bäume ein Lied zu vernehmen.

Wie wenige der ja, Gott sei Dank, immer noch zahlreichen Frauen, denen die Musik mehr als modischer Zeitvertreib ist, kennen das schöne „Klavier-Büchlein für Anna Magdalena Bachin“, in dem die Liebe des Gatten die zartesten Blüten in überquellender Fülle an die Brust der jungen Gattin gelegt! Und wer weiß, daß er seinem lernbegierigen Kinde statt gedankenloser Uebungen oder seichter Unterhaltungsstücke ein Klavierbuch bieten kann, das der gewaltige Meister für seinen Liebling Friedemann geschaffen, dessen Leben später so ganz anders werden sollte, als der Vater mit dem Namen es erfleht hatte?!

Nein, nein, nein, noch ist Bach nicht unser! Nicht unser im Sinne der Mahnung des Dichters: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Das ist ja jetzt geschehen, was der bescheidene Meister nicht zu hoffen wagte, woran er bei der Gleichgiltigkeit der Mitwelt seinen Schöpfungen gegen-

über nicht denken durfte, — in stolzer Reihe stehen die sämtlichen Werke Johann Sebastians in der Prachtausgabe der Bachgesellschaft da. Zahlreiche kleinere Ausgaben bieten auch dem bescheiden Bemittelten die Möglichkeit, sich eine Auswahl der Werke zusammenzustellen. Philipp Spittas große, ja allzugroße Bachbiographie bietet alles, was zum Verständnis des Gewaltigen führen kann; zahlreiche kleinere Schriften mögen den Fachmann, der diese ganze Litteratur übersieht, zu dem Glauben veranlassen, „ein einseitiger Bachkultus habe bereits zu viel gethan". (Heinrich Adolf Köstlin in seiner „Geschichte der Musik" 5. Aufl. S. 330.)

Welch ein Irrtum! Wie abgeschlossen ist doch immer noch die Gelehrtenstube vom Leben des Volkes. Denn für das Volk — den Begriff ohne jeden sozialen Beigeschmack als Gesamtheit der Deutschen genommen —, für den Musikliebhaber, wie er, ohne große Schulung aber mit gutem Empfinden bei uns so häufig ist, ist im Gegenteil fast noch alles zu thun.

Gewiß, Bach ist berühmt; nur mit einer gewissen Ehrfurcht wird sein Name ausgesprochen. Aber das alles hat, da dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, eine unglückliche Aehnlichkeit mit jener Berühmtheit Klopstocks, der der scharf blickende Lessing mit Recht ein „Mehr-gelesen-sein" vorzog. Rühmt unsern Bach weniger, bleibt weniger in scheuer Ehrfurcht — fern von ihm stehen, sondern tretet getrost an den guten Alten heran, lernt ihn kennen. Je mehr ihr ihn kennen lernt, um so mehr werdet ihr ihn lieben. Er hat so viel Liebe gegeben; Liebe zu Gott, zu seiner Kunst, zu seiner Familie, zu allen seinen Mitmenschen. Liebe gebührt auch ihm. —

Ich sehe erstaunte Gesichter. Wir Bach lieben? Für Leute vom Fach mag das gelten, für Historiker oder Theologen. Aber wir schlichten Musikfreunde, wir bescheidenen Spieler, wir Kinder einer andern, einer wenig kirchlichen Zeit?

Kleingläubige! Ihr hört die ungewohnten alten Namen: Praeludien, Inventionen, Suiten, Allemanden, Correnten, Sarabanden u. s. w. u. s. w. und ihr ahnt nicht, daß die ersteren Stimmungsbilder von unendlichem Reiz sind, lyrische Gedichte voll wonnigen Wohllauts, Balladen voll packenden Inhalts. Daß Inventionen köstliche Mosaike sind, wo ein Hüne, der sonst mit Titanenarmen Quadern zum Dome fügt, Steinchen an Steinchen reiht zu zierlichem Tand, dem es wahrlich nicht zum Schaden gereicht, daß er immer noch den Geist seines Schöpfers ahnen läßt. Und die Suiten, welch kostbare Stücke, die ganze „Welt" spiegelt sich in ihnen. „Dort geht es so pompös und vornehm zu, man sieht ordentlich die Reihe geputzter Leute, die von einer großen Treppe heruntersteigen" (Goethe zu Mendelssohn), hier schlingen holde Mädchen einen anmutigen Reigen, dort süßes Liebesgeplauder jungen Eheglücks. Er sagt es euch ja selbst auf dem Titel „der Klavierübung", daß alles das „denen Liebhabern zur Gemütsergötzung verfertigt ist", und ihr dürft dem Alten immer glauben.

Aber die Fugen!! Gelehrte Rechenexempel, tönende Mathematik, der wir schon auf der Schule Urfehde geschworen.

Ja, solcher Fugen giebt es übergenug, vielleicht sind die meisten derart. Aber die Sebastian Bachs? — Denke an Schlegels Wort, das die Architektur gefrorene Musik nennt, und kehre es um. Da ragen Säulen, stolz und schlank, hier eine, dort wieder eine, immer neue; hoch droben schwingen sich Bogen leicht und luftig hinüber, sie einen sich zum Dach. Und Rankenwerk wächst an den Säulen empor; hier ein duftiger Blumenkranz, dort lugt ein pausbackiger Engel hervor, hier schaut ein ernstes Heiligenbild streng dich an: ein Dom, einheitlich und klar gegliedert und doch so voll unerschöpfbarer Kleinkunst. — Das ist eine Fuge von Bach.

Oder eine andere. — Es ist Sonntag Nachmittag. Der große Meister sitzt am Flügel. Frau Anna Magdalena hat dort ihr Plätzchen, wo die Schweifung ihr gestattet, dem Gatten fast gegenüber zu sitzen und ihm frei in die großen Augen zu schauen. Was soll es heute geben, fragt ihr Blick. — Ernst, würdig, gemessenen Ganges schreitet eine Melodie daher; das ist der „dominus Pfeifer", wie er sich selbst auf dem Widmungsblatt des Klavierbüchleins genannt hat, der Herr in diesem Hause der Musik. Nur wenige Schritte macht er allein und schon eilt die zweite Stimme nach zum Geleite. Sein Blick sagt ihr: das bist du. Und sie bleiben nicht lange allein, das gab es in den Familien der Bache nicht. Träumerisch, etwas verspielt schmiegt sich einer an; Philipp Emanuel weiß, daß er es ist. Jetzt aber stürmt es trotzig und wild aus der Tiefe herauf, höher und höher, — Friedemann, genialer Brausekopf, sieh zu, daß du nicht fällst. Und weich schmeichelt die Tochter sich ein, wohl noch eine der kleinsten und — nein, da nehmen wir lieber alle zusammen im Chore, vielleicht springt er auch lachend auf — er hat ja der Kinder so viele, und der Finger nur zehne.. — Auch das ist eine Fuge von Bach. —

Aber wie sie zu seinen Lebzeiten ihn eigentlich fast nur als unübertrefflichen Organisten kannten, so denkt ihr nur an den Kantor. Ihr denkt nicht daran, daß er der Freund eines musikfrohen Fürsten, daß er Kapellmeister, daß er vor allem auch Musiker im Hause war.

Kantor! — Enge Kirchenwände, Schulstaub. Der Katholik denkt an den Protestanten, der Protestant von heute an den Bekenner starrster Orthodoxie. Hat er nicht die gewaltigste Messe geschaffen? Sind seine Gesänge nicht von einer Inbrunst der Gottesliebe, daß sie ein mystisches Sich-in-Gott-versenken bedeuten? Da hören die Schranken auf! Da ist das unbegrenzte Gebiet der Religiosität.

Doch gesteht es nur, ihr seht den Mann mit der gewaltigen Perücke, und der Gedanke an Puder und Staub, akademische Steifheit und gespreizte Geziertheit, an Lohensteinschen Schwulst und die Korrektheit des Versailler Hofschranzentums schreckt euch ab. Seiner Zeit mochte der Mann ja viel sein, aber uns, die wir so ganz anders fühlen, so ganz anders wollen, so ganz anders denken — was wird er uns sagen können?

Trug nicht auch Goethe, der junge, der Feuerkopf Goethe einen — Zopf?! Seht diesen Kantor an, wie er aus Hausmanns Bild noch jetzt in den Gesangssaal der Thomasschule blickt. Auf der kräftigen, breiten Gestalt ein wuchtiger Kopf. Hinter dieser mächtigen Stirn drängen sich die Gedanken. Zwischen den starken, kühn geschwungenen Augenbrauen liegt ein strenger, ein finsterer Zug. In ihm tobten dieselben Leidenschaften, die später den genialen Sohn ins Unglück stürzen sollten. Aber sein Wille hat sie gebändigt. Doch ist er darob kein Griesgram geworden, kein Mucker oder Pedant, auch kein weltflüchtiger Asket, noch ein strenger Bußprediger. Um die starke Nase schon, mehr noch um den vollippigen Mund spielt das gütige Lächeln des Humors. Und aus den Augen gar, großen dunklen Augen, die sicher zu Stunden Blitze schleudern, oder in ihrer Tiefe die Ueberwelt ahnen lassen, in die sie zu schauen gewohnt sind, lacht hier Schalkerei und Liebenswürdigkeit. Was schiert der Zopf bei Goethe, die Glatze bei Bismarck! Wie diese beiden ist dieser Perrückenträger ein echter, ein Vollblutmensch und ein deutscher Mann.

Ihn, den Menschen und Mann, seine Schicksale wollen wir kurz noch betrachten. Was bedeutet für Musikwerke eine Würdigung in Worten? Ein altes abgespieltes Klavier, in das ich mit beiden Händen greifen kann, giebt da mehr, als des glänzendsten Redners begeistertste Worte. Aber gerade bei Bach hindert ja die Unvertrautheit mit dem Menschen das Vertrautwerden mit dem Musiker. Heben wir die erste, das andere wird von selber dann sich einstellen. —

„Ringsum in Thüringer Landen, in Städten und Städtchen wohnen mir Sippen, ein kernig Geschlecht, sangeskundig in Kirche und Haus," so hätte wohl ein jeder Bach dem fragenden Gaste rühmen können nach alter Germanen Sitte. In der That an die altgermanische Sippe müssen wir denken, doppelt verwundert, auch in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, der alles Schöne und Edle in den Boden gestampft, einem weitverzweigten Geschlecht zu begegnen, das fest zusammenhält in bösen, wie in guten Tagen, wo der eine hilfreich dem andern ist, und alle sich bestreben, der Väter Tüchtigkeit in Leben und Kunst künftigen Geschlechtern ungemindert zu vererben.

Ein grunddeutsches Geschlecht. Es thut einem ordentlich wohl, daß die Forschung erwiesen, daß die frühere Annahme, es sei aus Ungarn eingewandert, nicht stichhaltig ist. Denn der Veit Bach, auf den die Hausüberlieferung zurückgeht, der am Ende des 16. Jahrhunderts aus Preßburg nach Wechmar bei Gotha einwanderte, war ein Wiederkehrender, den Heimweh und die Unmöglichkeit, seinem Glauben treulich zu folgen, wieder nach dem schönen Thüringerland zurückführten. Daß hier schon vor der Reformation Bache als Bauern, Handwerker und — Musikanten gehaust, ist auch nachgewiesen.

Dieser Veit Bach, erzählt die Familiengenealogie, „hatte sein meistes Vergnügen an einem Cythringen (einer kleinen Guitarre), welches er auch mit in die Mühle genommen und unter währendem Mahlen darauf gespielet. Es

muß doch hübsch zusammengeklungen haben! Wiewohl er doch dabei den Takt sich hat imprimieren lernen. Und dieses ist gleichsam der Anfang zur Musik bei seinen Nachkommen gewesen."

Und diese Nachkommen bilden ein Musikergeschlecht, wie es die ganze Musikgeschichte, die doch oft von Vererbung zu reden hat, nicht wieder kennt. Ueber fünfzig treffliche Musiker werden aus ihm uns genannt, von den Musikanten zu schweigen, deren Namen die Geschichte nicht aufbewahrt. Es heißt die Geschichte der deutschen Musik in dieser Zeit schreiben, — Spittas Buch beweist es — will man die Verdienste der Bache schildern. Und ein grunddeutsches Musikergeschlecht. Keiner von ihnen hat die Wallfahrt über die Alpen angetreten nach dem gelobten Lande der Musik, so wenig sie sich gegen die Lehren des Auslands verschlossen. Aber daheim eigneten sie sich alles an, gewannen sie mühsam das in eigener Art, was die drunten im Süden leicht aber fremd sich hätten erwerben können. Und ein ferngesundes Geschlecht. Seiner urwüchsigen Art, die aus dem Nährboden der Heimat immer neue Kraft gewann, konnte selbst die entsetzliche Zeit des 30jährigen Kriegs nichts anhaben. In diesen Jahren, als alles erst verwilderte, dann völlig verdorrte, als auch in der Musik nur wenige der alten Meister aus früheren Tagen schöpferische Kraft besaßen, trieb dieser Baum zwei der kräftigsten Schosse. Und ein helläugiges, rotwangiges Geschlecht. Geistliche und weltliche Musik, Gottesdienst und Menschenfreude haben sie immer gleicherweise gepflegt, in getrennten Bahnen und Familien, bis endlich in ihrem größten, unserm Johann Sebastian, beides sich vereinigte. Aber wie die Kantoren keine Stubenhocker und weltfeindliche Mucker waren, so verfielen die Stadtpfeifer nicht der Liederlichkeit, dem Erbstück der alten Fahrenden, des auch die „zunftmäßig" und bürgerlich gewordenen nicht leicht los wurden.

Schon in Veit Bachs Söhnen zeigt sich das gesteigerte musikalische Vermögen. Lips widmete sich mehr der kirchlichen Richtung und wurde Begründer der Meiningenschen Linie. Bekannter ist Hans, einer der beliebtesten Tanzmeister seiner Tage, den man sich seines prächtigen Spiels und seiner komischen Einfälle wegen nach „Gotha, Arnstadt, Erfurt, Eisenach, Schmalkalden und Suhl verschrieb, um denen dasigen Stadt-Musicis zu helfen". Und unter dem rohen Konterfei, das uns von ihm erhalten, stehen die bezeichnenden Verse:

„Hier siehst du geigen Hansen Bachen,
Wenn du es hörst, so mustu lachen.
Er geigt gleichwohl (d. i. nämlich) nach seiner Art,
Und trägt einen hübschen Hans Bachens Bart."

Unter Hansens zahlreichen Kindern treten drei Söhne bedeutsam hervor. Johann, der ältere, wurde der Stammvater des Erfurter Geschlechts, das der Stadt auf so lange Zeit so viele Organisten und Stadtmusiker geliefert hat, daß die letzteren noch zu einer Zeit „die Bache" hießen, als kein Träger

dieses Namens mehr in der Stadt lebte. — Der jüngere Heinrich widmete sich in Arnstadt durchaus der kirchlichen Tonkunst, der er in seinen beiden Söhnen Michael (1648—94) und dem noch weit bedeutenderen Christoph (1643—1703) zwei der größten Vertreter vor unserem Sebastian gegeben. Der mittlere Sohn Hansens endlich, Christoph (der Aeltere, zum Unterschied von dem eben genannten großen Tonsetzer) widmete sich ebenso ausschließlich der weltlichen Muse. Er ist Johann Sebastians Großvater. Der Vater Ambrosius (1645—95) war trefflicher Stadtmusikus erst in Erfurt, hernach in Eisenach, wo ihm von seiner Gattin Elisabeth Lämmerhirt am 21. März 1685 als jüngstes von acht Kindern Johann Sebastian geboren wurde, in dem alle Kraft, die der zweihundert Jahre alte Baum in sich gesogen, zur herrlichsten Entfaltung gelangen sollte.

Eisenach! Mitten im Herzen der deutschen Lande gelegen, inmitten blumiger Matten und fruchtschwerer Felder, Herdengeläute und Kirchenglockenklang aus stattlichen Dörfern. Und verschwiegene Thäler mit lustigen Bächen und waldigen Höhen. Wald, deutscher Wald; wo das Reh träumt und die Lichter spielen. Vogelsang und Baumesrauschen. — Eisenach! droben die Wartburg, wo einst Sänger um den Preis gestritten, wo die heilige Elisabeth liebte und litt, wo Luther die deutsche Bibel schuf. — Eisenach! Land der Sage, wo der treue Eckart schaltet, Frau Holle haust und im Hörselberg Frau Venus lockt, die Schönheit der alten Welt.

Ja, die Heimat gab ihm viel, und die gesunde Mutter, der Vater halfen ihm ihre Schätze heben. Er war der rechte dazu, Meister Ambrosius. Die Geschichte weiß wohl nicht viel von ihm, aber sein Bild sagt es uns, das wir im Musikzimmer der Berliner Bibliothek besitzen. Wer wie er der Zeit ins Gesicht schlug, Staatskleid, Perücke und modisches Gesicht verschmähte, wer so frei sich die Luft um die Locken und die nur lose verhüllte Brust wehen ließ, der war der Rechte. Und daß der treffliche Musikus die Anlagen sorgsam hegte, die er früh im Sohne entdeckte, brauchen wir nicht erst zu sagen. Von ihm lernte Sebastian das Geigenspiel. Dann lebte noch ein Bach im Städtchen, der große Christoph, der gewaltige Tonschöpfer, den die Zeit nicht verstand, dessen Größe sie aber ahnte, ein einsamer Künstler, der nur seiner Kunst nachhing.

Aber das Leben nahm ihm viel. Kurz nach einander, am 3. Mai 1694 und am 31. Januar des nächsten Jahres wurden Mutter und Vater begraben. Die Waise nahm ein älterer Bruder Johann Christoph, der in Ohrdruf als Organist wirkte, zu sich ins Haus, wo er in echt Bachischer Weise für den jüngeren nach bestem Vermögen sorgte. Sebastian wurde Schüler im Lyceum, wo neben den Schulfächern Religionslehre und Chorgesang eifrig gepflegt wurde; der Bruder gab ihm den Unterricht im Klavierspiel. Daß der Aeltere nicht ahnte, welchen Genius er unterwies, dürfen wir ihm nicht verargen. Der musikhungrige Knabe, der langweiligen Uebungen müde, suchte sich andere Nahrung.

Ein Notenbuch barg sie, das der Aeltere sich geschrieben, als er zu des berühmten Pachelbels Füßen gesessen. Aber der hielt den Bruder noch nicht reif dafür. Da schlich sich denn das Kind des Nachts heran, holte das kostbare Heft durch das Gitter aus dem Kasten heraus und schrieb es heimlich beim Mondenschein ab. Nicht umsonst ist er in späteren Jahren blind geworden. Aber der Bruder war hart genug, ihm das mühsam geschaffene Manuskript wieder abzunehmen.

So begreift man, daß es den Knaben hinausverlangte, um so mehr als des Bruders Heim sich mit eigenen Kindern füllte. Da wollte es eine günstige Fügung, deren Walten über Bachs Entwicklungsgang wir noch öfter sehen werden, daß im berühmten und gut besoldeten Mettenchor der Michaelisschule zu Lüneburg eine Stelle für einen Sopranisten frei ward. Der Fünfzehnjährige wanderte hin, gewann den Platz, dank seiner prächtigen Stimme, war aber auch, nachdem er sie durch den Stimmwechsel verloren, gut zu verwerten. Lüneburg war der beste Ort für den Jüngling, der sich nun ganz seiner Kunst widmete. Hier lernte er im trefflichen Chore die Schätze der Kirchenmusik gründlich kennen und fand in Georg Böhm einen bedeutenden Lehrer des Orgelspiels. Dann aber lag Lüneburg in der Nähe von Hamburg und Celle. Und das erstere war damals ein Brennpunkt des musikalischen Lebens in Deutschland. Hier erlebte die deutsche Oper unter Reinhard Keiser ihre erste Blüte, hier waltete der berühmte Organist Johann Adam Reinken, zu dem es den Kirchenmusiker noch mehr zog. In Celle aber war die treffliche herzogliche Kapelle, Franzosen zumeist, die ihre feinen und scharf pointierenden Meister Couperin, Marchand, Nivers, Grigny u. a. eifrig pflegten. Und Bach lernte immer mehr, als aus stummen Partituren, schulfuchsigem Regelkram und grauer Theorie, durch eigenes Mitmachen und vom lebendigen Beispiel großer Persönlichkeiten. So war er ein eifriger Fußgänger nach den beiden Orten und nahm mit lebendiger Seele auf, was er da hörte. Orgel und Klavier fanden jetzt eifrige Pflege, auf Kosten des Schlafs sogar, aber die Geige wurde darum nicht vernachlässigt.

Sie verschaffte ihm auch die erste Stellung, als er nun achtzehnjährig die Schule verließ. 1703 wurde er Violinist in der Kapelle des Prinzen Ernst von Weimar, aber noch im gleichen Jahre nahm er die für damalige Verhältnisse sehr günstige Organistenstelle an der neuen Kirche zu Arnstadt an. Eine prächtige Orgel und freie Zeit zum eigenen Schaffen. Da entstand denn vielerlei: eine Kantate, Fugen, die, wie etliche Klavierwerke, den Einfluß des damaligen Leipziger Thomaskantors Johann Kuhnau verraten. Daß ein Stückchen Programmmusik unter diesen Werken ist, ein allerdings mehr scherzhaftes „Capriccio über die Abreise seines sehr geliebten Bruders", sei für jene Aesthetiker angeführt, die bei Beurteilungen solcher Fragen weniger ihren Geschmack, als die Geschichte zu Rate ziehen.

Aber bald ward es ihm im kleinen Arnstadt zu eng. Alles ja ganz brav und wert, aber klein, entsetzlich klein. Er sehnte sich nach Umgang mit

Großen. Und das unbestimmte Sehnen gewann Gestalt, Buxtehude wollte er hören, den stimmungsgewaltigen Maler auf der Orgel. Und er sparte und sparte, und endlich nach zwei Jahren reichte es, — er erbat sich auf vier Wochen Urlaub vom Konsistorium und wanderte im Herbst zu Fuß die sechzig Meilen nach Lübeck, „umb daselbst ein und anderes in seiner Kunst zu begreiffen".

Was waren vier Wochen für den lernbegierigen Jünger! Vier Monate blieb er, und er wäre vielleicht für immer geblieben, denn der große Däne wollte Bach sein Amt abtreten, wenn dieser mit dem Amt die Tochter nähme. Die Verbindung zwischen Amt und Jungfer Buxtehudes Hand war aber schon so ehrwürdig alt, daß Bach wieder von dannen ging, Arnstadt zu. Dort zog ihn am 21. Februar 1706 das Konsistorium zur Verantwortung wegen seines Fernbleibens. Man benutzte die Gelegenheit, auch andere Beschwerden anzubringen. So wurde ihm vorgehalten: „Daß er bisher in dem Choral viele wunderliche variationes gemachet, viele frembde Töne mit eingemischet, daß die Gemeinde drüber confundiret worden ... Nechstdeme sey gar befremdlich, daß bißher gar nichts musiciret worden, dessen Ursach er gewessen, weile mit den Schülern er nicht comportiren wolle. Dahero er sich zu erclähren, ob er sowohl Figural als Choral mit den Schülern spielen wolle ... Da er's nicht thuen wolle, solle er's nur categorice von sich sagen, damit andere gestalt gemachet und jemand der diesses thäte, bestellet werden könne."

Es war nicht so bös gemeint, wie es sich anhört. Ein guter Schulmeister ist Bach allerdings zeitlebens nicht geworden und ebensolang hat er auch hoher Obrigkeit gegenüber ein gehörig Stück Eigensinn bewahrt. So verantwortete er sich jetzt auch nicht innerhalb der gestellten acht Tage, wessen sich das hohe Konsistorium erst im November zu erinnern schien, wo die Anfrage wiederholt wurde. Wohl nur, weil man ihm jetzt ferner vorstellen wollte, „auß was Macht er ohnlängst die frembde Jungfer auf das Chor biethen und musiciren lassen?" Die genaue Antwort erhielten die Herren erst am 17. Oktober 1707, als sich Johann Sebastian mit seiner Base Maria Barbara Bach vermählte. Das geschah aber in Mühlhausen, wo Bach im Juli dieses Jahres einen weiteren Wirkungskreis gefunden hatte. Seine Kompositionen aus dieser Zeit zeigen ihn auch als Künstler auf eigenen Füßen; auch Buxtehudes Einfluß ist überwunden. Mühlhausen hatte sich bislang eines großen Rufes als Kirchenmusikstadt zu erfreuen gehabt, aber jetzt entstanden Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und den Pietisten. Bach sah den „Endzweck seines Lebens", „eine wohlzufassende Kirchenmusik zu Gottes Ehren" gefährdet und nahm deshalb einen Ruf an, der wieder zur rechten Zeit im Sommer 1708 an ihn ergangen war, nach Weimar.

Weimar! Zum erstenmal erwies sich die kleine thüringische Residenz als des Preises wert vor vielen größeren Städten Deutschlands. Neun Jahre hat Bach hier geweilt, die schönste Zeit seines Lebens. Hier fand er einen be-

deutenden Wirkungskreis, Umgang mit hervorragenden Männern, am Hofe verständige Gönner, beim Volke künstlerischen Geist — und alles frei von der Verwälschung, die sonst unser Vaterland verwüstete. „Das Wohlgefallen seiner gnädigen Herrschaft an seinem Spielen feuerte ihn an, alles mögliche in der Orgelkunst zu versuchen. Hier hat er auch die meisten seiner Orgelstücke gesetzt," erzählt sein Sohn. Hier wurde Bach zu dem glänzenden, unvergleichlichen Virtuosen auf seinem Instrument, als den ihn seine Zeit, die den Komponisten nicht verstand, wohl zu schätzen wußte. Unermüdlich in der Verarbeitung alles dessen, was von außen an ihn herantrat, bildete er immer gewaltiger seinen eigenen Stil, der abgebrauchten Formen Frische gab, der dem Kleinsten den Stempel der Größe aufdrückte. Am größten aber ist er da, wo sein Spiel aus dem Gesang der Gemeinde, dem Choral herauswächst, dessen Formen er so gewaltig dehnte, in den er eine solche Ausdruckswelt hineingoß, daß das rein Instrumentale die künstlerischen Absichten nicht mehr fassen konnte, die Menschenstimme hinzutreten mußte, im Choralchor, in der Kantate, deren größte Form Bach im Geist seiner Zeit, aber auch im Geist der darüber hinauswachsenden Kirche sicher gestaltete.

Der Virtuose Bach machte manche Konzertreisen und gewann aller Orten Ruhm und Bewunderung. Am höchsten stieg diese an jenem Septembertage 1717, als er zu Dresden mit dem gefeierten Franzosen Jean Louis Marchand in Wettbewerb trat. Der Franzose zog es vor, vor seinem Gegner zu fliehen, der auch der Folie nicht bedurfte, um einen Triumph zu feiern, der einen Sieg der deutschen Kunst bedeutete und als solcher empfunden wurde, nicht zum wenigsten von den französisch parlierenden Herren und Damen des Hofes, die fühlen mochten, daß ihre Zeit um war. Ohne äußere Auszeichnung verließ Bach den Kampfplatz.

Wohl gierte er nach solchen Auszeichnungen nicht, aber seine gerade Natur empörte sich, wenn ungerechterweise Verdienst zum Besten von Günstlingen zurückgesetzt ward. Und das mußte er in Weimar erfahren, wo er, der seit Jahren für den alten Drese das Kapellmeisteramt versehen hatte, nach dem Tode des Inhabers vor dessen völlig verdienstlosem Sohne zurücktreten mußte. Das verleidete ihm seine Stelle so, daß er noch im November 1717 Weimar verließ, um des jungen Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen Kapellmeister zu werden. Was Jahrhunderte nicht geschehen, das erlebte diese Zeit des Zeremoniells und der Etikette: Fürst und Künstler als innige Freunde durch die gemeinsame Liebe zur Musik. Hier im kleinen Köthen hatte Bach keine Orgel, keinen Kirchendienst, — das Musikzimmer des Fürsten war sein Wirkungsfeld und außer ihm seine Stube daheim. Jetzt ist die Zeit der Kammermusik, der vielen Schöpfungen für Klavier, für Violine allein. Denn auch hier wagte Bach das Unerhörte, die technischen Möglichkeiten so auszunutzen, daß er Solowerke für die Geige schreiben konnte. Und noch heute stehen wir dem Vollklang der Ciacona, ihrem blühenden Gestaltenreichtum staunend wie einer elementaren Er-

scheinung gegenüber. Das ist überhaupt eine wichtige Seite in Bachs Schaffen, die Steigerung der Technik. Das Klavier erfuhr sie zumeist, wie er ja auch das Instrument selbst zu verbessern strebte.

In Köthen traf ihn aber auch ein schwerer Verlust. Als er im Juli 1720 von einer gemeinsam mit dem Fürsten unternommenen Reise aus Karlsbad zurückkehrte, traf er sein Haus ohne Frau, seine Kinder ohne Mutter. So aufrichtig er die Tote betrauerte, das Familienleben konnte auch dieser Bach nicht entbehren, am 3. Dezember 1721 schritt er zur zweiten Heirat mit eben jener Anna Magdalena, von deren inniger Anteilnahme an des Gatten Schaffen das Klavierbüchlein so beredt spricht. Sie war ihm treue Gefährtin und emsige Helferin in allem. Acht Tage später heiratete der Fürst. Die Prinzessin liebte die Musik nicht, und da erkaltete auch des Fürsten Teilnahme. Und jetzt brach die alte, durch den Beruf zurückgedrängte Liebe mit aller Wucht hervor: Orgel und Kirchenmusik. Und im November 1722 war jener denkwürdige Augenblick in Hamburg, wo nach Bachs Vortrag der fast hundertjährige Reinken den Spieler umarmte: „Ich dachte, diese Kunst sei ausgestorben. Nun ich sehe, daß sie in Ihnen noch lebt, will ich mit Freuden heimgehn." Wenige Tage später ist er gestorben. Bach aber hatte mit dem Kusse ihres letzten Vertreters gleichsam das Erbe der musikalischen Vergangenheit überkommen. Die Reform der protestantischen Kirchenmusik stand als nächste, als höchste Aufgabe vor ihm.

Die Hamburger allerdings, an deren Jakobikirche er zu kommen trachtete, gaben ihm die Gelegenheit zur Erfüllung dieser Aufgabe nicht. Sie übertrugen die Stelle einem bedeutungslosen Musikus, der versprochen hatte, für den Fall seiner Ernennung — 4000 Mark in die Kirchenkasse zu zahlen. Aber das Jahr 1723 brachte die Berufung an das Kantorat der Thomasschule zu Leipzig. Allerdings hatte der Rat erst an ihn gedacht, „da man die Besten nicht hatte haben können, und die Mittleren zu nehmen" sich entschloß. Bach zögerte, entschied sich aber doch, um seinen Kindern eine bessere Erziehung geben zu können. Und dann war doch die Thomana die berühmteste Schule Leipzigs, eine der ältesten Pflegestätten der Musik in Deutschland überhaupt. Die Amtsgeschäfte forderten wohl einen ganzen Mann, aber Bach war ja ein solcher und fühlte sich nie überladen. Endlich belief sich, wie er selbst schreibt: „seine station etwa auf 700 Thaler und wenn es etwas mehrere als ordinairement Leichen giebt, so steigen nach proportion die accidentia; ist aber eine gesunde Luft, so fallen hingegen solche, wie denn voriges Jahr an ordinairen Leichen-accidentia über 100 Thaler Einbuße gehabt".

In dieser Stellung hat Bach die letzten siebenundzwanzig Jahre seines Lebens gewirkt. Aeußerlich ein bescheidenes Kantordasein. Ruhig kann man es allerdings gerade nicht nennen, denn es war, wie er klagt, in Leipzig „eine wunderliche und der Musik wenig ergebene Obrigkeit, mithin fast in stetem Verdruß, Neid und Verfolgung leben muß". Ja, er dachte sogar zuweilen daran, „mit des Höchsten Beistand seine Fortune anderweitig zu suchen". So

weit ist es nun, Gott sei dank, trotz aller Streitereien mit Rektoren und Rat nicht gekommen. — An äußeren Ehrungen hat er ja manche erfahren. 1736 bekam er vom sächsischen Hofe den Titel „Kompositeur bei der Hofkapelle", wodurch er auch gesellschaftlich in seinen Kämpfen um die Rechte seiner Stellung, die er sich in nichts verkümmern ließ, unterstützt wurde. Ein Jahrzehnt später, am 7. Mai 1747, huldigte auch Preußens größter König dem größten künstlerischen Genie seiner Zeit. Ein eigenes Bild, als Friedrich hinter dem Stuhl des alten Kantors, der im Reiserock ans Klavier hatte sitzen müssen, stand und staunend einmal über das andere „Nur ein Bach! nur ein Bach!" rief. Sonst zog sich der Meister mit den Jahren immer mehr vom öffentlichen Musikleben zurück.

Auch in seiner Familie erlebte er Freud und Leid. Im Oktober 1730 kann er von seinen Kindern freudig schreiben: „Insgesamt sind sie geborene Musici und kann versichern, daß schon ein Concert vocaliter und instrumentaliter mit meiner Familie formieren kann". Die gute Entwicklung seines Philipp Emanuel erlebte er noch und auch den glücklichen Ehebund seiner ältesten Tochter. Aber von den zwanzig Kindern, die ihm seine beiden Frauen schenkten, sah er die Hälfte sterben und, was ihn noch mehr schmerzte, er sah, wie seinen Liebling Friedemann die bösen Leidenschaften zerrütteten, wie überhaupt seinem Geschlechte in der Fremde die alte Kraft verloren ging, die es auf dem Nährboden der Heimat besessen.

Der Alte aber wuchs immer mehr als Künstler und als Mensch. Eine Gestalt, wie sie Wagner im Hans Sachs geschaffen. Hochragend über alle, aber in Ruhe im Kleinen, in Aeußerlichkeiten ihnen sich fügend. Von vielen beneidet und angefeindet, von vielen geehrt und bewundert, von keinem völlig verstanden, ja kaum in seiner vollen Größe geahnt. Er aber hat seine Kunst, er schafft, unbekümmert um alles, immer Herrlicheres, Größeres, Gewaltigeres. Eine staunenswerte Fruchtbarkeit bleibt ihm bis auf die letzten Tage. Und der Körper gehorcht dem Willen, die Augen nur können nicht mehr. Menschenhand kann da nicht helfen; infolge der Operation erblindet er völlig, und die vielen Arzeneien untergraben rasch seinen Körper. In irdische Trübsal versenkt, aber in sicherer Zuversicht auf den Himmel diktiert er dem Schwiegersohn sein letztes Lied in die Feder: „Wenn wir in höchsten Nöten sein." Da, ein Wunder, öffnen sich nochmals die Augen; zum Abschied noch einmal sieht er die lieben Seinen, die schöne Welt. Am Dienstag den 28. Juli 1750 in der neunten Abendstunde ist er gestorben.

Die Welt ahnte nicht, was sie verloren. Kein Stein, kein Kreuz schmückt sein Grab; vor wenigen Jahren erst wurden die irdischen Ueberreste des Meisters gefunden. Man war im Grunde froh, daß man ihn los war: „man wolle einen Kantor, keinen Kapellmeister," hieß es in der Ratssitzung wenige Tage nach seinem Tode.

Und so beließ man Bachs Witwe in größter Bedrängnis, bis sie zwei Jahre später als Almosenfrau starb. Sein Sohn Friedemann verschleuderte die

Manuskripte, die ihm bei der Teilung zugefallen, für seine Tochter Regina veranstaltete Beethoven ein Wohlthätigkeitskonzert.

Aber auch Bachs Schaffen geriet in Vergessenheit. In seiner Jugend kannte Beethoven davon nur das „wohltemperierte Klavier". Später allerdings wurden ihm des „Vaters der Harmonie" Werke zur Bibel. Seit Beethoven, durch Mendelssohns, Schumanns, Robert Franz', Liszts Thätigkeit ist Bach immer mehr als Grundpfeiler unserer Musik erkannt worden. —

„Nicht Bach, Meer sollte er heißen," rief Beethoven aus. Einem Meer vergleichbar ist die Arbeit seines Lebens. Wer vermag des Meeres Grenzen genau zu ermessen, sein Wesen zu ergründen. Staunend stehst du, in heiligem Grauen vor dieser Größe, die dir doch Liebe erweckt.

Und Bachs geschichtliche Bedeutung: Er ragt, ein riesengroßer Markstein zwischen zwei Zeiten. Was die Musik vor ihm geschaffen, das läuft in ihm zusammen, findet in ihm die höchste Vollendung. Und was seither geschaffen worden? Da hat bereits Tieck die Losung gefunden, „daß in dem Genius des wundervollen Bach schon alle Folgezeit der entwickelten Musik ruhte". Denn wohl steht er mit den Füßen auf der Erde, ist der Zeit unterthan in Kleinem und Aeußerlichem, sein Haupt aber ragt himmelhoch in die Sphären der Ewigkeit, wo es kein Vergehen giebt und kein Werden, sondern nur ein unvergängliches Sein!



Plötzlicher Schauer.

Von

Carl Busse.

Im hellen Saal fiel mich ein Schauer an,
Verstört die Luft, verglüht der Glanz der Kerzen,
Und eine Stimme sprach zu meinem Herzen:
Auf deinem Grabe steht ein Wandersmann!

Ein Pilgrim wohl, ein müdgewordner Hirt,
Er senkt den Stab und knüpft das Band der Schuhe,
Und jenes Flecklein beut ihm kurze Ruhe,
Das dir zur Stätte deiner ew'gen wird!





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



VIII.

Hastig war Froben aus dem Hause gestürzt. Er machte planlos einige rasche Schritte, dann blieb er plötzlich stehen:

Wohin?

Nebel quollen träge durch die Straßen, ein feiner Regen sprühte ihm ins Gesicht.

Hin und her wogte der Strom der Fußgänger an ihm vorüber. Hin und her fuhren die Pferdebahnen und Droschken. Sie hatten alle ein Ziel, die einen rechts, die andern links.

Nach welcher Richtung sollte er sich wenden? Er wußte es nicht. Unschlüssig an die Mauer eines Hauses gelehnt, stand er da.

Er hatte neben der Empfindung, maßlos beschimpft zu sein, nur die andere: auf die Straße gestoßen, allein!

Zu Hause erwartete ihn niemand. Er mochte fortbleiben, so lange er wollte. Sonst trieb ihn wohl die Arbeit. Für wen? Für was? Niemand begehrte danach, die anderen schlossen ihn von der ihren aus. War es nicht auch im Grunde lächerlich, für andre sich zu plagen? Vielleicht nur Selbsttäuschung: ein Mittel, das Bewußtsein der eigenen Ueberflüssigkeit und Zwecklosigkeit zu betäuben? Das Leben ist da, um gelebt zu werden. Leben kann nur, wer kämpft; der Kampf, der rücksichtslose, unbarmherzige, ist doch vielleicht das wahre Naturgesetz, das niemand ungestraft verkennt.

Ach ja, er hatte in der Versammlung der Neulandfreunde sehr schön, sehr überzeugt gesprochen. Wie Petrus hatte er an der Hand

der Wahrheit und des Glaubens über die stürmischen Wasser schreiten wollen, und er war doch versunken, trotz seines Glaubens!

Auf einen harten Kampf war er gefaßt gewesen, auf eine schmachvolle Niederlage nicht. Er mußte ja siegen. Wenn er den anderen wahr und offen sein ganzes Innere enthüllte, die Dinge schilderte, wie sie sich entwickelt hatten und entwickeln mußten, dann konnten sie ihn ja gar nicht verurteilen, nicht ausstoßen, denn er fühlte, daß er nicht schlechter war als jene, vielleicht besser, vielleicht aus edlerem Holze geschnitzt. Und in diesem Bewußtsein und im blinden Glauben an seinen Sieg, der ja ein Sieg des Rechts und der Wahrheit, hatte er den Kampf aufgenommen.

Und nun war er unterlegen, schmachvoll; ohne jeden Zweck hatte er sich beschimpfen, zerfleischen lassen; nicht einer von den vielen hatte sich ihm angeschlossen, nicht der ihm befreundete Professor, der so tapfer und bieder gegen die „Realpolitik“ zu wettern wußte, nicht der Pastor, der Mann Gottes und der Religion der Liebe.

Also mußte sein Glaube doch ein Irrglaube gewesen sein.

Und als ein Irrtum erschien ihm sein ganzes bisheriges Streben und Kämpfen.

O ich Narr, ich Narr! Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

Es war ihm, als wanke der Boden unter seinen Füßen, als rollten die Gedankensteine, die er sich mühsam zu einem idealen System zusammengetragen, um sich darauf wie auf eine Insel im Ozean zu flüchten, unter ihm fort ins Wesenlose, dem sie angehörten. Er war wieder mitten in der Flut, wie damals, als er sich nach all den schimpflichen und erschütternden Erlebnissen in den Strudel gestürzt. In der Flut, da gilt es schwimmen, kräftig die Arme regen, ohne sich umzusehen, den Versinkenden versinken lassen, niederdrücken, wer immer einem die Bahn und das Ufer versperren mag.

Und vergelten!

Mit übermenschlicher Kraft hatte er sich zu beherrschen gewußt, die ganze schmutzige Flut der Beleidigungen über sich ergehen lassen, immer in dem festen Glauben, daß Recht, Wahrheit und Liebe doch den Sieg über Narrheit und Lüge davontragen müßten.

Jetzt kam er sich wie besudelt vor. Die Erinnerung an das Erduldete trieb ihm das Blut ins Gesicht. Und ein empörtes Gefühl des Betrogenseins, des Hasses und der Begierde nach Vergeltung quoll in ihm auf und wurde immer mächtiger.

Wie hatte er sich nur so demütigen können! Er begriff sich selbst nicht. In dieser Stunde war er nicht mehr der gläubige Idealist, der ruhige Philosoph; er wurde wieder, der er einst gewesen war, als er trotzig den Weg seiner Leidenschaft ging: der Sohn seiner Mutter, die liebte und marterte zu gleicher Zeit, der Bruder seiner Brüder, deren einer den andern zu Boden schlug.

Dazu hat er jahrelang gekämpft, dazu in Demut sich an jenes vergriffene Büchlein geklammert und das Kreuz auf sich genommen, um wie ein schmutziger Verbrecher mit offener Verachtung abgeurteilt, wie ein räudiger Hund auf die Straße gestoßen zu werden? Die Dämonen, die er überwunden glaubte, ergriffen wieder Besitz von ihm. Aber waren sie nicht vielmehr die Geister der gesunden Vernunft, wohlbegründete Ansprüche an die Güter des Lebens, auf die er ein Recht hatte wie jeder andere? Nichts war zu bedauern, es sei denn, daß er vom Leben so bitter wenig gehabt. Zu bedauern war nur, daß er sich nicht reichere Früchte vom Baume des Lebens heruntergeschüttelt, mochte es zehnmal Bruch der Sitte sein. Was ist „Sitte"! Er hatte es ja eben erlebt!

Aber noch war seine Kraft nicht gebrochen, Sie sollten nicht glauben, daß sie einen Wehrlosen vor sich hatten, an dem sie sich ungestraft vergreifen, einen thörichten Idealisten, den sie geringschätzig beiseite schieben konnten.

Ueber den Schild, der in dieser Welt am wirksamsten schützt, verfügte er ja: er war materiell unabhängig. Auf ihrem Sterbebette hatte ihm die Tante eine bedeutende Summe vermacht. Mit Bitterkeit dachte er daran, wieviel Elend, Sorge, aufreibende, unnütze Kämpfe und Qualen ihm erspart geblieben wären, wenn sie ihm nur einen Teil dieser Summe zugewandt hätte, als er der Hilfe so bitter benötigte. Als ihn die unerwartete Botschaft erreichte, war er über das Schlimmste schon hinaus. Aus eigener Kraft hatte er sich emporgearbeitet, jede freie Stunde, die er dem Kampfe um das tägliche Brot abringen und ablisten gekonnt, zur Vollendung seiner Studien benutzt. Was er, mitten im Volke stehend, täglich sah und erlebte, drückte ihm die Feder in die Hand. Er entdeckte den Schriftsteller in sich, und sein Milieu machte ihn zum Sozialpolitiker. Zustände und Menschen, die man sonst nur als notwendiges Uebel ziffermäßig zu beleuchten pflegte, schilderte er mit dichterischer Anschaulichkeit und der zitternden Glut persönlicher Erfahrung. Es gelang ihm, mit angesehenen Blättern in Verbindung zu treten und mehrere Schriften herauszubringen, die die Aufmerksam-

keit weiterer Kreise erregten und es ihm ermöglichten, auch seinen Doktor zu machen. Das alles war der Tante nicht unbekannt geblieben. Sie mochte wohl öfter seinen Namen mit Achtung nennen gehört haben und auf ihren ehemaligen Zögling wieder stolz geworden sein. Dieses weltliche Motiv: die Eitelkeit, so dünkte es Froben, hatte wohl den Ausschlag gegeben. Den Verstoßenen wiederzusehen und ihm dadurch ein Zugeständnis zu machen, hatte sie nicht über sich zu bringen vermocht.

Bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse war ihm nebst einem Schreiben der Tante eine kleine Summe ausgehändigt worden: das sei der Rest seines väterlichen Vermögens. Mit dem möge er nun weiter für sich sorgen. Was sie für ihn verausgabt, wolle sie ihm nicht in Anrechnung bringen, dagegen habe sie fortan nichts mehr mit ihm zu schaffen. Dann kam die Auseinandersetzung mit der Frau, für die er das Schwerste gelitten, und dann war er losgestürmt, sinnlos, planlos, in rasender Leidenschaft, selbstvernichtendem Trotze.

Nun aber stand er auf festem, realem Boden und war entschlossen, ihn zu behaupten, nach innen und nach außen. Kein albernes, kindisches Toben und Trotzen wie früher. Aber den Kampf stark und entschlossen aufnehmen, seinen Anspruch an die gedeckte Tafel des Lebens rücksichtslos durchführen und den anderen Respekt einflößen! Die Macht, der Erfolg entscheiden. Wer die hat, der hat allemal auch das Recht und die Sitte auf seiner Seite. Das war ja auch die letzte Weisheit des Pastors gewesen, der sie alle soeben voll Ueberzeugung beigestimmt hatten. Und sie hatten recht. So war's, wenn man sich die Dinge nüchtern mit seinen natürlichen Augen und nicht durch einen selbstgewobenen schimmernden Schleier ansah. Er aber war seit jeher ein Grübler und Träumer gewesen, der die wirkliche Welt mit selbstgemachten oder von andern gläubig übernommenen ethischen Systemen und Ideen meistern zu können glaubte. Erst gestern abend, soeben noch. Wie mochten sie innerlich über seinen philosophischen Vortrag gelächelt haben, wenn sie ihn überhaupt verstanden hatten! Dies philosophische Element, dies Bedürfnis, die Wirklichkeit idealen Gesichtspunkten unterzuordnen, die nirgend anders existieren als nur in dem eigenen kleinen Hirn, dies hatte er wohl von seinem Vater geerbt, der auch zeitlebens ein Idealist geblieben und daran zu Grunde gegangen war. Ja, anders war's doch nicht. Und was ist denn im Grunde Ideales daran, sich von allerlei Volk, dem man sich innerlich überlegen fühlt, mit Füßen treten zu lassen, in seine Abhängigkeit zu geraten und schließlich auf

seine Gnade angewiesen zu sein! Hätte der Vater die Welt weniger philosophisch und mehr praktisch genommen, wieviel Demütigungen wären ihm und dem Sohne erspart geblieben! Ist solcher Idealismus nicht eigentlich Schwäche?

Zum ersten Male in seinem Leben übte Froben bewußt Kritik an seinem Vater. Liebe und Pietät verhüllten schmerzlich ihr Haupt, aber er konnte nicht anders. Er empfand geradezu einen Haß gegen allen Idealismus. Unwillkürlich mußte er sich ausmalen, wieviel glücklicher sein Dasein sich gestaltet hätte, wie anders er jetzt dastände, wenn der Vater dem großen Ringen um die Güter des Lebens nicht in philosophischer Beschaulichkeit ausgewichen wäre, bis ihm der Kampf doch von der Macht der Thatsachen aufgenötigt wurde, da aber ohne Aussicht auf Sieg.

Der Sohn fühlte sich aus härterem Stoff. Und wenn dieser Selling ihn nun für einen toten Mann hielt —

Toter Mann, hm! Ein unheimliches Lächeln zuckte um Frobens Lippen:

Schon möglich, daß irgend wer auf der Strecke bleibt. Nur kann es ja auch ein anderer sein. Ich habe noch keine Lust dazu, keine Lust, mich mit Füßen treten zu lassen, keine Lust, den Demütigen und Entsagenden zu spielen. Was ist doch dieser elende Schleicher mit all seiner Schlauheit und Berechnung für ein dummer Teufel! Was hat er denn durch sein ganzes Komödienspiel, auf das er sich gewiß nicht wenig zu gute thut, in Wahrheit erreicht? Ihm eine idealistische Seifenblase zum Platzen gebracht! Was weiter? Das köstlichste Kleinod war ja in dem Schiffbruche nicht mit untergegangen. Das leuchtete als Stern in ruhiger Klarheit nach wie vor über seinem Haupte und wurde von den trüben Wellen, die jener Erbärmliche aufgewühlt, nicht einmal berührt: die Liebe Klaras. „Und wenn deine Hände in Blut getaucht wären, ich würde sie dennoch küssen.“ Ja, in Blut wollte er sie tauchen, seine Hände, sich mit dem rauchenden Blute des giftigen Wurms wie der hörnene Siegfried eine Panzerhaut schaffen, gegen all das andre Getier und die eigene thörichte Weichheit und Sentimentalität. Und dann wollte er vor sie hintreten und zu ihr sagen: Nun weißt du, daß du einen Mann zum Manne erhältst, den Mann, den du in mir ersehnt hast, wie ich in dir das Weib, das goldene Gipfel lachend mit mir hinanschreitet, über das niedrige Gestrüpp hinweg, das unsere Füße hemmen will, weil wir freier sind und herrlicher. Nicht mehr wie Petrus über trügerische Wasser und grundlose Tiefen,

eingebildeten Idealen folgend, sondern wie Königsmenschen über die unterthänige, tragende Erde. Nicht alles, was Menschenantlitz hat, ist aus Königsmenschengeschlecht, nur die Freien und Hohen, die sich die Natur zu ihrer Freude erschafft: sich in ihnen ihrer selbst, ihrer Macht und Herrlichkeit zu freuen. Und nur diese Gipfelmenschen dürfen sich den Luxus des Schönen, Guten und Wahren gestatten, den Luxus des Idealismus, aus freier Gnade und wiederum nur zur eigenen Freude. Wer aber noch unten im Thale mit Dunst und Dickicht ringt, der sehe zu, wie er sich selbst behaupte und den Weg zur Höhe finde. . . .

Ja, sie würde seine blutrauchenden Hände küssen, ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß sie ihn dann nur noch leidenschaftlicher lieben würde. Und er hatte so lange mit kleinlichen Zweifeln gerungen, ob sie ihn nicht von sich stoßen werde, wenn sie erst alles wüßte. Was hatte er sich denn so Ungeheuerliches vorzuwerfen? So lange er mit seiner Vergangenheit und seinem Gewissen allein zu thun gehabt, hatte er sich selbst gequält und streng verurteilt. Jetzt, wo sein ganzes Leben vor die Oeffentlichkeit gezerrt und der Stab von anderen über ihn gebrochen war, sprach er sich frei, fühlte er sich als der Vergewaltigte, in seinen Rechten Gekränkte.

Und jetzt wollte er sich sein Recht nehmen.

Noch immer über das nächste Ziel grübelnd, befand er sich schon auf dem Wege dazu. Er schritt rüstig dahin. Was sich zu seinem Bewußtsein erst losringen sollte, das war im Unterbewußtsein von Anfang an vorbestimmt gewesen: all die quirlenden und sich zu einer zielstrebenden Kette ordnenden Gedankenglieder nur die Geschöpfe eines dunkeln Dranges, der ihrer zu seiner Rechtfertigung bedurfte. Des natürlichen, uns allen eingeborenen tierischen Dranges nach Rache, in dem sich die Bestie im Urwalde nur dadurch vom Menschen unterscheidet, daß sie ihm ohne Heuchelei und ohne Selbstbetrug fröhnt.

Je länger er so dahinschritt, um so mehr gewann dieses Gefühl die Oberhand. Wenn ihm Selling jetzt begegnete! Er fühlte es siedend in sich aufsteigen bei dem Gedanken, und seine Muskeln strafften sich. Schon hatte er alles Philosophieren am Wege gelassen, und ihn erfüllte nur der Gedanke, den „Lump" und das „vorbestrafte Subjekt" und all den andern Schimpf und Hohn und all die Demütigungen langer Jahre abzuwaschen, o zu waschen, daß es eine Lust war, daß die roten Tropfen aus dem Becken der Natur nur so spritzten, gerade gut genug, den Rost der Gefängnisgitter und den Schmutz der Straßen von den Händen des „vorbestraften Subjekts" und des „Gassenkehrers" zu spülen!

Zu Berg wollte er, dessen Hilfe zu dem Reinigungswerke in Anspruch nehmen. Berg konnte ihm den Freundesdienst nicht verweigern und war in seiner Eigenschaft als alter Herr einer schlagenden Verbindung auch befähigt zu solchem Dienst. Und seine Sache verstand er.

Es war noch ein weiter Weg bis zu ihm, und dem Fußgänger wurde die Zeit lang. Er winkte einer Droschke und nannte Bergs Adresse.

Froben kannte sie nur als Briefadresse, denn in seiner Berliner Häuslichkeit hatte er Berg noch nie besucht. So oft er die Absicht geäußert, hatte dieser erklärt, er solle sich den weiten Weg nur sparen. Lieber spräche er, Berg, bei Froben von Zeit zu Zeit vor, da ihn sein Amt ohnehin täglich in die Gegend führe. Es schien, daß der Freund sich durch Besuche geniert fühle, und so hatte es dabei sein Bewenden gehabt.

Nach ziemlich langer Fahrt hielt der Wagen vor dem letzten Hause einer neuen Straße im äußersten Westen. Unmittelbar an das Haus grenzte ein unbebautes großes Feld, das in weiter Entfernung von der benachbarten Ortschaft abgeschlossen wurde. Froben mußte über den Hof in das Quergebäude. Im vierten Stock fand er endlich an der Korridorthüre eine Visitenkarte mit der Aufschrift: H. Berg.

Froben zog die Glocke. Nach einer Weile ließen sich leichte Schritte vernehmen. Die Thüre wurde vorsichtig geöffnet, nur so weit, als es die Sicherheitskette zuließ, dann wurde diese mit einer gewissen Hast zurückgeschoben, und Froben befand sich einer schlanken jungen Dame von etwa 19—20 Jahren gegenüber, die ihn mit freundlichem Kopfneigen begrüßte.

Auch Froben grüßte höflich, wenn auch einigermaßen befremdet.

„Hier wohnt doch Herr Hermann Berg?“ fragte er etwas unsicher.

„Mein Bruder ist augenblicklich nicht anwesend, muß aber jeden Augenblick kommen. Bitte, wollen Sie doch näher treten, Herr Doktor.“

„Fräulein Felicitas?“ fragte Froben überrascht. „Ich hätte Sie niemals wiedererkannt.“

Er trat ein und folgte ihr ins Zimmer.

„Ich erkannte Sie gleich,“ erwiderte sie einfach. „Entschuldigen Sie, bitte, daß ich nicht sofort geöffnet, aber wir wohnen hier so einsam —“

„Wie Sie groß geworden sind!“ sagte Froben, indem er sie verwundert betrachtete.

Er wollte hinzufügen: und hübsch. Aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Ein fades Kompliment in seiner Lage und Gemütsverfassung! — Hübsch war sie ja auch eigentlich nicht. Ihre Züge, besonders der etwas zu breite Mund und die für ein Mädchen zu hohe Stirn erinnerten an den Bruder, dagegen war sie höher und schlanker als dieser, aus den großen, tiefleuchtenden blauen Augen blickten Klugheit und Güte, und ihre ganze Erscheinung fesselte durch natürliche Anmut und Grazie.

Sie befanden sich in der sogenannten guten Stube. Die Einrichtung war überaus einfach, ja ärmlich, aber sauber und behaglich. An der Wand links vom Eingange stand eine Plüschgarnitur mit ovalem Tische, der von dem Fenster nebenan sein Licht erhielt. Das durch Konsolen nach innen und außen verlängerte Fensterbrett war mit prächtig blühenden Blumen in Töpfen besetzt. Durch das offene Fenster sah man auf das freie Feld und die dahinter liegende Ortschaft. Trüber Nebel lagerte über allem, und der feine Regen sprühte noch immer. Und doch war's so traulich und behaglich hier.

Auf dem Tische vor dem Sofa lagen weibliche Handarbeiten und ein aufgeschlagnes Buch. Sie war im Begriff, diese Gegenstände fortzuräumen, aber er wehrte ihr.

„Nein, bitte, lassen Sie nur, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein und lassen Sie sich durch mich gar nicht stören."

Sie folgte seiner Weisung ohne Ziererei und setzte sich auf den Fauteuil in der Nähe des Fensters. Er nahm ihr gegenüber mit dem Rücken zur Thüre Platz.

„Ja, es ist lange her, seitdem wir uns gesehen," sagte er mechanisch.

Sie ließ die wieder aufgenommene Handarbeit in den Schoß sinken.

„Bald sieben Jahre," entgegnete sie nach kurzem Besinnen.

„Und da können Sie sich meiner noch erinnern?"

Sie lächelte.

„Sie waren immer so freundlich zu mir und nannten mich öfter Ihre kleine Philosophin."

Auch Froben mußte nun lächeln.

„Ja, ich erinnere mich. Sie waren ein kleines, drollig ernsthaftes Ding mit Ihren 10—12 Jahren und hatten immer so weise Antworten."

Fast wie ich in diesem Alter, setzte er in Gedanken hinzu.

„Das mag wohl daran gelegen haben, daß ich so frühzeitig den Ernst des Lebens kennen lernte. Die Mutter war ja fast immer krank, da mußte ich sie pflegen und gleichzeitig die Wirtschaft besorgen, so gut ich das mit meinem dummen Kinderverstande konnte. Und die Mittel waren so knapp! Und auch später, als mein armer Vater starb und mein Bruder die Mutter und mich zu sich nahm, und als dann auch die Mutter nachfolgte — nun, es ist wohl Gottes guter und gnädiger Wille gewesen, alles das. Und er hat ja auch immer wieder geholfen."

Wie sie das sagte, ohne jede Bitterkeit, so einfach, wie etwas Selbstverständliches.

Froben fühlte etwas wie Rührung in sich aufkommen. Aber er wehrte sich gegen dieses Gefühl, denn es mischte sich leise Beschämung hinein. Es wäre ihm angenehmer gewesen, wenn dieses schwache Geschöpf vor ihm sein Schicksal nicht so ruhig und tapfer hingenommen hätte. Klara würde gewiß nicht so demütig und ergeben gewesen sein.

Er wußte nur zu gut, wie schwer es das Geschwisterpaar gehabt. Der Vater, Küster in der kleinen Kreisstadt, dessen ganzer Ehrgeiz sich in dem Streben erschöpfte, den Sohn studieren zu lassen und ihn dereinst als wohlbestallten Pfarrer zu sehen, ein Amt, für das jener nicht den mindesten Beruf in sich fühlte. Aber der Vater bestand darauf, legte sich dafür die größten Demütigungen auf, bettelte förmlich bei Vorgesetzten und Wohlthätigkeitsstiftungen für den Sohn und brachte ihn denn auch glücklich durchs Gymnasium und auf die Universität. Der Sohn verstand es schlechter als der Vater, den verschiedenen Protektoren gegenüber den in Devotion und Dankbarkeit Ersterbenden zu spielen. Er wurde ein flotter Student und glaubte trotz seiner Abhängigkeit dasselbe Recht auf ein fröhliches und mannhaftes Burschentum zu haben, wie andere auch. Dies und die Vernachlässigung seines Brotstudiums hinter anderen Fächern führte zu mancherlei unliebsamen Auseinandersetzungen, in denen man ihn seine abhängige Stellung bitter empfinden ließ. Als der Vater starb, Mutter und Schwester auf seine Hilfe angewiesen waren, warf er im Vertrauen auf die eigene Kraft den lästigen Zwang ab und trat beim Magistrat der Universitätsstadt einen kleinen Posten an, den ihm die Fürsprache eines „alten Herrn" seiner Verbindung verschafft hatte. Auf ähnliche Weise erhielt er dann später die untergeordnete, zur Not aber immerhin auskömmliche Stellung beim Ministerium. Es war ein arbeitvolles, an Demütigungen und Entsagungen reiches Leben, das in einem selb-

ständigen und stolzen Charakter wie Berg seine tiefen Spuren hinterlassen mußte.

Mancherlei Berührungspunkte in den Anlagen und Schicksalen Frobens und Bergs hatten sie frühzeitig zu dauernder und erprobter Freundschaft zusammengeführt. Berg war auch der einzige, den Froben in seiner trübsten Zeit ins Vertrauen gezogen hatte.

„Ja, Sie haben es sehr schwer gehabt," sagte er jetzt.

„Ach ich!" meinte sie leichthin, „was hat mir denn gefehlt? Es ist ja manchmal etwas einsam, namentlich seitdem wir in Berlin sind und mein Bruder so oft auch des Abends außerhalb zu thun hat. Aber daran gewöhnt man sich, und manchmal kommen wir doch auch unter Menschen, am Sonntag und sonst noch. Und wenn ich nur meine lieben Blumen habe —" sie warf einen zärtlichen Blick zum Fenster — „und ein gutes Buch, dann habe ich alles, was ich brauche.

„Nein," fuhr sie fort, „ich kann mich nicht beklagen. Aber mein armer Bruder, der sich so quälen muß! Und ihn drückt gewiß noch manches, was er mir gar nicht sagt, um mich nicht zu betrüben. Ach ja, es hat wohl jeder sein Päckchen zu tragen, und auch Sie, Herr Doktor —"

Sie brach plötzlich ab, als sei sie im Begriff, etwas Taktloses zu sagen.

Froben sah sie fragend an.

„Wie meinten Sie: auch ich —?"

„Ach nichts, es war nur eine Erinnerung, die mir plötzlich auftauchte."

„Eine Erinnerung? Darf ich fragen, woran?"

„Ich meinte nur, auch Sie müssen schon viel Schweres erfahren haben.

„Sie waren," fuhr sie fort, als Froben sie noch immer fragend anblickte, „immer so traurig, namentlich das letzte Mal, als Sie nach längerer Zeit zu uns kamen. Da hatten Sie so traurige Augen, ich habe das nie vergessen können. Wir erwarteten beide meinen Bruder, wie heute. Sie versuchten freundlich mit mir zu scherzen, aber ich mußte immer in Ihre Augen sehen, und die waren so traurig, so traurig und so müde, daß es mir ins Herz schnitt und ich mich zusammennehmen mußte, um nicht zu weinen. Das habe ich später freilich in einem Eckchen auch redlich gethan. Ich muß Ihnen wohl recht albern vorgekommen sein. Aber Sie thaten mir so leid, ich kann gar nicht sagen, wie leid Sie mir thaten."

Froben glaubte sich zu erinnern. Es war sein Abschiedsbesuch gewesen, als er aufs Geratewohl in die Welt hinausging — nach verbüßter Strafe und nach der letzten schweren Enttäuschung.

Die Erinnerung war ihm peinlich, besonders diesem jungen reinen Wesen gegenüber. Er suchte nach einer Ablenkung des Gesprächs. Sein Blick fiel auf das Buch, das zwischen den Handarbeiten auf dem Tische lag. Er langte danach.

„Was lesen Sie denn da Schönes?“ Er warf einen Blick in das Buch, erhob aber gleich verwundert und lächelnd den Kopf.

„Wie! Meine poetischen Jugendsünden?“

Es war ein Bändchen Gedichte, meist aus früher Zeit, die er vor einigen Jahren herausgegeben: kleine Lieder, viel Sturm und Drang, aus späteren Jahren manches Gedankenvolle und mancher Schrei aus der Tiefe. Das Büchlein war im Gegensatze zu seinen übrigen Schriften völlig unbeachtet geblieben, er legte längst keinen Wert darauf und hatte es fast vergessen.

„Da habe ich also doch eine leibhaftige Leserin meiner sogenannten Lyrik. Mögen Sie denn das Zeug?“

„O bitte,“ sagte sie entrüstet, „das ist kein Zeug. Wie können Sie die schöne Gottesgabe so verkennen? Das ist ja Sünde. Ich habe das Büchlein sehr lieb. Es ist so viel Schönes und Ergreifendes darin.“

„Finden Sie?“ fragte er zweifelnd.

Auch er hatte früher an seine dichterische Gabe geglaubt, aber der Mißerfolg des Buches hatte ihn irre gemacht.

„Aber gewiß,“ erwiderte sie eifrig. „Einzelnes kann ich sogar auswendig, z. B. ‚Wunder‘.“

Und wie einer plötzlichen Eingebung folgend, rezitierte sie:

„Oft ist's ein Hauch, ein Blick, ein Wort,
Das noch am Herzen, schier verdorrt,
Wie Sonnenschein und Lenzwind rührt,
Daß es von neuem Knospen spürt.

O, halte nur ein Weilchen still
Dem Wunder, das da kommen will.
Trotz Winternacht, der Rosenstrauch
Im Frühlingswind, er thut's ja auch.

Die Blüte, die das Leben bricht,
Das ist die rechte Blüte nicht.
Vielleicht, daß sie erst kommen soll —:
Die Welt ist noch der Wunder voll.“

Einfach und kunstlos sprach sie die Verse, mit weicher, melodischer Stimme. Und wie sie das sagte: „Die Welt ist noch der Wunder voll" — ganz erfüllt von innigem, gläubigem Vertrauen, mußte man selbst daran glauben, und war das Wunder kein Wunder mehr, sondern das eigentlich Natürliche, Selbstverständliche.

Froben fühlte sich seltsam bewegt. Diese Worte, diese Stimme klangen zu ihm herüber wie aus weiter Ferne, wie mahnende, längst verschollene Heimatglocken. Und gerade heute, gerade jetzt. Warum wohl? Lächerliche Frage! Zufall!

Er war nicht hierher gekommen, um sich in Träumereien einzuspinnen und von einem kleinen Mädchen weich stimmen zu lassen, und wollte allen sentimentalen Anwandlungen durch eine herbe, spöttische Bemerkung ein Ende machen. Und doch, wie er sie jetzt ansah, wagte er nicht, den frommen Frieden ihrer Seele zu stören, und fühlte sich selbst von einem geheimnisvollen, sehnsüchtigen Weh ergriffen, wie um etwas, was er einmal besessen und längst wieder verloren hatte.

Aergerlich über sich selbst, zuckte er die Achseln und schwieg.

Man hörte, wie von draußen in der Korridorthüre ein Schlüssel umgedreht wurde.

„Mein Bruder," sagte Felicitas aufspringend.

Auch Froben stand auf.

Im nächsten Augenblick trat Berg ins Zimmer.

Als er Froben erblickte, blieb er überrascht stehen, warf dann aber gleich beide Arme in die Höhe und rief in seiner jovialen Weise:

„Wie kommt dieser Glanz in meine Hütte?"

Er schüttelte dem Freunde kräftig die Hand und drückte einen zärtlichen Kuß auf die Stirn der Schwester.

„Na, wenn du doch einmal hier bist — wartest wohl schon lange? Recht, daß dich Felix nicht fortgelassen hat. Ich wollte dich zwar nicht bemühen, weil hier die Welt sozusagen schon aufhört und unsere sogenannte Häuslichkeit — man hat auch seinen Stolz, weißt du, und auch der Freund braucht einen nicht zu bemitleiden. Früher, als Student u. s. w. war's was anderes. Aber als alter Knabe noch immer in solchem Loche, sozusagen Trockenwohner und mit solchen interessanten Antiquitäten" — er warf einen geringschätzigen Blick auf das dürftige Mobiliar — „sag mal, du bist doch nicht durchgebrochen? Durch den Stuhl, meine ich. Die Racker haben's nämlich in sich bei uns."

Er bemerkte, daß ihn die Schwester vorwurfsvoll ansah.

„Nein, nein, ich sage ja nichts. Wir wohnen ja hier wirklich ganz gemütlich und — romantisch."

Er ergriff ihre Hand, streichelte sie zärtlich und sah der Schwester liebevoll ins Gesicht.

„Ja, weißt du, wenn die nicht wäre – –"

Sein klares Auge blieb auf Froben haften. Er schüttelte den Kopf, als ob er etwas nicht in Ordnung fände.

„Hör mal, mein Alter, du gefällst mir heute gar nicht!"

„Ich würde dich gern einen Augenblick sprechen."

„Ich gehe sofort," sagte Felicitas diskret, ihre Arbeit hastig zusammenraffend.

„Nicht doch, wohin denn? Wozu habe ich denn meinen Cirkus?"

Berg öffnete eine Thüre in der Wand, schrägüber dem Eingange, rechts vom Fenster, und schob den Freund in ein lächerlich kleines Stübchen, das von einem winzigen Schreibtisch mit Stuhl, einem alten Ledersopha dahinter und einem Bücherbrett an der Wand gegenüber dem Fenster so ausgefüllt wurde, daß man sich kaum darin umdrehen konnte.

„So," sagte Berg, nachdem er die Thüre hinter sich zugemacht, Froben an den Schultern durch die Enge hindurch auf das Sopha gedrückt und neben ihm Platz genommen hatte. „Das ist mein Cirkus Maximus, meine geistige Arena, ganz nach Schillerscher Vorschrift: ‚Leicht bei einander wohnen die Gedanken, Doch hart im Raum stoßen sich die Sachen' – – leider!

„Nun sag mal, was ist eigentlich los und womit kann ich dir dienen?"

„Ich möchte dich bitten, einen Schurken für mich vor die Pistole zu fordern."

Berg fuhr erschreckt zurück, sah den Freund mit seinen großen Augen an und schüttelte den Kopf.

„Das ist ja ganz was Neues! Du, **du** willst dich schießen? Mit wem denn?"

„Mit Selling."

Berg zog die Augenbrauen in die Höhe und ließ einen leisen Pfiff ertönen.

„So stehen die Dinge? Ich konnte es mir wohl denken; aber daß die Sache so bald zum Klappen kommen würde, hätte ich doch nicht geglaubt. Nun sag mal, armer Junge, wie ist denn das alles gekommen?"

Froben erzählte die Vorgänge in der Neuland-Sitzung. Je mehr er sie in sich auffrischte, um so heißer wallte in ihm das Verlangen nach einer Abrechnung mit seinen Beleidigern auf. Er sprach erregt und schonungslos.

Berg hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, nickte und lächelte mehrmals verständnisvoll und warf hin und wieder eine kurze Zwischenfrage ein. Als Froben ihm schilderte, wie er beschimpft und von allen im Stich gelassen, gewissermaßen moralisch auf die Straße geworfen worden, nahm Bergs Gesicht einen hämischen, wilden Ausdruck an. Er lachte höhnisch auf.

„Ja, ja, so sind sie mit ihren teutschen Idealen und ihrem famosen ‚Christentum‘. Glaube mir, alter Sohn, ich kenne die Sorte. So haben sie meinen armen Vater mit ihrer christlichen Liebe beglückt, bis sie ihm jeden Nerv von Charakter und Selbstachtung aus der Seele gesogen, und so wollten sie auch mich klein kriegen und zum Speichellecker und Heuchler machen. Nun, ein bißchen Heucheln habe ich ja bei ihnen gelernt, das muß heutzutage jeder; und wer's mit Geist thut, hat noch sein Privatvergnügen dabei und kann den dummen Tröpfen ins Gesicht lachen, ohne daß sie was merken. Und du Unglücksmensch hast ihnen noch Grobheiten gesagt. Weißt du denn nicht, daß es gar kein schlimmeres Verbrechen giebt, als sich — dabei ertappen zu lassen, und daß auf Gottes Erdboden kein Hund so räudig ist wie ein Deklassierter, weil er die Klasse beschmutzt? Schließlich, was können sie dafür? Auch die Tiere beißen ihre kranken und schwachen Genossen weg. Es ist eben alles Naturgesetz und Entwicklung. Nur sollen sie ihre frechen, nackten Macht- und Klasseninteressen nicht in Phrasen von gottgewollter Ordnung und christlicher Liebe einwickeln und den andern, die zufällig nicht zu ihnen geboren sind, Sand in die Augen streuen. —

„Na und jetzt willst du den Kerl vor die Pistole fordern?“

„Ja, das will ich,“ rief Froben laut und leidenschaftlich, „vor die Pistole den Schurken!“

„Ich dächte, über derartige Kindereien wären wir hinaus?“

„Ich sehe kein anderes Mittel. Was heute geschehen, kann sich morgen wiederholen. Und ich will endlich Ruhe haben. Hier oben oder unter dem grünen Rasen. Gleichviel. Aber Ruhe will ich haben. Ich habe diese ewigen Kämpfe und Demütigungen satt, ich will meinen Platz in der Welt und mein Teil von Leben und Licht und will mir den Kot, den sie mir ins Gesicht geworfen, abwaschen, und sei's mit

Blut. Ich will mich nicht länger ducken und alles hinunterwürgen wie ein stummer Hund. Ich will nicht!"

„Nicht übel. Der Mord ist ja freilich unter Umständen das einzige, von der ‚gottgewollten Ordnung' sanktionierte Mittel, ein Unrecht zu sühnen und sich in der Reihe der tadellosen Ehrenmänner zu behaupten. Was keine Reue und Buße fertig bringt, das macht zuweilen ein geschickt appliciertes Stückchen Blei im Handumdrehen.

„Aber Max, dein Christentum?"

„Mein Christentum?" rief Froben schmerzlich. „Wie kommst du, gerade du darauf? Mein Christentum! Ich habe mich in der Sturmflut daran geklammert mit allen Seelenkräften, und bin doch untergegangen. Ich bin aufgetaucht aus der Tiefe und habe mich wieder daran geklammert und bin wieder untergegangen. Es trägt nicht, das Christentum. Es ist etwas Schönes und Erhabenes darum, aber es taugt nicht für diese Welt. Und ich bin auch nur ein Mensch und lebe in dieser Welt und will mir nicht bei jedem Schritt die Stirn an den Schroffen und Zinken des Lebens blutig stoßen, immer von dem Zwiespalt zerrissen werden, der die Welt der Thatsachen von der Welt der Ideen trennt. Und eine Idee nur ist auch das Christentum. Eine schöne, erhabene Idee, aber doch nur eine Idee. Ich will aus dieser Halbheit herauskommen und ganz sein, was ich bin, Mensch unter Menschen, aufrecht auf festem Boden. Mag dann dereinst mir Gott verzeihen, wenn er allgütig ist, und wenn er — ist."

Berg hatte sich zurückgelehnt und stützte sinnend das Kinn mit der Hand. Er schüttelte leise den Kopf.

„Ich bin nicht der Mann," sagte er, „der andre zum Glauben bekehren könnte. Mir ist alles Kirchenwesen von Jugend an gründlich vergällt worden. Nicht davon erwarte ich das Heil und einen Umschwung zum Bessern. Da müssen andere, realere Faktoren wirken, eiserne soziale und Naturgesetze, der Kampf von Macht gegen Macht, von Klasse gegen Klasse. Und doch — so seltsam das klingen mag — es thut mir weh, dich so sprechen zu hören. Ich konnte deinen Glauben nicht teilen, und doch hat er mir wohlgethan. Es war mir wie eine Verheißung, wie eine leise Hoffnung. Wo eine Menschenseele so tief von der Sehnsucht nach einem Göttlichen erfaßt wurde, so ehrlich und innig darum kämpfte und immer wieder sich nach einem unbekannten Lichte drängte, da konnte doch vielleicht — eine unsichtbare Sonne —"

Bergs Stimme verhallte in einem halben Flüstern.

„Es ist eigentlich kindisch,“ fuhr er nach einer Pause fort, „aber wer kann für solche Anwandlungen? — Wenn ich ihn selbst sprechen lasse, wie er redend in den Evangelien auftritt, wenn ich mir all den Plunder wegdenke, den die Menschen um seine rührende Gestalt gehängt haben, dann empfinde ich manchmal — Sehnsucht nach dem Manne von Golgatha.“

Es war, als spräche er zu sich selbst. So ganz anders als sonst klang seine Stimme. Weich, schwermütig, verschleiert.

„Ja, es giebt Augenblicke, wo ich zu seinen Füßen liegen und seiner Rede lauschen möchte als seiner Jünger einer. Im flimmernden Sonnendunste auf dem Berge oder am öden Meeresstrande mit dem armen Volke, das ihm nachlief wie eine wimmernde Herde. Denn er redet unaussprechlich süß und verheißungsvoll und gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten. Und im Garten von Gethsemane möchte ich ihn trösten in seinem letzten furchtbaren Kampfe, den Herrlichen, der ohne Falsch und eitel Liebe und ein Freund der Armen und Elenden war. Gäbe es Götter, so wäre er ein Gott.“

Mit wachsendem Staunen hatte Froben zugehört. Ein Schauer durchlief ihn. Auch er, der Spötter und Atheist, er liebte den Heiland und sehnte sich nach ihm! War das kein Wunder?

„Aber er war ein Mensch, sterblich wie wir alle. Sein Gebet im Garten von Gethsemane verhallte im Weltenraum, und der Vater, zu dem er betete in blutiger Inbrunst, konnte ihm nicht helfen, denn er war nicht. Friedrich Theodor Vischer hat recht:

‚Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im reinen,
Man muß aushalten
Im Weltgetümmel
Auch ohne das.‘

„Wir können uns wohl sehnen nach dem Glauben, aber glauben können wir nicht, wenn wir unserer Vernunft nicht Gewalt anthun und uns selbst betrügen wollen. Du hast es ja auch endlich erfahren und hast doch redlich und lange genug gekämpft. Das ist auch ein Beweis.“

Es war Froben, als würde ihm das Gericht gesprochen. Er hatte nicht nur den Wunderbaum des eigenen Glaubens gefällt, auch das zarte Wunder in der Seele eines andern, das sich scheu zu bilden begonnen, im Keime zerstört. Er wollte dem Freunde widersprechen, seine Worte einschränken und zurücknehmen, sich selbst einen Lügner

schelten. Denn der Wunderbaum in seiner Seele war nicht gefällt, er hörte ihn rauschen zu seinen Häupten, drohend und anklagend.

Berg aber sprach weiter.

„Aus der Halbheit willst du herauskommen? Dadurch etwa, daß du mit beiden Füßen in sie hineinspringst? Eine Handlung begehst, die deine Vernunft für Wahnwitz, dein Gewissen für ein Verbrechen erklärt? Einen unsinnigen brutalen Mord, nur weil die Bestie in dir wild geworden ist und du dich vor andern, nicht vor dir selbst reinigen willst? Kannst du Bestie bleiben — auch später? Das frage dich. Thu's, wenn du's kannst. Morde, zerfleische, wenn du auch später, sei's auch nur moralisch, morden und zerfleischen kannst. Dann bist du ein Ganzer, eine ganze Bestie — verzeih! Kannst du es aber nicht und mordest einmal und bereust deinen Mord — und das wirst du, wie ich dich kenne, mit tödlicher Sicherheit — dann bleibst du doch nur ein armer Halber. Nein, du kannst es nicht, wie ich es nicht kann, seitdem mir einmal die Augen aufgegangen sind. Darüber sind wir beide hinaus, das überlasse andern, die auf dem naiven Bestienstandpunkte stehen oder blinde Thoren und Kinder geblieben sind. Wir beide sind es nicht mehr, wir sind sehend geworden und können auch nicht noch einmal Kinder werden.

„Nein, mein Sohn. Das ist es nicht, was dir not thut. Anders, ganz anders mußt du die Sache anfassen. Dann kannst du vergelten und ‚ganz' bleiben, wie es deiner Erkenntnisstufe entspricht. Du bist mit deiner Klasse fertig. Innerlich schon längst. Aeußerlich seit heute. Weiter schaffen und wirken wirst du müssen, das liegt nun einmal in deiner produktiven Natur. Dir bleibt eigentlich nichts übrig, als zu uns zu kommen."

„Zu euch?" fragte Froben verwundert.

„Zur Sozialdemokratie," sagte Berg, seine Stimme senkend.

Sprachlos vor Ueberraschung starrte ihm Froben ins Gesicht.

(Schluß folgt.)





Andersens Jugend.

Gedenkblatt zum 4. August.

Von

Ottokar Stauf v. d. March.

Indem ich den Namen Andersen niederschreibe, fällt aus düsteren Regenwolken ein Sonnenstrahl auf das Papier und vergoldet mir die Feder und die Buchstaben des Titels. Gerne möchte ich der freundlichen Sonne folgen und aus den glitzernden Stäubchen ein süßes Märchen weben, das alt und jung entzücken sollte, aber mir fehlt der Dichter und — ach! vielleicht fehlen auch dem Dichter die Leser, wie es ja heutzutage gar oft der Fall ist. Uebrigens erwartet wohl niemand ein Märchen, sondern nur ein paar Worte des Gedächtnisses an einen Märchendichter und Märchenmenschen, der heute vor einem Vierteljahrhundert die große Reise in jenes Land angetreten hat, „von wannen keine Wiederkehr“ und wo die Märchen wahr werden, wie die Hoffnung uns zuflüstert.

Aber nicht, wie er war, möchte ich Andersen hier schildern, sondern wie er geworden ist. Das ist lehrreich, und wenn einer mit Dank für den Dichter etwa das „Bilderbuch ohne Bilder“ liest und weiß, was der Mann erduldet, ehe er dies schreiben konnte: er liest mit doppeltem Vergnügen. „Mein Leben ist ein hübsches Märchen, so reich und glücklich. Wäre mir als Knabe, als ich arm und allein in die Welt hinausging, eine mächtige Fee begegnet und hätte gesagt: ‚Wähle deine Laufbahn und dein Glück, und dann, je nach deiner Geistesentwicklung und wie es der Vernunft gemäß in der Welt sein muß, beschütze und führe ich dich!‘ — mein Schicksal hätte nicht glücklicher, klüger und besser geleitet werden können.“

Mit diesen Worten leitet der Dichter der Kinder seine Lebensbeschreibung ein, die er bezeichnenderweise „Das Märchen meines Lebens“ betitelt. Und sie sind ein Beweis zugleich für seine Genügsamkeit, wie für sein stilles, bescheidenes Wesen. All die harten Kämpfe, durch die er sich zu behaglichem Dasein durchgerungen, die bittern Gegnerschaften, die sein zartbesaitetes Gemüt härter zu

fühlen bekam, als dies andere gefühlt hätten, ja, als es vielleicht seine Gegner selbst erwartet haben mochten — alles ist vergessen, nicht dagewesen, wenn er die Summe aus seinem Leben zieht, und er sieht, um einen Lieblingsausdruck von ihm zu gebrauchen, nur den „Sonnenglanz in seinem Leben"; die vielen dunklen Schatten haben nur noch die Aufgabe, um so kräftiger das Licht hervortreten zu lassen.

Schon seine ersten Lebensjahre waren durch die Armut seiner Eltern getrübt. Aus dem Paradebette, auf dem die Leiche irgend eines Grafen Trampe gelegen hatte, war von dem zweiundzwanzigjährigen Schuhmacher Andersen in Odense das Ehebett gezimmert worden, in dem „anstatt der gräflichen Leiche, umgeben von Flor und Kandelabern, am 2. April 1805 ein lebendes, weinendes Kind lag"; dieses Kind war Hans Christian Andersen. „Ein einziges, kleines Zimmer, das mit den Schuhmachergerätschaften, dem Bette und der Schlafbank, worin ich lag, fast angefüllt war," so schildert Andersen „seiner Kindheit Behausung". „Aber die Wände waren voll Bilder, und über der Werkstatt war ein Gestell mit Büchern und Liedern; die kleine Küche war voll glänzender Teller und Geschirre und auf einer Leiter konnte man von hier aus auf den Boden gelangen, wo in der Dachrinne, gegen das Nachbarhaus hin, ein großer Kasten mit Erde und Küchengewächsen, der ganze Garten meiner Mutter, stand; in meinem Märchen ‚Die Schneekönigin' blüht er noch."

Andersens Vater war eine unruhige, aber poetisch angelegte Natur; dessen Eltern waren wohlhabende Landleute gewesen, dann gänzlich verarmt, und der Vater verlor den Verstand. Der begabte Junge, welcher dem Studium hätte zugeführt werden sollen, mußte zu einem Schuhmacher in die Lehre. Dann heiratete er, und jetzt hatte er seine helle Freude daran, mit dem einzigen Kinde in den Wald hinauszugehen, oder daheim seinem Christian Theater und Verwandlungsbilder anzufertigen, oder endlich ihm aus „Tausend und Eine Nacht" und aus Holberg vorzulesen; ein wunderlicher, zwei weit auseinander liegende Extreme verbindender Einfall! Dort die üppige phantastische Wunderwelt des Orients, hier der derbe, zackige Realismus des Nordens — welch eine Wirkung mußte das auf die rege Einbildungskraft des ehrfurchtsvoll lauschenden Knaben ausüben! Andersens Großmutter, die im Irrenhospital einen Garten zu bestellen hatte, nahm den Knaben oft dahin mit, und dort blieb er dann mitten unter den unschädlichen Irren, die frei im Hof spazieren gehen durften, und sah ihr seltsames Treiben verwundert mit an, oder er setzte sich in di Spinnstube zu den alten Frauen, und erzählte ihnen, was er wußte, oder zu wissen glaubte, und tauschte dafür wundervolle und gruselige Märchen-Erzählungen ein, die tief in seine Kindesseele drangen, so daß er nach Sonnenuntergang sich nicht mehr aus dem Hause wagte und dann in wachen Träumen im Bette seiner Eltern mit den großblumigen Gardinen lag.

Fast niemals kam er mit anderen Knaben zusammen; zu Hause saß er und nähte Puppenkleider oder lag im Sonnenschein im Hofe und sah in einen

Johannisbeer-Strauch hinein, den er selbst gepflanzt hatte. Zuweilen begleitete er seine Eltern ins Theater, und wie er erzählt, war der erste Eindruck, den das Theater und die versammelte Zuhörerschaft auf ihn machten, durchaus kein Zeichen dafür, daß ein bedeutendes, poetisches Talent in ihm schlummere. Er sagte nämlich: „Hätten wir nur so viele Fäßchen Butter, als hier Leute sind, dann wollte ich schon tüchtig Butter essen!" Das Theater war es aber doch, das Christian zum erstenmale zum wirklichen Dichten anregte. Täglich konnte er ja nicht hinein, so sehr er es auch gewünscht hätte, und so gewann er die Freundschaft des Zettelträgers, der ihm täglich den Theaterzettel gab. Mit diesem saß er dann in irgend einer stillen Ecke und komponierte sich aus dem Titel des Stückes und dem Personenverzeichnis sein eigenes Stück, in welchem die Leute, zumal aber die Könige und Helden ein furchtbares Kauderwelsch redeten, das der kleine Dichter, wie er später selbst gesteht, am allerwenigsten verstand.

Eines Tages gab's eine „fürchterliche" Begebenheit im Hause Andersens. Der Vater hatte in der Bibel gelesen, war dann aufgestanden und hatte gesagt: „Christus ist ein Mensch gewesen, wie wir, aber ein ungewöhnlicher Mensch," und ein anderes Mal erklärte er: „Es giebt keinen andern Teufel, als den wir in unserm eigenen Herzen haben." Die Mutter vergoß Thränen über die Gottlosigkeit des Mannes, und auch Christian fühlte sich tief unglücklich darüber; und als der Vater einige Zeit darauf krank wurde und trotz der angewandten Sympathiemittel starb, war er überzeugt, daß dies eine Strafe Gottes sei ... Ein Heimchen zirpte die ganze Nacht, während die Leiche auf dem ehemaligen Paradebette des Grafen Trampe lag. „Er ist tot," sagte die Mutter, „du brauchst ihn nicht zu rufen; die Eisjungfrau hat ihn geholt." Diese Eisjungfrau findet sich in Andersens gleichnamigem Märchen, dann im „Geiger" wieder.

Nun blieb Hans Christian sich selbst überlassen. Die Mutter wusch für fremde Leute, der Knabe spielte und las Theaterstücke. Er kam in das Haus der Witwe des Predigers Bunkeflod, der hübsche Gedichte geschrieben hatte. Hier hörte er zuerst das Wort „Dichter" mit einer Art Andacht und Verehrung nennen; hier las er auch Shakespeare in allerdings schlechter Uebersetzung, die aber doch großen Eindruck auf ihn machte. „Zu jener Zeit", erzählt er, „schrieb ich mein erstes Stück; es war nichts geringeres, als eine Tragödie, worin natürlich alle starben; den Inhalt hatte ich einem alten Liede von Pyramus und Thisbe entlehnt, aber ich hatte die Begebenheit durch einen Eremiten und seinen Sohn vergrößert, welche beide Thisbe liebten und sich beide entleibten, als sie starb." Das Stück führte den Namen: „Abor und Elvira".

Das Müßiggehen gefiel zwar Christian, aber nicht seiner Mutter. Sie schickte ihn in eine Tuchfabrik, damit er arbeite. Doch auch hier wußte er sich für seine Neigungen Raum zu schaffen; er spielte den Arbeitern Komödie vor und sang Lieder, und sie machten dafür seine Arbeit. „Eines Tages, als ich im besten Singen war, und sie von der merkwürdigen Höhe meiner Stimme

sprachen, rief einer der Gesellen aus: ‚Das ist sicher kein Knabe, sondern ein kleines Mädchen!‘ Er faßte mich, ich schrie und jammerte, die andern Gesellen fanden den Scherz belustigend und hielten mich bei den Armen und Beinen; ich jammerte laut und blöde, wie ein Mädchen, stürzte aus dem Hause und zu meiner Mutter, die mir sogleich versprach, daß ich nie mehr dahin gehen sollte.“ So endete seine Laufbahn als Fabrikarbeiter.

Die Mutter verheiratete sich wieder und zwar mit einem jungen Handwerker. Der Junge, der im Hause umherging und Lappen zusammensuchte, die er dann für seine Puppen zuschnitt und zusammennähte, sollte jetzt ein Schneider werden, dazu hielt ihn die Mutter für vorherbestimmt. Er wollte aber zum Theater, vielleicht infolge erblicher Belastung, wie denn seine Urgroßmutter von väterlicher Seite, eine reiche, vornehme Dame in Kassel, dermaleinst aus Lust am Theater mit einem Schauspieler durchgegangen war; die „Komödianterei“ war jedoch seiner Mutter, welche nur die herumziehenden Banden kannte, die zuweilen nach Odense kamen, ein Greuel. Mittlerweile wurden die originellen Talente des Knaben in der Umgebung bekannt; er wurde in mehrere Familien berufen, um dort zu deklamieren und zu singen, auch zu dem Oberst Hoegh-Guldberg, der indirekt noch von dem größten Einfluß für Andersens Entwicklung und Lebensgang werden sollte.

Der Knabe kam jetzt endlich in die Armenschule und lernte da notdürftig den Katechismus, Schreiben und Rechnen. Des Lehrers Geburtstag feierte er mit einem Gedicht, für das er nur Hohn erntete. Die Straßenjungen liefen ihm nach und riefen: „Da geht der Komödienschreiber!“ Jetzt ward er auch konfirmiert, bekam die ersten Stiefel und sollte in die Schneiderlehre. Neue Stiefel, so schöne Stiefel haben, wie er sie jetzt hatte, — und Schneider werden! Die ganze Welt in der Brust, nicht die, von welcher die Geographie erzählt, sondern die andere, die uns aus schönen Büchern entgegenlacht, die uns in Träumen umgaukelt, — und Röcke nähen und Westen für Gevatter Klas und Peer! Wer möchte den Jungen nicht im Ernst bedauern?

Die Mutter wollte, aber er wollte nicht. Er hatte seine Ersparnisse überzählt und sie bis auf dreizehn Reichsbankthaler angewachsen gefunden. Eine Summe, ausreichend für ihn, um bis an „das Ende der Welt“ zu reisen. Nach Kopenhagen wollte er und dort „berühmt werden“. Die Mutter beratschlagte sich mit einer Kartenschlägerin, und als auch diese zu erzählen wußte, Odense werde einmal Hans Christians wegen illuminieren, da weinte die Mutter Freudenthränen und wollte ihrem Sohne beim Gange zum Ruhmestempel nicht länger hindernd im Wege stehen.

Andersen kam nach Kopenhagen, gerade als dort eine große Judenhetze die ganze Stadt in Aufregung versetzte. Wie das aussah, hat er später in „Nur ein Geiger“ anschaulich genug geschildert. Sein erster Weg war der zum Theater, wo er seinen künftigen Ruhm zu finden hoffte, dann zur ersten Tänzerin, Madame Schall, an die ihm auf sein inständiges Bitten der Buchdrucker von

Odense, trotzdem er sie gar nicht kannte, ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte. Wie der Geiger Christian vor der Thüre der Steffen-Karrete, die er für eine hohe Dame hält, in die Kniee sinkt und vorerst den Himmel anfleht, damit sein Schritt kein erfolgloser sei, so kniet Andersen vor der Thür der Tänzerin, und erst nach einem heißen Gebet tritt er hinein zur Madame Schall, die ihn nicht wenig erstaunt anhört. Was für Rollen er denn zum Beispiel spielen möchte, fragt sie ihn. „Aschenbrödel," ist die Antwort. Die Rolle hat er in Odense spielen sehen und sich innig gewünscht, dergleichen spielen zu können. Er ersucht um die Erlaubnis, die Rolle ihr vorspielen zu dürfen, und zieht zu diesem Ende die Stiefel aus, seine stolzen Konfirmationsstiefel! Dann benützt er seinen großen Hut als Tambourin, tanzt umher und singt:

„Rang und Reichtum bleibt hienieden
Von der Sorge nicht verschont . . ."

Der Arme! Die Tänzerin hält ihn für verrückt und sucht ihn los zu werden. Der Theater-Direktor, dem er zu „mager" ist, erklärt auf seine Erwiderung, „mit 100 Reichsbankthalern Gage wolle er schon fett werden," er engagiere nur Menschen, die „Bildung" besäßen. Da kauft sich der Arme ein Gallerie-Billet zu „Paul und Virginie" und weint bittere Thränen dabei. Das sei ja nur Spiel, bedeuten ihm seine Nachbarinnen, und da er ihnen erklärt, daß er in der Trennung der Liebenden hier sein eigenes Schicksal symbolisiert sehe, seine Trennung vom Theater, verstehen sie ihn nicht und wollen ihn trösten, indem sie ihn mit — Wurst und Butterbrot stopfen.

Jetzt hat Andersen nur mehr einen Thaler und beschließt, zu einem Handwerker in die Lehre oder zurück nach Odense zu gehen. Ein Inserat in einer Zeitung führt ihn zu einem Tischler, der einen Lehrjungen suchte. Aber die Scherze in der Werkstatt riefen ihm seine Fabrik-Erlebnisse ins Gedächtnis und er gab den kaum gewählten Beruf wieder auf. In seiner äußersten Ratlosigkeit erinnerte er sich seiner Stimme und des Konservatorium-Direktors Professor Siboni, von dem er in einer Zeitung gelesen hatte. Er ging zu ihm. Dort gab es eine große Mittagsgesellschaft, der Komponist Weyse und der Dichter Baggesen waren auch anwesend. Andersen wurde zum Singen und Deklamieren zugelassen und fand reichlichen Trost. Siboni versprach, seine Stimme auszubilden. Weyse forderte ihn auf, am nächsten Tage zu ihm zu kommen. Er händigte dem Knaben 70 Reichsbankthaler ein, die er für ihn gesammelt hatte.

Für die nächste Zukunft Andersens war nun gesorgt, doch nicht gar lange. Die Stimme mutierte und Siboni erklärte, es seine keine Aussicht vorhanden, daß sie wieder schön werde, Andersen möge heimgehen und ein Handwerk lernen.

Jetzt, wo er zu Hause schon als halb berühmt galt, wieder zurück, zum Spott der Gassenjungen! Nein, das ging nicht! So schrieb er denn an den Bruder des Obersten von Odense, den Dichter Guldberg in Kopenhagen, dann ging er zu ihm hin. Hier fand er volles Verständnis und werkthätigste Förde-

rung. Von jetzt an ging seine Erziehung einen stetigeren Gang, war er auch aus der Not noch nicht heraus. Er erhielt Unterricht im Dänischen und Deutschen; der Komiker Lindgreen nahm ihn als Schüler an, riet ihm aber, die Idee, Schauspieler zu werden, aufzugeben; dann genoß er bei dem Solotänzer Dahlen Tanzunterricht, erfolglos zwar, doch durfte er fleißig auf die Bühne kommen und statieren. Einmal stand sogar sein Name auf dem Zettel; er spielte in einem Ballet Dahlens einen Dämon. Sein Entzücken darüber kannte keine Grenzen. Guldberg hatte ihn an eine lateinische Schule gebracht, seine Singstimme hatte sich gekräftigt, und er durfte im Chor auf dem Theater mitsingen. Damals schrieb er auch ein Trauerspiel, das er der Frau des Dichters Rahbek vorlas. „Aber da sind ja ganze Stellen, die aus Oehlenschläger und Ingemann ausgeschrieben sind!" sagte sie. — „Ja, aber die sind so schön," war die naive Antwort.

Der arme Junge war damals als „Der kleine Deklamator" in ganz Kopenhagen bekannt, und die meisten Leute machten sich über ihn lustig; bei der Kindlichkeit Andersens, die alles von der besten, harmlosesten Seite nahm, war das unendlich leicht, und man hätte sehr stark auftragen müssen, um es ihn merken zu lassen, daß man ihn zum Narren hielt. Er schrieb ein vaterländisches Trauerspiel: „Die Räuber in Wissenberg," das mit Glanz zurückgewiesen wurde; dann schickte man ihn aus der Chor- und Tanzschule fort, und er fühlte, er müsse Geld verdienen, und schrieb wieder ein Trauerspiel: „Alfsol". Der Konferenzrat Collin, Mitglied des Theater-Direktoriums, nahm sich seiner an, — „Alfsol" aber erhielt er doch zurück, wenn auch mit der Erklärung, es seien so viele Goldkörner darin, daß man von ihm, wenn er das Versäumte in seinen Studien nachhole, Schönes für die Zukunft erwarten könne. Zu diesen Studien aber ward ihm jetzt vollste Gelegenheit. Collin, der immer mehr sich als sein bester und wärmster Freund erwies, hatte ihm eine Art Stipendium von König Friedrich VI. erwirkt, und nun ging's in die lateinische Schule nach Slagense. Was noch an Geld fehlte, steuerte Collin bei.

Andersen war in eine neue Sphäre getreten; hier spottete man nicht mehr darüber, daß er überhaupt dichtete, aber man verspottete seine Gedichte. Wäre der Drang nach vollem Aussprechen alles dessen, was er dachte, minder stark in ihm gewesen, er wäre zurückgeschreckt vor einer Laufbahn, die ihm so viel Widerwärtigkeiten brachte, und wäre trocken, prosaisch und nüchtern geworden, wie die Leute, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er nicht so trocken, prosaisch und nüchtern war, wie sie. „Das sterbende Kind," ein Gedicht, das seither die Runde durch die Welt gemacht hat und fast in alle Sprachen übersetzt wurde, erklärte der Rektor für „Empfindelei und Gewäsch"; die meisten Leute, denen er es vorlas, bemerkten weniger die Schönheiten des Gedichtes, als die unschöne, fühnische Aussprache des Dichters; einer der Lehrer reiste nach Kopenhagen und erzählte Collin, was Andersen zu leiden habe. Auf der Stelle wurde Andersen aus der Schule genommen. Der gute Junge dankte dem

Rektor für all das Gute, was er empfangen; der Rektor seinerseits verfluchte ihn und schloß damit, „daß er nie Student werden würde, daß seine Verse auf dem Boden des Buchhändlers verschimmeln, und daß er selbst im Tollhause endigen würde.“ Später, als der „Improvisator“ erschienen war, begegnete Andersen dem Manne in Kopenhagen und, wie der mildherzigste der Menschen erzählt: „er reichte mir versöhnlich (!!) die Hand und sagte, daß er sich in mir geirrt und mich falsch behandelt habe“.

Im Jahre 1828 wurde Andersen „Student“ und führte sich in die Litteratur durch seine „Fußreise nach Amaek“ ein. Kein Buchhändler wollte das Buch, eine litterarische Satire bester Art, drucken, so wagte es Andersen selbst. Die erste Auflage war in wenigen Tagen vergriffen; die zweite kaufte endlich ein Buchhändler, der bald darauf eine dritte veranstalten konnte. Jetzt war die Bahn zum Erfolge gebrochen. Andersen schrieb eine parodistische Posse: „Die Liebe auf dem Nikolai-Turm“ oder: „Was sagt das Parterre?“, welche unter dem großen Jubel der Studentenschaft gespielt wurde, die ihren Kollegen, wenn das Stück auch schlecht war, nicht fallen ließ; im Jahre 1829 machte er sein philologisches und philosophisches Examen. Ein wissenschaftliches „Licht“ ist er nie geworden, und oft während seiner späteren Laufbahn als Dichter wurde er noch wegen vertrackter Sprachschnitzer, ja sogar wegen mangelhafter Rechtschreibung aufgezogen, wobei ihm seine Pfiffigkeit und naive Humoristik aus der Klemme half. So fragte ihn einmal ein boshafter Mensch, wie er denn „Hund“ schreibe. „Diesmal mit einem kleinen Anfangsbuchstaben,“ meinte Andersen, „weil es ein kleiner Hund sei“. Häufig genug mußte er den Vorwurf hören, daß es mit seinem Wissen sehr schlecht bestellt wäre. Da setzte sich denn der arme Kerl in seiner Seelenangst, ungebildet zu erscheinen, eilfertigst an den Tisch vor Hegels Werke und bohrte und bohrte darauf los, als gälte es sein ewiges Heil, um schließlich nichts zu Wege zu bringen. Andersen und Hegel! — Aber Wissenschaft oder nicht, Dativ oder Accusativ, kleiner Anfangsbuchstabe oder großer — seine poetischen Schriften begannen allgemach durchzugreifen. Schon die erste Sammlung seiner Gedichte, die er zu dieser Zeit herausgab, fand bedeutenden Beifall. „Das Leben lag sonnenbestrahlt vor mir,“ sagt er an dieser Stelle.

Jetzt kam aber auch das Ereignis, welches Andersen zum Manne reifen sollte. Er selbst deutet es in seiner keuschen Weise nur unendlich zart an. Er bereitete sich 1830 zu einem Ausfluge durch Jütland vor. „Ich hatte keine Ahnung davon, wie viel Ernst dieser Sommerausflug mir bringen würde,“ sagt er, „welcher Uebergang mir in meinem innern Leben bevorstand.“ Und lange danach erzählte er: „Gedichte schossen auf dem Papier hervor, aber der humoristischen wurden immer weniger und weniger. Das Gefühl, über welches ich so oft gescherzt hatte, wollte sich rächen. Ich kam auf einer Reise nach einer der kleinern Städte in ein reiches Haus; hier ging plötzlich eine neue Welt vor mir auf, die so groß war und doch in vier Zeilen, die ich damals schrieb, Raum hatte:

‚Zwei braune Augen sah mein Blick,
D'rin lag meine Welt, meine Heimat, mein Glück,
D'rin flammte der Geist und des Kindes Frieden,
Und nie und nimmer vergaß ich's hienieden.'

Neue Lebenspläne erfüllten mich, ich wollte es aufgeben, Verse zu schreiben, wozu konnte das führen! Ich wollte studieren, um Prediger zu werden, ich hatte nur Einen Gedanken, und das war *sie*; aber es war eine Selbsttäuschung, sie liebte einen andern, sie heiratete ihn ... Sie wurde eines Mannes vortreffliche Frau, eine glückliche Mutter; Gottes Segen über sie!"

Das ist alles, was er von seiner Liebe schreibt. In dem ernsten Vaudeville: „Trennung und Wiedersehen", sagt er noch, habe er seine Herzensgeschichte niedergelegt, „nur mit der Veränderung, daß hier gegenseitige Liebe herrsche." „*Nur mit der Veränderung!*" Wenn es nicht ein Frevel wäre, in das Dunkel eindringen zu wollen, das Andersen um die Passionsgeschichte seines Herzens gewoben hat, welche Anhaltspunkte erhielte man nicht in seinen Schriften, die uns ja alle ihn selbst widerspiegeln. Welche Deutung bekäme es, wenn im „Bilderbuch ohne Bilder" der Mond erzählt: „Dort stand ein Mann, ein Sänger, er leerte das Methhorn mit dem breiten Silberring, und flüsterte einen Namen. Er bat die Winde, ihn nicht zu verraten, aber ich hörte den Namen, ich kannte ihn, eine Grafenkrone funkelte darüber, und deshalb sprach er ihn nicht laut; ich lächelte, eine Dichterkrone funkelte über ihm. Eleonore von Estes Adel hängt an Tassos Namen. Ich weiß auch, wo die Rose der Schönheit blüht —! Dies sagte der Mond, da ging eine Wolke vorüber. Mögen keine Wolken sich zwischen den Dichter und die Rose drängen!" Aber die Wolken kamen doch. Andersen ist unvermählt geblieben. Der Geiger Christian starb auch und die braunäugige Naomi hat seine Liebe nicht erwidert.

Das Jahr 1833 brachte Andersen ein königliches Reisestipendium, und von da ab beginnen seine regelmäßig wiederkehrenden Wanderungen, die ihm bis ans Ende seiner Tage Bedürfnis geblieben sind, nicht vielleicht, weil sie ihm neuen Stoff boten, sondern weil sie ihm, wie er selbst bekennt, die nötige Frische zuführten, um die Stoffe, die er in sich trug, zu gestalten. Er sah Deutschland, Frankreich und Italien, woselbst er mit dem zweiten großen Dänen Thorwaldsen Freundschaft schloß, aber auch England und Spanien blieben ihm nicht fremd, ja er kam nach Griechenland und von da sogar nach Kleinasien. „Von Athen", erzählt er, „segelte ich nach Smyrna, und es war mir eine kindische Freude, einen anderen Weltteil zu betreten" — der echte, rechte Andersen! ganz ein reisendes Kind, ohne große Gedanken und Eindrücke, voll fröhlicher Schaulust und Neugier, und voll Vergnügen am Erzählen des Gesehenen und Erlebten.

Von dieser Zeit an ist ihm das Glück, wie nur selten einem, treu geblieben, so daß er wohl sagen konnte: „Mein Lebensmärchen bis zu dieser Stunde liegt vor mir aufgerollt, so reich und schön, ich könnte es so nicht

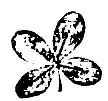
dichten. Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur selten ist mein Zutrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zum Bettler herab habe ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. Es ist eine Lust, zu leben, an Gott und Menschen zu glauben ... Ein Glückstern leuchtet über mir, Tausende verdienten ihn wohl besser als ich; ich begreife oft selbst nicht, weshalb gerade mir so viel Freude vor Unzähligen zu teil wurde! ..."

Wer aber solch ein seltenes Bekenntnis abzulegen vermag, und wem sich das eigene Leben ohne sein Zuthun sozusagen in ein hübsches Märchen verwandelt, der ist, däucht mich, der echte, rechte Märchenerzähler für klein und groß, zumal aber für Kinder, denn diese haben das Genie zum Glücklichsein. Und die Kinder haben auch gleich gemerkt, daß Andersen ihr bester Freund und Kamerad sei. Das erfuhren wir in der Kindheit an uns selbst und nun erfahren es wieder unsere Kinder. Noch nach Jahren erklingen uns, wenn von Andersen die Rede geht, in Ohr und Gemüt die traulich-heiteren Einleitungen der Märchen wieder, wie z. B. „In China, weißt du wohl, ist der Kaiser ein Chinese und alle, die er um sich hat, sind auch Chinesen", oder „Ja, das war der kleine Tuk. Er hieß eigentlich gar nicht Tuk, aber als er noch nicht ordentlich reden konnte, da nannte er sich selbst so: das sollte Karl bedeuten und es ist wohl ganz gut, wenn man es nur weiß". Nicht minder erinnert man sich lächelnd des naiven Witzes über den weißen Halskragen, der nun „so alt war, daß er daran dachte, sich zu verheiraten", oder über das Haus, das „so baufällig war, daß es nicht wußte, auf welche Seite es fallen sollte, und deshalb stehen blieb", oder endlich von der Prinzessin, die „auch ‚Ach du lieber Augustin' spielen konnte, was das einzige war, das sie konnte, aber dies spielte sie mit einem Finger" u. s. f. Neben dem Schalkhaften, Kindlichen giebt es aber auch so viel des Sinnigen und Tiefsinnigen, daß, wenn wir in reifen Jahren diese Märchen wieder zur Hand nehmen, wir des Wunderns kein Ende finden, wie eine so enge Form eine so unendliche Fülle einschließen könne. Dabei ist jedoch alles aus den Kindern heraus- und in die Kinder hineinerzählt.

Das kann nur solch ein Märchen-Mensch, der sich die Kindhaftigkeit der Seele bewahrt hat. Bis zu seinem letzten Erdentage war er ein großes Kind, das, freilich nicht ohne naiven Tiefsinn, mit Welt und Menschen wie mit Blumen und Puppen spielt.

Das große Schicksal, welches einzelne Menschen wie ganze Völker einmal emporhebt zur Sonne, ein andermal niederschmettert in den Abgrund — solch ein Schicksal hat über ihn keinerlei Gewalt besessen; er stand unter dem Banne des kleinen Kindergeschicks, welches die herbsten Thränen mit der weichen Hand einer liebenden Mutter trocknet und selbst die rasendsten Schmerzen, wenn nicht mit dem Zuckerbrot süßen Zuspruches, so doch mit dem Balsam des Schlafes zum Schweigen bringt und heilt. Menschen dieser Art haben eigentlich gar

keine Entwicklung, keine Geschichte: sie sind sozusagen nicht erst geworden, sondern fix und fertig auf die Welt gekommen, bereits dagewesen — aber dieses ihr Dasein war ein Märchenglück für sie wie für die Welt, ein größeres traun, als viele Tausende von Fürsten, Heerführern und Gesetzgebern!



Sternschnuppe.

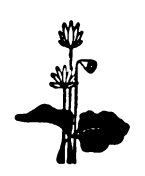
Von

Anna Ritter.

Manchmal, in schwülen Sommernächten,
Wenn um die Rosen buhlt der Wind,
Löst schwindelnd sich vom Himmel droben,
In jähem Fall, ein irrend Kind.

Dann stehen wohl die Menschen drunten
Und starren still und bang empor,
Bis sich des Sternleins leuchtend Sinken
In der Unendlichkeit verlor.

Und greifen mit der Hand zum Herzen
Und sinnen einer Sehnsucht nach,
Die jäh und leuchtend, wie das Sternlein,
Durch ihres Lebens Bahnen brach.





Des Gemeindehirten Pahlke Beziehungen zur Königl. Preuß. Staatsbahn.

Von

Oskar Kreutzberger.

„Na, Pahlke — nu kriegen wir sie her — die Eisenbahne!“ keuchte die Wenglödener Botenfrau, als sie heut wie alle Tage über die Dorfweide herangetrabt kam. Nur alle Jubeljahr einmal geschah's, daß die Rose sich so redselig gab und aus dem Postbeutel schwatzte. Indes, der Pahlke stand bei dieser brühwarmen Neuigkeit da, als wäre sie nicht für ihn bestimmt, sondern für seine Kühe und Schafe. Nichts rührte sich an ihm. Nur eine kleine leichtfertige Spinne war fieberhaft thätig, zwischen des Alten langem Hakenstock und seinem rechten Bein ein möglichst verzwicktes Netz zu seilern. Pahlke war Denker, also Sonderling. Jeden Vormittag seit vierzig Jahren, die Wintermonate ausgenommen, ständerte er zu dieser nämlichen Stunde auf diesem nämlichen Fleck und sah steif nach Osten, wo als äußerster schnöder Dorfzipfel seine Lehmkathe wie der Klunker am Kleide lag.

„Ob nich die Diebskröte, der Lips, jetzt wieder bei Bannewitzens Kirschen maust oder Popeleiten seinem griesen Kater die Ohren sengt, anstatt die Mittagskartoffeln anzusetzen?!“ Pahlkes Lieblingsbetrachtung seit vierzehn Tagen!

Gerade so lange war's, daß er seinem erwählten Beistande ins schwarze Herz geschaut. Bei Roses Zuruf hatte er jenen ahnungsvollen Gedanken bereits wieder fünf Viertelstunden lang auf sich einwirken lassen. Nach weitern zwanzig Minuten schüttelte er dreimal energisch sein greises Denkerhaupt, und rund eine Stunde und zehn Minuten später mummelte er, nach Roses Fußspur schielend, in seine Tabakspfeife etwas wie „Dämsch!“ hinein. Dann, sich ernstlich zusammenraffend — die Spinne hatte es bereits auf vier Mücken und eine Goldfliege gebracht —: „Ob nich die Diebskröte, der Lips, jetzt wieder —“

Arme verkannte Rose!!

* * *

„Na, Papa Pahlke, brennt's?“

„Mummum!“ Man hörte nicht, kam diese Zustimmung von der Pfeife oder von Pahlke.

„Nu wird euch hier bald andrer Dampf um die Nase wehn. Laßt man erst die Eisenbahn herkommen!“

Damit ritt, acht Tage nach Roses glänzendem Abfall, der Herr Inspektor von Schloß Wenglöden hinter dem Alten vorbei, der seit vierzig Jahren um die nämliche Nachmittagsstunde auf derselben Stelle des Wegrains, das Gesicht steif nach Nordnordwest, zu stehen gewohnt war. Der Herr Inspektor war noch jung und unüberlegsam in seinen Reden; Pahlkes Gedankenmühle hatte einen fürchterlichen Ruck bekommen, sie stand beinahe still. Seine Nase und die Eisenbahn! Die Kluft war nicht so leicht zu überbrücken, um so weniger leicht, als der Begriff „Eisenbahne“ bei ihm noch ein derart verwischter war, daß so ziemlich alles drauf paßte. Es war schon viel, daß er nach einer Weile die Pfeife sachte den Lippen entschmeichelte, sie von allen Seiten beaugenscheinigte, dann heftig zupaffte, bis sie ins Qualmen kam, und nun mit äußerst mißtrauischem Blick die gelben Dampfwölkchen verfolgte.

Die — und die Eisenbahn — — und seine Nase! —

Das mochte sich der Deibel zusammenreimen. Der Inspektor war ein Hansnarr! — Das heißt — —

Verstört äugte er unter seinen anderthalb Brauenhaaren hervor nach dem Knaben Lips und der weißbunten Leitkuh. Hatten die was von seinen rebellischen Wallungen gemerkt? Es schien nicht. Lipschen war im Begriff, in engere Beziehungen zur Vogelwelt zu treten, indem er, zusammen mit Tyras, eifrigst hinter einer flügellahm geworfenen Krähe herzickzackte, und die Weißbunte gar hatte etwas im Augenaufschlag, was jeden Verdacht als Wahnsinn erscheinen ließ. — Der Racker von Eisenbahne fing richtig schon an, Pahlke moralisch herunterzubringen! —

* * *

Eines Sonntagmorgens, gegen den Herbst hin, war Pahlke mit Einseifen seiner Bartstoppeln beschäftigt, als sein jugendlicher Berufsgefährte ihm den Tabaksbeutel leichter machte. Der Biedere fühlte sich dabei völlig sicher und war daher um so gekränkter, als des Alten Streichriemen plötzlich Dutzbrüderschaft mit seinem Buckel machte.

„Au — huhuhuhu —!!“ Aber bewundernswert schnell erholte er sich diesmal. „Das sag' ich, Pahlke, wenn Ihr mir immer haut, denn — denn geh' ich mit die Eisenbahne mit!“

Dem Pahlke klappte sozusagen die Kinnlade herunter vor Schreck. Beim heutigen Rasieren — er hatte es freilich mit einem Achttägigen zu thun — schnitt er sich etlichemale mehr als sonst, und während der Vormittagspredigt hing sein Blick in tiefer Andacht an — Lipsens struppigem Flachskopf im Mittelgange. Der Nachmittag kam. Der Alte liebte es, vor dem Dorf, im Schatten

eines magern Birkenstandes, zusammen mit Lips und Tyras seinen Anteil Sonntagsruhe zu verzehren. Der junge Mann besorgte das in Bezug auf sein Drittel, indem er zu Tyras dankbarer Bewunderung sich die Gegend kopfüber ansah. Aber mitten im fünfzehnten Versuche purzelte er perdautz! quer über seinen Zuschauer, daß der wild aufjaulte. Pahlke holte zwar mit seinem Filz aus zum rächenden Wurfe, doch kriegte er's mittendrin mit dem Nachsinnen. Wiederum wühlten sich seine Blicke in die Flachsstoppeln.

„— Hem! Mit gehste — —. Nich?"

„Mit geh' ich, wenn Ihr mir —"

„Mummummum. — — Wie denn? — Wo?"

„Herrje, hier ganz dichtbei kömmt sie doch gefahren!"

Besorgt kuckte Pahlke nach seiner Lehmbaracke hinüber, dann aber ziemlich spöttisch den Fahrweg entlang.

„Zu sandig!"

„Haha, Pahlke, seid Ihr aber dämlich! Die fährt ja neben die Wege, wo sie will, die Eisenbahne — ja!"

„Na un die Schafe — un's Vieh??"

„Die fährt sie dot!" Das war präzise.

„Mummum —. Wer sagt?"

„Der Krämer." Der hatte das Amtsblatt. Pahlke versank in stilles Grauen. Lips aber, der Mann der Zukunft, fanfarte weiter:

„Ja, un in Schienen fährt sie, sagt er!"

„Schienen?"

„Schienen — Scheunen oder so."

Dem Alten war einmal vor Zeiten ein Malheur mit seinem linken Bein passiert. Man hatte es damals einschienen müssen. Alsbald verfiel er jetzt in die bedrohlichsten Kombinationen hinsichtlich der großen Unbekannten.

„Un — un Räder hat sie auch! Es stehet geschrieben: Die — Ei — sen — bahn — rollt."

Das letzte sprach Lipschen in einer Weise, als wäre er selbst die rollende Eisenbahn. Er zitierte nämlich, und wenn er zitierte, war er immer so. Goethe und Schiller zog er selten heran, man kann sagen nie. Er bevorzugte Kramkümmels „Erstes Lesebuch für Volksschulen" und die Bibel. Diesmal waren ihm beide durcheinandergeraten, was er ihnen aber nicht übel nahm. Ihre Wirkung war denn auch ihrer vereinigten Würde entsprechend. Pahlke setzte sich den Filz verkehrt auf, die Schnalle nach hinten, richtete sich an seinem Stock in die Höhe, zwanzig Minuten zu früh, ging stracks nach Hause, stracks ins Bett und ließ den Tabaksbeutel offen liegen. „Noch is sie nich da!" hörte man ihn nach einer Weile zwischen Strohsack und Mantel schwer aufseufzen. Lips sah nur den offenen Tabaksbeutel, fand aber, daß das Dieben, wenn's so bequem weiterging, anfing seinen Reiz zu verlieren.

* * *

Pahlke irrte sich. Sie war da! Keine ruhige Minute ließ sie ihm mehr. Ganz sachte tauchte in seinen Hirnzellen ein funkelnagelneuer Wunsch auf. Der unheimliche Geselle trieb sich mehrere Tage darin herum, bis Pahlke eines Mittags seinen Hirtenstab aus dem Boden zog, Tyras und Lips herbeipfiff, ihnen seine Herde anvertraute und rechtshin nach der über die Fuhne führenden Brücke, die eine halbe Stunde ablag, zu wandern anhub. Tyras blickte stark mißbilligend hinterher, dann schweifwedelte er leise zu seinem Mitregenten hinauf: „Was soll man machen? Man läßt ihm den Willen!"

Gravitätisch schritt Pahlke seinem geheimnisvollen Ziel — nämlich der Schloß-Wenglödener Lokomobile! — zu. Die surrte heut grade weit drüben in einem Feldwinkel jenseits der Fuhne. Seit so und so viel Sommern hätte Pahlke mehrfach Gelegenheit gehabt, ihre Formen durch einen einzigen Seitenblick sich einzuprägen. Er hatte es verschmäht. Heut lief er eine heiße halbe Stunde drum.

Eben stapfte er über die Brücke, da kam von jenseits ein schlanker Zweispänner durch die tiefen Sandgeleise herangemahlt. Pahlke tippte grüßend an den Hut und strebte weiter.

„Was der tausend!" schnarrte es vom Kutschbocke herab, „läuft da nicht der Wenglödener Pahlke mitten am hellen Tag spazieren? He, Pahlke!"

Pahlke hielt an und starrte am Hintersitz des gutsherrlichen Wagens vorbei ins Blaue.

„Was ist los? Ein Unglück passiert, Alter?"

„N — nee!" gurgelte der auffallende Wandersmann. Dabei flog sein Blick düster nach der Schloßlokomobile hinüber, die man schon gut unterscheiden konnte. Der Frager, der die Nutzlosigkeit weitern Forschens einzusehen schien, wandte sich ins Innere des Wagens: „Was meinen Sie zu diesem Exemplar von ungetreuem Hirten, Doktor?"

„Wahrscheinlich agrarisch erkältet; der Zug der Zeit weht mächtig. Sie wissen, unter Landwirten und Schäfern geht's um. Der ist wohl auf dem Wege zu seinem Kollegen Ast, wett' ich!"

Lachend fuhren die beiden davon.

Eine geraume Zeit stand Pahlke auf der Brücke, mit den Augen die spektakelnde Lokomobile auswendig lernend. Die noch trennenden fünf Minuten Wegs hinter sich zu legen, getraute er sich nicht. Es waren Leute bei dem Ding, und diese Leute hatten Mäuler. Was aber sein mädchenhaft scheuer Wissensdrang von denen zu befahren hatte, davon war ihm soeben ein Vorschmack geworden.

Noch waren nicht sämtliche vom Gutsgefährt getroffenen Spänlein der rauhen Brückendielen in ihre sonnenverlangende Aufrechtstellung zurückgeschnellt, da tappte Pahlkes Hirtenstab schon wieder heimwärts. Wie eine Lokomobile auf fünf Minuten Entfernung sich ausnahm, wußte er nun genau. Doch was sie etwa gemeinsames mit jener verdammten geschienten Erfindung hatte, haben mußte, das war auf die Entfernung nicht rauszukriegen gewesen.

Pahlke wandelte unter dem Druck eines Fiaskos zu Lips und Tyras zurück. — Eben wollte er den Stab wieder in die alte Stelle stecken, da erscholl eine spitze Stimme hinter ihm: „Sie da, alter Herr, verduften Sie mal ein Stückchen nach links! Sie sind hier im Wege!“

Der Alte stutzte. Indes, ein Blick über den weiten Plan, nach seinem eigenen Schatten und dem Stande der Sonne: alles belehrte ihn, er stand durchaus auf der richtigen Stelle. Nur Lips und Tyras hatten ihren Posten verlassen.

„Na, nur zu, sonst werden Sie einfach beiseite getragen, ehrwürdiger Hirtengreis!“ klang wieder das Fremde, und unmittelbar dahinter Lipsens Stimme: „Aeh, Pahlke, nu kommt sie doch, die Eisenbahne. Kuckt bloß hier mal her!“

Jetzt wandte er sich bedächtig. Da standen drei mit so gelben Flinten, Stöcken und Ketten, anscheinend Städtische. Stadtherren zu widersprechen hatte man ihn nicht gelehrt; so schritt er in flachem Bogen auf sie zu.

„Kuckt bloß mal hier durch!“ brüllte Lips, ganz auseinander.

„Dadurch sieht man die Bahn nämlich schon kommen, Onkel!“ scherzte der jüngste der Herren, wobei er zugleich des Angeredeten Beine durch allerhand Manipulationen mit einer Meßkette in Verlegenheiten zu stürzen trachtete. Für den Ueberläufer Lips hatte Pahlke nur eine ganze Hirtenseele voll Zorn, aber an die gelben Instrumente trat er. Er wollte doch diesem neuen Kram gerade unter die Lider schauen!

Im ersten Rohr sah er freilich zunächst gar nichts, dann flirrten ein paar matte Spiegelungen hin und her und zuletzt sah er wieder gar nichts. Das entsprach allerdings seinen bisherigen Vorstellungen von der Eisenbahn genau. Dafür überraschte ihn die zweite Sehmaschine ganz über alle Maßen. Zufällig zielte das Ding auf seine Lehmkathe, und die erblickte er nun in des Wortes kahlster Bedeutung auf den Kopf gestellt. Diese höchstgradige Baufälligkeit mit den brüchigen Beinen so gen Himmel ragend: es sah herzbrechend aus.

„Na, gefällt's Euch, Alterchen?“

Pahlkes Augen wanderten scheu über das Rohr, scheu über seine Besitzer, dann mit Stab und Beinen weit ausholend, zog er dahin übers Gefilde. Er wollte allein sein.

„Hoffentlich stirbt er nicht daran!“ schäkerte es ihm nach.

In der That, etwas in dem Alten hatte mit heute einen bösen Knacks erfahren. Dreimal in den nächsten acht Tagen nahm er verkehrte Stellungen ein und zweimal prophezeite er total falsches Wetter. Höchst bedenkliche Zeichen! Umso vertrauensvoller blickte Lipschen in die Zukunft.

* * *

Da war's denn gut, daß sich bald der Winter in der Wenglödener Flur einstellte. Um diese Zeit wandelte Pahlke sich seit alters aus einem Hüter der

Schafe und Kühe in einen solchen seiner zweibeinigen Dorfgenossen und ihrer Wintervorräte um. Da schlief er fast den ganzen Tag und nachts sah er nach den Sternen. Von Eisenbahnen stand da nichts geschrieben. — Es war an einem sehr kalten Dezemberabend, daß es im Dorfkruge zu sehr heißen Köpfen kam. Die Wenglödener waren an die Kramstigaller geraten. Da die Wenglödener Fäuste etwas äußerst Beweiskräftiges hatten, die Kramstigaller Schädel aber auch nicht von Pappe waren, so blieb es lange unentschieden, wohin die neue Eisenbahnstation gelegt werden sollte. Darum drehte es sich: ob nach Wenglöden oder Kramstigall? Als die Vertreter des letztern schließlich in den Schnee hinausgeschubst waren, konnte wer Augen hatte sehen, daß die Station entschieden nach Wenglöden hingehörte. Ebendeshalb war es ein arger Mißgriff Pahlkes, sich jetzt noch mit seiner ganzen Amtsgewalt zwischen die Streiter zu werfen, aber das leidige Stichwort „Eisenbahne" hatte ihn offenbar verwirrt gemacht. Genug, nachdem beide Parteien endgiltig abgezogen waren, blieb nur noch ein Hakenstock neben einem langen Mantel im aufgewühlten Schnee zurück. Beides, Stock wie Mantel, stellte Rose, als sie nächsten Morgen ihre Tour begann, als diejenigen Pahlkes fest. Ihn selbst, der als drittes dabeilag, schleifte sie, Tyras hinterdrein, der diese Nacht wie zehn Wölfe geheult hatte, Lipsens liebenden Armen zu. Zum Glück ging sie sich dabei nicht um; so währte die ganze Versäumnis keine acht Minuten.

Pahlke blieb dreiviertel tot bis ins Frühjahr. Wär' ihm ein ganzer Güterzug jener vertrackten Eisenbahn über die Beine gerollt, es hätte nicht schlimmer mit ihm stehen können. Und dann, so was von Träumen! Sämtliche Lokomobilen der Welt waren verrückt geworden und benutzten seinen Schädel als Tunnel auf ihrer Fahrt ins Ungewisse. So wurde er sich denn erst bei der dritten Apfelsine klar über deren Spenderin, die Rose. Gelegentlich der beiden ersten hatte er sie für Popeleitens griesen Kater gehalten.

Inzwischen war Lips ein großes Tier geworden. Er hatte das Dorf diesen Winter mit eigenem Vorteil zuendebewacht, auch den ersten Austrieb des Viehs vollzogen und biß nun den Despoten heraus. Tyras, der dabei völlig auf den Hund kam (soweit ein Hund das kann), zerbrach sich oft abends unterm Bett den Kopf über seines alten Herrn andauernde Faulenzerei. Endlich — es war schon Juni — betrat dieser, gestützt auf den quecksilbrigen Lips, wieder sein Reich.

„Nanu?" Des Alten Blicke verfolgten mit Mißbilligung einen breiten dunkeln Strich, der mitten durch die Gegend gezogen war.

„Das is doch für die Bahne," warf sich Lips in die Brust, „dadrauf fährt sie doch! Heut aber noch nich. Zum Ersten fängt sie an un denn geht sie immer zu, sagt der Mann mit die Mütz."

Sein Schutzbefohlener sah nicht recht klar über diesen Mann.

„Nu, das is der — der paßt doch auf, daß keiner übergefahren wird da oben. Ihr wißt garnischt, Pahlke!"

Der in seinem Wissen so gereifte Hirtenknabe that sich nun etwas zu gute, seinem zurückgebliebenen Lehrherrn bis aufs Mark zu imponieren. Mit verworrenen Berichten über seine romantischen Erlebnisse im Kreise von Vermessern, Erdarbeitern, Telegraphen- und Bahnbediensteten füllte er nun jeden ihrer kurzen Ausflüge aus, und diese Geschichten endigten alle mit einer Nutzanwendung:

„Un da seht Ihr, Pahlke, da muß einer auf Deck sein, sonst is das nischt. Flinke Beine muß er haben, un die Inschenöre muß er kennen un den Mann mit die Mütz. Ich kenn sie alle, un ich bin einer, der in die Welt paßt, sagten sie, un denn ließen sie mir mal trinken — ich hatt's ja auch geholt! — Nei, Pahlke, seht Ihr kräplig aus! Lang macht Ihr's nich so mit die Eisenbahne!"

Demgegenüber hatte der also Angezapfte acht Tage lang stoisches Schweigen beobachtet. Am neunten that er den Mund auf, räusperte sich und sprach folgendermaßen:

„Morgen bleibst du wieder zu Haus und kochst die Kartoffeln."

Kein verputschter Thronprätendent hat je dümmer dagestanden, als Lips bei dieser unerwarteten Enthüllung!

* * *

„Morgen" war der letzte Juni. Gegen die Mittagszeit dieses Tages stand Pahlke — — Herr des Himmels! der Mann stand ja wohl oben auf dem Damm zwischen den beiden Geleisen! Seine sinnenden Blicke ließ er die eisernen Doppelbänder entlang gleiten, soweit sie konnten. Das war bis zu einem ziegelroten Viereck, dem Wärterhäuschen, das sich während des Lipsschen Zwischenreichs da etabliert hatte. Dahinter ging's dann mit einer scharfen Schwenkung in die Welt hinein, zunächst nach Station Kramstigall, denn die Wenglöbener hatten doch den kürzern gezogen. Pahlke wußte übrigens genau, warum er just dastand. Um diese Stunde hatte er immer dagestanden, freilich um einige Fuß tiefer sonst.

Na, die Bahn kam ja auch erst morgen. Da würde man ja sehen, wie man sich mit der wegen des Platzes auseinandersetzte. Der Ueberblick übers Vieh war jedenfalls ganz vortrefflich so.

Wie's in den Drähten da oben bibberte und sang! Telegraphieren nennen sie's. Spielerei das! Und wie auch das Schienenpaar schon seit einer Weile klang und dröhnte, als ob dadrauf auch tele —. Hm, der Mann da vorne will entschieden was. Er schmeißt die Arme so durcheinander. Nicht recht zu erkennen warum? Aha, das ist der „mit die Mütz". Der hat aufzupassen, daß keiner übergesah — — Herrgott — was?! Mit einem Satz sausten Herr und Hund — so alert waren sie noch nie gewesen! — vom Damm, die Böschung hinab.

„'s war aber auch die allerhöchste Eisenbahn!" meinte eine ruhige Baßstimme über ihnen. Da hielt, kaum zwanzig Schritte zurück, keuchend und

fauchend ein Ding so unheimlich wie der Teufel, das Maul voll Feuer und Qualm, mit Gelenken und Höckern so blank wie die Spiegel, obendrauf zwei Männer.

„Heut war's bloß Spaß," rief der Baß, „das nächstemal werden Sie fahrplanmäßig totgefahren, alter Herr, müssen Sie wissen, damit Sie mir nachher nicht böse sind! Morgen!"

Damit fing das Ding an, sich weiter zu begeben. Automatisch zog Pahlke den Filz. Im Kopf war's ihm völlig wüst. Auch seine Pfeife vermißte er. Die war jedenfalls geliefert. Und nun kam der Mann mit der Beamtenmütze von der entgegengesetzten Seite gerannt.

„Sie alter Heuochse! Sie sind wohl nicht ganz bei Trost? Da kann man sich totstrampeln; das bleibt, wo's is. Wissen Sie, daß das ville Geld kosten kann, Sie Rhinozepferd?!"

„Is sie das?"

„He? — Wer is sie was?"

„Die Eisenbahne?"

„Nu stellt Euch bloß nich ganz belegt! 'Ne Lokomotive kennt doch jedes Kind. Damit macht man doch keine Wippchen! — Da liegt übrigens noch Eure Pfeife. Und ganz!! Ihr habt auch mehr Glück als Verstand!"

„Meine Tabakspfeif —?!" Den Alten durchströmte ein ungeheures Dankgefühl. Fast lächelte er. Und warm war sie auch noch! Und dies kleine zerbrechliche — ihm freilich so kostbare — Häppchen hatte jener ungeschlachte Koloß freundlich verschont!! Einen langen wohlwollenden Blick schickte er ihm nach und „Wohin geht sie?" äußerte er verschämt.

„Die geht durch, sie fährt Probe — beinah bis Berlin. Ihr kennt doch Berlin? Wer kennt Berlin nich?"

Pahlke nickte und ging beiseite. Der Mann gefiel ihm nicht. Hm, Berlin! — Er hatte mal von weitem abends ein großes grellbeleuchtetes Karussel vor dem Dorfe gesehen. So etwas Helles, Buntes, Lautes, Krieseliges mußte Berlin auch sein. Und da ging nu die Lokomo — tile hin. Dies Berlin erschien ihm lebhafteren Interesses wert. —

* * *

So setzte in Pahlkes abwärtsgehendem Dasein doch noch etwas ganz Neues ein, so eine Art Nachsommer. Gespukt hatte es in ihm schon seit Roses großer Botschaft. Nun war aber dem feindselig ertragenen Spuk, gleichsam unter scherzhaftem Erschrecken und freundlichem Knix, versöhnlichste tabakspfeifenschonende Wirklichkeit gefolgt. Allerdings zwang sie ihm neue Stellungen auf, aber selbst die von ihr unberührten, modelte er sie nicht sämtlich so um, daß der Damm und was ihn passierte möglichst in seinen Sehkreis fiel? Und da passierte stets etwas. Für den einen Wanderburschen durchschnittlich im Monat jetzt fast alle Stunden ein bis zwei Wagenreihen voll Menschen, Vieh und Gütern. Nu ja, stehen bleiben, wie die Pennebrüder, und nach den Wetteraussichten und

'nem Schnaps fragen, das that die da oben nicht, und das war kein Fehler! Dafür hinterließ sie gelegentlich doch manche wertvollen Andenken auf ihrem rasenden Hin- und Widerflug. Bald war es 'ne leere Blechbüchse, bald 'ne Selter- oder Bierflasche, die den Abhang heruntergekollert kamen, einmal war's ein zarter Damenhandschuh gewesen, einigemale bunte Schlipse, nicht ganz neu mehr, und einmal gar war ein steifer brauner Hut Bannewitzens Kalb auf den Kopf geflogen, was den Racker ganz aus Rand und Band gebracht hatte. Lipschen hatte das alles einfach behalten wollen, aber Pahlke hatte Stück für Stück in seinen leeren Hühnerstall verpackt und ruhig der Nachfrage geharrt. Schließlich hatte er den „mit die Mütz" von seinem Schatz in Kenntnis gesetzt. Der hatte aber nur den Hut mitgenommen; er würde in Berlin mal rumfragen lassen. Der Hut war nämlich noch ganz gut gewesen! —

Wenn er ganz nahe stand, gelang es Pahlke sogar, aus den vorüberhuschenden Gesichterstreifen einzelne mit scharfem Blick herauszuheben, aber es waren immer wieder neue, nie dieselben. Soviel Menschheit gab's rechts und links von Wenglöden! Es hatte ein abgehärmtes Frauenantlitz in einem berlinwärts hastenden Zuge gegeben, dessen Trägerin nie erfuhr, wie noch nach Tagen weit hinten in der Heide ein alter Hirtenschädel über ihrem Harm brütete und eine ewige Tabakspfeife darob beinahe ausging. So gewöhnte sich der Abseitsmensch Pahlke, den Spuren der großen Welt nachzutasten. Ziemlich stümperhaft freilich. Indes, die große Welt kam ihm in etwas entgegen; sie bescherte ihm eines Herbstnachmittags ein regelrechtes kleines Eisenbahnunglück.

Und daran war Bannewitzens Kalb schuld. Oder eigentlich doch wieder der Lips. Hätte der nicht den Tyras gehetzt, so wäre der nicht dem widerhaarigen Dickschädel in die Hessen gefahren und der wäre wieder nicht wie toll auf den Damm und dem just von Berlin kommenden Abendkurierzuge unter die Räder gerannt. Ob er das in selbstmörderischer Absicht gethan, blieb ewig unaufgeklärt, denn Pahlke fand ihn in den letzten Zügen und gab ihm, um doch etwas zu retten, unbefragt den Todesstoß.

„Das muß noch vorm Regen zu Haus," brummte er, denn von Westen zog's langsam herauf mit leisen Blitzen. „Schad' ums Blut. Der hat's in sich gehabt; das strömt nur so. Wisch mal die Schienen ab, Jung."

Lips greinte belustigt und sprang geschäftig hinter einem farbigen Papierstreifen her, den der erwachende Wind über die Böschung tanzen ließ. Jetzt hat er ihn. Und jetzt scheint der Geist von Bannewitzens Kalb plötzlich über die Range gekommen. Sie steht auf den Händen und brüllt: „Hurrah!" Sie steht wieder auf den Beinen und jröhlt: „Hundert! Papa Pahlke, hun — dert!! Hier steht's: Hundert mit zwei Nullen!"

„He?"

„Hundert Mark sin das; 'ne Masse Dahler. Das is aus die Eisenbahne. Ei wei!"

Dabei scheint Lipschen im Begriff, reißauszunehmen.

„Her kommste!“ donnert der Alte, der beim Kalbe kniet. Mit zitternder Hand steckt er den Schein in seine Hirtentasche. Er sieht dem Jungen in die gierigen Augen, er blickt den toten Vierbeiner an, er äugt die Geleise nach Kramstigall hinunter. Der erste Donner rollt. Er wischt mit dem Rockschoß die Schienen ab und steht auf.

„Du treibst mit Tyras ein, und das Kalb bringst mir trocken zu Bannewitzens. Ich — ich geh nach — zu dem mit die Mütz.“

„Hurrje, dem wollt Ihr's wieder schenken? Hätt ich's man lieber —“

„Du Diebskröte!“

Lips wankt grollend unter seiner Last dem Dorfe zu. Pahlke schreitet westwärts, aber das Wärterhaus umgeht er. Vertrauenerweckender leuchten ihm die bunten Lichter von Station Kramstigall entgegen. Bald verwischt sie jedoch der nahende Gewittersturm, in den er gerät, und der hartnäckig aus ihm eine lustige Figur zu machen sucht, indem er ihm in wildem Humor die langen Schöße über den Kopf wirft.

* * *

Im Freien wütender Tanz aller Nachtgeister; drinnen in der kleinen Station die ruhige, wohlige Helle und Wärme von Beamtenräumen.

„Der letzte für heute durch?“ ulkt der am Telegraphenapparat den mit Mühe sich hereindrückenden Stationsvorsteher an.

„Wollt', er wär's! In drei Stunden fragen Sie wieder an, wenn's damit gethan ist. Es liegt wie Schienenunterwaschung und Dammbruch in der Luft.“

„Hören Sie bloß, wie's kreischt! Glauben Sie an Geister?“

„Die Eisenbahn hat keine Geister. Zu aufgeklärte Einrichtung.“

„Nu, ich kann mir eigentlich recht gut 'ne Geisterlokomotive vorstellen — oder 'nen blinden Passagier, durch den der Schaffner durchfaßt, wenn er nach der Fahrkarte greifen will — oder auch auf dem Perron herumwankend den Geist irgend eines verstorbenen oder auch bloß pensionierten Strebers von Stationsvorstand. Denken Sie mal, die rote Mütze so über dem weißen Knochengesicht — — Aber da patscht doch in der That was draußen herum! Scht!“

„Ihr Geist!“

„Ach ne! Es klopft? Nu wird's aber unheimlich!“

„Herein!“ —

In der Glasthür steht — wie eine Erscheinung — eine verwitterte Greisengestalt, im langen nassen Rock, den Hut in der Hand, die weißen Haarsträhnen wirr in die Stirn geklatscht.

„Entschuldigen die Herren — hier is wohl recht? — Die letzte Eisenbahne hat was verloren — die auf Wenglöben zu — hundert Mark! Hier.“ Er legt ein buntes feuchtes Knäul auf die äußerste Kante des nächsten Tisches. „Ja — un wenn Sie's abgeben wollten. — Ich hab nich Zeit — un der Lips hätt's sicher gedieбt — un — un nu muß ich wegen Bannewitzens Kalb — — Atjeh!“ Draußen ist er; die Thür kracht zu.

„Ja, erlauben Sie mal," der Vorsteher rennt zur Thür. „Mindestens sagen Sie doch Ihre Adresse, damit eventuell — Wie Sie heißen!"

So was wie Ahlke klingt zurück, das übrige zerreißt der Wind.

„Was macht man nun damit? Drahten Sie doch mal ein paar Stationen."

„Das wird kaum nötig, scheint mir." Der Telegraphist hat das Papier entfaltet und lächelt seltsam. „Hören Sie!"

„Was?"

„‚Einhundert Mark — — Strafe zahlt derjenige, der so borniert ist, diesen Schein für einen echten zu halten.' Auf der Rückseite eine ganz gewöhnliche Schneiderreklame."

„Der infame Kerl hat 'nen Witz mit uns gemacht!"

„So sah er gerade nicht aus. Bei dem Wetter macht man auch keine Witze."

Eine Viertelstunde später lachte die ganze Station über das Eisenbahngespenst mit dem eingebildeten Hundertmarkschein.

* * *

„Rose, Sie wissen ja alles," sagte einige Tage darauf der Vorsteher auf Station Kramstigall. „Kennen Sie vielleicht nach Ihrer Seite hin so 'n zweibeiniges langes Gestell, nennt sich auf ahlke oder ohlke hinaus? — Wissen Sie, so was Ledernes, Knurriges, Altfränkisches, scheint 'nen höllischen Respekt vor der Bahn zu haben!"

„Ach, das is Pahlke, der Wenglödener Hirt. Aber der liegt fest. Im großen Guß neulich war der alte Dussel über Land, keiner weiß wo. Da hat er sich's wieder geholt an die Beine un in die Brust."

„Das ist er! Dem geben Sie mal diesen Fünfmarkschein und sagen Sie — na sagen Sie, das schickte der, dem die hundert Mark gehörten, für den ehrlichen Finder. Es hätt' uns viel Vergnügen gemacht."

Unterwegs war die Rose in Zweifeln, sollte sie vor Besorgung ihrer sonstigen Wege zu Pahlke oder nachher. Im letztern Fall blieb sie gewiß da und sah nach dem rechten; sie war ein gutes Weib. Besser, sie ging vorher, da hatte sie keine Zeit zu Nächstenliebe.

In der Thür der Kathe flog ihr Lips geradeswegs vor den Bauch.

„Nanu? Was hast wieder ausgefressen?"

„Ach nischt — der Olle — er will die Supp' nich von Popeleitens — sin Katzenhaare drin, sagt er — un die Pfeif' will er — un ich kann doch nich dafür —"

Ein seltsames Bild bot sich durch die offene Stubenthür. Inmitten des Zimmers, auf seinen Stock gestützt, bis an die Decke ragend, stand der Alte im bloßen Hemde. Neben seinen nackten Beinen Tyras, vor ihnen die ewige Pfeife — in Stücken.

„Dot bin ich noch nich — das is noch meine Pfeife, du Räuber!"

Seine Augen funkelten, seine zerschlissenen Brauen sträubten sich. „Rauchen möchtste? — Stripse kriegste! Ich seh alles, du Mörder — nu is sie kaput — Du bist schlimmer wie 'ne Lokomotiv', du —! Nu hab ich bloß noch Tyras — un hörste, Tyras, wenn dich die Kröte mal anrührt, an die Gurgel fährst ihm, dem Spitzbuben, dem Hund, dem — —" Tyras knurrt Einverständnis. Die Rose aber kriegt seinen Herrn beim Wickel, drängelt ihn aufs Lager, wirft ihm den Mantel über, drückt ihm den fettigen Fünfmarkschein in die Hand und richtet prompt ihre Bestellung aus.

Pahlke ist ganz verdonnert. Endlich begreift er und ihm wird's wohl dabei: Ein guter frischer Gruß von da draußen in all dem stickenden Aerger! Wenn nur der Husten nicht wäre! Bei jedem Anfall kommt er in die Lage, das kostbare Papier verlieren zu können. Er klammert sich fest daran, es ist wie Freundeshand. Die schöne fünf drauf! — Und die eigentümlichen halbnackten Damen! Die berühren ihn aber doch fremd; er kann ihren Sinn nicht finden. Im Halbdunkel seines Lagers will's ihm zuletzt gar scheinen, als trüge die eine der Figuren die Züge jenes vergrämten Weibes im Eisenbahnwagen. Und sie ist's wirklich. Am Fußende seiner Bettlade sitzt sie. Und er frägt, was ihr fehlt. Sie schweigt und verbrennt ihn nur mit ihren Jammerblicken. Er frägt wilder, fährt empor, heftig, rauh, in eigenwilliger alter Junggesellenweise. Da sieht er, daß es seine Mutter ist, die da sitzt, und für eine Weile schlummert er ruhig. —

Bis der Abend kommt. Da kommt auch Lips von der Weide. Sofort bricht die Unruhe dem Kranken aus allen Poren. Er fühlt des Jungen begehrliche Blicke, wie sie den fettigen Papierlappen in seinen Fingern umschmeicheln. Das Fieber steigt. Sein Lager schlägt Lips zunächst der Thür auf. Er hat bange vor dem Alten. Der sieht so anders aus.

Nach Mitternacht ertönt's plötzlich:

„Lips! Lips!"

„Wie wa — wollt Ihr Wasser — sagt —"

„Lips! Das Kalb! Paß auf!" — Lips verschwindet; die Pfeifengeschichte liegt ihm noch in den Gliedern.

Draußen und drinnen alles still, nur fern rollt der erste Frühzug vorüber. Mit einem Ruck fliegt der Mantel auf.

„He, Tyras — schnell — wir müssen — nach Berlin — wir beide — schnell doch! — Ah — — verpaßt — —"

Lips lauscht noch eine Weile im Flur, dann drückt er sich hinein. Ein scheuer Blick belehrt ihn: Pahlkes Beziehungen zur Kgl. Preuß. Staatsbahn sind abgebrochen für immer! Weiter suchen seine Augen an den dürren Fingern des Alten herum. Sie sind geöffnet und leer!! Und auf den Füßen des Toten liegt, an etwas schlingend und die gelben Zähne blökend, der hungrige Tyras. Lips, der „lachende Erbe", wirft ihm einen unbeschreiblichen Blick zu.





Neue Goethe-Schriften.

1) Goethe. Von Georg Witkowski. 1899. Leipzig, Berlin und Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. VII und 270 Seiten Lex.-8°. Mit 153 Abbildungen. Eleg. kart. 3 Mk. A. u. d. T. Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. I. Goethe.
2) Zum 28. August 1899. (Von Rudolph Brockhaus.) 79 Seiten 4°. Nicht im Handel.
3) Meine Religion. — Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 95 Seiten 8°.
4) Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Zweite Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1900. VI und 242 Seiten 8°. — Mk. 2.80, geb. 3.40.
5) Zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten von Dr. Otto Vilmar. Fünfte Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1900. VIII und 344 Seiten 8°. — Mk. 3.—, geb. 3.80.
6) Aus dem Goethejahr. — Goethes Anschauung der Natur, die Grundlage seiner sittlichen und ästhetischen Anschauungen in Entwickelung und Wandlung. Von Oberlehrer Dr. Friedrich Braß. 40 Seiten. — Goethes Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge. Von Oberlehrer Dr. Paul Lorentz. 91 Seiten. — Goethe und das klassische Altertum. Von Oberlehrer P. Meyer. 11 Seiten. — Leipzig 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 8°.
7) Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge, gehalten zur Feier des 150. Geburtstages in der Aula des Kgl. Gymnasiums zu Neuwied von Prof. Dr. Alfred Biese. — 1. Goethes Bedeutung für die Gegenwart. 2. Die Naturpoesie im „Werther" und in der Lyrik Goethes. Neuwied und Leipzig 1900. Heusers Verlag (Louis Heuser). 39 Seiten 8°.
8) Goethe und die Professoren. Kaisergeburtstagsrede von Edward Schröder. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1900. 31 Seiten 8°. A. u. d. T. Marburger akademische Reden. 1900. Nr. 2.



9) Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk. Herausgegeben von Dr. Ludwig Jacobowski. Nr. 1. Goethe. Mit Porträt und Einleitung. Verlag von G. E. Kitzler, Berlin S. (1900.) 160 Seiten Kl.-8⁰. — Mk. 1.—.
10) Deutsche Dichterbilder aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Carl Maria Kolb. Nr. 1. März 1900. Johann Wolfgang von Goethe. Wien. 16 Seiten 8⁰. 12 Hefte. Mk. 2.—.
11) Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Von Dr. Hermann Geist. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1900. XIV und 227 Seiten 8⁰. — Mk. 6.—.
12) Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust. Vorgetragen in der Historisch-Philosophischen Gesellschaft in Jena am 8. Dezember 1899 von Hermann Türck. Als Manuskript gedruckt. o. O. u. J. 19 Seiten 8⁰.

Die 150. Wiederkehr von Goethes Geburtstag hat natürlich eine große Menge Festschriften hervorgerufen, die nicht bloß für den feierlichen Tag bestimmt waren, sondern bleibenden Wert besitzen. Die bedeutendste Gabe jedoch ist die Biographie von Georg Witkowski, die ein neues Sammelwerk „Dichter und Darsteller" eröffnet. Was uns bisher fehlte, eine geschmackvolle, populäre und billige Behandlung Goethes, das erhielten wir nun durch Witkowski. Er gliedert den Stoff in drei Kapitel: „Die Kindheit und die Jünglingsjahre", „Die Mannesjahre" und „Das Alter", indem er den Eintritt in Weimar und Schillers Tod als die beiden Grenzpunkte faßt. In einfacher ruhiger Erzählung führt er alles Wichtige vor; er erwähnt die biographischen Thatsachen, charakterisiert die einzelnen Geistesrichtungen und analysiert mit ausreichender Vertiefung die verschiedenen Werke. Ohne gelehrten Apparat auszukramen, nimmt er doch Stellung zu den mannigfaltigen Streitfragen, was jeder mit der Goethelitteratur Vertraute sofort erkennt, während es den Leser, der sich über das Feststehende unterrichten will, nicht stört und unsicher macht. Auch die Winke, die Witkowski für den ästhetischen Genuß giebt, verdienen vollste Billigung; er geht bei jedem Werke von der Entstehung aus, führt die Quellen an, aus denen Goethe schöpfte, entfaltet das Eigentümliche der Goetheschen Gestaltung mit kurzen aber scharfen Strichen und verweist schließlich auf jene Momente, die dem Erfassen des Werkes erfahrungsgemäß entgegenstehen. So wirkt er nicht nur unterrichtend, sondern aufklärend und verständnisfördernd. Wenn auch die Begeisterung für Goethe die ganze Darstellung durchdringt und dem Leser die Größe des Dichters recht fühlbar macht, so vermeidet es der Verfasser doch, zum einseitigen Lobpreiser zu werden und etwa alles gleichmäßig zu verhimmeln; er verhehlt nicht, wenn Goethe, wie z. B. bei der italienischen Ueberarbeitung der Frankfurter Singspiele, auf einen Irrweg geriet, oder wenn er wie im Elpenor etwas Unmögliches unternimmt, oder wenn er, wie bei den italienischen Faustscenen, von der Innerlichkeit der ursprünglichen Teile zu einer äußerlichen Motivierung übergeht. Den Verfasser zeichnet eben der echte historische Sinn aus und weist ihm die richtige Stelle, von der aus die Einzelnheiten wie das Ganze betrachtet werden müssen. Freilich dürfte jede Goethebiographie manchen Wunsch unbefriedigt lassen; so wird man bei Witkowski z. B. den Freundschaftsbund mit Schiller wohl zu kurz und das biographische Material im Alterskapitel zu wenig verarbeitet finden.

Hier muß der Verfasser bei einer neuen Auflage noch einmal ansetzen, um den Schluß mit dem übrigen in Einklang zu bringen. Die Abbildungen, die zum großen Teil eine Zier und eine willkommene Ergänzung des Textes bieten, lassen auch gegen das Ende noch zu wünschen übrig. Aber im allgemeinen kann man das Buch Witkowskis als eine durchaus zuverlässige und geschmackvolle Biographie empfehlen.

Unter den eigentlichen Festschriften ragt durch die Ausstattung, ja durch ihre bloße Existenz das glänzende Geschenk hervor, mit dem am 28. August 1899 die Herren Rudolph und Max Brockhaus in pietätvoller Ausführung eines von ihrem Vater vorbereiteten Unternehmens „Verwandte, Freunde und Gleichgesinnte“ wahrhaft fürstlich bedachten. In glänzenden Facsimiles legte der glückliche und selbstlose Sammler die wichtigsten Goethestücke seines Autographenbestandes mit orientierenden Bemerkungen vor. Einzelne der Blätter, die uns so zugänglich geworden sind, machen den Eindruck des vollständig Neuen; das gilt vor allem von dem herrlichen Brief an Gräfin Auguste zu Stolberg aus dem Jahre 1775, der zum erstenmal vollständig, d. h. mit der köstlichen Zeichnung der Frankfurter Dachkammer publiziert wird; das gilt nicht minder von dem schönen liebevollen Briefe, in dem Goethe am 30. März 1785 Elisa von der Recke für die Bürgermeisterin Bohl in Lobeda bei Jena interessiert, da die Veröffentlichung durch Gotthilf Weisstein im Feuilleton der „National-Zeitung“ vom 9. Oktober 1897 nur schwer zugänglich ist. Aus dem übrigen reichen Inhalt verdienen die Gedichte „Sehnsucht“, „Die Liebende schreibt“, das wundervolle „Zahme Xenion“: „Liegt dir Gestern klar und offen“, dann die Scenen aus dem „Faust“ hervorgehoben zu werden, die Belehnungsscene und die Bleistiftskizze aus der „Schlußscene“. Mit der Visitenkarte und der ersten Fassung der Todesanzeige beendet Rudolf Brockhaus seine Mitteilungen. Man freut sich der schönen Facsimiles und der schlichten, von tiefer Liebe wie von wahrem Verständnis zeugenden Zwischenbemerkungen des Besitzers und bedauert nur aufrichtig, daß er nicht mehr selbst die so sinnig vorbereitete Festgabe verteilen konnte. Sein Vorwort ist am 1. Januar 1898 niedergeschrieben, vier Wochen darauf weilte Brockhaus nicht mehr unter den Lebenden. Es muß ein stolzes Gefühl sein, solchen handschriftlichen Reichtum zu besitzen und ihn selbstlos in so vornehmer Ausstattung den Mitstrebenden zum Geschenk machen zu können.

Das zierliche Heft von Wilhelm Bode (No. 3) legt Zeugnis von einem anderen Reichtum, einem mehr inneren, ab, indem es zwei „Reden“ Goethes über wichtige Themen fast ausschließlich aus seinen Worten zusammensetzt. Bode hat Goethes Stellung zur Religion und zur Politik in der jetzt nicht gerade häufigen Form des „Cento“ dargelegt; von einer genauen Vertrautheit mit der Goethelitteratur geleitet, stellt er aus Goethes Aeußerungen besonders in den Gesprächen zwei Reden zusammen, von denen jene über die Religion etwa 1830, jene über die Politik etwa 1825 gehalten worden sein könnte und alle wesentlichen Seiten der beiden Themen betrifft. Nur wenige Sätze hat Bode selbst hinzugefügt, in denen er sich übrigens auch wieder an Goethesche Worte anlehnt. Schon bei ihrer ersten Publikation in den „Preußischen Jahrbüchern“ erregten diese beiden Aufsätze berechtigtes Aufsehen, so daß man ihren besonderen, etwas erweiterten Abdruck freudig willkommen heißt. Die Quellenangaben hätten durch genauere Citate dem Nachprüfenden die Arbeit etwas erleichtern können; viel-

leicht entschließt sich Bode bei den in Aussicht gestellten Reden über die Dichtung und über die Lebenskunst statt allgemein zu citieren: „zu Eckermann 1824" und dergleichen Band und Seitenzahl von Biedermanns Ausgabe der „Gespräche" beizusetzen. Wo ich nachgeprüft habe, fand ich stets eine durchaus verläßliche Wiedergabe des Originaltextes; den tieferen Eindruck machte auf mich die zweite Rede, Goethes politisches Glaubensbekenntnis, in der sich ein reinerer Fluß, ein notwendigerer Zusammenhang vielleicht aus dem Grunde einstellt, weil Goethes Ansichten über das Staatswesen, über das Verhältnis der Regierenden und der Regierten, über die politischen Parteien rc. keine solchen Wandlungen durchmachten, wie seine Stellung zur Religion.

Nicht als ob er hier seine Ansichten gewechselt hätte, nein, nur weil er mit sich rang und viel zu bescheiden war, mehr als eine Privatmeinung, ein ganz persönliches Verhältnis zu dieser wichtigen Frage auszusprechen. Das geht deutlich hervor, wenn man Goethes eigene Geständnisse prüft. Th. Vogel (No. 4) hat in der neuen Auflage seines hübschen Buches nur Weniges zugesetzt, Einiges richtiger geordnet, leider aber die Citate aus den zweifelhaften Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen wiederholt, obwohl sie nicht einmal von Goethe selbst für die Ausgabe letzter Hand ausgewählt wurden. Sonst kann Vogels Arbeit, deren erste Auflage (1888) ich in der „Deutschen Litteraturzeitung" (1889, Sp. 1783 f.) warm begrüßt habe, nur gerühmt werden, zumal er einzelne Stellen aus Goetheschen Werken nun vorsichtig in Klammern gesetzt hat. Das Bändchen ist eine geschickte Sammlung des einschlägigen Materials und enthält besonders in dem Abschnitt „Des Dichters Christentum für den Privatgebrauch" das Wesentlichste für Goethes Anschauung. Vogel hat durch ein Register die Brauchbarkeit noch erhöht. Die Arbeit eines feinen Geistes und eines tiefen Gemütes ist ganz dazu geschaffen, manchem zur Aufklärung und zur Erbauung zu dienen.

Das Thema, Goethes Verhältnis zur Religion, durchzieht auch die Vorträge Otto Vilmars (No. 5), die bereits in fünfter Auflage vorliegen, ja, der Verfasser behandelt es sogar in einer kurzen Skizze besonders. Er spricht als begeisterter Goetheverehrer zu einem Publikum, dem er ein näheres Verständnis der Lyrik und des „Faust" erschließen will. Besonders gelungen ist die Gegenüberstellung von Goethes und Schillers Lyrik. Die Vorträge verdienen es vollauf, neu aufgelegt zu werden.

Von dem Anteil der Schule an der Goethefeier legen verschiedene Programmaufsätze Zeugnis ab. Drei erschienen mit besonderer Seitenzählung unter dem gemeinsamen Titel „Aus dem Goethejahr" (No. 6). Weitaus die bedeutendste darunter steuerte Friedrich Braß bei, der ein sehr wichtiges Thema wenigstens in einigen Hauptpunkten skizzierte. Schon vor einigen Jahren gab mein Schüler Dr. Witold Barewicz in einem Drohobyczer Programm Proben eines umfassenden Werkes über Goethes Verhältnis zur Natur; einen kleineren Ausschnitt aus einer ähnlichen Betrachtung bietet nun Braß, ohne von seinem Vorgänger zu wissen. Er zeigt sehr ansprechend, welche Wandlung Goethes Anschauung der Natur durchmacht, wie sie anfangs noch mit der Philosophie des 17. Jahrhunderts stimmt, dann aber in Italien durch die Entdeckung der Pflanzenmetamorphose und den damit verbundenen Begriff der Entwicklung eine vollständige Neugestaltung erhält. Braß weist darauf hin, wie sich diese Natur-

auffassung nun bei Goethe auf den verschiedenen Gebieten äußert, in seiner Aesthetik, Ethik und Religion, wie aber im Verkehr mit Schiller und im Ausgleich mit Schillers Weltanschauung eine allmähliche Anlehnung an Kant sich einstellt, so daß die Erscheinungen zum Gleichnis des Unvergänglichen werden. Der enge Raum gestattete dem Verfasser natürlich nur einen kurzen Hinweis auf das Wichtigste, doch fühlt man allenthalben die sichere Durchdringung des Gegenstandes und die erfreulichste philosophische Vertiefung. Auch die Arbeit, die Paul Lorentz dem nationalen Charakter Goethes widmete, verdient rühmend hervorgehoben zu werden; er gliederte sie geschickt, indem er zuerst Goethes Stellung zu deutscher Vergangenheit und Gegenwart betrachtet, dann die deutschen Züge im Wesen Goethes aufdeckt unter Vergleichen mit Luther und Bismarck, und endlich die nationale Welt- und Lebensauffassung des Dichters in seinen künstlerischen, religiösen und ethischen Anschauungen und Ueberzeugungen darlegt. Der Verfasser führt das Thema mit Geschmack und weitem Blick durch, berührt Fragen, die für unser nationales Leben überhaupt Wichtigkeit haben, und deutet an, wie sich das Thema erweitern ließe. Man folgt seinen klugen und phrasenfreien Auseinandersetzungen mit immer wachsendem Interesse und erfreut sich an der klaren gefestigten Ansicht vom Wesen Goethes und vom deutschen Wesen. Während der erste Teil wesentlich referiert, der zweite sich schon tiefer in Goethes Dichtung versenkt, bietet der dritte den Kern der Arbeit und lehrt nicht nur, was Goethe mit der deutschen Vergangenheit gemein hat, sondern auch, worin er das Ueberkommene weiterbildet. Der Abschnitt „Lebensweisheit" bildet trotz seiner Kürze die Krönung des Ganzen und vermag anzuregen und zu fördern. Am wenigsten befriedigt die Rede P. Meyers, die ganz in der Gelegenheit stecken bleibt. Auch die beiden Vorträge, die Alfred Biese (No. 7) zur Goethefeier seinen Primanern gehalten hat, verfolgen in erster Linie das Ziel, erhebend zu wirken, und befleißigen sich eines sehr rhetorischen, nur etwas unausgeglichenen Stils. Der erste Vortrag ist der sittlichen Wirkung von Goethes Persönlichkeit gewidmet und sucht anzudeuten, worin Goethe der Führer für die Zukunft sein könne; der zweite streift das alte Evangelium Bieses, Naturbeseelung und Naturgefühl im Werther und in einigen lyrischen Gedichten Goethes. Biese kommt dabei nicht weiter als in seinen früheren Darstellungen, möchte nur die Begeisterung seiner Zuhörer für Goethe wecken oder steigern, und dazu eignen sich seine beiden Vorträge gewiß.

Viel mehr, als der Titel verheißt, bietet die schöne Rede Edward Schröders (No. 8), nämlich eine Skizze des Verhältnisses, in dem Goethe zu den verschiedenen Wissenschaften und ihren Vertretern stand, eine sinnige Darstellung seiner Beziehungen zu den Universitäten und seiner fortdauernden Bedeutung für das Universitätsstudium. Wenn der Redner alles auch nur flüchtig andeuten kann, bietet er trotzdem einen Reichtum an Anregungen, der nicht gering anzuschlagen ist. Nicht als zünftiger Goetheforscher spricht Schröder zu uns, aber als ein Professor, der seinen Beruf von einem hohen Standpunkt auffaßt und die Stellung der Universitäten für das allgemeine Bildungsniveau nicht gering anschlägt. Man folgt seinen Ausführungen mit Spannung und reiner Freude.

Einen sehr glücklichen Gedanken führte Ludwig Jacobowski (No. 9) durch, indem er ein Goetheheft für den Kolportagevertrieb geschmackvoll und för-

dernd zusammenstellte und die Hauptseiten der Goethesschen Dichtung und Weisheit der großen Masse des Volkes zu erschließen suchte. Ihm folgte Karl Maria Kolb (N. 10) in kleinerem Maße, indem er sich dem Muster Karl Henckells und seiner köstlichen poetischen Flugblätter „Sonnenblumen" anschloß. Hoffentlich gelingt es solchen ganz populären Unternehmungen, die Vertrautheit mit Goethe in immer weiteren Kreisen auszubreiten und so auch die schlechte Kolportagelektüre wirksam zu bekämpfen.

Einen unerschöpflichen Gegenstand des Studiums bietet Goethes „Faust", den jeder Gebildete sich persönlich aneignen muß, auch wenn er nicht im stande ist, der immer bedeutsamer anwachsenden Faustlitteratur zu folgen. Wichtig sind die unterschiedlichen Versuche, den Faust als einheitliches Kunstwerk nachzuweisen und zu zeigen, wie allem überwuchernden Detail zum Trotz ein fester Kern sich aus dem Werke herausschälen läßt. Mit dem Rüstzeug des Goetheforschers hat Veit Valentin (Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit, Berlin 1894) dieses Thema behandelt und mehrere Punkte ganz einleuchtend erledigt. Dabei stellte er sich auf den ästhetischen Standpunkt und entwarf die künstlerische Gliederung des Werkes. Anders geht jetzt Hermann Geist (No. 11) vor. Die Einheit, die er darlegt, ist wesentlich ethischer Natur, gefolgert aus dem Charakter des Faust als einer Symbolisierung des Goetheschen Wesens. Er sagt geradezu (S. 85): wer bei der Lektüre des Faust nicht von der Thatsache ausgehe, daß Goethe im Faust das Bild seines eigenen Geistes und Lebens, freilich mit einzelnen Beschränkungen sowohl bezüglich seiner eigenen Schuld als auch seines eigenartigen Lebenskampfes, darstelle, für den sei die Lektüre des Werkes bloß ein Objekt der Prüfung eines hypothetischen Problems, der erkenne und fühle nicht in jedem Wort das ungeheure Ringen in der Brust Goethes, die Gewalt seines sich befreienden Geistes, die Herrlichkeit seiner Größe und Weisheit, Schönheit und Thatkraft. Dies führt er in großen Strichen durch, wobei er freilich an vielen Einzelfragen achtlos vorübergeht, die besonders beim ersten Teil zu erwägen gewesen wären. Er bietet hauptsächlich eine Charakterstudie der Hauptgestalt, des Faust, und folgert seine Beziehungen zum Erdgeist und zu Mephistopheles, zu Helena, flüchtiger nur zu Gretchen, aus den Elementen des Faustischen Wesens, seiner Wahrhaftigkeit, seiner Ursprünglichkeit und Ganzheit, seiner geistigen Unbefriedigtheit und Abneigung gegen alle Halbheit und Kleinlichkeit, gegen alles Gleißende und Unechte, alles Weichliche und Niedrige. Im Titanischen und im Reinmenschlichen sieht der Verfasser die Identität zwischen Faust und Goethe, während am Romantischen des Faust Goethe selbst „nicht den geringsten Anteil mehr hat". Aber Faust ist auch ein Bild der „nach dem Fortschritt der Bildung und Wohlfahrt ringenden ganzen Menschheit". Der Weg, den nach H. Geist die Faustdichtung führt, geht durch die Erfahrung, daß volle Erkenntnis des Alllebens und geistige Einheit unmöglich seien, und durch das Streben nach der Fülle des irdischen menschlichen Lebens zur Verstrickung in Schuld; dann durch die Erkenntnis, die Verwirklichung der lebensvollen idealen Schönheit sei wegen der noch herrschenden Romantik undurchführbar, die Schaffung eines freien Menschenlebens, einer neuen Zeit wegen der Niedertracht und Kleinlichkeit, der menschlichen Beschränktheit nicht thunlich, zum Tode, aber auch zum Ausblick auf eine bessere Zukunft. Der Schrankenlosigkeit des titanischen Erkenntnis- und Lebensdranges im ersten Teil steht im zweiten das maßvolle

Streben nach dem begeisterten Handeln, das thatkräftige Ringen nach dem wahren Schönheitsideal, das Suchen nach einer wirklichen Anschauung des Idealschönen, das Eintreten für die freie Entwickelung des modernen Geistes und Lebens gegenüber.

Der Verfasser ist durchdrungen von der Begeisterung für das antik-griechische Schönheitsideal und tritt in subjektiven Parabasen lebhaft für die Beibehaltung des griechischen Unterrichts und gegen die Romantik, wie die moderne Kunst ein. Am erfreulichsten wird er dort, wo er die Allegorien des zweiten Teils verständig ausdeutet und das Wesentliche des Problems darlegt. Sein Ausdruck ist mitunter dunkel und erleichtert das Studium seines Buches nicht; aber mit ehrlicher Freude, mit wohlthuender Wärme, mit offenem Entzücken verkündigt er die Erhabenheit des Goetheschen „Faust" und die Größe der dargestellten Auffassung. Von der Faustlitteratur sieht er so gut wie vollständig ab und überrascht durch die Sicherheit, mit der er die Feststellung des Faustplanes schon für die Straßburger Zeit annimmt. Auf Einzelnheiten einzugehen ist hier nicht der Platz, nur hervorheben möchte ich, daß der Verfasser im ersten Akt des zweiten Teils nicht an das Eintreten Fausts in das politische Leben, sondern in den geselligen Verkehr eines höheren gebildeten Kreises denkt (S. 139); das erscheint mir richtig und deshalb von Bedeutung, weil dadurch der vierte Akt nicht zu einer abschwächenden Wiederholung desselben Motivs herabsinkt. Mich hat sein Buch an die Darstellung, die Hermann Küntzel (Leipzig 1877) für den zweiten Teil gab, durch die ganze Methode und die Art der Durchführung erinnert. Man fühlt sich in eine frühere Zeit der Goetheforschung zurückversetzt, freut sich aber, daß Alter wie Jugend trotz aller Verschiedenheit und alles Gegensatzes sofort einig sind, wenn das Losungswort der Gebildeten erschallt, die Zauberformel „Goethe"!

Einem einzelnen Problem des Faustdramas, das aber mit dem ganzen Werk aufs Innigste zusammenhängt, widmete Hermann Türck (No. 12) sein besonderes Studium: dem Ende Fausts, seiner Erblindung und seinem Tod. Türcks Ansicht weicht von der traditionellen vollständig ab, besticht aber so sehr, daß sie von allen geprüft werden muß. Türck versteht unter der „Magie", die Faust bis gegen das Ende begleitet, das intuitive Erkennen und schöpferische Handeln des göttlich begabten Menschen, des Genies, in der „Sorge" dagegen das, was den Menschen herabdrückt und lähmt. Das Genie wird nur vom ewigen Gut angezogen, resigniert im vorhinein, genießt zwar und ist thätig, ohne aber in Furcht und Hoffnung am Gegenstand seines Genusses, am Ziel seiner Thätigkeit zu kleben, während die „Sorge" den Menschen gerade dazu bringt. Solang also Faust Magie noch nicht von seinem Pfad entfernt hat (V. 11404), ist er der göttlich begabte, geniale Mensch, an den die Sorge nicht heran kann. Alles wird anders am Schlusse des Dramas; Faust sagt sich von der Magie los, dadurch verliert er das Gefühl für das Ewige und wird abhängig von Furcht und Hoffnung für endliches, vergängliches Gut. Die „Sorge" dringt bei ihm ein, aber ohne Magie kann er sie nicht mehr verstehen, sie haucht ihn an, und er wird so blind, wie die meisten Menschen ihr ganzes Leben lang sind. Die Welt und die eigene Person beginnen nun einen Wert für ihn zu bekommen, den sie früher nicht hatten, womit der Schluß, der Verlust seiner Wette, vorbereitet ist. Türck deutet die jetzige Unternehmung Fausts als Resultat von Furcht

und Hoffnung, als ein Sorgen um Ruhm und zeitliche Güter; die Herrschaft über Mephistopheles hat Faust verloren, sein Befehl wird nicht, wie er glaubt, ausgeführt, die Lemuren schaufeln das — Grab, nicht den großen Damm. Faust unterliegt in seiner Wette. Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen, daß Türcks Ansicht einen vollen Umschwung bedeutet; aber es kann nicht verkannt werden, wie viel sie für sich hat, wie sie manche Schwierigkeiten hinwegschafft und manches besser erklärt. Nur ergeben sich freilich auch wieder neue Schwierigkeiten, besonders wenn man den Schluß mit dem Vorspiel im Himmel vergleicht, auf die noch zu achten sein wird. Trotzdem stehe ich nicht an, Türcks Hypothese für eine der fruchtbarsten zu erklären, die seit lange zur Fausterklärung vorgebracht wurden, und begrüße sie freudig. Sie zeigt, daß auch auf einem scheinbar so ausgebeuteten Gebiete noch neuer Gewinn zu holen ist, und daß Goethes „Faust" ein unerschöpflicher Quell des Genusses und des Studiums bleibt.

Prof. Dr. **Richard Maria Werner.**



Aus der Kinderstube stammen und für die Kinderstube bestimmt sind drei kleine Schriften, von denen zwei bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart das Licht der Welt erblickt haben:

1) Kindermund, von E. Hané (Preis Mk. 1.20), eine Sammlung drolliger und niedlicher Antworten und Einfälle der lieben Kleinen, zumal unserer „enfants terribles", die, in anspruchslose Reime gebracht, anspruchslose Gemüter entzücken werden. Ein dünnes, billiges Heftchen, guter Druck und gutes Papier.

2) Unsere Kinder, Winke zur Erziehung, von Arthur Foltin. Preis broschiert 60 Pf. 57 Seiten. Enthält Weisheit, die Gemeingut aller Eltern und Erzieher sein müßte, es aber leider nur bei einer Minderheit ist, und daher nicht oft genug wiederholt werden kann. Vortrefflich sind die Winke über das Spiel der Kinder S. 34 u. 35. „Kaufe dem Kind keine teuren Spielsachen und nicht zu viel!" Ob aber wirklich, wie Verfasser meint, jedes Kind ein geborener Egoist ist? Ich habe mehr als ein Kind angetroffen, dem das „Abgeben", die Selbstlosigkeit, die Hingabe an andere sozusagen im Blute lag.

3) Der liebe Heiland. Sonntagsgeschichten für Christenkinder, erzählt von Hans von Wolzogen. Carlshorst-Berlin, Verlag von Hans Friedrich. 72 Seiten. Der Verfasser möchte „die evangelische Geschichte in einer möglichst kindlichen Form der Phantasie und dem Verständnisse auch heutiger Jugend nahe bringen"; er hat zu diesem Zwecke einige der bekanntesten Geschichten aus dem Leben Jesu in Reime gebracht und die „Moral von der Geschicht'" angehängt. Ich glaube kaum, daß die gute Absicht erreicht werden wird. Die Reime klingen leider oft mehr als kindlich; die Moral drängt sich allzusehr auf. Diese biblischen Geschichten bringen sich dem Verständnisse ganz von selber nahe, wenn sie einfach erzählt, ja nur gelesen werden. So ist es Jahrtausende gewesen, so wird es auch im 20. Jahrhundert bleiben. — Der Druck hätte wohl sorgfältiger sein können.

Joh. Quandt.





Das Lebenswerk Johann Sebastian Bachs.

In demselben Grade als unsre heimische Tonkunst sich durchrang und von Sieg zu Sieg vorschritt über fremde Kunst, — in demselben Maße stieg höher das Gestirn des Meisters, dessen Todestag nun anderthalb Jahrhunderte hinter uns liegt. Ja, der „musikalische Wundermann“ Johann Sebastian Bach ist geradezu „die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes“, lehrt uns Richard Wagner. In einer Zeit, wo äußerlich von deutschem Wesen kaum mehr etwas zu bemerken war, von der in Livree und Uniform, Zopf und Perücke gekleideten Gestalt des deutschen Bürgers bis zu seiner Sprache, die die Gedanken in halb französischen Floskeln verbarg, in einer solchen Zeit gedieh das Lebenswerk des deutschesten Meisters, das nach außen völlig unbeachtet blieb.

Der deutsche Geist aber — er lebte, und er sollte glänzend seine Auferstehung feiern. Er trat „aus dem Mysterium jener wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtsstätte, hervor“. Und es kam eine Zeit, da braust er einher in den Dramen unsrer großen Dichter, wie er säuselt und webt in Webers träumerisch ahnungsvollen, in Schuberts zärtlich sehnsüchtigen, hoffnungsfroh geschwellten Weisen. Er tritt mächtig in die Erscheinung in den Werken unsrer großen Denker, er weist nach oben in dem kindlich frommen Händefalten eines Ernst Moritz Arndt, wie er donnert und wettert in der Beethoven'schen Symphonie. Und diese Emanation des deutschen Geistes ward begleitet von dem Donner der Befreiungskriege.

Der deutsche Geist feierte auch endlich äußerlich glänzend seine Auferstehung und stellte monumentale Siegessäulen hin — im Bayreuther Werke, wie im neuerstandenen Deutschen Reich! Sein guter Genius, unser Johann Sebastian Bach, kämpft diesen Kampf und feiert diesen Sieg in seinem eigensten Lebenswerke mit. Besser: seine und seiner Jünger Bemühungen, die Hülle zu sprengen, den Stein vom Grabe zu heben und die fremden Schergen in Nacht und Schlaf zu versenken, sind vorbildlich für das Vordringen und den Sieg des deutschen Geistes, des Deutschtums.

* * *

Am 31. Juli 1750 verkündigte der Pastor von der Kanzel der Kirche zu St. Thomae in Leipzig, daß Joh. Sebastian Bachs „entseelter Leichnam heutiges Tages christlichem Gebrauche nach zur Erde bestattet“ worden sei.

Und im „Leichenbuche" ist die nachlässige, ungenaue Notiz zu finden: „1750 Freitag den 31. Julii. Ein Mann 67 Jahr, Hr. Johann, Sebastian Bach, Cantor, an der Thomasschule, starb ♂ (Dienstag) 4 K.(inder)".

Zugleich mit dem Toten wurde das in thüringischen Dörfern und Städtchen, sowie in der Stille des Thomaskantorats gereifte Lebenswerk des Meisters eingesargt. Und wie später dessen Grab, Gebeine und Asche einem noch kläglicheren Lose als dem der Vergessenheit anheimfielen — sie mußten mit vielen anderen ein Straßenfundament abgeben, indem der Johanniskirchhof zum größten Teil in eine öffentliche Verkehrsstraße umgewandelt wurde — so verfielen entweder die kostbaren Manuskripte des Meisters der Vergessenheit, oder sie wurden verstreut oder auch vernichtet. Nur 7 Hefte Klavier- und Orgelsachen waren durch den Stich veröffentlicht. Ueber dem Stiche des 8., der „Kunst der Fuge", büßte der Meister sein bereits geschwächtes Augenlicht fast völlig ein und starb nach einer mehrmaligen Augenoperation kurz vor Abschluß dieser Arbeit hin. Die Familie mußte die gestochenen Kupferplatten als Kupfer wieder verkaufen, nachdem sie mit dem Erlös aus jenem Meisterwerke nicht einmal auf die Kosten des Kupfereinkaufs gekommen war. Endlich eine Kantate, die sogenannte „Ratswahl-Kantate", hatte seinerzeit der damit gefeierte Mühlhausener Rat drucken lassen. Sonst war von des Meisters Werken nichts veröffentlicht. — Diese fünf Passionen, fünf Jahrgänge Kantaten, Messen, Festmusiken, weltliche Kantaten, Kammermusiken, Orchestermusiken, Klavier-, Orgel- und sonstige Instrumentalwerke — sie wurden zunächst vererbt, wie altes Hausgeräte. Wurde hier von einem pietätvollen Sohne ein Teil gewissenhaft verwaltet, so wurde von einem mehr und mehr entartenden Sohne ein anderer Teil allmählich gewissenlos verschleudert. Für manches wurden alte, mit Staub und Moder kämpfende Schulschränke der Rettungshafen, vieles verfiel dem Untergang; es wurde wohl gar pfundweise dem Krämer als Dütenpapier verkauft oder auch zum Verkleben von Baumschäden verwendet.

Das Bach noch zu seinen Lebzeiten hie und da bewilligte Epitheton „groß", welches trotz der hyperbolischen, renommistischen, also undeutschen Ausdrucksweise jener Zeit doch einen tieferen, wahren Sinn zu bergen schien, ist fast stets auf den — allerdings epochemachenden — Klavier- und Orgelkünstler zu beziehen. Da aber im allgemeinen der Virtuosenruhm früher abblüht, als der Komponistenlorbeer, so kann es uns nicht wundern, wenn in einer späteren Zeit unter dem Ausdrucke „der große Bach" häufig der berühmte, mit Erfolg *komponierende* Bach, nämlich der Sohn Philipp Emanuel, verstanden wird, über welchen bekanntlich Joseph Haydn höchst respektvoll sich äußert, indem er ihm die ehrenvolle Stellung eines Familienoberhauptes zuweist, die mittlerweile wir wiederum dem „Papa Haydn" zugewiesen haben. Haydn sagt von Philipp Emanuel Bach, dem hervorragendsten Schöpfer der neuen Sonate und Symphonie: „Er ist der Vater, wir sind die Buben."

Der Großmeister Johann Sebastian Bach hingegen ward als Komponist wenn überhaupt, so recht niedrig eingeschätzt. Wenn der Verfasser des „kritischen Musikus" (1737—40), Johann Adolf Scheibe, derb sagt, Bachs Satzweise sei „verworren und schwülstig," sie sei „ebenso mühsam wie vergebens", und Bach sei der „Lohenstein der Musik", so kann Mizler selbst im offiziellen Nekrolog einen leisen Tadel nicht unterdrücken, indem er Bachs Melodieen als „sonder-

bar" bezeichnet. Als Fugenmeister läßt man Bach noch einigermaßen gelten, wiewohl er auch da meist nur mit Leuten zusammengenannt wird, die tief unter ihm stehen, wie Telemann, oder die man als Komponisten längst nicht mehr kennt. Die Beherrscher der öffentlichen Meinung schweigen sich nicht selten gänzlich über ihn aus, ja sie versetzen ihm wohl auch gern hinterrücks eins, wie Mattheson, der als eine Art Lessing der Tonkunst auftretende, sehr häufig aber mehr als „Messing" sich ausweisende Kritikus jener Zeit. Eine Stelle, die sich im Vorbericht zu seiner „Ehrenpforte der tüchtigsten Kapellmeister, Komponisten" 2c. findet, in welcher den „vornehmen musikalischen Printzen" Händel und Telemann „mittelmäßige Notenhelden und Mixtur*)junkern" gegenübergestellt werden, ist zweifellos mit auf unseren Bach zu beziehen, der denn auch wirklich nicht diese „Ehrenpforte der Musiker" passieren darf, während neben jenen vornehmen Prinzen Esel und Lämmer in Menge hindurchgetrieben werden. — Solcherlei Anschauungen wirkten noch lange nach, und selbst zu einer Zeit, als der Meister längst eifrige Anwälte in der Oeffentlichkeit gefunden hatte, konnte man, wie in der Allg. Musikal. Zeitung noch um die zwanziger Jahre, darüber debattieren, ob die Werke wirklich lebendigen Kunstwert besäßen.

Es war allerdings die Zeit, wo Rossini die Leier zur Hand genommen hatte und selbst einen Beethoven noch seinem eigenen Volke entfremden konnte!

Nur eine bescheidene musikalische Korporation hatte und bewahrte eine Ahnung von der Größe des deutschen Meisters. Diese Korporation war selbst in jenen späteren Zeiten ziemlich deutsch verblieben, wenn auch ihre Kunstübung in der Zeit der Aufklärungsperiode bedeutend zurückgegangen war und sich verflacht hatte. Sie stand eben durch die zumeist am deutschen Kirchenliede groß gewordene deutsche Orgelkunst, die fremdem Wesen am wenigsten Eingang gestattet hatte, in einer gewissen geistigen Beziehung zu ihm. — Das waren die Kantoren und Organisten namentlich kleinerer, nicht mit einer Oper gesegneter Städte, auch die mancher großen Stadt, soferne sie sich nicht, wie etwa Bachs Amtsnachfolger in Leipzig, der italienischen Kunst in die Arme geworfen oder sich von ihr mürbe hatten machen lassen. Das waren die Kirchenmusiker der Flecken und Dörfer, wo Kantor und Lehrer, oft in einer Person vereinigt, noch heute nicht selten ein gutes Stück deutschen musikalischen Idealismus repräsentieren. Das waren endlich die direkten Orgelschüler Bachs, die ihrem „Schlage treu" blieben. — Neben der Ehrfurcht gegen den Meister im Herzen hegten sie in ihrem Orgelpulte manches seiner Orgel- und Kirchenchorstücke in Abschrift und retteten es in eine bessere Zeit mit mancherlei Legenden über den Orgelgewaltigen, der ihnen wie mit übernatürlichen Kräften ausgestattet schien.

Aus ihren Reihen sollten auch die Signale zum Kampfe und Siege des deutschen Kunstwerkes ertönen!

Im Jahre 1802 erschien das ebenso liebevoll und enthusiastisch als einsichtsvoll geschriebene Buch des Göttinger Universitätsorganisten und Musikdirektors Johann Nicolaus Forkel. Forkel entstammte einem thüringischen Dorfe, verbrachte seine Schuljahre zum großen Teile auf der Chorempore neben der Orgel, gab auch, wie ehemals sein geliebter Meister, mehrere Jahre Gastrollen als Chorknabe in Lüneburg. Er stand als Mann noch mit den ältesten

*) Mixtur = ein Orgelregister.

Söhnen Bachs in mündlichem Verkehr, wie „beständigem Briefwechsel“. Er war ein eifriger Sammler Bachscher Musik und nebenbei einer der hervorragendsten Musikhistoriker. Der geradezu jugendlich feurige Eifer, die nicht selten bedingungslose Hingabe Forkels an sein Ideal Bach, der ihm ein „Dichter in Tönen“ und nicht bloß ein Fugenmeister war, — in jener Zeit! — sollen ihm heute um so höher angerechnet und gedankt werden, als es, scheint's, zum guten Tone der neueren Musik-„Wissenschaft“ gehört, den holden Wahn, ohne den bekanntlich nichts, wenigstens nichts Großes gelingt, den edlen, feurigen Enthusiasmus, wenn nicht auszumerzen, so doch auf ein richtiges „Normalmaß“ zurückzuschneiden.

Forkels Begeisterung und Einfluß sind die meisten Bach-Unternehmungen jener Zeit zuzuschreiben: von dem ersten deutschen Drucke des wohltemperierten Klaviers an, dessen Säkularfeier wir heuer begehen, und manchen anderen Verlagsunternehmungen bis zu dem Plane, die H moll-Messe, dieses alle Chorwerke überhaupt, wie die kirchlichen Tonwerke aller Zeiten gleich einem Kölner Dome überragende Werk, zu veröffentlichen, ja — bis zur Stiftung einer „Bach-Gesellschaft“ in England und einer dort, im Lande Händels, allerdings sehr verfrühten Subskriptionseinladung zu einer Gesamtausgabe der Werke Bachs.

Als Gipfel vereinzelter Bestrebungen jener Zeit, Bachsche Partituren in die klingende Wirklichkeit umzusetzen, muß die Wiedererweckung der Matthäuspassion aus einem hundertjährigen Schlummer bezeichnet werden. Der Berliner Singakademie, die sich seit 1794 an Bachschen Chorsachen versucht hatte, ja sie mitunter, wie Zelter schreibt, „fleißig übte“, gebührt dieser Ruhm. Daß sie sich dazu des Taktstabes des jugendlich lebhaft für das Werk eintretenden Felix Mendelssohn, des Schülers Zelters, versicherte, gereichte der Aufführung wie Aufnahme des Werkes zum entschiedenen Vorteile. Wenn die Matthäuspassion auch vorerst mehr scheu bewundert, als wirklich geliebt ward, so ward sie doch nach längeren oder kürzeren Zeiträumen immer wieder einmal aufgeführt und auch an anderen Orten versucht, während der Johannispassion, die 1833 Rungenhagen mit der Singakademie aufführte, anscheinend in Berlin eine zweite Grablegung bereitet ward; sie schlummerte dort abermals 50 Jahre.

Daß Bach eine Art musikalischer Nationalheiliger im Sinne Forkels sei, ahnte man nun auch bald bei den Kunstdiktaturen der großen Städte, etwa mit Ausnahme von fast ganz Süddeutschland und auch mit Ausnahme — der Leipziger. Die Leipziger bekehrte Mendelssohn erst allmählich völlig zu dem Propheten ihrer Vaterstadt. Als Bundeszeichen erhielten sie dafür einen Bachs Andenken gewidmeten „zierlichen Stein“, wie Mendelssohn schreibt, von diesem gesetzt. In Süddeutschland tritt namentlich Frankfurt für die Bachbewegung ein. Und hier darf auch der Professor Thibaut in Heidelberg nicht vergessen werden; Thibaut, der da mit seinem Heidelberger Dilettantenchore Bachsche Choräle studierte und in seiner Schrift „Ueber Reinheit der Tonkunst“ trotz seiner (später in Heidelberg epidemisch werdenden) Händelbegeisterung auch manches schöne Wort für Bach übrig hat.*)

Wie seinerzeit Mendelssohn im Konzertsaal, so war der Berliner Musikprofessor A. B. Marx in den Druckereien, den Verlagsanstalten, der Presse thätig,

---

*) Die mehr als halbhundertjährige „Händelsucht“ ist dort jetzt einem hoffentlich ewig begeisterten „Bachantentum“ gewichen.



um die Bewegung in Fluß zu erhalten; er war ihr Anwalt zugleich von der erhöhten Warte der großen zeitgenössischen Kunst aus, namentlich des späten Beethoven, der bekanntlich in seinen letzten Werken mancherlei Geistesverwandtschaft mit unserem tiefsinnigen Meister zeigt. Nebenbei machten sich als eifrigste Sammler Bachscher Manuskripte verdient: in früherer Zeit der Hamburger Musiklehrer und spätere Bibliothekar der Berliner Singakademie Georg Pölchau († 1836) und dann der hochgeschätzte Sänger, Gesangslehrer und spätere Direktor des Münchener Konservatoriums Franz Hauser († 1870 in Freiburg).

Aber — die Zeit der Erfüllung war für unsern Meister noch nicht gekommen!

Es war die Anstrengung schlechtweg aller Musiker und „Musikgelehrten" nötig, um diese Hauptsäule unsrer deutschen Tonkunst zu heben und hinzustellen als Siegessäule gegen alle Andersgläubigen! Wie ein Wunder kommt es uns vor, daß dies wirklich gegen die zweite Hälfte des Jahrhunderts gelang! Wir erleben in dem zerrissenen Deutschland das erhebende Schauspiel der Einigkeit der deutschen praktischen und theoretischen Musiker aller Schulen und Bekenntnisse, als es endlich galt, ihrem „größten musikalischen Dichter und größten musikalischen Deklamator", wie ihn Forkel gepriesen hatte, zu huldigen und mit einer Gesamtausgabe sein Reich zu begründen. Das berührt uns heute wie eine Prophetie auf die Einigung der deutschen Stämme und die Gründung des Deutschen Reichs. Der Bedeutendste aus der Schumannschen Schule, Johannes Brahms, hatte offenbar diesen inneren Zusammenhang im Auge, wenn er zu sagen pflegte, daß die Gründung des Deutschen Reiches und die Gesamtausgabe der Werke Bachs seine beiden größten Erlebnisse seien. — Des jungen, offenen, freien, von zartester, wie feurigster, hellsichtiger poetischer Schwärmerei für Bach erfüllten Robert Schumann Begeisterung, die nun fortan dem Werke dient, konnte Forkels Enthusiasmus im Grunde nicht übertreffen, aber sie vermochte, namentlich unter den Künstlern, eine weiter und tiefer gehende Wirkung zu äußern. Ihm, dem Anwalte Hector Berlioz', dem Bewunderer Franz Liszts, bleiben Bachs Werke ein „Kapital für alle Zeiten"; vor manchen Stücken des Meisters „müssen sich alle Meister aller Zeiten in Ehrfurcht verneigen". „Man wird mit Bach nie fertig"; „er ist einer der größten Schöpfer aller Zeiten"; „er, der uns samt und sonders auf dem kleinen Finger wiegt". Schumanns, des feinen Aesthetikers und Kritikers „Methode" offenbart sich uns wohlthuend in dem Satze seines „Denk- und Dichtbüchleins Meister Raros, Florestans und Eusebius", das zumeist aus dem Anfang der 30er Jahre stammt:

„Die Quellen werden im großen Umlauf der Zeit immer näher an einander gerückt. Beethoven brauchte beispielsweise nicht alles zu studieren, was Mozart —, Mozart nicht, was Händel —, Händel nicht, was Palestrina —, weil sie schon die Vorgänger in sich aufgenommen hatten. Nur aus einem wäre von allen immer von neuem zu schöpfen, — aus J. S. Bach!"

Dieser Ton war sogar im stande, nüchternere Musiker zum Schwärmen zu bringen, wie wir dies bei Moritz Hauptmann wahrnehmen, der z. B., trotzdem er Bachs Actus tragicus hinsichtlich der Architektonik als „kurioses Monstrum ohne alle Gruppierung und Höhenpunkt" bezeichnen zu müssen glaubt, — doch für die „wundervolle Innerlichkeit" dieser Kantate, den „gänzlichen Mangel von Konventionellem", den „alles durchdringenden, bestimmten und treffenden Aus-

druck“ beredte Worte findet. Von Moritz Hauptmann, dem gelehrten Theoretiker, fanden sich Brücken zu den Gelehrten überhaupt, die nun die Bewegung hauptsächlich aus dem Schwärmen ins energische Anfassen, ins deutsch-gründliche Arbeiten überführen sollten. Namentlich des bedeutenden Archäologen Otto Jahn Musikenthusiasmus, Ueberblick, kritischer Scharfsinn und — Engherzigkeit sollten wie Mozart, so auch Bach ausgezeichnet zu statten kommen. — So konnte hundert Jahre nach des Meisters Tode, im Juli 1850, ein Aufruf zur Herausgabe seiner gesammelten Werke erlassen werden. Wenn wir die Unterzeichner dieses Aufrufs überblicken: neben musikbeflissenen Männern, die von Hause aus Professoren, praktische Juristen, Theologen u. dgl. waren, Musiker von der strengsten Observanz bis zum genialen Haupte der sogenannten Fortschrittspartei in Weimar, so gewinnen wir hieraus heute noch die Ueberzeugung, daß es sich für jene Zeit schon um ein in seiner Größe erkanntes deutsches Werk handelte. Natürlich liebten die meisten von ihnen ihren Bach in ihrer Art, und da suchte wohl jeder etwas andres bei ihm, aber sie glaubten alle an ihn, er war ihnen wenigstens die Summe des musikalischen Könnens. Franz Liszt, der nicht etwa bloß der liebenswürdige Subskribentensammler für Bach an den Höfen war, der vielmehr auch durch seinen Schüler Hans von Bülow schlechthin die Klavierschule des Bachspiels gestiftet hat, der sich später von den Leipziger Freunden öfters „einige kontrapunktische feste Burgen“ Bachs im Konzert ausbittet, den es von den „Dreiklängen Händels nach den kostbaren Dissonanzen der Passion, der H moll-Messe und andern Bachschen polyphonen Spezereien drängt,“ dem es in seiner mehr ins große Allgemeine gehenden Auffassung des religiösen Bekenntnisses wohl auch passiert, daß er seinen Bach mit Palestrina, Orlandus und Beethoven zu den Gipfeln der heißgeliebten katholischen Kirchenmusik rechnet, — er drückt das genial aus, wenn er Bach „den heiligen Thomas von Aquin der Musik“ nennt.

So ward es denn möglich, daß gegen Ende des Jahres 1851 der erste Band der Bachausgabe erscheinen konnte und zwar in Leipzig, dem gleichzeitig ein Chorfeldmarschall im Sinne des alten Leipziger Kantors, wie des jungen Weimarer Hofkapellmeisters erstehen sollte. Karl Riedel dürfte als derjenige der Bachchordirigenten jener Zeit zu bezeichnen sein, dem es im Gebiete der großen Chorwerke gelang, die Bachbewegung auf das große Publikum zu übertragen. Er hat nicht nur mit seinem Chore an Bach „fleißig geübt“ wie der alte Zelter mit seiner getreuen Singakademie, und andere, sondern er war vermöge seiner Stellung zur großen Kunst seiner und unsrer Zeit auch im stande, Sänger und Hörer des urgewaltigen Geistes Hauch verspüren zu lassen. Der Geist aber macht lebendig!

Von den Arbeiten, Mühsalen, Opfern, Verdrießlichkeiten des Direktoriums und der Mitarbeiter der „Bachgesellschaft“, die da, mit ebensoviel Scharfsinn als Geduld, mit ebensoviel Begeisterung und Liebe als Zähigkeit und Eigensinn begabt, berufen waren, den an allen nur erdenklichen Orten verstreuten, in oft rätselhaften Formen versteckt ruhenden Schatz zu heben und zugänglich zu machen, von dieser monumental dastehenden Arbeit wollen wir hier nicht weiter sprechen. Man mag dieses, wie den ganzen Verlauf der Bachbewegung in dem auch separat in Leipzig erschienenen sehr eingehenden und umsichtigen Bericht Hermann Kretzschmars nachlesen. Die Begeisterung und Arbeitskraft der Mitarbeiter überwand

alle Schwierigkeiten. Unter den Mitarbeitern seien hervorgehoben: Friedrich Wilhelm Rust und der ausgezeichnete, phantasievolle Bachbiograph Ph. Spitta, der sich nur leider manchmal anscheinend mehr als nötig von der sozusagen offiziellen Berliner Kunstatmosphäre beeinflussen ließ. Die Ausgabe gefährdender war die wechselnde, nie völlig auf entsprechende Höhe gebrachte Subskribentenzahl, obwohl hier auch das Ausland sich stark beteiligte. Man mußte sich da oft trösten mit dem wahrhaft deutschen Idealismus einfacher Organisten, Kantoren und Schullehrer, die oft keine Entbehrungen scheuten, um in den Besitz der Schöpfungen des „Gottvaters" der Musik, wie ihn Beethoven nannte, zu gelangen.

Seit dem Beginne des Jahres 1900, also erst 150 Jahre nach des Meisters Tode, liegt die fast 60 Foliobände füllende erste Ausgabe seiner Werke (Leipzig, Breitkopf und Härtel) vor, die freilich nur eine Gesamtausgabe der uns erhalten gebliebenen Werke bedeutet, die aber doch — auch schon rein äußerlich — ganz außerordentlich stattlich ist und in Anbetracht dieses Reichtums, auf den man anfänglich nicht zu hoffen wagte, uns mit Dank gegen den erfüllt, der seine schützende Hand legte auf diese seine Ehre und Deutschlands Ruhm ewig verkündenden Werke, deren Komposition der Meister häufig mit einem J(esu) j(uva) begann und stets mit einem S(oli) D(eo) G(loria) beschloß.

Als unermüdlicher, hingebungsvoller Bearbeiter Bachscher Werke im Sinne der Mozartschen Orchestermittel hat sich Robert Franz Verdienste erworben.

Damit der so großen ernsten Sache auch die heitere (aber im Grunde doch recht betrübliche) Seite nicht fehle, hat man sich's jüngst in Leipzig ein ziemliches Stück Verstand und Phantasie kosten lassen.

Man hat sich — nach fast anderthalb hundert Jahren — den Platz von J. S. Bachs Grab, aus mancherlei Särgen seinen Sarg und aus den darin enthaltenen traurigen Resten ehemaliger menschlicher Schönheit und Kraft die Gebeine und den Schädel des Meisters zusammengedichtet. Um den Schädel dichtete man sodann mit Hilfe einer wissenschaftlichen Methode Fleisch, und ein Bildhauer setzte das Ganze in Musik. Die so gewonnene Büste mag vielleicht hinsichtlich der Perücke unanfechtbar sein. Im übrigen müssen wir aber doch entschieden ablehnen, die gemütlich jovialen Züge dieser neuen Büste als äußeren Ausdruck und als Wohnstätte des Bachschen Genius anzuerkennen. Es gehört eine große Unverfrorenheit dazu, diese Leipziger Schöpfung neben oder über unsre authentischen alten Bachbilder, wie das von Hausmann, zu stellen, das sich schon in den durchdringenden lebhaften Augen als das Bildnis eines Meisters von der Art Bachs ausweist. Auch die von Donndorf modellierte Statue vor der St. Georgskirche in Eisenach ist mit einem wirklichen künstlerischen Feingefühl und Erfassen von Bachs Wesen ausgeführt, wenn sie auch vielleicht in den Zügen und der ganzen Haltung zu sehr jenes Moment betont (und es spielte gewiß in unsres Meisters Leben eine Rolle!), welches R. Wagner in den schönen Worten andeutet: „Das waren hochbedürft'ge Meister, Von Lebensmüh bedrängte Geister!"

Hätten die Leipziger sich doch gegen den lebenden wie toten Meister anständiger benommen! Am 28. Juli war Bach gestorben, am 29. wurde vom Rat bereits der Nachfolger ernannt, wobei an Stelle eines Nachrufs an den Toten die hämische Bemerkung vom Bürgermeister gemacht ward, man brauche jetzt keinen „Kapellmeister" (welchen Titel Bach besaß), sondern einen „Kantor".

Hätten sie doch nicht die Witwe hungern lassen, der sie das ordnungsgemäß nachgesuchte Gnadengehalt eines halben Jahres vorenthalten und dafür eine lumpige Summe als „freiwillige Beihilfe“ verabreichen, der sie später Musikalien aus dem Nachlasse ihres Gatten großmütig abnehmen und die hiefür ausgesetzten 40 Thaler noch mit der „Dürftigkeit“ der Witwe motivieren, die sie dann schließlich auch als „Almosenfrau“ sterben lassen.

Hätten sie ferner nicht die jüngste Tochter des Meisters, Regina Susanna, der öffentlichen Mildthätigkeit ausgeliefert, für die aus dem Bach fernestehenden Wien eine mehr als doppelt so große Summe als aus Leipzig gespendet wurde, für deren Vorteil der edle Beethoven zartsinnig einige seiner neuesten Werke bei Breitkopf und Härtel herauszugeben versprach.

Wenden wir unseren Blick hievon traurig ab. Und lassen wir ihn sodann schweifen über den Lebensgang des Meisters, über die „Widrigkeit“, wie er selbst sagt, Rauhigkeit, Enge der Verhältnisse, unter denen dieser Genius an seinem Lebenswerke schuf, und heben wir unseren Blick auf zu den heute noch lange nicht enthüllten Wundern seiner Kunst, — wem würde da nicht die tiefe Wahrheit des Chamberlainschen Satzes klar: Aeußerlich begrenzt, innerlich grenzenlos!? Ja, der äußerlich in einer enge begrenzten Welt lebte, er schuf sich und uns unermeßliche Reiche in der idealen Welt! Es giebt in unsrer Kunst wenig, was Bach nicht schon mit meisterhaftem Gelingen versucht hätte, vieles, was man beim späteren Ausbau unsrer Kunst hat vorläufig unbenützt liegen lassen. Bach ist nach Beethovens Ausspruch ein „Meer“, — das ungeheure Meer, das die alte, — durchaus noch nicht abgestorbene — Welt unsrer Kunst mit der neuen, frisch aufblühenden verbindet, jene im Goldglanze der untergehenden Sonne magisch wiederspiegelt und diese mit befruchtendem Regen erquickt. Wo gäbe es Formen in der alten Kunst, die er nicht ihrer höchsten Vollendung entgegengeführt, indem er sie sich zu kostbaren Gefäßen seines alle Höhen durchmessenden Geistes umschuf? Wer wäre reicher an Formen und Ausdrucksmitteln als er? Bei wem wäre ein wahrerer, reicherer, tieferer Inhalt zu finden? Es sind nicht allein viele Gebiete der Kunst uns durch ihn erobert worden, er hat sie auch alle befruchtet in einem deutschesten Sinne. Selbst in der dramatischen Musik ist er uns mehr als ganze Versuchsperioden deutscher Kunst, die da der italienischen Oper tributpflichtig blieb. Stecken nicht in seinen Passionsmysterien ungleich edlere und echtere Keime unsrer wahren dramatischen Kunst, lebt nicht beispielsweise in seiner „Bauernkantate“ wahrhaftigerer deutscher Singspielgeist als in sämtlichen Unternehmungen der alten Hamburger Oper? In der wahrhaftigen, aus dem Geiste der deutschen Sprache und aus tiefster Empfindung herausgebornen Deklamation seiner Recitative und namentlich jener älteren Recitative mit reicher harmonischer Grundlage, welche ausdruckvollste Melodik des Orchesters mit eindringlichster Deklamation der Singstimmen verbinden, — in diesem Punkte, wie in manchen anderen, weist der Thomaskantor direkt hinüber auf den Meister von Bayreuth.

Der Führung des Meisters von Bayreuth werden wir uns auch anvertrauen, wenn wir heute uns anschicken, uns in die Ideenwelt des Thomaskantors zu versenken. Wir gedenken dabei jenes Schumannschen Wortes, wonach ein Meister ein Stück eines anderen, Geist von seinem Geist, ist. Wir sind dabei getragen von der untrüglichen Empfindung, daß wir Deutsche in einem höchsten Sinne geistig daheim sind, gleicherweise, wenn wir die ersten Takte der Matthäus-

passion vernehmen, wie wenn die ersten frischen, schwellenden Töne der Beethovenschen Eroica an unser Ohr schlagen, wie wenn die alte deutsche, geradezu Bachsche Energie unseren Herzschlag belebt und reguliert mit den ersten Accenten des Meistersingervorspiels. Ja, die Meister seien unsre Führer zu dem Meister, dem Urquell unsrer großen deutschen Kunst, und nicht etwa eine „historisch-kritische Methode", die stets Gefahr läuft, sich an Aeußerliches zu halten und sich darin zu verlieren. Die heute weithin strahlende heilige Flamme unsrer großen deutschen Kunst wird uns auch die edlen Züge unsrers Meisters erhellen und uns blicken lassen in sein tiefes blitzendes Auge, wenn etwa die ungewohnte modische Tracht der Perücke uns seine Züge beschatten oder verdunkeln sollte.

Doch dieses Versenken in die ernste und ernsteste Kunst ist kein so einfaches Ding. Wir wissen, in welchem Gegensatze zur Welt sich unsre großen Meister befanden, zur Welt, die, wie Richard Wagner irgendwo sagt, meist nur Zerstreuung will, nicht aber Sammlung. Alle unsere großen Meister setzen ernste Sammlung voraus, wenn sie uns das Heiligtum ihrer Kunst erschließen sollen. Und selbst unter den Großen begegnen wir wiederum einer verschiedenartigen Auffassung des Kunstideals und dementsprechend einer verschiedenartigen Bethätigung ihrer Kunst. Den Größeren unter ihnen ist die Kunst eine Religion, ein unsäglich heißes Bemühen, ein Leben und ein Sterben um und für eine höchste Idee, und ihre Werke sind der feste Fels, an dem eher oder später jede etwa ausschließlich unter der Flagge des ästhetisch Schönen segelnde Kunst zerschellt.

Zu diesen Größten gehört unser Meister. **Philipp Wolfrum.**



Weltausstellungs-Gedanken.

„La Ville Lumière" hat, binnen einem halben Säkulum zum fünften Male, die Völker der Kulturwelt zum friedlichen Wettkampf berufen. Es giebt viele Leute, die da meinen, sie werde es nicht zum sechsten Male thun, ja es werde diese letzte Ausstellung des 19. Jahrhunderts die letzte Weltausstellung überhaupt sein. Die Ansicht scheint uns etwas kühn: aber daß sie eine der letzten dieser großen Kirmessen sein werde, das glauben auch wir voraussagen zu dürfen; und zwar nicht etwa deshalb, weil das Schauspiel durch die häufige Wiederholung an Interesse verloren hätte, sondern weil die Bedingungen dafür allmählich verschwinden.

Eine wirtschaftliche Expansion ohnegleichen hat das Gebiet einer Ausstellung seit der ersten worlds fair zu London im Jahre 1851 so ungeheuer gedehnt, daß schon heute die Uebersicht unmöglich und der Genuß der Uebersicht verloren gegangen ist. Die Industrie, damals ein winziger Keim und in ihrer Entwickelung so ziemlich auf England beschränkt, hat sich heute über alle Erdteile verbreitet und überall hunderte und hunderte neuer Zweige getrieben. Und so

bietet schon heute der Gewerbfleiß jedes einzelnen, industriell voll entwickelten Volkes einen so verwirrenden Reichtum an Erscheinungen dar, daß es der allergrößten Kunst der Anordnung bedarf, um ein einigermaßen einheitliches Bild davon zu geben.

Bei der Weltindustrie ist das schon heute unmöglich geworden. Man hat in dem großen Industriepalast der Säkularausstellung schon dann, wenn das Auge von Balkenlage zu Balkenlage auch nur eines Querschiffes tastet, und gar, wenn man an einer günstigen Stelle einmal einen Blick über eines der beiden Langschiffe gewinnt, das Gefühl der Hilflosigkeit, der Erdrückung, wie es den kleinen Menschen gegenüber der Unendlichkeit beschleicht. Was Detlev v. Liliencron im kleinen Boote auf dem Meere empfand: „Kein Ufer, keine Schwinge, alles leer, in ihrer Urkraft droht mir die Natur!", das empfindet man hier gegenüber der Urkraft dieser Kultur, dasselbe entsetzte Gefühl des Verlorenseins, des Ertrinken-müssens: man begreift, daß nur ein intensives Studium von Monaten und Monaten einem ein Bild des hier Erstrebten und Erreichten geben könnte; und man flüchtet, wenn man ein Fach hat, in seine Fachausstellung, und wenn man keines hat, auf den großen „Schützenplatz", der die eigentliche Ausstellung umgiebt.

Nun befinden wir uns aber erst im allerersten Anfange der industriellen Entwicklung, unsere Technik wächst ungefähr wie die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers: und darum wird in längstens weiteren fünfzig Jahren auch die kühnste Phantasie vor dem Gedanken erlahmen, das, was die ganze Welt auf allen Gebieten der schaffenden Arbeit leistet, auf einem Raume zu vereinigen. Dann wird, dann muß der Aera der Weltausstellungen die Aera der Fachausstellungen folgen, deren Anfang wir ja schon heute erleben.

Es kommt dazu, daß derselbe technische Aufschwung, der die großen Weltmärkte immer weniger möglich macht, sie auch immer weniger notwendig macht. Die wundervolle Ausbildung der Transportmittel gestattet heute dem Käufer, den Produktionsort der begehrten Ware selbst aufzusuchen; und die ebenso großartige Entwicklung der Reproduktionstechnik, der Kataloge und Lagerbücher, gestattet heute dem Verkäufer, jedem möglichen Kunden sozusagen ein Musterlager seiner Produktion auf den Frühstückstisch zu legen. So wird die vermittelnde Thätigkeit des eigentlichen Marktes, der Messe, immer überflüssiger.

* * *

Von diesen Gesichtspunkten aus halten wir das Widerstreben unserer Reichsregierung gegen eine Weltausstellung in Berlin für nicht ungerechtfertigt. Wir glauben, daß fortan in Europa keine allgemeine Weltausstellung mehr sich als genügender Anziehungspunkt herausstellen würde außer — eben in Paris; und zwar, weil der eigentliche Reiz, der die Massen aus aller Welt heranlockt, der eigentliche „clou de l'exposition" — Paris selbst ist. Und das aus einem Grunde, der nicht zu den rühmlichsten gehört. Es muß in aller Klarheit ausgesprochen werden, daß für eine sehr große Mehrzahl, vielleicht die Ueberzahl derer, die aus Frankreich selbst und aus der übrigen Kulturwelt nach Paris pilgern, die Ausstellung nur einen Vorwand bildet. Die Frauen wünschen dort hinter einige Geheimnisse des dernier chic, der höheren Toilettenkunst, zu gelangen, und auch, was unsere wohlanständigen Bourgeois-Frauen gewaltig reizt, von einigen Pikanterien verstohlen Kenntnis zu nehmen. Die Männer aber lockt

etwas, von dem wir froh wären, wenn es in unserer deutschen Heimat auch nicht einmal die Ansätze dazu gäbe, lockt nicht alle, aber viele. Und selbst für diejenigen, die wirklich in der Ausstellung studieren wollen, tritt dieses wenig edle Motiv halb bewußt, halb unbewußt, in die Reihe derjenigen Beweggründe ein, die schließlich die Reise bestimmten.

Das allein ist im stande, der Pariser Weltausstellung einen materiellen Erfolg zu schaffen. Es ist, sprechen wir es deutsch und deutlich aus, die Atmosphäre der Sexualität, die auf den Boulevards vibriert, dieses aufreizende Gemisch, das alle Sinne trifft, das Frou-Frou der seidenen Kleider, das herausfordernde Blitzen leuchtender Frauenaugen, der scharfe Duft betäubender Parfüms, das wie Wogenbrandung unaufhörlich an das Ohr schlagende Schwirren des gewaltigen Großstadtverkehrs. Man muß auf den Boulevards gewesen sein, um zu verstehen, was den Pariser zum „Flaneur" macht; um zu verstehen, was ihm die leidenschaftliche Liebe zu seinen staubigen, von unaufhörlichem Wagengerassel durchtobten Hauptstraßen einflößt; um zu begreifen, was ihn Abend für Abend bis in die tiefen Nachtstunden hinein an den kleinen Marmortischen vor den Boulevard-Cafés festhält. Und erst hier beginnt man Maupassant zu verstehen, hier erst wird man auf die unsäglich feinen Schwingungen seiner vibrierenden Kunst eingestellt; hier erst begreift man, woher diesem unglücklichen Genie die Anregung zu künstlerischem Schaffen in so unerhörter Fülle zuströmte, und warum er so schnell sich verbrauchen mußte.

Sprechen wir mit dem Ernst, der alle Dinge zu sagen gestattet, noch einige Worte von jener sexuellen Schwüle, die, wie es scheint, dauernd über dem Pariser Pflaster lagert. Mir scheint das charakteristische Element zu sein, daß die Geschlechtssünde dort sozusagen legitimiert ist. Das giebt ihr das ungeheuer Gefährliche für das ganze große Volk, das sich immer mehr femininisiert: denn es nimmt ihr das Abstoßende, Widerliche. Es ist eine Erfahrung der russischen Soziologen, daß von den unglücklichen Frauen in den öffentlichen Häusern von Moskau und Petersburg die Russinnen in fast allen, die Deutschen in den meisten Fällen, die Französinnen nur sehr selten verkommen. Die Ursache ist klar. Die Angehörige eines Volkes mit noch öffentlich anerkannter Sittlichkeit verliert jeden moralischen Halt, wenn sie sich verkauft: die Französin aber erscheint sich niemals als die Paria, als das unreine Tier; und indem sie, was ja für unsere Begriffe kaum glaublich ist, ihre Selbstachtung behält, behält sie auch ihre Widerstandskraft dem Leben gegenüber.

Und darin liegt, wie gesagt, eine der größten Gefahren für das gesamte Volksleben. Wo das Laster in widerlicher Gestalt als rohe tierische Ausschweifung erscheint, da begrenzt es sich selbst. Wo es aber in anmutiger, sogar reizender Form erscheint, wo es edleren Dingen so ähnlich wird, daß selbst ein scharfes Auge getäuscht werden kann, da gewinnt es rasend an Ausdehnung. Das Uebel ist nicht so intensiv, dafür aber um so extensiver, und es nagt, wie viele einsichtsvolle Franzosen selbst sagen, darum um so schwerer am Mark des Volkskörpers.

Ehe wir um diesen Preis eine erfolgreiche Weltausstellung in Berlin haben möchten, sind wir geneigt, darauf zu verzichten. Wir können nicht werden, was Paris ist, und haben auch nicht die Absicht, es zu werden. Wir sind eine Stadt harter, härtester Arbeit, erstaunlichsten Fortschreitens, Paris ist eine Stadt der

Stagnation und dafür des Vergnügens. Man verzehrt dort den Reichtum, den man anderswo gewann.

Wir glauben uns von jedem Lokalpatriotismus frei, wenn wir es aussprechen, daß Berlin weit mehr „Großstadt“ ist als Paris. Der erste Eindruck ist freilich der des Gegenteils. Dieser unglaubliche Wagenverkehr auf den Straßen, diese wimmelnden Menschenmassen auf den Boulevards zu allen Tages- und Nachtzeiten sind im ersten Augenblick selbst für unser Auge überwältigend gewesen. Aber, so parador das klingen mag, diesen gewaltigen Straßenverkehr hat Paris nicht, weil es großstädtischer, sondern weil es kleinstädtischer ist als Berlin. Und zwar ist die Ursache die geradezu jammervolle Versorgung der Stadt mit billigen öffentlichen Transportgelegenheiten. Die paar Trambahnen und Omnibusse sind vollkommen ungenügend und natürlich dauernd überfüllt, so daß man unter Umständen stundenlang auf den Büreaux warten muß, ehe man seinen Platz erhält. Die mächtige Gesellschaft, der diese Transportmittel unterstellt sind und die sie monopolistisch beherrscht, denkt nicht daran, ihren Betrieb auszudehnen und damit ihr Risiko zu vermehren, vielleicht ihren Gewinn zu schmälern. Die Folge davon ist, daß jeder, der nicht übermäßig viel Zeit zur Verfügung hat, entweder zu Fuß geht oder sich einer der entsprechend zahlreichen Droschken bedient. Da nun ein Trambahnwagen im Durchschnitt etwa zwanzig Personen befördert, während eine Droschke im Durchschnitt noch lange nicht zwei Personen befördert, so ergiebt sich daraus die ungeheuere Belastung des Straßen-Querschnitts mit Wagen und Fußgängern. Es ist ganz anders als in London. Hier ist, trotz der denkbar höchsten Ausbildung des städtischen Massentransportwesens, der Straßenverkehr ein fast überschwellender, weil das geschäftliche Leben der Bevölkerung wirklich das lebhafteste, das am meisten großstädtische der ganzen Welt ist. In Paris wird ein derartiger Verkehr nur künstlich erzeugt durch den lächerlich kleinstädtischen Mangel an allen Mitteln des Massentransportes und durch die wahrhaft kleinstädtische Geduld, mit der die Bevölkerung das drückende Monopol einer reichen Erwerbsgesellschaft erträgt.

Es würde übrigens längst gebrochen sein, wenn die außerordentlich zahlreichen Droschkenkutscher nicht ein Wählerelement darstellten, das man aufs sorgfältigste bei guter Laune zu erhalten bemüht ist. Diese Kutscher, obgleich in ihrer Lebenshaltung zumeist Proletarier, gehören doch als selbständige Unternehmer — und sie sind das auch dann, wenn sie, wie in der Mehrzahl der Fälle, Wagen und Pferde für den Tag von einer der großen Kompagnien pachten — der kleinen Bourgeoisie an, dem kleinen descendenten „Mittelstande“, der in Paris eine ganz andere Rolle spielt als bei uns. Es ist eine Stadt des historischen kleinen Mittelstandes. Nirgends in der ganzen Welt drängen sich so in allen Straßen Ladengeschäfte an Ladengeschäfte, nirgends ist die Konkurrenz der kleinen Händler und Handwerker untereinander so auf die Spitze getrieben, wie in dieser Stadt, die eigentlich nur Manufakturen hat und keine Fabriken. Das bildet den gewaltigsten Unterschied zwischen der Hauptstadt des alten Frankreich und derjenigen des jungen Deutschland; dort das in düsteren Wolken untergehende Abendrot einer alten Wirtschaftsverfassung, hier das blitzend emporsteigende Morgenrot einer neuen Aera der Produktion, eines neuen Tages der Menschheit.

Auf diesem Gegensatze allein hat denn auch die Superiorität der französischen Industrie auf dem einzigen Gebiete beruht, auf dem sie bis vor kurzer Zeit die Welt beherrschte, auf dem des Kunsthandwerks, sagen wir kurz, auf dem des Geschmacks. Die ersten Flügelschläge der Industrie sind notwendigerweise plump; ganz auf den groben Nutzen, auf den Gebrauch der großen, armen Masse berechnet, müssen ihre Erzeugnisse in den Anfangsstadien notwendig hinter den Produkten eines durch lange Tradition gebildeten und veredelten handwerklichen Betriebes zurückbleiben. Aber im Laufe der Zeit bereitet die Großindustrie ihrer eigenen Veredlung den Boden, indem sie einen steigenden Volksreichtum erzeugt, das heißt, indem sie die Kaufkraft schafft, die nun ihrerseits Erzeugnisse edleren Gepräges aufnehmen kann. Sobald das so weit gediehen ist, ist auch das Kunsthandwerk ans Messer geliefert; denn jetzt ist die Großindustrie mit ihrem gewaltigen Betriebskapital, mit ihrem Massenabsatz in den Stand gesetzt, die besten künstlerischen Kräfte dem Gewerbe zu entziehen und in ihren eigenen Dienst zu stellen. Diese Entwicklung hat sich, so weit Deutschland in Betracht kommt, schon in sehr bedeutendem Maße durchgesetzt, und die Franzosen bemerken mit Erstaunen und Entsetzen, daß die deutschen Barbaren ihnen nicht nur in den Werken des Krieges überlegen sind und bleiben, daß sie nicht nur in den Erzeugnissen der Massenfabrikation ihnen in unerreichbarer Ferne voraneilen, sondern daß sie im Begriff sind, sie auf ihrem eigensten nationalen Gebiete, dem des Geschmacks, der Eleganz anzugreifen und — zu schlagen. Während die deutschen Produkte auf der Ausstellung zum allergrößten Teil mit einer Eleganz der Formengebung und vor allen Dingen einem geradezu raffinierten Geschmack der Aufmachung und Anordnung hingesetzt sind, die selbst chauvinistischen Franzosen Rufe des bewundernden Neides erpressen, kann niemand mehr leugnen, daß die französische Kunst und Eleganz in dem Zeitraum zwischen den beiden letzten Ausstellungen stehen geblieben, das heißt aufs empfindlichste zurückgegangen ist.

Und dafür ist nichts kennzeichnender als die eigentliche französische Leistung der Ausstellung, als die offizielle Architektur. Die Architekten haben sich augenscheinlich bemüht, etwas Unerhörtes, Neues, „Modern-Nervöses“ zu leisten; und was sie geleistet haben, kann man am besten mit Baumkuchen-Architektur bezeichnen. Es sind Gebäude wie aus Tragant, von der Art, wie sie phantasiebegabte Konditoren als Reklame für Hochzeitstorten in ihren Schaufenstern auszustellen lieben. Dieser Eindruck wird noch befestigt dadurch, daß überall das Weiß des Stucks Alleinherrscher ist. Der große Industriepalast ist ein Muster dieser unglaublichen geschmack- und stillosen Bauart, wenigstens soweit die Außenarchitektur in Frage kommt, während allerdings der große Festsaal im Mittelpunkt des ungeheueren Querstücks dieses gigantischen Hufeisens von überwältigender Herrlichkeit ist; aber die Außenarchitektur ist unruhig, kleinlich und verlogen. Ueberall ist der lächerliche Versuch gemacht, das unedle, vergängliche Material zum Schein edlen, dauernden Materials aufzudonnern: und das ist gänzlich mißglückt.

Diese künstlerische Impotenz findet sich fast in allen von französischen Händen herrührenden größeren Bauwerken der Ausstellung. So z. B. ist der Palast der Künste eine Bahnhofs-Glashalle mit einer davor gekleckften korinthischen Säulenarchitektur; der Palast der Stadt Paris verzichtet allerdings auf allen dekorativen Aufputz und versucht augenscheinlich die edle Einfachheit herauszu-



heißen, ist aber nur zur dürren fiskalischen Langweiligkeit geworden, eine geschmacklose Kaserne. Das Furchtbarste aber des Furchtbaren ist das große Eingangsportal, eine bunte Karrikatur, die den herrlichsten Platz der Welt, die Place de la Concorde, geradezu schändet. Die ungeheuerliche Figur der modernen Pariserin, die auf dem höchsten Punkte der Kuppel in Absturz drohender Stellung balanziert, paßt auf das trefflichste zu diesem grotesken Alptraum eines geschmackskranken Architekten.

Nur da, wo sich der Bauherr entschloß, den Charakter des Materials sozusagen offiziell anzuerkennen, sind reizende kleine Kunstwerke entstanden. So z. B. eine Anzahl von Cabarets in der Rue de Paris, die sich ohne jede falsche Scham als das geben, was sie sind: Bretter, Verputzwände und Leinwand. Hier z. B., im théâtre des auteurs gais und in der exposition du Rire des bekannten Witzblattes, feiert der übermütige französische Esprit wahre Feste einer glücklichen tollen Laune. In allem übrigen aber ist es charakteristisch, daß das wundervollste Bauwerk der Ausstellung von 1900 ein Rest der Ausstellung von 1889 ist, nämlich der Dreihundertmeterturm Eiffels, dieses gewaltige Wahrzeichen von Paris, das man vor der Einfahrt in den Bahnhof am Horizont aufsteigen sieht, lange bevor irgend ein anderes Zeichen die Nähe der Großstadt verrät. Dieses Wunderwerk der Konstruktionstechnik wirkt auch heute noch im höchsten Maße ästhetisch und hätte die neuerungssüchtigen Architekten dieser Ausstellung belehren können, daß die Schönheit eines Bauwerkes zum allergrößten Teil auf seiner Ehrlichkeit beruht. Weil man in diesem riesenhaften, von keinem dekorativen Element beeinflußten Gerüst eiserner Strebepfeiler und Quergestänge instinktiv die Zweckmäßigkeit fühlt, die das Ganze trägt, deswegen wirkt es wie eine künstlerische Offenbarung, wie alles das in letzter Linie ästhetisch wirkt, was nicht Schein, sondern Sein ist.

Besser als um die französische ist es teilweise um die fremdländische Architektur bestellt. In der rue des nations am linken Seine-Ufer haben bekanntlich die verschiedenen ausstellenden Nationen charakteristische Gebäude errichtet. Hier stehen einige Perlen. Den Vogel schießt die wundervolle Hoch-Gothik des belgischen Rathauses ab; ebenso stilrein prunkt das österreichische Schlößchen im Barockstil, und auch der italienisch-byzantinische Bau ist in den Linien reich und vornehm, wenn auch leider das unedle Material beleidigt, vielleicht gerade weil man es mit zu viel Kunst zu verdecken gesucht hat. Auch von den anderen Nationen haben viele bedeutende und charakteristische Bauwerke ausgestellt. Unser deutsches Haus im Bierpalast-Stil hat eine reizvolle Silhouette, ist aber wohl ein wenig bunt und unruhig.

Das Charakteristischste für den Volkscharakter scheint uns der Palast der Vereinigten Staaten: Schöne Außen-Architektur mit prachtvollem Kuppelbau, Stil Weißes Haus in Washington, und innen eine Ausstattung von so jämmerlicher Banalität, von so allerletzter Geschmacklosigkeit, daß man sich beleidigt fühlt. Geländer und Treppen, Möbel und Tapeten zeigen etwa die Eleganz und den Geschmack einer Mississippi-Dampfer-Kajüte zwölften Ranges. Man sieht hier, daß Reichtum noch keine Kultur ist. Dazu gehört Tradition, oder wenigstens die Bescheidenheit, die sich nicht schämt zu lernen.

Ganz köstlich, vom reinsten, feinsten Geschmack ist dagegen das dänische Haus, ein reiches Bauernhaus der Ebene, ein wahres Kabinettstück an Wohn-

lichkeit und Geschmack der Innen- und Außendekoration. Ueberhaupt haben die Nordländer durchweg ganz glänzend abgeschnitten: Schweden, Norwegen und nicht minder Finnland, das unglückliche Land, das hier so zu sagen sein p. p. c. abgiebt. Es zeigt der erstaunten Welt, daß es nicht nur eine gediegene nationale Kultur und Kunst, sondern auch Geschichte und Mythologie hat und hoch hält. Schade darum!

Im übrigen ist diese rue des nations nicht nur in Bezug auf den Baustil, sondern auch in Bezug auf den Inhalt der Gebäude das merkwürdigste Kuddel-Muddel, das man sich vorstellen kann. Ein Teil dieser Gebäude dient recht und schlecht als Bazar. Hier werden nicht nur die charakteristischen Edelprodukte des betreffenden Landes verkauft, wie z. B. in dem italienischen die herrlichen venetianischen Glasfabrikate von Salviati, sondern teilweise der ganz gemeine billige Ausstellungsschund, den man auf jedem Schützenplatz findet; mesquiner Dienstmädchenschmuck aus Halbedelsteinen in schlechter Goldfassung, Zuckerzeug, billige Gewebe aus irgend einer elsäßischen oder englischen Fabrik, die darum nicht echter werden, weil sie von „Orientalen" mit rotem Fez verkauft werden. — Andere dieser Ausstellungsgebäude der Mächte dienen besonders künstlerischen Sammlungen als Obdach, wie z. B. die Ausstellung französischer Gemälde im deutschen Hause; und andere wiederum sind schlechtweg Rendezvous-Plätze und Rastlokale für die Angehörigen der betreffenden Nation: so z. B. der Palast der Vereinigten Staaten, der eine Post office umschließt und auf dessen ordinären Schaukelstühlen sich ebenso ordinäre Yankees mit ihren Damen zu allen Tageszeiten herumlümmeln.

Wir haben schon oben gesagt, daß die deutschen Leistungen auch auf dem Gebiete des Geschmacks das Erstaunen der Ausstellungsbesucher hervorrufen, und wir glauben behaupten zu können, daß unser Vaterland schon heute als erster Sieger in diesem friedlichen Wettkampf der Völker gelten darf. Kein Stand in dem Palast des Kunstgewerbes ist so umlagert, wie die verschiedenen deutschen Porzellan-Manufakturen; und nirgends hängen die rühmlichen Tafeln: „vendu" dichter als dort. — Wenn unsere elektrischen Unternehmungen nicht so pünktlich und mit so auserlesenem Material und so gewaltigen Maschinerien zur Stelle gewesen wären, so würde heute noch der größte Teil des riesigen Geländes nach Sonnenuntergang nicht zu betreten sein; denn die eigentlichen öffentlichen Beleuchtungseinrichtungen waren Mitte Juni noch nicht in Betrieb. Daß die Ausstellung unserer chemischen Gesamtindustrie alle anderen Nationen weit hinter sich lassen mußte, war von vornherein gewiß, denn in diesem Zweige der menschlichen Erzeugung, der die unmittelbarste Anwendung strengster Wissenschaft auf die Technik umschließt, sind wir die Lehrmeister aller Völker geworden und scheinen es auch bleiben zu sollen. Ebenso glänzend sind die deutschen Leistungen auf dem Gebiete der photographischen Reproduktionstechnik, der Maschinen-, Waffen-, Panzer- und Geschützfabrikation u. s. w. u. s. w. Man kann dreist aussprechen, daß alles, was wir ausgestellt haben, mindestens gediegen und zweckentsprechend ist, und daß wir auf sehr vielen Gebieten die Spitze halten, auf noch mehr anderen unsern Vordermännern dicht an den Fersen sind, mit der sichern Hoffnung, ihnen demnächst vorübergehen zu können. Ein gerechter Stolz darf die Brust eines jeden Deutschen heben, der diese Hallen durchwandert, namentlich wenn er zurückdenkt an jenes harte und doch so wahre Wort von Reuleaux in

Philadelphia, das die deutsche Gesamtleistung als „billig und schlecht“ charakterisierte. Was in den vierundzwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind, unser Volk geleistet hat, das ist wahrhaft wunderbar, und es berechtigt mit Sicherheit zu Hoffnungen auf eine Volkswohlfahrt und eine darauf gegründete gesunde Volkssittlichkeit, die noch vor zwanzig Jahren als ausschweifende Phantasie hätte gelten müssen. Noch zwar studieren wir auf der ersten Seite des Zauberbuches, das uns die Dämonen der Naturkräfte unterwirft, die mächtiger sind als die Geister von Alladin's Wunderlampe. Aber jeder Tag bringt neue ungeheuere Entdeckungen. Die deutsche Ausstellung von 1900, verglichen mit der von 1876, zeigt die schwindelerregende Schnelligkeit an, mit der die Menschheit dem höchsten Ziele der Kultur zustrebt, und erlaubt eine schwache Vorstellung von den Entfernungen, die sie in dem nächsten Menschenalter hinter sich bringen muß. Daß wir Deutschen in dem Wettrennen um die Palme der höchsten Leistungen augenscheinlich zu den Bewerbern gehören, die die stärksten Schenkel und die beste Lunge haben, das darf auch den Nicht-Chauvinisten von Herzen freuen und erheben.

Kaum irgend wo anders erlangt man ein so gewaltiges Bild von der deutschen Leistungsfähigkeit, wie in dem Schiffahrts-Pavillon des deutschen Volkes. Wer es noch nicht wußte, kann es hier erfahren, daß die beiden größten Rhedereien der gesamten Kulturwelt unter deutscher Flagge fahren, der Norddeutsche Lloyd zu Bremen und die Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft zu Hamburg. Hier besonders haben sich der erlesenste Geschmack und der größte Reichtum vereinigt, um ein Gesamtbild herzustellen, das nicht nur dem Gaffer einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt. Der Lloyd stellt auf einem riesenhaften Tische sein Verwaltungs-Gebäude dar, wie er es noch in diesem Jahre errichten wird, ein ganzes Straßenviertel, eingenommen von einem Bauwerk in edelster hanseatischer Gotik, mit weiten Höfen, auf denen Speicher und Verwaltungsgebäude angeordnet sind. Ringsherum liegt in zierlichen Modellen die riesige Dampferflotte des Lloyd auf einem Tisch von grünem Glase, immer neben einem der riesigen Schnelldampfer einer der kleinen Stromschlepper. Aber noch eindrucksvoller ist die gewaltige Erdkugel, die der Lloyd ausstellt. Aus lockerem Erdreich empor bricht ein gewaltiger Gigantenkopf, rückwärts geneigt, so daß die mächtigen Muskeln des Halses und die zum Bersten gefüllten Blutgefäße hervortreten. Er bläst Wolken empor, auf denen die Erdkugel schwebt; auf ihr bezeichnen starke braune Linien die weltumspannenden Schiffahrtsverbindungen des Lloyds. Vom Nordpol zum Südpol ringelt sich die Midgardschlange um den Erdball, umklammert von der Riesenfaust des Giganten. Der muskelschwellende Arm trägt das ganze Kunstwerk als prachtvoller Strebepfeiler. Das Ganze ist zwei Stock hoch, und es muß einen wahrhaft wunderbaren Anblick darbieten, wenn dieser ungeheuere Globus, von innen beleuchtet, sich in langsamer Majestät um sich selbst wälzt.

Die Hamburger Schwestergesellschaft hat ein weniger imponierendes, aber in seiner Art ebenso köstliches Kunstwerk ausgestellt. Die ganze Stadt Hamburg mit ihren Vorstädten am Elbhafen, alle Kirchen, das Rathaus und die übrigen öffentlichen Gebäude, fast jedes Privathaus, hat die geduldigste Künstlerhand auf Pappe gezeichnet, ausgeschnitten und an seinen Platz gestellt, fast, daß jeder Hamburger sein Wohnhaus herauszufinden vermag. Der gewaltige Hafen mit seinen unzähligen Buchten, Inseln, Piers und Kais, mit seinen Speichern und

Krahnen und seinem Mastenwald giebt ein unübertreffliches Bild von der Leistungsfähigkeit der Hamburger Schiffahrt und der weltumspannenden Größe seines Handels.

* * *

Doch nun laß uns dem sinnverwirrenden Geräusch und Getümmel da unten entfliehen. Nach all den Einzelheiten, die die Aufmerksamkeit zersplittern und den Sinn lähmen, sehnt sich das Auge nach einem freien Ueberblick, nach einem Gesamtbild, nach Horizont.

Der Lift trägt uns die schrägen Pfeilertreppen empor zur ersten Plattform des Eiffelturms. Wir steigen aus und umwandeln langsam das mächtige Viereck. Hier unter uns umfassen die Schenkel des gewaltigen Hufeisens des Industriepalastes den grünen Garten, in dem das ungeheuere Quadruped aus Stahl in den Himmel trotzt, von dem wir herabblicken. Uns gerade gegenüber erblickst du die zierlichen Dekorationen des Wasserschlößchens; rechts davon dreht sich langsam das Riesenrad mit seinen schwebenden Waggons. Auf der entgegengesetzten Seite führt eine breite Brücke hinüber zum Trocadero, der braunrot, wie eine trotzige Burg aus kräftigeren Zeiten zwischen all dem schwächlichen weißen Zuckerzeug der modernen Gebäude dasteht, wie ein Hinterwäldler zwischen Modegigerln. Auf der Seine, von Brücke zu Brücke, flitzen die schnellen Dampfboote stromauf und stromab. Westwärts streift der Blick weit in das hügelige Land hinein, ostwärts ballt sich das Häusergewirr von Paris, dieser Vulkan, in dem noch immer die Glut der revolutionären Lava kocht, die so oft in prachtvollen Eruptionen die Menschheit erschreckte und verheerte. Wie buntes Spielzeug erheben sich diesseits der Seine die Gebäude der Nationen, jenseits, von Ost nach West gerechnet, das Gebäude der Stadt Paris, die Rue de Paris, das imponierende Gebäude de l'économie sociale und „Alt-Paris“ mit seinen Burgtürmen, Wimpeln und Wimpergen.

Dort am Nordhorizont, wo die grauen Straßen den Montmartre emporklettern, steht in leuchtender Schönheit ein weißes, kuppelgeschmücktes Bauwerk, wie eine Zwingburg über einer eroberten Stadt. Das ist die Kirche des Sacré Coeur, die Trophäe der siegreichen streitenden Kirche über die revolutionäre, gottlose Sündenstadt Paris, das Werk der Jesuiten und Redemptionisten. Emile Zolas Roman „Paris“ wird vor uns lebendig, wie wir hinschauen, dieses hohe Lied der schaffenden Arbeit.

Und dort auf der anderen Seite ragt die trotzige Form des Mont Valérien in den grauen Himmel. Andere Bilder steigen vor uns auf. Ein schwerer harter Winter. Hunger, Wut und Verzweiflung in den Straßen der großen sinnenfreudigen Stadt. Wolke auf Wolke steigt dort oben von der beherrschenden Bastion empor, und Eisenball auf Eisenball summt durch die Luft, um beim Platzen Tod und Verderben um sich zu streuen.

Das ist das Wundervolle in dieser Stadt. Wo du gehst und stehst, begleiten dich die Schatten der Vergangenheit, fast wie in der ewigen Stadt Roma. Altertum, Mittelalter und Neuzeit haben hier ihre Spuren unverwischbar zurückgelassen, und die Kunst hat ihren Lorbeer und ihre Rosen um die blutigen Denkmäler des Krieges geschlungen. Historischer Boden überall! Auf der kleinen Seine-Insel dort hat Camulogenus sich gegen Julius Cäsar verschanzt; ein paar Schritt weiter erzählt die Sorbonne eine lange Geschichte von mittelalterlicher

Wissenschaft, von ihren Kämpfen gegen das neue Wissen der neuen Zeit, von Scheiterhaufen, Beil und Galgen. Und wieder ein paar Schrittchen weiter, wenn du auf dem Hofe des wundervollen Schlößchens von Cluny die filigranfeine Gotik entzückt bewundert hast, tauchen die Troubadoure des Mittelalters vor deinen Augen auf; und sporenklirrend, Arm in Arm, prunken vor dir vorbei die drei Musketiere Athos, Porthos, Aramis mit ihrem unzertrennlichen Freunde Artagnan. Und dann führt dich der Heimweg hinaus ans Ostende der Boulevards; und eine Steinlinie im Mosaikpflaster zeigt dir die Stätte, wo dereinst die alte Zwingburg des Feudalismus stand, die Bastille. Ganz fern aber, im äußersten Westen, reckt sich als Denkmal an jene gewaltige Epoche, in der zum letztenmal der Stern Galliens als ein blutroter Meteor die Welt überstrahlte: der Dom der Invaliden mit dem Denkmal des großen Korsen, und dicht dabei die Vendômesäule mit seinem Standbild.

Voller Ehrfurcht vor der geheimnisvollen Macht der Vergangenheit wird jeder Kulturmensch diese geheimnisvolle große Stadt betrachten, die unter ihm sich breitet; ohne Neid betrachtet sie der Deutsche. Mag ihnen die Vergangenheit gehören: uns gehört das beste Stück der nächsten Zukunft!

Dr. F. Ranzow.



Religiöser Dilettantismus.

Mit der erstaunlichen Ausdehnung aller unserer Kenntnisse in Natur und Geschichte im 19. Jahrhundert und der damit verbundenen Verbreitung der Bildung hat leider ihre Vertiefung nicht Schritt gehalten. Trockenes Spezialistentum auf der einen, flacher Dilettantismus auf der andern Seite gehören auch zur Signatur des Jahrhunderts. Daneben geht freilich auch sofort ihre Bekämpfung. Gleich an der Pforte der neuesten Zeit steht der alte Goethe und vereint umfassende Geistesbildung mit schroffer Abneigung gegen alle Pfuscherei. Wie oft begegnet dem Leser seiner Gespräche mit Eckermann eine bald überlegen lächelnde, bald wegwerfende Bemerkung wider die Dilettanten! An Nachfolgern darin hat es dem alten Meister nie gefehlt. Ein Hauptgebiet für die Sonntagsreiter des Dilettantismus wurde die Politik, zumal seit der schrankenlosen Erweiterung des Wahlrechts. Carlyle in England und Treitschke in Deutschland als Publizisten, vor allem aber Bismarck selbst mit ehrlichem Haß und Verachtung gegenüber den „unzünftigen Politikern", haben hier manch heißen Strauß gekämpft. Auch auf dem Gebiete der Kunst regt sich überall energisches Widerstreben gegen einen ebenso selbstbewußten wie oberflächlichen Dilettantismus, der das Schönheitsideal fertig als Maßstab im Ränzel mit sich herumträgt, und der geistvolle Lichtwark redet, als Wortführer einer ganzen Gruppe, gar einer Erziehung zum künstlerischen Sehen das Wort. Aber ein Gebiet giebt es, auf dem der Dilettantismus immer noch üppig wuchert, wo er eine fast unumschränkte Herrschaft auszuüben scheint, das sind die Angelegenheiten der Religion und

Kirche. Von dem berühmten Jenenser Kirchenhistoriker Hase (geb. 25. Aug. 1800) wird eine Aeußerung berichtet: eine Zeit ziehe herauf, wo eine gewisse Kenntnis der Kirchengeschichte zur allgemeinen Bildung gehören werde! Der alte Herr hat seine Rechnung ohne seine Kollegen Haeckel und Thudichum gemacht, die mit einer durch keine Sachkenntnis getrübten Sicherheit über Fragen der Religion und des geschichtlichen Christentums orakeln, und zum Teil Auflagen über Auflagen ihrer Werke erleben. „Welträtsel" und „Kirchliche Fälschungen", wer könnte diesen Titeln widerstehen, besonders der letztere wird stets seine Zugkraft behalten, ob auch das Buch Erzeugnis eines auf unseren Universitäten sonst, Gott sei Dank, unerhörten Dilettantismus ist.

Wenn das am grünen Holze der Wissenschaft geschieht, was will am dürren werden? Zwei religiöse Zeitschriften, die „Christliche Welt" und der „Protestant", haben in den letzten Jahren gelegentlich Fragebogen versandt, die erstere über die Frage, welche Anforderungen die Gemeindemitglieder an eine wirksame Predigt stellten, die andere über Stellungnahme zum Falle Weingart. Wer die Antworten durchmustert, wird bei den meisten, ganz abgesehen von dem religiösen und kirchlichen Standpunkt, erstaunt sein über die Dürftigkeit des religiösen Sinnes und die naive Unkenntnis der einfachsten Grundfragen religiösen und kirchlichen Lebens, die sich darin offenbart. Sie stimmen nur zu gut mit der Erfahrung überein, die großstädtische Geistliche gemacht haben, wenn sie sich in kleineren Kreisen, bei Bibelstunden u. s. w. bereit erklärten, auf Fragen, die an sie gestellt wurden, zu antworten: die Fragen sind oft so kindlich, daß es schwer hält, an ihren Ernst zu glauben. Die Reichshauptstadt, in der neben radikalem Unglauben doch eine sehr starke christliche Strömung pulsiert, marschiert leider auch im religiösen Dilettantismus an der Spitze. Ganz abgesehen von der Unart der dortigen kirchlichen Kreise, jeder religiösen Persönlichkeit möglichst einen Parteistempel aufzudrücken, muß das weite Schichten beherrschende Modechristentum, das sich um seinen Modeprediger gruppiert, die Verflachung des inneren Lebens befördern. „Heute predigt ja niemand", sagt bezeichnend der Berliner, wenn auf dem Kirchenzettel die Namen der Männer fehlen, „die für Säulen angesehen werden". Zu einem selbständigen Urteil in religiösen Fragen, das die evangelische Kirche ihren Gliedern ermöglicht und von ihnen verlangt, arbeiten sich nur wenige durch. Selbst bei den Gemeinde-Kirchenräten und -Vertretungen wird im Osten, im Gegensatz zu dem kirchlich durchgebildeteren Westen, vielfach darüber geklagt, daß nur für äußere Angelegenheiten volles, für eigentlich religiöse Fragen geringeres Verständnis vorhanden sei. Es ist ein großer Irrtum unserer Zeit, wenn viele meinen, auf dem Gebiete der Religion und des Glaubens ohne ernste Arbeit urteilen und mitreden zu können. Ohne saure Arbeit gedeiht auf allen Gebieten, somit auch sicherlich auf dem innerlichsten und tiefsten der Stellungnahme zu den großen Fragen und Rätseln des Lebens, nur — oberflächlicher Dilettantismus.

* * *

Mit einem besonders krassen Beispiel von dilettantenhafter Behandlung religiöser Fragen hat der „Türmer" im Juliheft seine Leser bekannt gemacht, als er ihnen erzählte, warum Herr Arthur Zapp seine Kinder nicht taufen läßt. Wer ist Herr A. Zapp? Vor einiger Zeit erschien in der „Zukunft" ein Artikel, in dem ein bekannter Romanschriftsteller erzählte, wie er ein vielbeliebter und vielbegehrter Autor geworden sei. (Vgl. Türmer, I. Jahrgang, Heft 3, Seite 261.)

Er schildert dabei, wie sein Arbeiten ein fortwährender Abfall von seinem Ideal war, so daß er schließlich seine Romane nur um des anständigen Honorares willen schrieb. „Bei alledem bin ich ein fleißiger Arbeiter und schreibe Tag für Tag meine 200 Zeilen. Auf die ‚Stimmung‘ zu warten habe ich nicht mehr nötig. Meine Routine läßt mich nie im Stich. Das nervenangreifende Ringen und Kämpfen dichterischer Arbeit und die ‚Wonne des Schaffens‘ kenne ich nicht mehr. Kalt ‚wie 'ne Hundeschnauze‘ setze ich mich an die Arbeit. Mich erhebt beim Schaffen kein dichterisches Hochgefühl mehr in die Wolken, dafür aber peinigt mich auch kein Bangen, kein Zweifel mehr. Immer bin ich meiner Sache sicher, denn ich weiß ja, ‚wie's gemacht wird‘.“ Ich besinne mich deutlich auf den aus Abscheu und Mitleid gemischten Eindruck, den diese Selbstverhöhnung eines Mannes, der augenscheinlich noch ein Gefühl seines besseren Ich hatte, auf mich machte, und sein Name prägte sich dem Gedächtnis ein, es war — Herr Arthur Zapp. Und nun dieser selbe Herr als Sittenrichter über evangelische Geistliche! Wollte er in dieser Rolle Eindruck machen, hätte er doch früher mit den Bekenntnissen seiner schönen Seele etwas zurückhaltender sein müssen.

Also legen wir Herrn Zapps Bemerkungen ad acta? Mit nichten. Das ist ja, wie auch der „Türmer“ damals mit Recht bereits angedeutet hat, das Wesen des Dilettantismus, daß er in aller Spreu doch auch immer ein Körnlein Wahrheit bringt. Darum sei es auch hier ausdrücklich gesagt, daß Persönlichkeiten, wie sie Herr Zapp schildert — vorausgesetzt, daß ihm da nicht Romanfiguren unter die Feder gekommen sind — nicht entschuldigt werden sollen. Menschen, die es im Geistlichen so treiben, wie Herr Zapp in der Schriftstellerei, geschieht recht, wenn sie die Geißel trifft.

Aber im übrigen bekennt Herr Zapp ja selbst deutlich genug, von diesen Dingen wenig zu verstehen. Vor allem hat er keine Ahnung von geschichtlichen Prozessen, von dem Ringen und Kämpfen des Neuen mit dem Alten, das die Entwicklung großer historischer Gebilde, wie Kirche und Staat, bestimmt. Geschichtliche Größen lassen sich nicht von heute zu morgen umreformieren. Wer aber wollte es verkennen, daß heutzutage ein ernstliches Ringen durch die Kreise der evangelischen Christenheit geht, um den neuen Erkenntnissen und Anforderungen, die unsere Zeit uns gebracht hat, gerecht zu werden, ohne dabei den reichen Schatz religiöser Wahrheiten, den uns die Vorzeit überliefert hat, zu verschleudern!

Auf einzelne andere Punkte wird in Zukunft näher eingegangen werden. Sicher ist es kein Schade, das hat der „Türmer“ beim Abdruck des Zappschen Artikels richtig gefühlt, wenn auch die Schäden unserer evangelischen Kirche offen besprochen werden. Möchte es aber immer von solchen geschehen, die unsere Kirche trotz einzelner Schwächen lieb haben, und die bessern und helfen, aber nicht verspotten und zerstören wollen. Vor allem aber werde Dilettanten ernstlich zugerufen: Hände fort!

* * *

Besonders wunderliche Blüten treibt der religiöse Dilettantismus, seit indische und orientalische Religionen in Europa genauer bekannt geworden sind. Die Erschließung des fernen Ostens und die Entzifferung der vorderasiatischen und ägyptischen Denkmäler haben eine ganz neue Wissenschaft, die vergleichende Religionskunde geschaffen. Wer heute über „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ schreiben wollte, würde nicht mehr wie Herder zu 1. Mose 1 greifen,

sondern in Papyrusrollen und mit Keilschrift bedeckten Tontäfelchen seine Forschungen machen, und die Religionssysteme Indiens und Chinas, eines Laotse, Konfutse und Buddha sind Gegenstand eifrigen und ergiebigen Studiums. Nun übt auf uns Deutsche — und nicht nur auf uns — alles Exotische einen eigenartigen Reiz aus. Wenn die Dichter des vorigen Jahrhunderts ganz besonders edle und kluge Menschen schildern wollten, so mußten es mindestens Perser, am liebsten aber Chinesen sein, vgl. Schillers Turandot. Daß es mit dieser Kunden Edelmut nicht weit her ist, haben uns die letzten Monate allerdings gründlich gezeigt, aber die Religionen, unter deren Einfluß doch jene Völker zu dem geworden sind, was sie sind, scheinen auch heute noch einer Menge Menschen in unserem lieben deutschen Vaterlande etwas ganz Apartes zu sein. Glaubte Schiller die Quintessenz der Weisheit am besten in Sprüchen des Konfuzius niederlegen zu können, so fangen heute buddhistische Gemeinden an, unter uns ihr Wesen, um nicht zu sagen, Unwesen zu treiben, und ihre eifrigsten Wortführer erklären wohl gar das Christentum nur für einen Ableger des Buddhismus. Nicht als ob ich leugnen wollte, daß in jenen Religionen manch wertvoller Wahrheitskern, in ihren Lehren manch beherzigenswerter Spruch steckte; nicht auch, als ob ich nicht wüßte, daß die Untersuchung nach den Berührungen des Buddhismus mit dem morgenländischen Christentum seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts — vorher, besonders zur Zeit Jesu, sind solche meines Wissens schlechterdings nicht nachzuweisen — zu den interessantesten Problemen der Geschichte gehörte; aber was ist es für ein dilettantischer Unfug, aus der Aehnlichkeit einzelner Worte oder Gedankenreihen gleich eine geschichtliche Abhängigkeit herzuleiten! Für litterarische Werke hat schon Goethe solche Versuche energisch zurückgewiesen. Dasselbe gilt für die Religionswissenschaft. Das Erlösungsbedürfnis z. B. ist eine so allgemein menschliche Erscheinung, daß es in den verschiedensten Religionen vollständig unabhängig und unbeeinflußt von einander zum Ausdruck kommen kann und kommt, und die gänzlich verschiedene Art, wie Christus und Buddha dieses Problem lösen, sollte schon davor bewahren, sie dilettantenhaft zusammenzustellen.

Zu welchen schnurrigen Auswüchsen dieser Dilettantismus in der Religionsgeschichte führen kann, zeigt deutlich ein kleines Heft, das mir neulich zugesandt wurde, und das den, mit unfreiwilligem Humor in Form eines Fragezeichens gedruckten Titel führt: „Alle 600 Jahre kommt ein neuer Heiland" (Heidelberg, J. Hörning). „Wir haben das so zu verstehen, daß die Brahmanen alle 600 Jahre auf Grund der Weissagung, daß die dreieinige Gottheit in genau bestimmten Zwischenräumen der in Sünde versunkenen Menschheit Retter vom Himmel sende, den Fähigsten der Ihren aufstellten, nach methodischen Vorbereitungen, um eben diese Rolle eines Erlösers zu spielen; um dadurch ihre Macht aufs neue zu befestigen." So haben sie es mit Rama, Krischna, Buddha, Christus, Mohammed und Franz von Assisi gemacht, ja auch mit diesem, denn, „wenn ich richtig sehe (ja wenn!), so müßte demnach die Oberleitung der römischen Kirche in das Geheimnis von der 600jährigen Erlöserperiode eingeweiht gewesen sein und dem entsprechend ihre Linien gelegt haben." Nun ist glücklicherweise Herr Dr. Brodbeck gekommen, Mitglied des Weltparlaments aller Religionen in Chicago, und hat diese hinterlistigen Brahmanen entlarvt. „Heute sind wir davon erlöst, seit wir wissen, wie diese Geschichte gemacht wurde." Nun müßte eigentlich



die dankbare Menschheit Herrn Brodbeck als ihren Erlöser und Heiland feiern, das wäre noch etwas für unsere religiösen Dilettanten.

* * *

Wie muß nun der Kampf gegen diesen religiösen Dilettantismus durchgeführt werden? In unserer christlichen Religion vereinigen sich zwei Momente. Sie ist eine geschichtliche Religion, uns durch die Jahrhunderte überliefert. Jede Zeit hat in ihren Dogmen, ihrer Kirchenverfassung und in ihren Gottesdiensten ihrer besonderen Auffassung der christlichen Religion und ihrem eigenartigen Verständnis der biblischen Grundthatsachen Ausdruck zu geben versucht. Dies ist die veränderliche, in historischem Werden, Wachsen und Vergehen befindliche Seite des Christentums. Diese Seite unseres Glaubens und ihre geschichtliche Entwicklung muß kennen, wer in die Verhandlung über die religiösen und kirchlichen Fragen der Gegenwart eingreifen will. Wie niemand zünftige Politik treiben kann, ohne von der Geschichte seines Staates etwas zu wissen, so sollte in der Kirchenpolitik und bei religiösen Problemen niemand mitreden oder gar mitschreiben, der sich nicht durch einige Beherrschung des geschichtlichen Stoffes die nötige wissenschaftliche Grundlage erworben hat. Wer das, wie Häckel und Thudichum, unterläßt, verfällt mit Recht dem schwersten Vorwurf, der einem Forscher gemacht werden kann, dem Vorwurf des argen Dilettantismus.

Neben dieser zeitgeschichtlichen Seite hat das Christentum aber auch noch eine ewige, zeitlose. Sie kommt in einer einfachen, allen bekannten Thatsache zum Ausdruck. Wie die Bibel, vornehmlich in den Evangelien, jedem aufrichtigen Sinne auch ohne historische Studien zu einer frischen Quelle der Erquickung wird, so finden sich von der ältesten Zeit her in allen Schriften und Erbauungsbüchern frommer Christen Worte, Aussprüche, Gedankenreihen, Gebote und Gebete, die jedem einzigen religiös empfänglichen Menschen, ohne Unterschied des Standes und der Bildung, noch heute so verständlich sind, als wären sie eigens zu ihm geredet. Das ist das Herz der Christenheit, welches unter den Kirchenkleidern schlägt, das innerste Wesen des Christentums, das die äußeren Formen stets neu erzeugt, das ist der Verkehr der frommen Seelen mit Gott. Wo dieses Innerste des Christentums treu, nüchtern und innig gepflegt wird, da wird dem religiösen Dilettantismus die Wurzel abgegraben und das große Grundgesetz im Geistesleben begriffen: nur wer selbst Religion hat, versteht etwas von Religion; nur wer vom Geiste ergriffen ist, spürt das Wehen des Geistes.

Auf diesen beiden hier nur kurz skizzierten Gebieten, die natürlich vielfach miteinander verschlungen sind, ist auch thatsächlich der Kampf gegen den religiösen Dilettantismus aufgenommen. Am spätesten auf dem Felde der Geschichte. Mit Recht wird den deutschen Theologen der Vorwurf gemacht, daß sie nur wenig dazu beigetragen haben, die Gemeinde mit der Arbeit und den Ergebnissen ihrer Wissenschaft bekannt zu machen. Uns fehlen durchaus Bücher, die in allgemein verständlicher, interessanter Darstellung, und dabei doch zuverlässig und gediegen, dem gebildeten Publikum darlegen, was z. B. als gesichertes Ergebnis über die Entstehung des Neuen Testamentes und seiner Bücher, des Urchristentums u. a. m. gelten kann. Wie begehrt solche Darstellungen sind, beweisen am besten die elf Auflagen, die der fesselnd geschriebene „Abriß der Kirchengeschichte" des Juristen Sohm in zehn Jahren erlebt hat. Die Schuld an dem Mangel solcher Bücher liegt freilich auch zum Teil an den Gemeinden, in denen viele jeder wissenschaft-

lichen theologischen Thätigkeit argwöhnisch und feindlich, immer protestbereit gegenüber stehen. So sind bisher fast nur die um die „Christliche Welt“ sich gruppierenden Kreise in diese Arbeit eingetreten, die ein großes gemeinsames Arbeitsfeld der evangelischen Theologie bilden sollte. Denn es gehört zur Aufgabe einer rechten Theologie, als Vorkämpferin im Felde gegen den religiösen Dilettantismus zu stehen, wo er sich in das wissenschaftliche Gebiet verirrt.

Der beste Kampf gegen den religiösen Dilettantismus bleibt natürlich immer die Vertiefung der persönlichen Frömmigkeit. Das ist das eigentliche große Arbeitsfeld jedes tüchtigen Geistlichen, ja jedes ernsten Christen. Doch soll hier, in der Rundschau, die Aufmerksamkeit kurz auf einen Mann gelenkt werden, der sich diese Art der Bekämpfung des religiösen Dilettantismus zur besonderen Lebensaufgabe gemacht hat, nämlich auf Dr. Johannes Müller aus Schliersee, der durch seine Vorträge und Schriften vielleicht auch schon einem Teile unserer Leser bekannt ist. Er formuliert selbst den Grundgedanken seiner Thätigkeit so, daß es seine Absicht sei, „persönliches Leben zu pflegen“, dagegen zu protestieren wider alle Uniformierung und Nivellierung des inneren Lebens. Der Mensch soll „Persönlichkeit sein, Persönlichkeit werden, den Keim seiner Persönlichkeit, den er darstellt, zu vollständiger harmonischer Entwicklung bringen ... Leben also, leben als das, was wir sind, das ist unsere Bestimmung.“ Dieses durch und durch moderne Ideal erhält bei Müller religiöse Bedingtheit und Bestimmtheit. Persönliches Leben weckt ihm die Berührung mit dem lebendigen Gott, wie er sich in Christus, dieser Vollgestalt persönlichsten Lebens, offenbart. Darum begegnen uns bei Müller besonders oft die lebensvollen Worte des Johannes-Evangeliums, und Christi Bild entfaltet sich ihm am reichsten in dem Ausspruch: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen.“ Das alles entwickelt Müller in schlichter, natürlicher Sprache, frei von dem erdrückenden Ballast religiöser Phrasen, von den allgemeinsten Voraussetzungen ausgehend, aber immer wieder in sein Centrum einlenkend: persönliches Leben! inhaltsreiche, charaktervolle Menschen! Sicherlich ein wackerer Mitkämpfer auf unserem Gebiet, denn persönliches religiöses Leben ist das Antiseptikum wider die Fäulnis des religiösen Dilettantismus.

* * *

Oeser erzählt in einer seiner feinsinnigen Skizzen (Am Wege und abseits), daß der liebe Gott einmal auf die Erde kam, um die Bücher nachzusehen, aus denen die Christen der Stadt ihre Glaubensnahrung gewännen. Sie sollten alle diese Bücher auf dem Markte zusammenbringen. Bald entstand ein großer Haufe. Christliche Kalender und Zschockes Stunden der Andacht, Bogatzkys Schatzkästlein, Drummonds weiße Hefte und viele andere lagen massenweise neben- und übereinander. Da sagte der Herr: „Kinder, die Bücher nehme ich nun alle weg und gebe euch dafür ein kleines Buch, das ihr nicht zu kennen scheint.“ Da hielt jeder in seiner Hand — ein Neues Testament. Eine Geschichte, aus dem Leben gegriffen! Der religiöse Dilettantismus würde sich nicht so breit machen, wenn die meisten Menschen das Christentum nicht nur aus abgeleiteten sekundären Quellen kennen würden, aus dem, was Fromme oder Unfromme darüber gesagt haben, statt aus seinen grundlegenden Urkunden in der Bibel. Die Bibel muß wieder entdeckt werden. Nun müssen wir freilich ein Geständnis machen. Wir haben in Luthers Bibelübersetzung einen unübertrefflichen Schatz, — aber

wir haben ihn schlecht gebraucht. Anstatt die erstaunlichen Fortschritte der Sprachforschung in den letzten drei Jahrhunderten sofort zu benutzen, um durch langsame und unmerkliche Veränderung und Verbesserung dieses Riesenwerk auf der Höhe zu halten, haben wir es gemacht wie der Knecht im Gleichnis, der sein Pfund vergrub. Erst in neuester Zeit ist man schüchtern daran gegangen, die lutherische Uebersetzung durchzusehen. Darum haben, zumal zum Verständnis der Propheten im Alten und der apostolischen Briefe im Neuen Testament, auch andere wissenschaftlich genaue Uebersetzungen der Bibel in der evangelischen Kirche ihr gutes Recht. Eine besonders treffliche Ausgabe hat neuerdings Kautzsch im Verein mit anderen Gelehrten veranstaltet und ihr das Neue Testament in Weizsäckers Uebersetzung beigegeben.*) Kommt diese Textbibel auch in religiöser Kraft der Sprache der Lutherschen nicht gleich, bedarf sie auch noch immer erneuter Durcharbeitung, um Unebenheiten, Fremdworte, z. B. wie Publikum, Patrizier, Individuum, Depositum, Reflexion u. a. m. auszumerzen, so kann sie doch nicht warm genug empfohlen werden, soll sie doch unsere alte, uns lieb gewordene Lutherbibel nicht ersetzen, sondern nur ergänzen. Und das thut sie durch gute Uebersetzung und sinngemäße Abteilung. Mit der letzteren besonders giebt sie einen guten Wink, wie auch die in unseren Gemeinden eingebürgerte Luthersche Uebersetzung ohne viele Veränderung des Textes leichter verständlich gemacht werden könnte. Man brauchte nur an Stelle der ganz zufälligen und oft den Sinn unterbrechenden Kapitelüberschriften eine dem Inhalt angemessene neue Abteilung vornehmen und die Abschnitte mit passenden Ueberschriften versehen. Damit wäre viel gewonnen.

Aber wie dem auch sei, zu begrüßen ist alles, was unsere Christenheit zu den frischen Quellen der Urkunden unseres Glaubens, vor allem zu den Evangelien und Psalmen hinführt. Das starke und reiche Glaubensleben, das hier pulsiert, die lebensvolle Einwirkung, die von jeder Berührung mit Jesus Christus ausgeht, sind die besten Waffen im Kampfe gegen den religiösen Dilettantismus unserer Tage.

Christian Rogge.



Stimmen des In- und Auslandes.

Vom Chinamann.

„Wer wird aber als Sieger aus dem Kampfe des XX. Jahrhunderts hervorgehen, der nervöse Europäer, oder der unermüdliche, alles überwindende, phlegmatische Chinese?“ Diese Frage hat schon im Jahre 1899 ein feiner Kenner chinesischen Wesens und chinesischer Verhältnisse aufgeworfen, das amerikanische

*) Textbibel des Alten und Neuen Testaments. Tübingen, J. C. B. Mohr. Ausgaben mit und ohne Apokryphen, auch die Testamente einzeln. 3—12 Mark.

Missionsmitglied Arthur H. Smith, dessen Buch jetzt, übrigens noch vor Ausbruch der traurigen Katastrophe, in einer guten deutschen Bearbeitung von F. C. Dürbig unter dem Titel „Chinesische Charakterzüge" in A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch), Würzburg, erschienen ist. Und der Verfasser ist durchaus nicht geneigt, der leichten Unterwerfung dieses in seinen widersprechenden Charaktereigenschaften noch viel zu wenig gekannten Volkes das Wort zu reden. Im Gegenteil, er sagt: „Wenn die Geschichte lehrt, daß der Tüchtigste siegt, dann hat eine Rasse mit einer solchen Ausdauer, zu der noch die herrliche Lebenskraft kommt, sicher eine große Zukunft vor sich."

Die Ausdauer, eine schier unglaubliche Geduld und Beharrlichkeit ist dem bezopften Manne so angeboren, wie manchen Tieren die Schnellfüßigkeit und dem Adler sein kühner Flug. Selbst der armseligste Bettler besitzt sie. Er ist ja infolge seines häufigen Erscheinens kein gern gesehener Gast, aber die Geduld läßt ihn nie im Stich, und schließlich bekommt er doch einmal eine Kupfermünze. Das ist zwar ein allgemein orientalischer Zug, wie die Geschichte von dem Araber beweist, dem sein Turban gestohlen worden war. Er stellte sich am Eingang des Friedhofes auf, statt sich sofort auf die Suche nach dem Diebe zu machen; denn: „Einmal muß er doch hierher kommen." Aber der Chinese hat die Fähigkeit, ohne Klage zu warten, und die Kraft, jedes Geschick mit Gleichmut zu ertragen, in ganz besonderem Maße. In der schrecklichen Zeit von 1877 und 1878 gingen Millionen an Hunger erbärmlich zu Grunde, die chinesische Regierung that nichts zu ihrer Rettung, und doch ist deshalb keine Rebellion ausgebrochen. Dabei giebt es in Bezug auf die Ernährung kein anspruchsloseres Volk als die Chinesen. Ein erwachsener Chinese braucht für gewöhnlich nicht mehr als acht Pfennige täglich zu seiner Erhaltung, in Zeiten von Hungersnot sind Abertausende von Menschen mit 6 Pfennig pro Tag und Kopf erhalten worden. Mit dem, was täglich in Europa umkommt, meint Smith, könnte man sechzig Millionen Asiaten verhältnismäßig luxuriös ernähren. Der Chinesenmagen verträgt alles, tote und selbst einer ansteckenden Krankheit erlegene Hunde und Katzen, Maulesel und Esel werden mit Haut und Haaren gegessen, dabei bleibt noch nicht soviel übrig, daß für Hunde und Katzen etwas Nennenswertes abfällt. „Es ist etwas Trauriges für diese Tiere, von den Abfällen solcher Mahlzeiten leben zu müssen. Sie stehen aber auch meistens auf dem Aussterbeetat." Sogar mit Strychnin vergiftete Hunde werden gegessen, ohne daß es den Leuten schadet. Dabei ist der Chinese durchaus materialistisch veranlagt und sehr auf einen — nach seinen Begriffen! — guten Bissen bedacht. Zeigt sich seine materielle Gesinnung doch schon im gewöhnlichen Gruß. Wo wir unsere Bekannten fragen: „Wie geht's? Was machen Sie?" fragt der Zopfträger: „Haben Sie Ihren Reis schon gegessen?" Solange eine Sache auf den Reispreis keinen Einfluß hat, gilt sie als vollständig unwesentlich.

Zu der Bedürfnislosigkeit tritt eine unglaubliche Sparsamkeit. Die Kochgefäße haben ganz dünne Böden, damit sie möglichst wenig Feuerung beanspruchen, bedürfen dafür äußerst vorsichtiger Behandlung. Die Feuerung besteht aus Blättern, Stengeln, Stoppeln, und wird selbst von ganz kleinen Kindern gesammelt. Die Armeen der Feuerungssammler, die im Herbst und Winter das Land überschwemmen, lassen nicht ein Hälmchen Stroh liegen, und Knaben klettern auf die Bäume, um die trockenen Blätter abzustreifen. Dr. Henry erzählt

in seinem Buche „The Cross and the Dragon“ von zwei Kulis, die lieber einen Weg von 74 km zurücklegten, weil zu Hause ihr Essen bereit stand, als daß sie sich für 10 oder 15 Pfennig zwei Schüsseln Reis gekauft hätten. Aus lauter Sparsamkeit ist der Chinese schmutzig und wasserscheu; jeden Fremden betrachtet er als Seifenverschwender. In dieser Beziehung ist der Japaner das Gegenteil, der bedingt sich, wenn er in fremde Lande auswandert, kontraktlich täglich so und so viel heißen Wassers aus, damit er sich seiner Gewohnheit gemäß halb kochen kann. „Waschen Sie auch jeden Tag Ihr Kleines?“ fragte einmal eine neugierige Fremde eine Chinesenmutter, die ihren Sprößling eben mit Schmutz überschüttete und dann mit einem alten Besen abkehrte. „Was, jeden Tag waschen?“ war die entrüstete Antwort, „seit seiner Geburt ist es nie wieder gewaschen worden.“

Die Wasserscheu scheint freilich noch eine tiefere Wurzel zu haben, als bloße Sparsamkeit. Eine der in China am häufigsten angewandten Entschuldigungen heißt: durch Regen aufgehalten. Der Chinese kann nicht verstehen, daß ein menschliches Wesen weiter arbeiten soll, wenn der Himmel seine Schleusen öffnet. Beim ersten Tropfen Regen hört alle Arbeit auf; Soldaten unterbrechen ihren Dienst und begeben sich schleunigst unter Dach und Fach, selbst auf den wichtigsten Posten. Das Massakre in Tientsin 1870 würde vielleicht um das Vierfache schrecklicher geworden sein, hätte nicht ein Platzregen die Wütenden, die schon auf dem Wege zur Fremdenniederlassung waren, abgeschreckt. Deshalb meint der Verfasser der „Charakterzüge“ etwas drastisch: „Eine transportable Spritze wäre unserer Ansicht nach der beste Schutz, den sich ein Reisender im feindlichen China wünschen könnte. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß ein mittelstarker, ständiger kalter Strahl innerhalb weniger Minuten selbst den stärksten Menschenauflauf zerstreuen würde. Sogar Kartätschen wären sicher nicht so wirksam, denn kaltes Wasser ist für den Chinesen wie für die Katzen der Schrecken aller Schrecken.“ Welche Perspektive, das Riesenreich statt mit Kruppschen Kanonen und den Heeren der zwar vereinigten, aber noch lange nicht einigen Europäer etwa mit der trefflichen Berliner oder New-Yorker Feuerwehr zu erobern!

Dieses merkwürdige Unvermögen, Wasser zu ertragen, steht in schroffem Gegensatz zu der sonstigen Fähigkeit des Chinesen, einfach alles zu ertragen, wie sein Magen alles verträgt. Die größten körperlichen Strapazen machen ihm nichts aus, und Nerven scheint er überhaupt nicht zu besitzen. Smith erzählt von Fällen gräßlichster Verstümmelung, der jeder Westländer ohne weiteres erlegen wäre; der Kuli zuckt noch nicht einmal mit der Wimper, und in acht Tagen ist er vollkommen hergestellt. Das ist die unverwüstliche Lebenskraft, von der Smith sich eine so siegreiche Zukunft für dieses Volk verspricht. Der Chinese vermag in allen Situationen und in allen Körperstellungen zu schlafen. Kein Lärm stört ihn. „Man könnte in China Millionen von Leuten finden, die quer über drei Schubkarren hingestreckt, mit herabhängendem Kopfe, offenem Munde, in dem noch eine Fliege Entdeckungsreisen macht, ganz gut und fest schlafen.“ Wenn der gewöhnliche Kuli sich auf ein Lager von Reisstroh strecken kann und einen Backstein unter dem Kopfe hat, so ist ihm das schon das höchste der Gefühle. Als man ein neues Spital mit schönen Sprungfedermatratzen ausstattete, fand der enttäuschte Arzt, daß sich die Patienten, sowie er den Rücken wandte, von ihren elastischen Betten auf den Fußboden legten, weil ihnen das mehr zusagte!

Es macht auf einen Chinesen nicht den geringsten Eindruck, wie lange er z. B. in einer und derselben Stellung verharren muß, er vermag an demselben Fleck wie ein Automat tagaus tagein die gleiche einförmige Arbeit zu verrichten. Schon die ganz kleinen Kinder liegen still wie Oelgötzen da, wo unsere Babys einen Heidenradau machen.

Die gelbe Rasse kann überhaupt jede körperliche Bewegung entbehren und versteht die Fremden nicht, die in ihrer freien Zeit spazieren gehen. Noch viel unverständlicher sind ihr Bewegungsspiele. Ein Lehrer in Kanton fragte einmal einen Diener, dessen Herrin er Tennis spielen sah: „Wieviel bekommt denn deine Herrin dafür bezahlt, daß sie so herumsaust?“ Die Antwort: „Nichts“ wollte er nicht glauben. „Wie kann eine vernünftige Person so dummes Zeug machen, wenn sie genügend Geld hat, um sich Kulis dafür zu halten?“ — In der Schule werden die chinesischen Kinder so enorm lange eingesperrt, wie es unsere Schulkinder gar nicht aushalten könnten. Wer aber ein Gelehrter oder Beamter werden, zu der bevorzugten Klasse der „Litteraten“ gehören will, sperrt sich bei seinen Büchern oft ein ganzes langes Leben ein. Es kommt vor, daß Großvater, Vater und Sohn gleichzeitig durch dasselbe Examen den gleichen Rang zu erreichen suchen. Prüfungskandidaten im Alter von 80 Jahren sind keine Seltenheit, ja, an den Herbstprüfungen in Foochow nahmen noch zwei über 90 Jahre alte teil, in der Provinz Anhui gab es sogar 18 Kandidaten über 90 Jahre und 35 über 80.

Der Fleiß ist überhaupt eine hervorstechende Eigenschaft der Chinesen. Aber doch in ganz anderm Sinne als bei uns. Bei aller nie rastenden Emsigkeit bringen sie oft nur wenig zuwege, weil sie vom gewohnten gleichmäßig schleppenden Gang ihres vorsintflutlichen Systems nicht abweichen. Denn der Chinese hat nie Eile und immer Zeit. Ein chinesischer Maurer macht weite Reisen zu einer Kalkgrube und bringt dann eine Kleinigkeit Mörtel in einem alten Sack, während ein Mann mit einem Schubkarren das Werk dreier thun könnte. Ein Fremder, der einmal entsetzt über die Langsamkeit war, mit der Chinesen an seinem Hause arbeiteten, brachte in der Mittagspause ebensoviel fertig, als das halbe Tagewerk von vier Leuten repräsentierte. Als der amerikanische General Grant nach seiner Weltumsegelung gefragt wurde, was ihm als das Merkwürdigste alles Gesehenen erscheine, soll er geantwortet haben, den tiefsten Eindruck habe auf ihn der Fleiß des chinesischen Kleinhändlers gemacht. Was nutzt aber all diese unermüdliche Thätigkeit, wenn sie keine Werte schafft? Und zwar liegt das eben an dem starren Konservatismus, mit dem der Chinese noch an denselben Arbeitsmethoden festhält, wie vor tausend Jahren und mehr. Charakteristisch dafür ist die Geschichte von den Kulis, die gewöhnt sind, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Als man ihnen Schubkarren gab, trugen sie diese auch auf dem Kopfe. Als ein Fremder seinem Diener einen Brief gab, damit er ihn auf die Post trage, war der Herr nicht wenig erstaunt, als ihn der Kuli auf seinen Kopf legte und durch einen Stein beschwerte, damit er nicht fortfliege. Ein Kuli, der angewiesen wird, mit einer schönen scharfen Sichel das Gras zu schneiden, empfängt das ihm unbekannte Möbel mit freundlich zustimmendem Grinsen, im Laufe des Tages aber wird er dabei ertappt, daß er sein Werk mit einem chinesischen Mähinstrument besorgt, welches ein mit einem Stil versehenes, vielleicht 30 cm langes Stück alten Eisens ist. Der Waschfrau, die, nebenbei

bemerkt, in China meistens ein Mann ist, stellt man eine Waschmaschine hin, die Seife und Arbeit spart und vor allem die Wäsche schont; außerdem giebt man ihr auch noch eine Wringmaschine, deren Handhabung so gut wie keine Anstrengung erfordert. Beides verschwindet aber geräuschlos mit der Zeit, und der Wäscher fährt fort, die Wäsche auf seine Art mit Steinen und Holzklötzen zu bearbeiten.

Das ist die „biegsame Unbeugsamkeit" des Chinesen, wie Smith es nennt, die den chinesischen Dienstboten zum „unentbehrlichen Uebel" macht; er ist unterwürfig und diensteifrig, macht aber schließlich alles nach seinem Kopfe. „Ich weiß immer nicht," äußerte sich ein Herr einmal sehr bezeichnend über seinen Famulus, „ob ich diesen Kerl totschießen oder ihm Lohn zulegen soll." Der chinesische Herr übrigens weiß sich darein zu fügen, daß von seinen Befehlen der größte Teil vollkommen ignoriert wird, das weiß vor allem auch der chinesische Beamte von seinen Untergebenen, und wenn ein hoher Beamter z. B. seinem Untergebenen nachzuforschen befiehlt, ob das und das geschehen ist, bekommt er unfehlbar ein Ja zu hören, und ebenso unfehlbar bleibt alles beim Alten. Geht aber manchmal die Nachforschung weiter und handelt es sich um besonders wichtige Verordnungen, dann drängt der zweite wieder den dritten Unterbeamten und schiebt alle Schuld auf ihn, bis schließlich wieder Ruhe eintritt und alles im alten Geleise weitergeht.

Dem Fremden gegenüber kehrt der Chinese vollends diese Vereinigung der „Starrköpfigkeit von Eseln" mit der Fähigkeit, sich zu unterwerfen, heraus. Denn hier tritt noch die Verachtung hinzu, die er im Grunde uns „Barbaren" gegenüber empfindet, und das Mißtrauen gegen unsere höhere Einsicht. Wenn man einem Fuhrmann einen ganz bestimmten Weg angiebt, den er zu fahren hat, stimmt er eifrig zu, fährt aber dann doch einen ganz anderen, weil er von Passanten gehört hatte, jener sei nicht gut. Wenn man einem Patienten in der Apotheke oder im Spital eine Medizin giebt und ihm drei- oder viermal erklärt, damit ja kein Mißverständnis vorkommen kann, wie und in welchen Zwischenräumen er einzunehmen hat, verspricht der Mann, alles aufs gewissenhafteste zu befolgen, kommt auch noch ein- oder zweimal zurück und fragt, um ganz sicher zu sein, wieder, geht dann aber nach Hause und verschlingt die Dosen für zwei Tage auf einen Satz, weil das seiner Ansicht nach doch viel besser helfen muß.

Mit stiller Verachtung aber blicken die gebildeten Klassen Chinas auf uns herab, weil wir die höchst verzwickten Höflichkeits- und Anstandsregeln des chinesischen Ceremoniells niemals zu erlernen vermögen. Die alten Klassiker lehren, daß es 300 Regeln für die Ceremonien und 3000 für den Anstand gebe. Den Chinesen sind sie in Fleisch und Blut übergegangen; wäre ein Chinese bei irgend einem Anlaß über die Etikette im Unklaren, so würde er sich ebenso blamieren, wie wenn jemand bei uns nicht wüßte, daß $2 \times 2 = 4$ ist. Der kultivierteste Fremde bleibt bezüglich der Ceremonienwissenschaft ein Stümper selbst dem ungebildetsten Kuli gegenüber. Dabei hat diese chinesische Höflichkeit etwas höchst Zweischneidiges, indem sie nicht dazu dient, dem Gaste etwa Freude zu machen, sondern nur, um zu zeigen, wie genau man weiß, was sich schickt. Der Bauer, der es für seine Pflicht hält, das Zimmer, das er dem Reisenden überläßt, zu reinigen und herzurichten, fängt mit diesen Prozeduren erst an, wenn man schon da ist, und hört auch auf Bitten nicht auf, den Staub von Genera-

tionen aufzuwirbeln. Es steht eben in den Vorschriften, daß das Zimmer gekehrt werden muß, und das geschieht, einerlei ob nun der Fremdling die Gefahr des Erstickens läuft. Chinesische Festmahle sind der Schrecken aller Fremden, der Gastgeber überhäuft den Teller des Gastes mit den nach seiner Ansicht vorzüglichsten Gerichten, einerlei ob er auch nur einen Bissen davon genießen kann. Eine chinesische Braut, die einer Ausländerin einen Besuch machen mußte, kehrte letzterer ununterbrochen den Rücken zu und knixte auch zum Erstaunen und Aerger der Hausfrau nach einer ganz anderen Seite. Auf Befragen stellte es sich heraus, daß die Chinesin ihre Reverenzen, wie vorgeschrieben, nach Norden gemacht hatte, weil dort die Residenz des Kaisers ist, während sich die Dame, der doch eigentlich die Ehrerbietung gelten sollte, so unvorsichtig — nach chinesischen Begriffen taktlos und barbarisch! — war, an der Südfront des Zimmers zu bleiben. Die europäische Kultur mit ihrer hochentwickelten Technik imponiert dem Chinesen ganz und gar nicht. Er sieht sich's an, denkt sich, wenn er ungebildet ist, daß unsere Dampf- und elektrischen Maschinen durch übernatürliche Kräfte zu stande kommen, also Teufelswerk sind, und bestaunt sie, wenn er gebildet ist, als merkwürdige, doch höchst nutzlose Dinge; im übrigen aber bleibt er bei seiner geringschätzigen Meinung über Leute, die das für ihn Einfachste und Geläufigste nicht nachahmen können, die nicht verstehen, mit Stäbchen zu essen, keinen Sonnenbrand vertragen, bei Geräusch nicht schlafen, keine Stickluft atmen können, mit dem Rufe Yi-Yi kein Eselsgespann zu leiten vermögen, und nun vollends seine Sprache nicht verstehen. Eine Sprache, die keinen sichtbaren Unterschied zwischen Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörtern hat, die keine Deklination, Konjugation und Komparation kennt. Dazu kommt, daß der Sprecher die Hauptwörter oft wegläßt, er weiß ja, worüber er orakelt, und denkt natürlich nicht daran, daß es dem Zuhörer anders gehen könnte. Oft fehlt in den Sätzen gerade das Wort, von dem das Verständnis des Ganzen abhängt. Meistens ändert auch der Sprechende gar nichts in seiner Sprache noch in seinen Manieren, um anzuzeigen, daß er sein Thema wechselte. Schließlich merkt man auf einmal, daß er gar nicht mehr, wie eben noch, von sich, sondern von seinem längst verstorbenen Großvater spricht. Wie der gute Mann überhaupt auf seinen Großvater kam, bleibt ein Rätsel; für den Chinesen ist aber nichts geläufiger, als der plötzliche, ohne jedes Anzeichen sich vollziehende Sprung von einem Thema, einer Person, einem Jahrhundert zum andern. Sucht man dann durch Fragen den Sinn der Rede festzustellen, so riskiert man, für einen, der seiner fünf Sinne nicht mehr mächtig ist, gehalten zu werden. Denn auf direkte Fragen geht der Chinese überhaupt nicht ein, er giebt allenfalls eine Antwort, nach der man just so klug ist, wie man war. Fragt man den Koch: „Warum nehmen Sie kein Salz zu dem Kuchen?", so antwortet er nichts als: „Wir nehmen kein Salz in den Kuchen." Hat der Koch seine Vorräte bis auf das letzte Restchen aufgebraucht und nun bei irgend einem Gericht eine ganz notwendige Ingredienzie einfach weggelassen, so antwortet er auf Befragen sehr richtig: „Es war nichts mehr da." „Ja, warum", fragt man weiter, „haben Sie denn nicht zu rechter Zeit dafür gesorgt?" Antwort: „Ich habe nicht dafür gesorgt."

Bei der komplizierten Höflichkeit, die das Ceremoniell vorschreibt, sollte man meinen, daß der Chinese gar nicht grob werden könnte. Das Gegenteil ist der Fall. Kann er doch im gesellschaftlichen Verkehr, eben vermöge dieses Cere-

moniells, seine ganze Grobheit entfalten, ohne auch nur ein unhöfliches Wort zu sagen, indem er z. B. den Gast beim Kommen nicht an der richtigen Stelle empfängt oder ihn beim Abschied nicht weit genug begleitet. Das Außerachtlassen aller möglichen dieser kleinen Gebräuche schließt eine verschleierte Beleidigung in sich, die der Chinese sofort herausfühlt. Die geringe Achtung, in der in China die Frauen stehen, spricht auch nicht gerade dafür, daß den Chinesen die Höflichkeit Herzenssache ist, vielmehr einzig und allein Ceremoniell. Man spricht von der Frau als von einem niedrigen, dummen, nicht vertrauenswürdigen Geschöpf, und bezeichnet sie als die Personifikation der Eifersucht, ja direkt als Gift. Eine Zusammenstellung von 735 der gewöhnlichsten Schriftzeichen, die auf Frauen angewendet werden, ergab, daß nur ungefähr 14 gute Eigenschaften ausdrückten, während alle anderen mehr oder minder schlechte bezeichneten, und zwar befanden sich unter diesen einige der rohesten Ausdrücke der chinesischen Sprache. Und an solchen ist sie sehr reich. Der Chinese versteht es, ganz gehörig zu schimpfen, wenn er zornig wird. Und das thun die Ungebildeten bei den geringfügigsten Anlässen. Sie überhäufen sich mit den ärgsten Schmähreden, bis sie total heiser sind; denn die Flüche müssen laut herausgebrüllt werden, sonst machen sie nach chinesischer Auffassung gar keinen Eindruck. Kommt's zum äußersten, so versuchen sie sich möglichst viele Haare aus dem Zopf zu reißen. Das Gericht aber anzurufen, davor hat der Chinese einen heillosen Respekt, man stirbt lieber, als daß man vor Gericht geht; bei der chinesischen Gerechtigkeit weiß man ja ohnehin nicht, ob es nicht für beide Teile besser ist, sie nicht in Anspruch zu nehmen. Außerdem tritt fast immer mit Erfolg der Friedensrichter auf, der sehr respektiert wird.

Auch das ist einer der Widersprüche im chinesischen Volkscharakter: auf der einen Seite werden, wie schon erwähnt, alle möglichen gesetzlichen Verordnungen total ignoriert, auf der anderen das Gesetz im höchsten Maße geachtet. Für beide Erscheinungen giebt es freilich eine einzige Erklärung: der chinesische Konservatismus; es soll eben alles hübsch im alten Gleise bleiben. Es scheint sogar, als ob sich in China selbst die Natur in eine gewisse Ordnung zwängen ließe und dem chinesischen Gesetze sich beugte. Denn der kaiserliche Almanach bestimmt den 23. Oktober als Herbstanfang, und — wenigstens will Smith das in den Gegenden, die er kennen gelernt hat, beobachtet haben — wirklich zeigt sich am Morgen dieses Tages die Erde mit Reif bedeckt, nachdem es vorher noch warm gewesen war. Ebenso ist es mit dem vorgeschriebenen Frühlingsanfang. Während mehrerer Jahre, berichtet der Verfasser des weiteren, haben wir u. a. festgestellt, daß an einem bestimmten Tage im Frühjahr die Fenster mit einer Sorte von Fliegen übersät waren, nachdem man monatelang keine gesehen, und richtig stand auch im „unfehlbaren“ Almanach dieser Tag als der „Tag der Insekten“ bezeichnet.

Eine der fatalsten Eigenschaften des chinesischen Volkscharakters ist das Fehlen der Aufrichtigkeit. Jeder Chinese sucht den andern möglichst übers Ohr zu hauen, am meisten aber den Fremden. Sogar die Götter überlistet und bemogelt er. So, wenn er dem Küchengott, der am Ende des Jahres in den Himmel fährt, um seinen Jahresbericht über die betreffende Familie zu machen, die Lippen mit Honig beschmiert, damit er ja nichts Böses aussage. Oder wenn er den Göttern gefälschtes Geld opfert, in der naiven Meinung, sie würden es

schon nicht merken. Die natürliche Folge davon ist das stark ausgeprägte Mißtrauen, das jeder dem andern entgegenbringt. Die Kellner in den chinesischen Wirtshäusern haben die Gewohnheit, den Betrag der eben bezahlten Rechnung eines jeden Gastes laut auszurufen, um bei den anderen Kellnern die Ueberzeugung zu erwecken, daß sie die Höhe des unter einander zu verteilenden Trinkgeldes nicht verheimlichen. In der Schule lesen die Schüler ihre Lektionen stets laut vor, damit der Lehrer weiß, daß sie seinem Unterrichte mit Interesse folgen. Außerdem drehen sie alle dem Lehrer den Rücken zu, damit sie ja nichts aus dessen Buch ablesen können. Ein Gast will nie allein in einem Zimmer bleiben, lieber rennt er in den Hausgang und beteuert: „Ich habe wirklich von deinen Sachen nichts genommen! Sie sind alle noch an Ort und Stelle.“ Und bei diesem Hang zum gegenseitigen Sichbeargwöhnen und Ueberlisten wieder der merkwürdige Widerspruch, daß es keinen zuverlässigeren Kaufmann giebt, als den chinesischen. Er hält, was er versprochen, selbst wenn er durch die Konjunktur Nachteile davon haben sollte; im Gegensatz zu dem Japaner, der keinerlei „kaufmännische Moral“ kennt. Das Mißtrauen ist mit ein Hinderungsgrund, daß Reformen eingeführt werden. Der Chinese würde nicht zu überzeugen sein, daß die Regierung von der Neuerung nicht die größten Vorteile für sich herauszuschlagen beabsichtige auf Kosten des Volkes. Daß ein Fremder den Fuß nach China setze nur aus Wissensdrang, nicht etwa, um sich zu bereichern, ist dem Chinesen einfach unfaßbar. Vor unseren gedruckten Büchern hat er einen Abscheu, weil er sie für vergiftet hält. Auch hört man oft, die Lektüre eines Buches genüge, um ein Sklave des Fremden zu werden. Sogar gegen die Lehrer, die englisch lehren, hat er Mißtrauen; denn, sagt er sich, was bezweckt der Fremde damit, wenn er uns Chinesen in seiner Muttersprache unterrichtet, so daß wir alles, was er sagt, verstehen können? Alle Auseinandersetzungen vermögen dem bezopften Manne nicht klar zu machen, daß das, was er von seinen Eltern und Ureltern überliefert bekommen hat, nicht auch für künftige Generationen genügen sollte. So mag es verständlich werden, daß bei dieser Neigung zum Mißtrauen gegen alles Fremde und Neue und zum Beharren beim Alten und Aeltesten von fanatischen Litteraten, die gegen die „fremden Teufel“ hetzen, selbst das im Grunde so friedliebende chinesische Volk zu einer Bewegung aufgestachelt werden konnte, wie sie so blutig jetzt zum Ausbruch gekommen ist. Was aber auch das Ende dieser unseligen Wirren sein mag, Arthur H. Smith wird wohl recht behalten, wenn er sein Buch mit den Worten schließt: „Wenn die Civilisation Chinas durch Aufstellen von Kruppschen Kanonen und Anschaffung von Kriegsschiffen möglich wäre, würde es ein Leichtes sein, sie durchzuführen, aber damit ist es eben nicht gethan; denn nur im Christentum liegt die moralische Kraft, welche Charakter und Gewissen, diese den Chinesen fehlenden Eigenschaften, entwickelt. Das Gottesbewußtsein muß geweckt werden; christliche Begriffe über Moral müssen überall Platz greifen, das ist es, was China vor allem bedarf.“ **P. S.**



Fürstliches Liebeswerben.

Die vielbesprochene Heirat des jungen Königs von Serbien dürfte schwerlich für die regierenden Häupter in den alten Monarchien vorbildlich werden.

Wenn einmal die junge Königin Wilhelmine von Holland sich zum Ehebunde entschließen wird, dann wird sich wieder jener eigentümliche Konflikt von Königinpflicht und Neigung, von Etikette und Mädchenempfinden abspielen, der immer besteht, wenn eine regierende Königin heiratet und der Bräutigam dieser regierenden Königin nicht selbst König ist. Letzterer Fall dürfte wohl in heutiger Zeit überhaupt nicht vorkommen, weil die politischen Verhältnisse dies nicht gestatten würden.

Der Bräutigam, der nicht im gleichen Range mit der regierenden Königin steht, darf nämlich nicht einen Heiratsantrag machen und darf seine Liebe nicht erklären, weil es gegen die Etiquette wäre. Andrerseits verbietet es doch das weibliche Empfinden einer Königin, ihrerseits dem Manne einen Heiratsantrag zu machen, und so entsteht ein Dilemma, aus welchem man auf irgend eine Weise einen Ausweg suchen muß.

In einer ähnlichen Weise befand sich, wie die „Missouri-Blätter" plaudern, im Jahre 1839 die jetzt noch regierende Königin von England. Am 20. Juni 1837 bestieg Viktoria den englischen Thron, und man wünschte im Lande allgemein, daß die Königin sich vermähle. Die junge Herrscherin hatte auch eine stille Neigung. Sie hatte im Jahre 1836, also ein Jahr vor ihrer Thronbesteigung, den Prinzen Albert von Coburg kennen gelernt. Der Herzog von Coburg war mit seinen beiden Söhnen damals auf einige Wochen zum Besuch nach England gekommen, und zwischen dem Prinzen Albert und der Kronprinzessin Viktoria hatte sich eine starke Neigung entwickelt. Wäre damals schon das entscheidende Wort gesprochen worden, so hätte die Verlobung keine große Schwierigkeit geboten. Nun aber war Prinzeß Viktoria Königin geworden, und als 1839 Prinz Albert, der zu einem schönen, stattlichen und geistvollen Mann herangereift war, wieder nach England kam, stellte sich die Etikette zwischen das Liebespaar. —

Daß sie einander liebten, war für beide unzweifelhaft. Am 14. Oktober 1839 ließ die Königin ihren Minister Lord Melbourne rufen und teilte ihm mit, daß sie bereit sei, dem Prinzen Albert ihre Hand anzubieten. Nach langen Beratungen mit den Hofchargen und mit den Ministern wurde folgendes festgesetzt: Die Königin sollte öffentlich dem Prinzen ein Zeichen des Wohlwollens geben, und wenn der Prinz dieses Zeichen hinreichend günstig aufnehme, sollte sie ihm kurze Zeit darauf „den Mut zu einem indirekten Heiratsantrag machen". Daß sich bei diesen verzwickten Etikettenverhältnissen komische Situationen ergeben mußten, war eigentlich selbstverständlich.

Es fand in den nächsten Tagen ein Hofball statt, und auf diesem überreichte die Königin dem Prinzen Albert einen kleinen Blumenstrauß. Da es sonst nie vorkommt, daß eine Dame einem Herrn einen Blumenstrauß überreicht, und ein derartiger Fall vor allem etwas ganz Außergewöhnliches in England und am englischen Hofe ist, galt die Ueberreichung des kleinen Bouquets als erste Ermutigung der Königin an den geliebten Mann. Mit größter Spannung er-

wartete die Hofgesellschaft, was Prinz Albert nun thun werde. Er wollte den Blumenstrauß an seiner Brust befestigen, aber die engzugeknöpfte Uniform gestattete das Unterbringen des Straußes nicht. Da zog der Prinz sein Taschenmesser hervor, schlitzte den Uniformrock auf, gerade auf der Stelle über dem Herzen, und brachte dort den Strauß an. Damit war der erste Teil des Programms erledigt. Die Königin hatte dem Prinzen ihre Neigung gezeigt, und dieser hatte sie feurig erwidert. —

Noch an demselben Abend wurde auch der zweite Teil des Programms durchgeführt. Um die Königin waren die Minister versammelt. Der Prinz trat jetzt an die Herrscherin heran und erklärte, er wolle in den nächsten Tagen abreisen. Mit beredten Worten dankte er für die Gastfreundschaft, die er in England genossen hatte, worauf die errötende Königin an ihn, wie vorgesehen, die Frage richtete:

„Wenn es Euer Hoheit so gut in England gefällt, wären Sie wohl geneigt, für immer bei uns zu bleiben?"

„Ich würde den beständigen Aufenthalt hier mit meinem Leben bezahlen", war des Prinzen Antwort.

Dann verschwand die Königin, begleitet von ihren Ministern, und am nächsten Tage empfing sie den Prinzen ohne Zeugen. Jetzt erst durften sie ohne hemmendes Zeremoniell ihre Liebe gestehen. Man weiß, wie diese so geschlossene Ehe, die leider allzufrüh durch den Tod des Prinzgemahl Albert gelöst wurde, eine glückliche ward.

Eine ebenso starke Kollision zwischen Liebe und Etikette entstand auch bei der aus Neigung hervorgegangenen Heirat des Zaren Nikolaus mit der Prinzessin Charlotte von Preußen. Der spätere Kaiser Nikolaus hatte als Großfürst die Prinzessin Charlotte im Jahre 1814 kennen gelernt, als er zur Armee der Verbündeten nach Frankreich ging und sich einige Tage in Berlin aufhielt. Prinzessin Charlotte war damals 16 Jahre alt und von zarter, entzückender Schönheit. Großfürst Nikolaus war nur zwei Jahre älter, doch über seine Jahre hinaus ernst; außerdem versprach er einer der schönsten Männer seiner Zeit zu werden. Er interessierte sich vom ersten Augenblick an für die Prinzessin Charlotte und machte aus dieser Neigung kein Hehl. Friedrich Wilhelm III. gab seiner Tochter zu verstehen, daß der Werbung des Prinzen Nikolaus nichts im Wege stehe; die Prinzessin war indessen zu schüchtern, um den Prinzen jetzt schon zu ermutigen. Als der Prinz dann 1815 aus dem Feldzuge zurückkam, war er unterdes voraussichtlicher Thronfolger geworden, und als er in Berlin wieder Aufenthalt nahm, wollte er Klarheit über das Verhältnis zwischen sich und Charlotte haben. Auf vorsichtiges Sondieren antwortete die Prinzessin jedoch noch ausweichend, der Prinz aber konnte sich nicht der Eventualität aussetzen, auf einen direkten Antrag von der Prinzessin einen Korb zu bekommen.

Beim Souper am letzten Abend saß Großfürst Nikolaus neben Prinzessin Charlotte. Das Gespräch wollte nicht in Gang kommen; die Prinzessin war schüchtern, einsilbig und verlegen, und der Großfürst wußte nicht, ob er diese Umstände zu seinen Gunsten oder Ungunsten deuten sollte. Ganz unvermittelt sagte der Großfürst plötzlich: „Ich reise morgen ab".

„Es wird uns allen herzlich leid thun, daß Sie uns so bald verlassen", erwiderte die Prinzessin, „läßt sich Ihre Abreise nicht verschieben?"

„Das hängt ganz von Ihnen ab“, entgegnete der Großfürst.

„Und was soll ich thun?“ fragte lächelnd Charlotte.

„Sie müssen meine Verehrung nicht zurückweisen und mich ermutigen, Ihnen zu gefallen“ —

Die Prinzessin errötete und schwieg.

„Prinzessin, ich habe Ihre Neigungen und Ihren Charakter studiert und ich hoffe, daß ich Sie in jeder Hinsicht in der Ehe glücklich machen werde. Darf ich hoffen, daß auch ich Ihnen nicht gleichgiltig bin?“ fragte der Großfürst Nikolaus, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Die Prinzessin war offenbar in peinlicher Verlegenheit und erklärte:

„Bei offener Tafel läßt sich über diesen Gegenstand schwer sprechen!“

„Ich weiß, daß der Ort schlecht gewählt ist“, erwiderte der Großfürst, „ich will Sie auch nicht zu einer Antwort drängen. Geben Sie mir nur ein Zeichen, daß Ihnen meine Werbung nicht unangenehm ist, daß Sie es dulden, daß ich weiter um Sie werbe und mir Mühe gebe, Ihnen zu gefallen —“

„Was soll ich thun?“ fragte die Prinzessin wieder, die wohl merkte, daß die Hofgesellschaft auf sie aufmerksam wurde.

„Geben Sie mir den kleinen Ring an Ihrer Hand“, sagte der Großfürst, „und ich werde der Glücklichste aller Sterblichen sein, ich werde durch dieses Geschenk sehen, daß Sie meine Neigung dulden.“

„Ich kann Ihnen diesen Ring nicht hier an der Tafel geben“, sagte die Prinzessin, „das würde allgemein auffallen.“

„Drücken Sie den Ring in ein Stück Brot und legen Sie es neben Ihren Teller, ich werde es dann nehmen, und niemand wird etwas bemerkt haben.“

Noch einen Augenblick zögerte die Prinzessin, dann sagte sie verlegen:

„Wenn ich Ihnen den Ring auch geben wollte, es wird mir doch nicht möglich sein, ihn abzuziehen; ich habe ihn nämlich vor einem Jahre von meiner Schweizer Gouvernante Wildermatt geerbt, und er geht nicht vom Finger herunter, weil er mir zu eng ist.“

„Es soll also nicht sein“, sagte der Großfürst, „das Schicksal hat gegen mich entschieden und giebt mir ein Zeichen, daß mir das Glück, welches ich erhoffte, nicht zu teil werden soll.“ —

Die Prinzessin, die dem Großfürsten aufrichtig zugethan war, versuchte jetzt mit aller Anstrengung den Ring vom Finger herunterzubekommen, und es gelang ihr endlich. Verlegen betrachtete sie den Ring von innen und außen, dann erblaßte und errötete sie und sagte: „Ich kann diesen Ring doch nicht geben, ich lese in ihm eine Inschrift, die ich zum erstenmal sehe. Ich habe wirklich nicht gewußt, daß solch' eine Inschrift im Ringe stehe; meine Gouvernante hat ihn mir selbst an den Finger gesteckt und seitdem hab ich ihn niemals abgenommen.“

Allerdings war es auch ein ganz besonderer Zufall, daß der Ring die Inschrift trug: „Kaiserin von Rußland“. Er war ein Geschenk einer russischen Kaiserin an eine Verwandte der Mademoiselle Wildermatt, von der diese ihn wiederum geerbt hatte.

Auf dringendes Bitten des Großfürsten drückte die Prinzessin nun trotz alledem den Ring in ein Stück Brot und gab ihn so dem Großfürsten. Als er den Ring aus dem Brot herausgelöst hatte, las er zu seinem Erstaunen die innere Inschrift desselben.

„Ich schwöre Ihnen, ich habe niemals gewußt, daß diese Inschrift in dem Ringe steht", sagte die Prinzessin in arger Verlegenheit.

„Um so besser, dieser Ring ist ein Talisman, der uns beiden Glück bringen soll." —

Dann reichte er der errötenden Prinzessin die Hand, und Charlotte legte die ihre in die des Großfürsten.

Am nächsten Tag erfolgte der offizielle Antrag und bald darauf die offizielle Verlobung.

Der Ring wurde von Nikolaus als Talisman betrachtet — er hat ihn stets an einer goldenen Kette bis zu seinem Tode auf der Brust getragen. Die Ehe wurde bekanntlich ebenfalls eine sehr glückliche und die Inschrift des Ringes bewahrheitete sich nach einem Jahrzehnt, denn Nikolaus wurde durch den Tod seines Bruders im Jahre 1825 Kaiser von Rußland.

Romantisch und ebenfalls im Widerspruch mit aller Etikette war auch das Entstehen der Neigung Napoleons III. und seiner Gattin Eugenie, der damaligen Gräfin von Montijo und Theba.

In den Tuilerien, die dem damaligen Präsidenten Louis Napoleon als Wohnung eingeräumt waren, wurde ein Fest gefeiert, auf welchem auch Eugenie mit ihrer Mutter erschien. Ihre Bekanntschaft mit Napoleon war bisher nur eine sehr flüchtige gewesen. Beim Tanze löste sich die Frisur der Gräfin Eugenie und sie eilte aus dem Tanzsaal in eines der Nebengemächer, um ihr Haar vor dem Spiegel in Ordnung zu bringen. Der Haarpfeil aber, der das Haar festhielt, zerbrach, und plötzlich stand die junge Gräfin, umwallt von ihrem herrlichen Haar, fassungslos vor dem großen Spiegel. Ganz zufälligerweise trat in diesem Augenblick Prinz Napoleon in das Zimmer und bemerkte die Verlegenheit der jungen Dame. Er versuchte, ihr beim Aufstecken des Haares Hilfe zu leisten. Die Gräfin aber bat ihn dringend, ihre Mutter zu benachrichtigen, damit sie ihr helfe.

Der Prinz war von dem Anblick der Gräfin Eugenie so entzückt, daß er selbst ihre Mutter holte und dann Mutter und Tochter in seine eigenen Zimmer geleitete, sie ihnen zur Verfügung stellend.

Noch an demselben Abend fiel es auf, wie sehr der Prinz die junge spanische Gräfin auszeichnete, denn durch den seltsamen Zufall war natürlich eine gewisse Intimität zwischen ihm und der Gräfin entstanden. Am nächsten Tage schon machte der Prinz der alten Gräfin einen Besuch, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, und bald entstand bei ihm eine tiefe innige Liebe zu der schönen Spanierin.

Die wiederholten Versuche, die der Prinz bisher an den europäischen Fürstenhöfen gemacht hatte, um eine Prinzessin von Geblüt zur Gemahlin zu erlangen, wurden plötzlich eingestellt, und im Jahre 1853 erfolgte die Verlobung des Prinzen Napoleon mit der Gräfin von Montijo und Theba. **W. St.**





Nochmals „Universität und Theologie“.

I.

Im Aprilhefte des „Türmer“ erhebt Herr Alfred Martin gegen die von mir vertretene akademische Gleichberechtigung der Theologie mehrere Einwendungen, die im Interesse der Sache nicht unwidersprochen bleiben dürfen.

Allgemein wirft er mir vor, ich suche durch eine gefällige, glatte Darstellung vielfach über die „eigentlichen Kernpunkte hinwegzutäuschen.“

In der That jedoch beabsichtigte ich, den Kern möglichst klar herauszuschälen. Sollte mir dies wegen der gebotenen Kürze nicht völlig gelungen sein, so müßte ich es lebhaft bedauern; von anderer Seite ist dieser Vorwurf nicht gegen mich erhoben worden.

Meinen Beweis für die wissenschaftliche Autonomie der Theologie erkennt mein verehrter Gegner nicht an, weil ich derselben die Aufgabe zuschriebe, die kirchlichen Glaubenslehren „in ihren philosophischen und historischen Voraussetzungen und Grundlagen ... auf wissenschaftlichem Wege als glaubhaft, berechtigt und pflichtmäßig“ darzuthun. Eine Wissenschaft, die „Voraussetzungen“ habe, sei keine freie und wahre Wissenschaft.

Wenn ich aber einen Nachweis der Glaubenslehren „in“ „ihren Voraussetzungen und Grundlagen“ der Theologie auferlege, so sage ich damit doch nicht „abgesehen“ von ihren „Voraussetzungen“, sondern ich will gerade das hervorheben, was der Herr Opponent vermißt, daß die „Voraussetzungen“ und Grundlagen selbst von der Theologie auf wissenschaftlichem Wege sichergestellt werden sollen, d. h. also in concreto das Dasein eines persönlichen Gottes, die geschichtliche Thatsache seiner Offenbarung in Christus und deren Erhaltung und Darbietung in der Kirche.

Ganz ebenso verhält es sich mit dem Einwande, ich begnüge mich mit dem Nachweise von „Grund und Berechtigung“ der Erscheinungen, ohne deren Wahrheitsbeweis zu erbringen oder zu verlangen. — Wenn ich „Grund und Berechtigung“ der kirchlichen Erscheinungsform des Christentums nachweise, so rechne ich dazu in erster Linie den Nachweis, oder es ist vielmehr wesentlich der (historische) Nachweis für die Wahrheit dieser Erscheinung, den ich führe.

Dasselbe gilt also auch von dem Nachweise der „thatsächlichen Berechtigung" des Uebernatürlichen und Uebervernünftigen (nicht des „Unvernünftigen", wie Herr Alfred Martin meint), worunter ich eben den Nachweis seiner inneren Möglichkeit (Gotteswürdigkeit im ganzen und im einzelnen) und seiner „Thatsächlichkeit selbst" verstehe. Eine Thatsache „beweisen" heißt ja doch nichts anderes, als darthun, daß ihre Annahme allein als Erklärungsgrund einer historischen Erscheinung oder eines Erscheinungskomplexes hinreicht.

Im folgenden stellt mein Herr Gegner „den Verbleib der theologischen Fakultäten" als ein „beklagenswertes Ereignis" mit den „Fällen" Arons, Delbrück und Schiller auf die gleiche Stufe. Er meint, „die Staatsrechtslehre z. B. würde stets bleiben, was sie ist, wenn auch ein Lehrer derselben bei seinem Studium zu den äußersten Konsequenzen (!), zum Sozialismus, gelangen würde." Wenn aber „ein Lehrer der Theologie bei seinem Studium zu den äußersten Konsequenzen, das hieße in diesem Falle zum Atheismus und Materialismus, gelangen würde ...", „ja, er brauchte bloß bis zum Pantheismus zu gehen", so würde ich das wohl schwerlich als „Theologie" gelten lassen, und wenn ich einwendete, der Theologe „ginge damit über sein Fach hinaus, er mische sich damit in Dinge, die ihn als Theologen nichts angingen", so hebe ich dadurch von selbst die akademische Freiheit für Hörer und Lehrer auf, und damit die akademische Existenzberechtigung der Theologie.

Wenn ein Theologe zum Atheismus, Pantheismus oder Materialismus gelangte (wir könnten etwa an David Friedrich Strauß denken), so würde er damit als Gelehrter so wenig aufhören, „Theologe" zu bleiben, wie ein sozialistischer Staatsrechtsgelehrter aufhörte, dieses zu sein, d. h. in dem Sinne, daß beide Gelehrten angelegentlich zu theologischen oder staatsrechtlichen Fragen wissenschaftlich Stellung nehmen. Was die Staatsbehörde gegenüber dem sozialistischen „Staatsrechtslehrer" thun würde, das würde dann freilich höchst wahrscheinlich auch die kirchliche Behörde gegenüber dem atheistischen, pantheistischen oder materialistischen „Theologen" thun, d. h. beide würden erklären, daß diese Gelehrten nicht geeignet seien, ihre künftigen Diener oder Vertreter in Staat und Kirche heranzubilden. Eine etwaige „Maßregelung" beider würde nicht den akademischen Charakter des Staatsrechtsgelehrten oder des Theologen, sondern nur die fernere praktische Ausübung ihres Amtes als „Lehrer" des Staatsrechtes oder der Theologie — Heranbildung von Beamten oder Priestern — in Frage stellen oder unmöglich machen.

Auch diese Aporie löst sich also höchst einfach. Ob es nun den Intentionen und Idealen des Herrn Alfred Martin wirklich entsprechen würde, wenn die jungen Theologen in den „abgeschlossenen und ausschließlich den kirchlichen Behörden unterstehenden Seminarien" herangebildet würden, wie er am Schlusse seines Aufsatzes nochmals andeutet, das weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß durch die akademische Vorbildung jedenfalls viel leichter gelehrte und ernste, weitblickende und besonnene, selbständig urteilende Priester zum wahren Segen für Kirche und Staat herangebildet werden können, als es in lauter abgeschlossenen, jedem Nichteingeweihten unzugänglichen und gegen jede Kontrolle der öffentlichen Meinung sorgfältig behüteten und streng verwahrten Anstalten möglich sein dürfte.

II.

Ein eigentümliches Gegenstück zu der soeben gewürdigten Kritik von der „linken Seite“ bietet ein von rechts ausgehender gleichbetitelter Aufsatz von Dr. P. Robert Breitschopf, O.S.B., in No. 11 der Salzburger „Katholischen Kirchenzeitung“ vom 6. Februar ds. Js. Ich könnte ihn eigentlich, wie mehrere andere Angriffe desselben Blattes, getrost unbeachtet lassen. Die, sagen wir einmal eigentümliche Kampfesweise und der Ton, das an einen dialektischen Eiertanz gemahnende Hinweggehen über den Kern der Aufstellungen und das Anklammern an Nebenpunkte würde vollauf dazu berechtigen. Aber wir wollen uns ausnahmsweise auch einmal mit einer solchen „Besprechung“ befassen, damit die Leser den Typus dessen kennen lernen, was man dort unter „Besprechung“ versteht.

Den Eingang bildet eine kopfbrechende Untersuchung über Person, Konfession und Anschauungen des Verfassers Siegfried Zeitlers, welche damit endet, ihn — schrecklich! — als „Reformkatholiken“ zu bezeichnen. Wir nehmen natürlich an, daß diese Nachforschung, die ja den Organen dieser Richtung stets die erste Aufgabe ist, nur in bester Absicht angestellt wird, um die Person des Verfassers zu fördern, keineswegs aber etwa, um mit persönlichen Kampfesmitteln und Invektiven die etwa mangelnden sachlichen Gründe oder die Befähigung zur Würdigung solcher zu ersetzen.

Von Erlassen („Erlässe“ schreibt der Kritiker) und Verordnungen kirchlicher Behörden gegen die Resultate freier und selbständiger wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der Theologie hat der Herr Pater gar keine Kenntnis. Es ist dies der naivste Ausdruck einer durch eine Art „Index“ gegen alles Unbequeme und Fremdartige geschützten Weltanschauung. Von den päpstlichen Bullen betreffs der Einführung der Folter für Hexen- und Ketzerprozesse, von der Stellung der kirchlichen Behörden zur Ketzerverbrennung (vgl. z. B. den 33. Satz der von Leo X. verurteilten Sätze Luthers, in Denzinger, Enchir. 657) will der Herr Kritiker wohl nichts hören. Daß die Verurteilung Galileis durch die Inquisition als „häretisch“ bis zur Stunde noch nicht ausdrücklich zurückgenommen ist, wenn man nicht die stillschweigende Zurückziehung vom Index als Zurücknahme betrachten will, ferner die Breven des Papstes an die Jesuiten und Franziskaner, welche sie unter Berufung auf die Ordensgelübde auf Thomas verpflichten, die Entscheidung der Inquisition über das Comma Johanneum, die Beteuerungen des Kardinals Gibbons, des Erzbischofs Ireland, der übrigen nordamerikanischen Bischöfe und Schells, daß sie die in dem Breve gegen den Amerikanismus ihnen zugeschobenen Sätze niemals gelehrt oder vertreten hätten, alles das hat unser Gegner hier plötzlich vergessen.

Und, o Ironie des Schicksals! in demselben Blatte, sogar in der nämlichen Nummer, in der er das behauptet, steht (S. 88) die Meldung der „Catholic Times“, daß Schells Werke auf den Index gesetzt worden seien wegen „rein wissenschaftlicher Fragen, die theologische und religiöse Dinge als solche nicht unmittelbar berühren!“ — Ist das auch „Förderung“ der Wissenschaft? Kasuistische Gesichtspunkte bei Behandlung dogmatischer Fragen, den Ausdruck „erlaubte“ oder „unerlaubte“ These (vom Standpunkte der betreffenden theologischen Schule aus) hat er noch nie kennen gelernt, obwohl er doch höchst wahrscheinlich seine Studien in Innsbruck gemacht hat.

Ebenso unerhört ist es für den Herrn Pater, daß es in der katholischen Kirche eine mächtige und einflußreiche Richtung giebt, die den theologischen Fakultäten an den Universitäten abgeneigt ist, sie beseitigt sehen möchte; während der Kämpfe um die Gründung der Straßburger theologischen Fakultät scheint er so sanft geschlummert zu haben, daß von den in Rom sich dagegen geltend machenden Einflüssen gar keine Kunde zu ihm gedrungen ist.

Unsere Ansicht, daß im allgemeinen an den Universitäten die theologische Wissenschaft bessere und gründlichere Förderung finden könne, als in den Seminarien, eine Meinung, die wir mit so streng kirchlichen Männern, wie z. B. Kardinal Hergenröther, Prälat Hettinger teilen, bezeichnet Herr Dr. P. Breitschopf als „Faselei"; um diese Ansicht zu beweisen, müßten wir, wie er meint, „sämtliche Seminarien der katholischen Kirche, oder auch nur Deutschlands kennen!" Was paragraphierte, kasuistische Frömmigkeit ist, „kennt" er nicht! Ein Orden, er nennt sofort die Jesuiten, obwohl ich nur von einer „großen Ordensschule" gesprochen hatte, kann nach ihm nur dann herrschenden Einfluß auf kirchliche Behörden und Seminarien haben, wenn seine Mitglieder „Seminarleiter" oder Professoren an denselben sind. Sodann wirft er mir vor, ich sei nicht einmal der „lateinischen Sprache kundig", und „bedauert" darum meine ehemaligen Lehrer. Und warum? Er meint, ich habe „atheus" (Atheist) mit „Häretiker" übersetzt. Nein, Herr Pater, „übersetzt" habe ich atheus nicht so! — Aber glauben Sie vielleicht nicht, daß ein Atheist ein „Häretiker" ist? Sie werden sagen, was von einem Atheisten gilt, gelte nicht ohne weiteres von jedem anderen Häretiker. Aber gerade nach der nämlichen „Moral" ist die „Häresie" (Abfall von einer kirchlichen Lehre) in formalem, subjektivem Sinne eine ebenso schwere oder noch schwerere Sünde als die materiell schwerere, mit ihr zur nämlichen Spezies gehörende Sünde des Atheismus (Apostasie). Es bleibt also bestehen, daß es nach der citierten Moral (Lehmkuhl, S. J.) keine Schädigung des guten Rufes, Verleumdung (diffamatio), sondern lediglich eine „Lüge" ist, (also nach derselben Moral bloß eine läßliche Sünde), wenn man von einem Gelehrten, der im Verlaufe seiner Studien Atheist oder Häretiker wird, behauptet, man halte ihn für fähig, im geheimen alle möglichen Verbrechen zu begehen. „Similiter quis putaverit, gravem diffamationem committi ab eo, qui hominem atheum dicat, a se haberi pro capaci ad quaelibet crimina clam perpetranda?" Lehmkuhl, S. J., Theol. mor., I, 1179, ad V. 3. Wer die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung im Sinne der angeführten „Moral" bestreitet, bei dem fehlt es in ganz anderen Punkten, als in der Kenntnis der lateinischen Sprache!

Die Unschuld hindert unseren Gegner selbstverständlich, auch von den Intriguen Kenntnis zu haben, die angewandt werden, um die Besetzung akademischer Lehrstühle durch freier gesinnte tüchtige Kräfte zu verhindern. Die versteckten und sich vielfach widersprechenden Angriffe gegen Schell in der sog. „katholischen" Presse findet er völlig in der Ordnung; er reklamiert sie als ein „gutes Recht".

Daß P. Hilgers, S. J., in den „Laacher Stimmen" die „nicht immer lautere Absicht" bei der Anzeige von Büchern in Rom, und die dabei spielenden „Intriguen" zugiebt, möchte der Herr Pater leugnen, obwohl er die angeführten Worte selbst citiert. Wenn er dann aber mit P. Hilgers rät, man solle „die

Archive der römischen Kongregationen zu Rate ziehen“, um die gegen deren Maßnahmen erhobenen Einreden zu prüfen, so ist es nur schade, daß weder Herr P. Breitschopf, noch sein Gewährsmann uns belehrt, wie das geschehen kann. Wem stehen denn die Akten der Indexkongregation offen? Bis in die allerletzte Zeit waren sie durch den Schleier des Geheimnisses geschützt. Die Autoren, um deren Werke es sich handelt, wurden noch niemals vorher gehört, und jede nachträgliche Prüfung und Einrede war bisher strenge verboten. Man behauptete zwar euphemistisch, es gereiche dies zur Sicherung der „Objektivität“ des Verfahrens, aber in dieser Hinsicht huldigt eben doch die Mehrzahl der Gebildeten heutzutage einer entgegengesetzten Auffassung. „Lasserre, der bekannte Historiograph von Lourdes, einer der überzeugtesten Ultramontanen unserer Zeit, hatte eine französische Bibelübersetzung veranstaltet, welche nach langen Verhandlungen auf den Index gesetzt wurde. Er hat dann die Dokumente drucken lassen, welche den strikten Beweis liefern, daß die Verhütung der Censurierung für einen bestimmten Preis angeboten war, den er und sein Verleger offenbar zu hoch fanden.“ So lasen wir in einem Aufsatze der „Münchener Allgemeinen Ztg.“ (No. 61 [Abendblatt] vom 2. März 1899), betitelt: „Professor Schell und der römische Index.“ Bisher ist kein Versuch gemacht worden, diese Behauptung zu leugnen. Daß der Herr Pater das für „wert- und belanglos“ hält, wird an der Thatsache nichts ändern.

Er tadelt es auch, daß wir der Kürze halber unsere rechtsseitigen Gegner als „Orthodoxe“ bezeichnet haben. Richtiger wäre an sich freilich die Bezeichnung „hyper-orthodox“ gewesen; aber seitdem in dem Organe unseres Gegners selbst, der Salzburger „Kath. Kirchenzeitung“, in einer Korrespondenz über den Tod des Würzburger Exegeten Grimm sogar von einer „orthodoxeren“ Richtung die Rede gewesen war, glaubten wir eben der Kürze halber einen ähnlichen Ausdruck wählen zu dürfen.

Nach allem, was wir bis jetzt von unserem Gegner wissen, wird es uns nicht mehr wundern, daß auch er der Meinung ist, die ärgste Strafe für einen Theologen sei es, wenn ein Liberaler sich auf ihn berufe. Am Ende hält der Herr Pater auch jene Stellen der heil. Schrift für verwerflich, auf die sich die „Liberalen“, und zwar nicht immer ungeschickt, berufen? Beispiele giebt es ja zur Genüge. Ist „liberal“ wirklich in jedem Sinne der Gegensatz des Katholischen? Seit wann und warum? Sind ferner die Liberalen etwa die Bosheit selber, satanische Feinde der Wahrheit, der Religion und Sittlichkeit als solcher? Wenn unser Kritiker diejenigen so behandelt, die als Katholiken, und zwar als ernste Katholiken, ihre gläubige katholische Gesinnung nicht mit einer bestimmten politischen Richtung identifizieren wollen, was wird er dann sagen, wenn Nichtkatholiken, „Häretiker“, sich auf katholische Theologen oder Gelehrte berufen? Und das kommt doch öfter vor; ja gerade gewisse Kreise, die sich allein als „kirchlich“ betrachten, pflegen solche Anerkennungen eifrig zur innerkirchlichen Reklame zu sammeln und zu benutzen.

Es scheint also, der Herr Pater hält die Liberalen am Ende noch für schlimmer, als die oben erwähnte „Moral“ die Atheisten und Häretiker. Zum Schlusse können wir es uns nicht versagen, das schöne Heilsprüchlein anzufügen, mit dem Herr Dr. P. Breitschopf seine Erörterungen schließt, zumal es für die von ihm vertretene Richtung typisch ist: „Möge darum Herr Zeitlers diese Frage

(Universität und Seminar) getrost den kirchlichen Behörden überlassen — die Kirche hat noch stets das Richtige getroffen!"

Sapienti sat. —

Es war sicher nicht uninteressant, an einem packenden Beispiele zu sehen, was man in den Reihen unseres Gegners unter Widerlegung oder „näherer Besprechung" versteht. Wenn in Oesterreich, und das haben selbst sog. katholische Blätter schon offen zugegeben, auf kirchlicher Seite mit Vorliebe mit den Waffen der Vertuschung und Sophistik gekämpft wird, so können wir uns über die steten Fortschritte der „Los-von-Rombewegung" leider nicht wundern.

Siegfried Zeitlers.



Warum Herr Zapp seine Kinder nicht taufen läßt.

Lieber Türmer! Der hinterpommersche Landpastor fand erst heute Nachmittag Zeit, dein Juliheft mit gewohntem Interesse zu lesen. Es ist das Interesse an Herrn Arthur Zapp, das mir die Feder in die Hand drückt. Unhaltbare Zustände sind es allerdings, welche in seinem Aufsatze aufgedeckt werden, insofern nämlich leider in der That viele Gebildete unserer Tage von solchen Anschauungen über Kirche und Religion beeinflußt werden. Aber nun frage ich jeden Menschen, der noch nüchtern urteilen kann: gehört nicht ein ganz unglaubliches Maß von kritischem Leichtsinn dazu, wenn ein Mann, der sich nach eigenem Geständnis 25 Jahre lang um religiöse Dinge nicht gekümmert hat, auf ein paar oberflächliche Untersuchungen hin über eine Geistesmacht, die 1900 Jahre das Leben der europäischen Kulturvölker beherrscht hat und noch beherrscht, den Stab bricht? Wahrlich, ich verstehe, daß die christliche Presse von seinen Ausführungen keine Notiz genommen hat. Sie sind es wirklich kaum wert. Nun meint der gute Herr Zapp, um nicht zu sagen dies „liebe Kind", wirklich immer noch, daß der christliche Glaube in dem Fürwahrhalten von Dogmen bestünde. Er, der doch wahrscheinlich alle Dogmatik in Grund und Boden verwünscht, fängt seine religiösen Untersuchungen wahrhaftig selbst bei diesem Ende an. Ich meine, zu einem objektiveren Urteil über den Wert des Christentums wäre Herr Zapp gekommen, wenn er statt unreifer Kandidaten und Studenten das Neue Testament selbst befragt hätte; vielleicht, daß er daraus, z. B. dem Johannesevangelium, hätte ersehen können, daß der christliche Glaube wesentlich in der innigen geistigen Lebensgemeinschaft mit dem Herrn Jesus besteht. Wer solche Lebensgemeinschaft mit ihren wunderbaren Früchten und beseligenden Kraft erfahren hat, für den sinken allerdings solche dogmatischen Schulfragen auf ein minder wichtiges Niveau herab. Wenn Herr Zapp auch vielleicht selbst nicht das Bedürfnis nach solchen religiösen, aber dennoch wahrhaft realen Gütern empfindet, wie will er behaupten,

daß in dem Leben seiner Kinder nicht einmal solche Fragen brennend werden könnten? Aber meine seelsorgerische Erfahrung hat mich gelehrt, daß solche Gedanken auf Herrn Zapp keinen Eindruck machen würden. Es giebt eben keinen Beweis für den Glauben. Wer sich jedem Glauben a priori hartnäckig verschließt, für den bleibt dieses Gebiet des menschlichen Geisteslebens in alle Ewigkeit ein Buch mit sieben Siegeln.

Betrübender ist die innere Unwahrhaftigkeit, die Herr Zapp bei seinen Ratgebern gefunden hat. Es ist hier daran zu erinnern, daß die christliche Kirche nicht in der persönlichen Glaubensstellung von Studenten und einigen Geistlichen, von denen Herr Zapp den einen, wie mir scheint, noch mißverstanden hat, besteht, sondern mich hat Luther gelehrt: est autem ecclesia communio sanctorum, in qua evangelium recte docetur et recte administrantur sacramenta. Es hat Zeiten gegeben, in denen diese communio sanctorum sich veranlaßt gefühlt hat, ihre heuchelnden Prediger als die Säue zu bezeichnen, welche den Weinberg des Herrn verwüsteten. Die Kirche ist darum nicht untergegangen.

Es zeigt auch von gänzlicher Unkenntnis der Verhältnisse, wenn die Idee des Staatskirchentums so sehr hervortritt. Dem wahren Christentum ist staatliche Bevormundung so zuwider wie der leibhaftige Satan. Wie? will man denn eine lebendige Geistesmacht in polizeiliche Fesseln legen! Wie absurd, so etwas zu denken! Und wenn es wäre, wenn jene Aeußerungen von Geistlichen und Professoren über den Unterschied von Amtspflicht und persönlicher Ueberzeugung wahr wären, so würde die Kirche darüber dennoch nicht zu Grunde gehen, sondern sie wird die Kraft haben, solche Heuchelei aus ihrer Mitte zu thun. Daß die wahre Kirche solche reinigende Kraft besitzt, ist allerdings für mich wiederum Objekt meines Glaubens. Darum wird auch der Angriff des Herrn Z. auf die Kirche ebenso wirkungslos abprallen, wie die tausende, die vor ihm gewesen sind.

Ich habe dir, lieber Türmer, kurz geschrieben. Wir wollen aber unseren Gott ehrlich suchen, und wenn wir ihn gefunden haben, wollen wir ihn abermals noch ehrlicher suchen. Mit bestem Gruß

Wendisch-Silkow, den 31. Juli 1900. **Otto Poetter.**





Bestien. — Li Hung Tschang bei uns. — Was populär ist und was nicht. — Ein Brief. — Vorwärts!

Wieder hat eine Bestie mit Menschenantlitz ein edles Leben zerfleischt. Ein Mordbube hat den gütigen, milden, bescheidenen König Humbert von Italien, das „Muster eines konstitutionellen Monarchen“, ins Herz getroffen, weil, wie der entmenschte Bursche cynisch und prahlend erklärte, der König „eine Institution repräsentiert“ habe, die mit seinen, des Mordbuben, „Grundsätzen nicht übereinstimme“! So muß sich Menschlichkeit und Gerechtigkeit obendrein noch verhöhnen lassen.

In verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen: die Ermordung Carnots durch Caserio, der Kaiserin Elisabeth durch Lucheni, des Königs Humbert durch Bresci, und während ich diese Zeilen schreibe, das Attentat auf den Schah von Persien. Da ist die grauenvolle Frage nicht verwunderlich: wer wird der nächste sein? Und noch begreiflicher ist die Frage nach den Ursachen dieser entsetzlichen Erscheinung und der Ruf nach Maßnahmen zu ihrer Verhütung. Aber welche geradezu frivole und gefährliche Leichtfertigkeit dabei! Da giebt es angesehene Blätter, die für den Meuchelmord des Königs von Italien durch einen Italiener — die *deutsche Sozialdemokratie* verantwortlich machen und daraus die Notwendigkeit von Repressivmaßregeln gegen diese ableiten!! Man sollte eine derartige Verirrung des einfachsten Gerechtigkeitsgefühls und des gesunden Menschenverstandes kaum für möglich halten. Will man denn mit aller Gewalt den politischen Meuchelmord auch nach Deutschland verpflanzen, das lange glücklich von ihm verschont geblieben, und wohl hauptsächlich deshalb verschont geblieben, weil die unzufriedenen Elemente bei uns durch die Sozialdemokratie öffentlich organisiert und in gesetzliche Bahnen eingedämmt sind? Man kann diese Organisation für so gesellschaftsgefährlich halten wie man will, daß sie aber dem wahnwitzigen politischen Verbrechertum gegenüber eine *Polizei* darstellt, wie sie von Staats wegen nie ersetzt werden könnte, müßte doch für jeden halbwegs besonnenen Menschen auf der Hand

liegen. Die Partei weiß ganz genau, was sie zu erwarten hätte, wenn aus ihren Reihen Meuchelmörder hervorgingen, andererseits reichen ihre Macht und ihr Späherauge tiefer in alle irgend unzufriedenen Kreise als die Augen auch der denkbar wachsamsten Polizei. Deklamationen über die „naturalistische Weltanschauung“, die von der Sozialdemokratie verbreitet werde, Zucht und Sitte auflöse und damit indirekt auch den politischen Meuchelmord vorbereite, sind für die vorliegende konkrete Frage völlig belanglos. Die „naturalistische Weltanschauung“ ist keineswegs ein trauriges Privilegium der Sozialdemokratie, sondern eine allgemeine Zeitstimmung, der von den oberen Klassen in praxi vielleicht ausgiebiger gehuldigt wird als von den sozialdemokratischen Arbeitern, die vor vielen „Stützen der Ordnung“ doch wenigstens das Eine voraus haben, daß sie überhaupt noch an irgendwelche Ideale glauben.

Was kann nun geschehen, um der Wiederholung so trauriger Ereignisse vorzubeugen? Wenig, sehr wenig leider! Die Hauptsache bleibt natürlich immer die ruhige stetige Arbeit an der materiellen, sittlichen und intellektuellen Hebung der Völker. Im besondern wird man umsomehr erreichen, je mehr man sich bescheidet, je fester man seine Thätigkeit an bestimmten, in die Augen springenden Punkten einsetzt und — je weniger man mit allgemeinen Phrasen und Schlagworten arbeitet.

Wir sehen nun, daß sämtliche politische Mordbuben der letzten Jahre Italiener sind. Italien ist das klassische Land der Verschwörungen und Geheimbünde, das Land der Camorra und Maffia. Diese Erscheinung wiederum ist in den sozialen Zuständen des Landes begründet, wo das materielle Elend ganzer Provinzen dem sittlichen und religiösen die Wage hält. Man braucht nur an den typischen Bravo zu denken, der zur Mutter Gottes betet, sie möge ihm den nächsten Mord wohl gelingen lassen. Kirche, Schule und Verwaltung müssen hier ihre Schuldigkeit thun. So lange das Volk im Elend, in der Unwissenheit und im Aberglauben verharrt, die Regierung, statt die Geheimbünde und Verbrecherbanden auszurotten, mit ihnen paktiert und sie zu politischen Zwecken benutzt, so lange wird in Italien auch die anarchistische Sumpfpflanze üppig weiter gedeihen. Wir Deutschen können hierzu gar nichts thun, als höchstens unser besonderes Augenmerk auf das italienische Mordgesindel richten und unsere Grenzen nach Möglichkeit von ihm rein halten. In unserem Staatsinnern irgendwelche Gewaltmaßregeln und krampfhafte Gesetzgebungsaktionen einzuleiten, dazu fehlt uns jeder vernünftige Anlaß. Erhöhte Wachsamkeit ist alles, was wir anstreben können. Vielleicht ließe sich noch der Glorifizierung der Mordbestien vorbeugen, wie sie durch die Zeitungen betrieben wird und zweifellos perverse Anlagen zum Verbrechen nur reizen kann. Irgendwelche sicheren Mittel, das Verbrechen überhaupt aus der Welt zu schaffen, sei es nun „politisch“ oder „unpolitisch“, giebt es leider nicht. Gewaltmaßregeln, von denen die Krankheitsstoffe nach innen getrieben werden, können das Uebel nur verschlimmern. Die zielbewußte soziale Arbeit wird immer das beste Vor-

beugungsmittel sein. Mit großen Worten ist hier gar nichts gethan. Das Weitere ist Aufgabe der Polizei.

* * *

Wenn es mit Worten möglich wäre, so müßten wir China schon längst erobert haben. Man braucht nur unsere Zeitungen zu lesen, um zu wissen, daß das eine Kleinigkeit ist. Was wir alles mit den Chinesen machen — wollen! Es ist nicht zu glauben! Noch sind unsere Truppen Tausende von Seemeilen von den ostasiatischen Gestaden entfernt, und schon zerbrechen wir uns den Kopf darüber, ob wir den Chinesen Pardon geben wollen oder nicht.

Ich will hier auf den vielbesprochenen Passus der Bremerhavener Kaiserrede nicht näher eingehen. Seine Majestät der Kaiser wird selbst am besten wissen, inwiefern seine Anweisung an die Soldaten: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht“ und der Hinweis auf die Hunnen mit den anderen Sätzen seiner Rede über die Aufgaben unserer Truppen als Christen und Kulturträger in Einklang zu bringen und durch die Umstände geboten sind. Aber die Aufnahme seiner Rede in einem Teile unserer Presse möchte ich kurz berühren. Zuerst, als noch Zweifel über die Deutung der Aeußerung möglich waren, meinten die Blätter: Das kann Seine Majestät unmöglich gemeint haben. Denn hätte er das gemeint, so wäre das — sagen wir: falsch. Und es wird ein großer Apparat aufgeboten, um zu beweisen, wie falsch das gewesen und wie völlig unmöglich eine solche Auffassung wäre. Genau das Gegenteil habe Seine Majestät gemeint. Nun aber, wo keine andere Deutung mehr möglich ist als die vorher „unmögliche“, stellen sich die selben Herren ganz naiv und erklären: Aber gewiß hat Seine Majestät das so und nicht anders gemeint! Warum auch sollte er das nicht so gemeint haben? Es ist ja doch das einzig Richtige!

Ich finde, das geht noch beinahe über Li Hung Tschang!

* * *

Wo immer sich unsere jungen Krieger in der „ostasiatischen“ Uniform blicken ließen, waren sie Gegenstand freundlichster Aufmerksamkeit. Mit einer Teilnahme, deren man ihn kaum für fähig halten möchte, die ihn aber gut kleidet, kam auch der nüchterne Berliner den kraftvollen, jugendfrischen Gestalten entgegen, die Blut und Leben für Macht und Ehre des deutschen Vaterlandes im fernen Weltteile einsetzen sollen. Das beweist, daß unser Heer trotz allem auch heute noch im besten Sinne populär ist, aber es beweist das leider nicht auch für die Sache, um die es sich handelt. Abgesehen von einigen Schwärmern für alles, was irgendwie nach „Weltmacht“ und „Weltpolitik“ aussieht, gleichviel wo, wie und mit welcher Aussicht auf Erfolg, und den Unentwegten von der Feder, die sich ihren Enthusiasmus pünktlich an jedem Monats- oder Quartalsersten in bar pränumerieren lassen, ist von Begeisterung für diesen Krieg wenig zu spüren. Man kann hinhören, wo man will, die Ansicht ist überall

ziemlich die gleiche: „jetzt giebt es ja leider keine Wahl mehr, wir müssen nun einmal die böse Suppe aufessen, die uns die Diplomaten eingebrockt haben; aber notwendig war die ganze Sache nicht, und je eher wir uns mit Ehren aus der Affaire ziehen können, um so besser." Selbst der Mord unseres Gesandten und all die anderen Greuelthaten, deren Kunde aus China zu uns gelangt, rufen mehr das Gefühl allgemein menschlicher Trauer und Empörung hervor als gerade die bekannte deutsche Berserkerwut, den ungestümen furor teutonicus. Das mag völkerpsychologisch darin mitbegründet sein, daß wir die Chinesen sozusagen als nicht ganz „satisfaktionsfähig" betrachten. Wir haben bei ihren Scheußlichkeiten mehr das Gefühl, von einem gereizten, tollen Hunde gebissen zu sein, den man natürlich unschädlich machen muß, als von Ebenbürtigen Beleidigungen zu erfahren, deren Sühne ein Gebot der Ehre ist. Die Leute stehen uns eben in jeder Hinsicht zu fern, sind uns seit jeher viel zu sehr als „Objekte wissenschaftlicher Völkerkunde" erschienen, als daß wir mit ihnen wie mit Unseresgleichen rechnen möchten. Und es kann einen wohl eine Art grimmen Humors überkommen, wenn wir uns die doch eigentlich recht groteske Thatsache vergegenwärtigen, daß wir „harmlosen Mitteleuropäer" ausgerechnet mit dieser uns völlig fremden und gleichgiltigen Spezies der Gattung Mensch Krieg führen müssen. Wer uns dies vor zwanzig Jahren prophezeit hätte, an dessen geistiger Gesundheit wären uns wohl einige Zweifel aufgestiegen!

Noch andere Momente lassen bei uns keine rechte Wärme für die Chinasache aufkommen, Momente, die bei anderen Völkern vielleicht weniger ins Gewicht fallen, bei uns Deutschen aber Gott sei Dank doch noch den Ausschlag geben. Wir fühlen unser Gewissen als Christen und Kulturträger nicht so rein, wie es wohl zu wünschen wäre. Die Verquickung von Christentum, Geschäft und Militarismus, die dem ganzen europäischen Gebahren in China von Anfang an den Stempel aufgedrückt hat, will uns trotz der gegenteiligen Versicherungen unserer offiziösen, „unparteiischen" und „nationalen" Federhelden mit der eingepökelten Begeisterung doch noch nicht als die feinste Blüte christlich-germanischen Wesens erscheinen.

* * *

Der Türmer hat's nicht leicht, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen! Rings um ihn herum wird die Lesewelt von Blättern bearbeitet, die, da sie täglich erscheinen, einer Monatsschrift gegenüber natürlich immer recht behalten, um so mehr, als es meist ihren Lebensbedürfnissen entspricht, mit dem Strome zu schwimmen. Und der Türmer, will er sich und seinen Freunden treu bleiben, muß häufig gegen ihn schwimmen, allerlei unangenehme und unzeitgemäße Wahrheiten sagen und dafür seine ehrliche Haut zu Markte tragen. Nun macht ihm ein Leser gar den Vorwurf der „Mattherzigkeit", bloß weil der Türmer sich nun einmal nicht dafür begeistern kann, daß wir Deutsche in den ostasiatischen Handel verwickelt sind, und weil er glaubt, Bismarck hätte es wohl nicht dazu kommen lassen. Der Brief lautet:

„In der Juli-Nummer Ihrer Zeitschrift steht ein Artikel, in dem der Verfasser die Haltung Deutschlands in der Chinaaffaire bemängelt. Er behauptet, daß es sich zu sehr engagiert habe, sagt aber gleichzeitig, daß die Angelegenheit, einmal begonnen, kräftig zu Ende geführt werden müsse. Schließlich beruft er sich noch auf Bismarck, der nur das angefaßt habe, wozu er hinreichend Kraft und Mittel besessen hätte.

„Zunächst möchte ich mir zu bemerken gestatten, daß sich der Artikelschreiber mit Bezug auf Bismarck in einem groben historischen Irrtum befindet. Wenn Bismarck nur das angefaßt hätte, wobei ihm hinreichende Mittel und Kraft im voraus gewissermaßen den sichern Erfolg garantiert haben würden, wenn er sich also stets auf den Standpunkt einer braven und klugen Mittelmäßigkeit gestellt hätte, würde er wahrscheinlich nie das Große erreicht haben, was er thatsächlich geschaffen hat. Bismarck that allezeit das, was er für **notwendig** erachtete, und jeder wird zugeben, daß er hierbei Großes **gewagt** hat. Im Worte **wagen** aber liegt schon die Thatsache, daß die Mittel nicht immer hinlänglich sind und daß Bismarck vorher nie gewußt hat, ob seine Kraft ausreichen würde. Er hat aber bei allem, was er für notwendig hielt, seine ganze Kraft eingesetzt und dem Stern vertraut, der bisher immer noch einer guten Sache geleuchtet hat. Die Bezugnahme auf Bismarck also seitens des Artikelschreibers ist eine verunglückte und beruht auf einer völligen Verkennung des Bismarckschen Heldencharakters! Und wenn der Artikelschreiber sagt, daß die chinesische Affaire nun auch energisch durchgeführt werden müsse, so erscheint es mir ebenso unklug wie unrecht, die Sache selbst in den Augen der Leser seines Artikels zu diskreditieren.

„Und wenn ferner Deutschland einmal Weltpolitik treibt — und seine ganze Stellung weist es darauf hin — muß es dann nicht seine ganze Kraft einsetzen, um bei einem so ernsten Zwischenfall auch als Sieger hervorzugehen?

„Was bezweckt denn eigentlich der Schreiber mit seinem Artikel, der noch obendrein in einem feuilletonistischen Plauderton gehalten ist, wie er bei dem tiefen Ernst der Sache unangebracht erscheint? Wem glaubt er denn einen Dienst zu erweisen? Dem Vaterlande? Der Sache? Den Lesern des Türmers? Oder sich selbst?

„Unsere braven Krieger, die freiwillig hinausziehen in den schweren Kampf, müssen doch wenigstens **das** Bewußtsein mit hinausnehmen, daß sie in ihrem Thun der rückhaltlosen Zustimmung ihrer Landsleute daheim sicher sind! Das allein vermag ihr Pflichtgefühl zu stärken und ihren Wagemut zu heben. Die Ausführungen Ihres Artikelschreibers erscheinen daher mir — und, wie ich hoffe, noch manchem deutsch fühlenden Manne — schwächlich und vor allem deplaziert, da wir bereits mitten drin im Kampfe stehen.

„Ich bedaure aufrichtig, daß ein Blatt, wie das Ihrige, zu dessen aufrichtigen Freunden ich gehöre, und das in geistiger, sittlicher und religiöser Hinsicht eine so hohe und ausgezeichnete Stellung einnimmt, solchen mattherzigen Ausführungen seine Spalten geöffnet hat, und ich würde mich freuen, wenn in

Ihren politischen Anschauungen ein frischerer und kräftigerer Zug bemerkbar würde. Mit vorzüglicher Hochachtung O. Sch."

So offen wie der Brief sei die Antwort. Zunächst die grundsätzliche Bemerkung, daß der Türmer seinen Lesern sowohl, wie der von ihm vertretenen Sache „Dienste" nur dann erweisen zu können glaubt, wenn er vor allem der Wahrheit die Ehre giebt, d. h. das von ihm als wahr Erkannte und Geglaubte ohne Rücksicht auf die wechselnde Tagesstimmung und den jeweiligen Nutzen unumwunden ausspricht. Eine derart opportunistische Auffassung seiner Aufgaben, wie sie der Herr Briefschreiber bei ihm vorauszusetzen scheint, muß der Türmer grundsätzlich ebenso ablehnen wie jede Art von Stimmungsmache, die nicht seinem christlichen und nationalen Gewissen entspringt, und möge sie noch so zweckmäßig und zeitgemäß erscheinen.

Was der Herr Briefschreiber über Bismarck sagt, ist der einfachen historischen Thatsache gegenüber, daß Bismarck den neuen Kurs in Ostasien nicht billigte, daß er über ihn sehr skeptisch und kritisch urteilte, hinfällig. Solche ganz konkreten Thatsachen werden durch allgemeine Betrachtungen und Ableitungen nicht aus der Welt geschafft. Bismarcks Heldentum war niemals das des Jünglings, dem es auf „Kraftproben" ankommt, sondern das des reifen Mannes, der allerdings seine ganze Kraft nur für absolut Notwendiges einsetzt. Das Notwendige ist aber für ein lebensfähiges Volk allemal auch das Mögliche.

Daß Deutschland durch seine geschichtliche Entwicklung, geographische Lage, seine sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse mit Notwendigkeit darauf angewiesen war, den Chinesen ein Stück Land abzunehmen und sich in Ostasien in einen unabsehbaren Handel zu verwickeln, mit einem Volke von 400 Millionen Krieg zu führen, das ist — eine von den „Notwendigkeiten", auf die Bismarck in seinem ganzen Leben nicht verfallen ist, und die nachzuweisen einigermaßen schwierig sein dürfte! Wie Bismarck überhaupt über Eroberungen, Vorrecht, Prestige u. dergl. dachte, das hat er u. a. am 1. April 1895 deutlich genug gesagt: „Wir Deutschen hatten keinen Grund mehr, Krieg zu führen; was wir brauchten, hatten wir; darüber hinaus zu fechten, aus Eroberungsbedürfnis, für die Annexion von Ländern, deren wir zu unserer Genugthuung nicht bedurften, ist eine Ruchlosigkeit, die durchaus nicht in unserm germanischen Gerechtigkeitsgefühl liegt ... Das ist eben der Vorzug des germanischen Charakters unter allen übrigen, daß er seine Befriedigung in eigner Anerkennung des eignen Wertes findet und kein Bedürfnis nach Prestige, Herrschaft und Vorrecht hat, daß er sich selbst genug ist: darauf habe ich gehalten, und es ist in der Politik viel leichter, sich zu sagen, was man vermeiden, als sich zu sagen, was man thun muß."

Bismarcks deutsche Politik mit unserer ostasiatischen vergleichen, heißt denn doch, unserem größten Staatsmanne bitteres Unrecht thun. Wie wenig mit den anderen Regierungen auch unsere Staatsmänner auf der Höhe ihrer Aufgaben

gestanden haben, wird ja schon durch die traurige Thatsache bewiesen, daß sie sich allesamt von den Chinesen in so unerhörter Weise überrumpeln ließen, in ihre Rechnung also Faktoren von entscheidender Wichtigkeit gar nicht einmal eingestellt haben können. Sie haben die Ereignisse, die nun eingetreten sind, nicht nur nicht als möglich ins Auge gefaßt und sich darauf vorbereitet, sondern sind von ihnen, völlig unvorbereitet und ahnungslos, überrascht worden, trotzdem es an Warnungen bis zur letzten Stunde wahrlich nicht gefehlt hat. Es handelt sich also nicht um eine Politik, die in klarer Erkenntnis der damit verbundenen Gefahr „Notwendiges gewagt" hat, sondern um ein politisches Experiment, das auf Grund irrtümlicher, optimistischer Voraussetzungen begonnen wurde, infolgedessen notwendig zur Katastrophe geführt hat und nun — coûte que coûte — durchgeführt werden muß, weil Ehre, Ansehn und Machtstellung des Reiches nun einmal engagiert sind und jetzt in der That auf dem Spiele stehen. Glaubt der Herr Briefschreiber wirklich, unsere Chinapolitik wäre auch dann als „notwendig" erachtet worden, wenn man die jetzt eingetretenen Verwicklungen ernsthaft als möglich oder wahrscheinlich in Erwägung gezogen hätte? Ich glaube es nicht und Graf Bülow wahrscheinlich auch nicht! Streuen wir uns doch nicht selbst Sand in die Augen!

Was nun „schwächlich" und „mattherzig" ist: die eigenen Fehler einfach eingestehen und sich mit ihnen als mit unwiderruflichen Thatsachen abfinden, oder aber sie bemänteln, ableugnen oder totschweigen aus Furcht, die nationale Thatkraft dadurch zu schädigen, das zu entscheiden, muß dem Leser überlassen bleiben.

Das „deutsche Fühlen" ist dem Türmer einfache Lebensfunktion und so natürlich wie das Atmen. Aber eben: wem ein Ding natürlich ist, dem widersteht es, davon groß Aufheben zu machen. Deshalb verschont der Türmer seine Leser auch mit allem „patriotischen" Kraftmeiertum und allem „nationalen" Phrasengeklingel. Es genügt ihm und wohl auch seinen Lesern, durch und durch deutsch zu sein.

* * *

Die Ernennung des Grafen Waldersee zum Generalissimus der verbündeten Kontingente habe ich „mit einem heitern, einem nassen Aug'" begrüßt. Sie ist sehr schön und ehrenvoll für Deutschland, verbürgt ein energisches zielbewußtes Handeln und bedeutet rein sachlich ohne Zweifel die glücklichste Lösung der Frage. Aber die Verantwortung, die Deutschland dadurch aufs neue übernimmt, ist wiederum eine unabsehbare, und wiederum können wir nicht an der Frage vorüber: steht diese Verantwortung in einem richtigen Verhältnisse zu unseren Interessen und Aufgaben in China? Für die „Gloire" wird ja nun voraussichtlich gesorgt sein, ob für mehr —? Ich fürchte, wir ernten sehr bald den Dank vom Handelshause England — für die Dienste, die wir ihm im Burenkriege erwiesen haben. Und ob wir gegebenen Falls gegen England

ebenso schneidig vorgehen werden, wie gegen die Chinesen? Die freche Wegnahme deutscher Schiffe durch die Engländer war für mein Empfinden eine schwerere und offiziellere Beleidigung, als die an sich noch so empörende Ermordung unseres Pekinger Gesandten durch einen wüsten fanatischen Pöbelhaufen — eine Greuelthat, mit der die chinesische Regierung — offiziell wenigstens — nichts zu schaffen haben will, für die sie wohl auch nur indirekt verantwortlich zu machen ist.

Nun, wir stehen einmal im Kampfe und wollen und müssen ihn durchführen, als ernste, nüchterne Männer, die sich der Beweggründe und Tragweite ihrer Handlungen bewußt sind, keines Selbstbetruges und keines Kraft- und Racherausches bedürfen, um zu thun, was sie für notwendig erkannt haben. Und als Christen und Deutsche, nicht als Heiden und Hunnen. Also: Vorwärts — in Gottes Namen!



Sommerabend auf Rügen.*)

(Zu unserem Bilde.)

Welliges Dünenland, das sich sachte zur Ostsee hinabzieht, und in die Bodensenkung geschmiegt ein kleines Stranddorf. Unter breite Dächer, die klüglich so angelegt sind, daß der Sturm an ihnen entlang fährt, ohne zu schaden, ducken sich die Häuser, und wie zum Schutze stehen einzelne, im Wetter erprobte Bäume zwischen ihnen. Ringsum die Haide bringt kein Korn hervor, sondern nur Kartoffeln, harte Gräser und Stauden; aber auch das nutzt dankbar der Mensch, der sich hier angesiedelt und der kargen Natur anvertraut hat. Zwei Frauen streichen ihre Ernte in die Säcke, das Tagewerk vollendend, und zwischen den Höfen herrscht schon das letzte emsige Treiben vor Abend. Denn schon dämmert es und über dem stillen Meere erhebt sich der Vollmond; mit ihm steigt die Kühle aus den Wassern und Friede breitet sich über das Gelände.

Das Gemälde, in dem Eugen Dücker das Ende eines Sommertages so schön und so wahr dargestellt hat — es befindet sich in der Berliner Nationalgalerie — vermittelt uns rein und voll die Stimmung, aus der heraus der Meister es schuf. Das wäre nicht möglich, lebte er nicht ganz in den Motiven, die ihn beschäftigen. Dücker ist ein Sohn der Ostsee, er stammt von der Insel Oesel bei Livland, wo er am 10. Februar 1841 geboren ist; das Meer also mit seinen sandigen Küsten, der nordische blanke Himmel darüber und die Landschaft mit ihren Tannen- und Birkenwäldern, mit dem schwachen Feldbau und den primitiven Bauernkaten haben seine ersten Eindrücke gebildet und seiner Phantasie für immer ihre Richtung gegeben. Denn obgleich er fern von der Heimat

*) In einem Teil der Auflage hat unser Bild versehentlich die Unterschrift „Sommernacht auf Rügen" erhalten, statt „Sommerabend". Wir bitten den Irrtum entschuldigen zu wollen.



ausgebildet wurde und seit Jahrzehnten in Düsseldorf lebt, malt er kaum etwas anderes als Ostseebilder; nicht eigentlich „Marinen“, in denen das Schiff auf hohem Meer die Hauptrolle spielt, sondern eben Strandlandschaften wie die vorliegende, oder Küsten- und Fjordmotive mit glitzerndem Wasser, mit Findlingsklippen am sandigen Ufer, auf denen die Strandläufer und Möven ihr Wesen treiben.

Alles, was Dücker vollendet, zeichnet sich aus durch eine feine, treue Auffassung, durch eine große Sorgfalt in der Beobachtung, durch eine erstaunliche Richtigkeit aller Einzelheiten. Energie und Pathos liegen ihm fern; man würde sein Temperament kühl nennen können, erwärmte nicht die Liebe zu der Natur, der er sich zugeeignet hat, alle seine Werke. In diesem Sinne ist Dücker, trotz seiner anspruchslosen, sauberen Technik, ein moderner Künstler; denn modern heißt heute, wer sich nicht scheut, auf seine Art zu sagen, was er auf seine Art empfindet.



Briefe.

M. v. G., K. a. R. — A. M., St. i. E. — Maria Riegel. — Fr. W. F., Dt. E. — H. v. B., L. — H. v. M., A. — O. z. L., L. — R. — C. K., Pf. in W. b. K. — P. R. v. H., D. i. L. — O. S., K. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Dr. M. A., H. a./S. Verbindl. Dank für die liebensw. Zuschrift und Zustimmung, die den T. sehr erfreut hat. — Die Einsendung gern gelesen, in der Sprache flüssig und anschaulich, zuweilen prosaische Wendungen („Dann zeigten kleine Teile des Himmels neues Blau“ und ähnliches). Freundl. Gruß!

Dr. A. in W. Die S. 320 erwähnte A. E. v. Schadensche Weltanschauung findet sich in mehreren seiner Schriften, so: „Akademisches Leben und Studium“, „Ueber den Gegensatz des theistischen und pantheistischen Standpunktes“ (Erlangen, bei Th. Bläsing, 1848), „System der positiven Logik“ (Erlangen, bei Palm & Enke, 1841) (Vorwort u. a.). Uebrigens teilt uns der Verfasser der betr. Auslassungen mit, daß er frei nach der Erinnerung citiert habe und deshalb „auch Gedanken Th. Culmanns, des Ethikers, Schülers Schadens, mit eingeflossen sein mögen“.

O. Sch., F. i. Sa. Ihre gefällige Zuschrift haben wir als ein Zeichen des Vertrauens gern entgegengenommen und berücksichtigt. Daß wir dagegen die „Objektivität“ nicht soweit treiben konnten, unsere eigene, wohlerwogene Ueberzeugung zu verleugnen, werden Sie gewiß begreiflich finden. Freundlichen Gruß!

Cand. theol. P., L. Von Ihrer gefl. Zuschrift in Sachen Zapp haben wir Kenntnis genommen. Sie finden den Fall in diesem Hefte an zwei Stellen besprochen.

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschliesslich an den Herausgeber, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen“** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER [illegible] Heft 12



Naturaufnahme von Dr Székely, Wien 1900 — Photogravure Bruckmann

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH





Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg. September 1900. Heft 12.

Königin Luise und die Kaiserinnen Maria Feodorowna und Elisabeth Alexejewna.

Von

P. Bailleu.



Als ich vor einigen Jahren zu Petersburg im Winterpalast im Kaiserlichen Familienarchiv arbeiten durfte, dessen Benutzung mir Seine Majestät Kaiser Nikolaus II. gnädigst gestattet hatte und der Vorsteher Excellenz Grimm in der liebenswürdigsten Weise erleichterte, stieß ich bald auf einige Päckchen mit Briefen in der wohlbekannten Handschrift der Königin Luise. Es waren Schreiben an ihre Tochter Prinzessin Charlotte, die spätere Großfürstin und Kaiserin Alexandra Feodorowna, ferner an Kaiser Alexander I., an dessen Gemahlin Elisabeth Alexejewna, und an die Witwe Kaiser Pauls, die Kaiserin Maria Feodorowna. Eine Sammlung von Luisen-Briefen, so reich und schön, wie sie außer den Hausarchiven zu Charlottenburg und Neu-Strelitz kein Archiv der Welt weiter besitzt. Einen Teil dieser Korrespondenzen habe ich

im Rahmen einer demnächst erscheinenden größeren Publikation über die Beziehungen Preußens und Rußlands im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts veröffentlichen können*); aus den dort im französischen Originaltext publizierten Briefen an die Kaiserinnen Maria und Elisabeth mögen hier einige Stücke in Uebersetzung folgen. Ich wähle für die Leser und Leserinnen des „Türmer" diese Korrespondenz, weil, im Gegensatz zu den Briefen an Kaiser Alexander, die vielfach etwas Gesuchtes und Gekünsteltes haben, gerade in den Briefen der Königin an die beiden Kaiserinnen ihr reiches und edles Gefühlsleben zwanglos sich ausströmt.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der preußischen und der russischen Dynastie, wie sie im 19. Jahrhundert geherrscht haben, reichen mit ihren Wurzeln bis in das 18. Jahrhundert zurück, bis zum Jahre 1776, wo unter preußischer Vermittlung der Sohn und Erbe der großen Katharina, Großfürst Paul Petrowitsch sich mit einer Nichte des großen Friedrich, einer württembergischen Prinzessin, vermählte, die als Großfürstin den Namen Maria Feodorowna annahm. Nach mannigfachen Schwankungen während der Regierungszeit der Kaiserin Katharina und Kaiser Pauls gestalteten sich diese Beziehungen besonders innig mit der Thronbesteigung Kaiser Alexanders, der bei der bekannten Zusammenkunft in Memel (1802) mit König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise einen herzlichen Freundschaftsbund schloß. Auch mit den Schwestern Kaiser Alexanders, der so früh verstorbenen schönen Großfürstin Helena Pawlowna, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, und der Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, Maria Pawlowna, mit der Königin Luise 1806 in Pyrmont zusammentraf, stand das preußische Königspaar in traulichstem Verkehre. Das Unglück der Jahre 1806 und 1807 brachte die beiden Herrscherhäuser einander noch näher. Die beiden russischen Kaiserinnen insbesondere, die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, und die Gemahlin Alexanders, Elisabeth Alexejewna, eine badische Prinzessin, bewiesen dem preußischen Königspaare eine herzliche Teilnahme, für die Königin Luise in nachstehenden Briefen dankte.

Königin Luise an Kaiserin Elisabeth.

Memel, 7./19. Februar 1807.

Meine Frau Schwester und Cousine. Die Güte, mit der Eure Majestät sich meiner und meiner Vorliebe für den russischen Thee erinnert haben, hat mich lebhaft gerührt. Ew. Maj. sind nie so unglücklich gewesen wie ich; Sie können sich also nicht vorstellen, wie wohl es thut, wenn man gute und mitfühlende Wesen trifft in einer Welt, die so abscheulich ist, wie die, in der wir leben. Ihre Güte, an mich zu denken, an das, was mir Vergnügen machen

---

*) Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Nebst ergänzenden fürstlichen Korrespondenzen herausgegeben von Paul Bailleu. (75. Band der „Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven".) Leipzig, Hirzel, 1900.

könnte, hat einen Eindruck auf mich gemacht, der sich leichter empfinden als beschreiben läßt. Mögen Sie Ihre Belohnung in dem Gedanken finden, daß Sie mir einen sehr schönen Augenblick verschafft haben, und die Versicherung meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit entgegennehmen, die nur mit meinem Leben enden wird. Die Anweisung, die Eure Majestät mir über die Zubereitung des Thees zu geben die Güte haben, wird genauestens befolgt, und der neue Beweis Ihrer Theilnahme, den Sie mir hierdurch geben, ermuthigt mich Ihnen zu sagen, daß ich bis auf eine kleine Schwäche völlig wiederhergestellt bin. Herr von Klüx (ein preußischer Major, der in Petersburg gewesen war) hat mir erzählt, daß Ew. Majestät oft nach mir gefragt haben, was ich mit aller der Empfindung aufnehme, deren mein Herz fähig ist. Oh, gnädigste Kaiserin, welche Gnade. Ich bin gewiß, daß es Ihnen sehr nahe geht, zu sehen, wie Ihre Verwandten (die Rheinbündler) gegen uns vereinigt sind, und wie die Unmenschlichkeit eines einzigen Mannes alle Bande des Blutes und alle Familienbande zerrissen hat. Meine ganze Familie ist unglücklich durch ihn; er hat sie ruinirt, um Andere zu bereichern. Die großmüthige Freundschaft des Kaisers ist unser einziger Trost, unsere einzige Hoffnung. Die Vorsehung möge seine schönen und guten Absichten segnen. Verzeihen Sie, gnädigste Kaiserin, daß ich Sie mit den Einzelheiten meines Unglücks unterhalte, aber wenn man nichts als Leiden kennt, so ist man glücklich, eine mitfühlende Seele zu treffen. . . . Luise.

Königin Luise an Kaiserin Maria.

Memel, den 16./29. (so!) März 1807.

Meine Frau Schwester. Ich bin wirklich verzweifelt, nicht nach Petersburg fliegen und Ihnen sagen zu können, wie sehr Ihre Güte und Ihre wiederholten Aufmerksamkeiten mich gerührt haben. Könnten Sie meine Thränen fließen sehen, Sie würden nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln. Wie gütig Sie sind an Alles zu denken, was meine Leiden lindern kann; ja, gewiß, Ew. Maj. haben mich unendlich getröstet durch die Nachrichten von meinem geliebten Vater, von dessen Existenz ich nicht das geringste mehr wußte; Ihnen danke ich eine Seelenruhe, die ich fast nicht mehr kenne und die ich nur selten genieße. Ich werde grausam geprüft, ich leugne es nicht, mögen Sie, die Sie eine so zärtliche Mutter sind, selbst urtheilen. Kaum erholt sich mein Sohn Wilhelm vom Nervenfieber, so bricht heute bei meinem ältesten Sohne das Scharlachfieber aus. Und ich darf ihn nicht einmal pflegen, da ich diese Krankheit noch nicht gehabt habe und mich ihr nicht aussetzen darf, weil ich nach meiner großen Krankheit zu schwach bin, sie auszuhalten. In diesen grausamen Augenblicken kann nur die Theilnahme gefühlvoller Seelen mich trösten, und ich wiederhole, daß Ew. Majestät mir ein Engel des Trostes sind. . . . Sie glauben nicht, wie ich Ihnen ergeben bin, und wie glücklich ich sein würde es Ihnen beweisen zu können. Mögen Ew. Maj. davon überzeugt sein. Luise.

Diese herzlichen Beziehungen zwischen den beiden Fürstenhäusern erhielten

eine neue Stärkung, als infolge einer Einladung Kaiser Alexanders im Januar 1809 das preußische Königspaar einen Besuch in Petersburg machte. König Friedrich Wilhelm und Königin Luise haben beide über diese Reise und den Aufenthalt an der Newa, der bis Ende Januar währte, Tagebücher geführt, von denen letzteres vollständig, ersteres auszugsweise in der oben genannten Publikation veröffentlicht wird. Die Freundlichkeit der Aufnahme am russischen Hofe, die Herzlichkeit des Verkehrs namentlich unter den fürstlichen Damen, gehen aus diesen Aufzeichnungen deutlich hervor. So schreibt Königin Luise am 8. Januar 1809: „Die junge Kaiserin ist gut und sanft, sehr zuvorkommend und sehr interessant. Die Kaiserin-Mutter von mütterlicher Güte für mich, unbeschreiblich"; und einige Tage später: „Es wäre schwer, das Verhalten der kaiserlichen Familie zu schildern; es thut einem vom Unglück gebeugten Herzen wohl, recht wohl. Die Kaiserin-Mutter ist wirklich eine Mutter für mich. Ich brauche nur eine Sache zu loben, so finde ich sie als Geschenk in meinem Zimmer. Die Kaiserin Elisabeth sanft, gütig, wie eine Freundin." Ueber den Abschied (31. Januar) schreibt die Königin: „Nach dem Mahle kam der schreckliche Abschied. Thränen auf allen Seiten. Die Kaiserin-Mutter segnete mich; ich glaubte zu ihren Füßen niederzusinken. Kaiserin Elisabeth schloß mich in ihre Arme und benetzte mich mit ihren Thränen. Der Kaiser hatte alle Mühe, seine Haltung zu bewahren, der Großfürst (Konstantin) hatte Thränen in den Augen, die Großfürstinnen überhäuften mich mit Liebkosungen, Maria (die Erbprinzessin von Weimar) weinte und war bleich wie der Tod ... (Von hier ab auch im Original deutsch.) Und so unter tausend Thränen im Wagen. Die Kaiserin Elisabeth verging vor Schmerz, die Kaiserin-Mutter segnete uns und machte das Kreuz auf dem Wagen und auf uns, als wir das Fenster noch einmal fanden um zu winken; so ging es endlich fort".

Daß auch der russische Hof von seinem hohen Besuch den allergünstigsten Eindruck empfing, zeigen einige Briefe der Kaiserin Elisabeth, die als Anhang zu dem Tagebuch der Königin Luise veröffentlicht werden. Die Kaiserin schreibt an ihre Mutter, die Markgräfin Amalie von Baden: „Es ist unmöglich, die Königin nicht für eine schöne Frau zu halten ... Unsere Gäste sind recht gut; wir verkehren Alle unter einander, als ob wir uns seit Monaten kennten. Ich hoffe, sie werden zufrieden mit uns sein; meinerseits bin ich sehr mit ihnen zufrieden; auch gefallen sie hier allgemein". Und am Tag der Abreise des Königspaares schreibt die Kaiserin: „Unsere Gäste haben uns heute verlassen und wir haben sie wirklich mit aufrichtigem Bedauern scheiden sehen ... Es sind die besten Menschen von der Welt und es ist unmöglich, ihnen nicht wohl zu wollen, sie haben eine ‚Herzlichkeit' (dies Wort deutsch), die ich mit größtem Vergnügen wieder gefunden habe ... Es ist unmöglich, besser, umgänglicher zu sein als die Königin. Ich begreife nicht, was sie in den Ruf der Affektation und Koketterie gebracht haben kann, den sie gehabt hat; ich habe niemals auch nur einen Schatten davon bemerkt, wohl aber viel Herzlichkeit", u. s. w.

An den Besuch in Petersburg schloß sich ein vertraulicher und herzlicher Briefwechsel der Königin mit den beiden Kaiserinnen, von dem leider nur noch die Briefe der Königin erhalten sind; die Antworten der Kaiserinnen sind bis auf wenige verloren gegangen. Aus den Briefen der Königin mögen hier einige Auszüge folgen, die freilich den eigenartigen Reiz der Originale in ihrem Wechsel von Französisch und Deutsch nicht wiederzugeben vermögen*); es spiegelt sich in ihnen mit ergreifender Anschaulichkeit die verzweiflungsvolle Stimmung des preußischen Hofes in Königsberg, inmitten der Erschütterungen des Jahres 1809, die auch Preußen in ihren Wirbel hineinzureißen drohten, zugleich aber auch das tiefe und innige Gefühlsleben der Königin, dessen leidenschaftliche Empfindungen durch eine echte und hingebende Religiosität ausgeglichen werden.

Königin Luise an Kaiserin Maria.

Memel, 9. Februar 1809.

Ihre Güte, gnädigste Kaiserin, ist auf immer in mein Herz geschrieben. Warum kann ich es Ew. Maj. nicht so wiedergeben, wie ich es empfinde. Die Erinnerung daran ist mir über alle Beschreibung theuer, und ich spreche oft und gern darüber mit meiner Umgebung, wo man würdig ist von Ihnen sprechen zu hören, und wo Alle Sie achten und bewundern. Der Rex und ich, wir werden nicht müde, uns gegenseitig an Alles zu erinnern, was auf Sie Bezug hat und was uns die glücklichen Augenblicke wieder vergegenwärtigt, die wir mit Ihnen verlebt haben. Empfangen Sie noch einmal meinen herzlichsten Dank für alle Ihre Güte und seien Sie überzeugt, daß Sie mit Ihrer herzlichen Freundschaft keine Undankbare überhäuft haben. Gott segne Sie, theure Kaiserin, für all das Gute, das Sie unseren Herzen gethan haben, die durch Unglück, durch das Uebelwollen der Menschen und durch die teuflischste Bosheit so lange verbittert waren. Die Tugenden, die wir gelernt haben in Ihnen zu lieben, und die wiederholten Beweise der Güte, mit denen Sie uns überhäuft haben, haben uns über Vieles getröstet. Beten Sie für uns! Die gütige Hand, die mich gesegnet hat im Augenblick des Abschieds, wird mir Glück bringen für den Rest meiner Tage. Diese Segnung ist mir über Alles theuer; sie hat mir bewiesen, daß Sie mich wirklich wie eine Mutter liebten, und ich nehme es an kindlichen Gefühlen mit Ihren Kindern auf, wenigstens haben Sie keines, das Ihnen herzlicher und treuer ergeben ist, als Ihre treue Luise.

Königin Luise an Kaiserin Maria.

Königsberg, den 8./20. Februar 1809.

... Unser Schicksal ist immer noch recht zweifelhaft, unsere Rückkehr nach Berlin noch nicht festgesetzt, in Anbetracht meiner Krankheit und meiner Schwäche. Napoleon, seine unvermuthete Rückkehr (aus Spanien nach Paris), der nahe und

*) Die wichtigeren deutschen Stellen sind hier durch Anführungsstriche bezeichnet.

unvermeidliche Krieg mit Oesterreich, verursachten mir viel Herzklopfen. Ich bin in der Hand Gottes! Das ist meine einzige Hoffnung. Nur auf ihn hoffe ich, „er wird Alles gut machen". Indessen fühle ich meine Augen naß werden, wenn ich an die Zukunft denke, denn ich habe Kinder! Erhalten Sie mir Ihre kostbare Freundschaft, ich weiß, daß ich auf dies fühlende, dies große Herz in allen Fällen rechnen kann, es wird die Unglückliche nie zurückstoßen, ich habe es gesehen, und Ihre Freundschaft hat mich schon über viel Leid getröstet. „Die Tugendhaften hat Gott lieb, deswegen ließ er mich Ihre treue Seele kennen, finden, lieben"... Luise.

Königin Luise an Kaiserin Elisabeth.

Königsberg, 11./23. Februar 1809.

Liebe Cousine. Ich hoffe, daß die Kaiserin-Mutter Ihnen meine Entschuldigung dafür ausgerichtet haben wird, daß ich Ihnen nicht mit dem letzten Courier geschrieben habe, aber ich war noch so schwach, daß ich trotz des besten Willens nicht die Kraft dazu fand. Auch jetzt noch schreibe ich Ihnen von meinem Bette aus, das ich nur für einige Stunden verlasse, da ich lächerlich schwach bin. Ich bin zum Erbarmen mager geworden, und Sie würden sich über meine dünnen Arme wundern, die um die Hälfte abgenommen haben.... Das liebe Berlin, wann werde ich es wiedersehen? Gott weiß es. Die schnelle Rückkehr Napoleons nach Paris, seine Reise nach Straßburg, wo das Schloß in Stand gesetzt ist, kündigt uns den Krieg an. Unsere Lage ist höchst bedenklich, und unser Untergang ist, wie ich fürchte, sehr nahe. Sollten wir nach Berlin zurückkehren, so würde ich mich in jedem Falle von meinen Söhnen trennen müssen, die unter dem Vorwande von Universitätsstudien hier bleiben würden, damit, wenn man die Eltern entführt, die Kinder übrig bleiben, um uns zu rächen, wenn es noch eine Rache giebt?!!! Ich bitte Sie hierüber mit Niemand zu sprechen, vielmehr öffentlich zu sagen, ich hätte Ihnen geschrieben, daß wir, sobald ich wieder hergestellt bin und die Wege fahrbar sind, nach Berlin abzureisen gedächten ...

Königin Luise an Kaiserin Elisabeth.

Königsberg, 12. April 1809.

... Ich gestehe es Ihnen, oft bin ich in einem beklagenswerthen Zustand und die Zukunft scheint mir ohne Zukunft für uns. Der Kaiser könnte Europa retten. Ich stand auf dem Punkte, ihm in diesem Sinne zu schreiben. Aber, nach Ueberlegung, sagte ich mir, daß neben den Denkschriften eines Romanzow meine Briefe wie die Sterne vor der Sonne verschwinden würden. Seitdem ich ihn wiedergesehen habe*), an einem Tage, wo ich moralische und physische

---

*) Rumianzow, der Leiter der russischen Politik, war am 4. März in Königsberg gewesen.



Kopfschmerzen hatte, haben sich die Wünsche, die ich bei der von ihm auf dem Wege nach Czarskoje Sselo erbauten Fontäne ausgesprochen habe, verdoppelt. Sie erinnern sich gewiß daran. Denken Sie einmal, was daraus werden wird, wenn Rußland im Bunde mit den Franzosen über die armen Oesterreicher herfällt. Dann ist's aus mit ihnen! Und ferner, was wird aus ganz Deutschland und insbesondere aus Preußen werden, wenn Napoleon nichts mehr zu fürchten hat? Die Antwort darauf ist leicht; man muß sie aus der Erklärung entnehmen, die er vor einigen Jahren im Moniteur gegeben hat. „In kurzem, sagt er, wird meine Dynastie die älteste auf allen Thronen sein". Hätte ich keine Kinder, so möchte sich diese schreckliche Zukunft noch ertragen lassen. Ehrgeiz verzehrt mich nicht, und die Krone hat für mich nicht den großen Reiz, den sie für so viele Andere hat, denn ich wage zu sagen: sie ist nicht der einzige Vorzug, den ich an mir kenne. „Verstehen Sie mich recht, es ist nicht der größte Vorzug, den ich glaube zu besitzen, und wenn es auch etwas stolz und anmaßend klingt, so verzeihen Sie es einer sehr unglücklichen Königin, die zu deutlich voraus siehet, daß sie bald in die Lage versetzt sein wird (durch die fürchterliche Politik von Freund und Feind) ganz allein auf ihren inneren Werth beschränkt zu sein". Verzeihen Sie diese politische Aufrichtigkeit, aber ich gestehe Ihnen, schon lange „drückte mich dieses Glaubensbekenntniß". Ich verlebe schreckliche Augenblicke, und meine Thränen fließen oft. Die Religion allein hält mich aufrecht und verhindert mich zu murren. Inmitten all dieses Unglücks bitte ich Gott, mein Herz nicht der Menschlichkeit zu verschließen und nicht meinen Charakter zu verbittern, denn dann erst werde ich wirklich unglücklich und für immer rettungslos verloren sein ... Erzherzog Karl hat am 6. April Wien verlassen und vor seiner Abreise einen prächtigen Parole-Befehl veröffentlicht, der als Kriegserklärung gelten kann und geeignet ist, ihm alle Geister zu gewinnen. Suchen Sie ihn sich zu verschaffen, ohne mich zu nennen, denn Napoleon „hat sein infamstes Gift von neuem auf mich geheftet", und die Kaiserin von Oesterreich mit mir verglichen, um sie lächerlich zu machen. „Es ist artig". Sie sehen, was ich von ihm zu erwarten habe: Vertreibung meiner Race. Adieu, wenn Sie mich lieben, verbrennen Sie diesen Brief und sprechen Sie mit Niemand über seinen Inhalt, denn wir müssen ja eine gute Haltung zeigen, da Rußland zur französischen Partei hält. Adieu, beten Sie für mich. Ich war zu Beichte und Abendmahl, „und ich habe alle meine weltlichen Anliegen Gott zum Opfer gebracht unter tausend heißen Thränen". Antworten Sie mir bald „und belohnen Sie mein unbegrenztes Vertrauen mit Gegenvertrauen". Ihre treue

Luise.

Königin Luise an Kaiserin Maria.

Königsberg, 1./13. Mai 1809.

Theure und geliebteste Schwester! Es sind fast 5 Wochen her, seit ich das Arbeitskörbchen für Sie bestellte, und damals glaubte ich, daß mein Unglück und das des Königs (der Ihnen herzlichen und ehrerbietigen Gruß sendet) nicht

höher steigen könne; aber wie schwach und kurzsichtig ist der Mensch! Wir sind jetzt noch sehr viel unglücklicher als damals. Nach dem Ausbruch des österreichischen Krieges ist in ganz Deutschland und besonders bei uns eine allgemeine Gährung entstanden, die bereits viele Folgen hat und noch mehr haben wird, welche die Tyrannei Napoleons seit langen Jahren vorbereitet hat. Der König ist unschuldig an allen den aufrührerischen Bewegungen in Westfalen und an dem schrecklichen und unverzeihlichen Abmarsch von Schill. Aber wird Napoleon, der den König und Preußen haßt, an diese Unschuld glauben? Er, der nur das Böse und das Ehrlose thut. Sie sehen also, theure und geliebteste Kaiserin, daß unser Urtheil gesprochen ist und daß wir von ihm nur Unheil zu erwarten haben. Der König wird sich vielleicht durch die Umstände gezwungen sehen, für einige Zeit sich von dem politischen System des Kaisers Ihres Sohnes zu trennen, ein System, an dem der König noch mehr mit dem Herzen gehangen hat, das seinem erlauchten Freunde so aufrichtig ergeben ist. Die Geister sind so erhitzt und die Aufregung und Gährung ist so groß, daß der König alles aufs Spiel setzt, wenn er nicht die Partei ergreift, die von der Nation fast wie unsinnig vorgezogen wird. In einem solchen Falle wagt es der König und ich auch, auf die wahre Freundschaft des Kaisers zu rechnen, daß er nichts gegen uns unternehmen wird; wir sind schon unglücklich genug und verfolgt von aller Härte und Grausamkeit des Schicksals. Dann könnten wir gewiß auch auf Ihre Freundschaft zählen, theure und geliebteste Kaiserin, Sie, der Sie der Engel aller Unglücklichen sind. Glauben Sie, daß kein König und keine Königin je unglücklicher waren als wir. Was gäbe ich nicht darum, an Ihrer Brust weinen und mit Ihnen im Einzelnen von unserer traurigen Lage sprechen zu können. Das ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann, der Courier will abreisen. Adieu, theure und geliebteste Kaiserin, erhalten Sie Ihre Freundschaft Ihrer unglücklichen Freundin Luise.

An Kaiserin Maria.

Königsberg, 19. Mai/1. Juni 1809.

Ich konnte mich nur halb freuen bei dem Wiedersehen mit meiner geliebten Cousine Maria*), denn ich mußte an den Kummer denken, den Sie, theuere und gute Schwester, bei der Trennung von diesem geliebten Kinde empfunden haben. Niemand kann an solchem Schmerze mehr Antheil nehmen als ich, und in dieser Hinsicht, glaube ich, wird sie sich unter uns wohl gefühlt haben. Die Freundschaft, die Sie uns bewiesen haben, die Tugenden, die wir an Ihnen lieben, bewirken, daß jeder Seufzer, der aus Ihrem Busen dringt, aufgefangen und verstanden wird; nichts geht verloren, denn wir lieben und wir schätzen Sie. Wenn ich wir und immer wir sage, so liegt das daran, daß der König

*) Erbprinzessin Maria hielt sich auf der Durchreise von Petersburg nach Weimar damals einige Tage in Königsberg auf.



meine Gefühle theilt, oder wenn Sie wollen, unvergleichliche Schwester, ich theile die seinigen, und daß wir einig sind in der Anhänglichkeit und in der wahren und aufrichtigen Freundschaft für Sie unser ganzes Leben lang. Maria, die gestern bei vollkommener Gesundheit hier eintraf, hat uns Alle in äußerster Sorge und Unruhe gefunden, was noch ganz „mit ihrer Seelenstimmung" zusammenpaßte, denn sie ist recht niedergeschlagen durch die grausame Trennung von ihrer Familie. Heute bringen uns amtliche und ganz zuverlässige Nachrichten die glückliche Meldung von einer blutigen Schlacht, die die Oesterreicher vollständig gewonnen haben. (Aspern.) Das läßt uns für den Augenblick aufathmen. Wenn die Oesterreicher so fortfahren, so wird man sich von Herzen freuen können. Aber Napoleons Genie weiß sich leider aus Allem herauszuhelfen, und deshalb kann ich mich der Furcht, ich will sagen der Ahnung nicht entschlagen, daß er diesen Zwischenfall wieder gut machen wird. Wären die Oesterreicher an seiner Stelle, so bin ich sicher, daß sie verloren wären, denn er ist zwischen zwei Feuern, aber Sie werden sehen, er wird sich aus seiner üblen Lage heraushelfen, und es wird nachher sein, als ob nichts gewesen wäre. — Sie schrieben mir das letzte Mal, ich solle Ihnen sagen, was in meinem Inneren vorgeht. Ach, theure Schwester, Sie wissen nicht, was Sie verlangen, oder Sie haben Lust, Augenblicke voll Trauer und voll Schwermuth zu verleben. Meine Besorgnisse sind grausam, wenn die Franzosen bleiben, was sie seit 17 Jahren sind, d. h. die Herren über das Schicksal der Welt. Fällt Oesterreich, so werden wir gleich darauf auch fallen, wir mögen thun, was wir wollen... Wir werden untergehen, wir werden Alles verlieren und meine Kinder werden keine Zukunft mehr haben! Das ist es, was in meinem Inneren vorgeht. Religion und Gebet geben mir Stärke, den Gedanken an diese Zukunft zu ertragen, und Gott wird mich im Augenblick der Entscheidung nicht verlassen. „Ich stehe in seiner Hand; es fällt kein Haar von meinem Haupt, er weiß es. Er wird mich stärken, daß ich ohne Murren als sein Kind, als eine wahre Christin mich finde in seine Rathschlüsse". So liegt mein Herz vor Ihnen offen wie vor Gott. Mein tägliches Gebet ist, daß ich die nöthige Stärke haben möge, um als eine wahre Christin seine Rathschlüsse zu ertragen. Alles was er thut, thut er für das Wohl der Völker wie der Einzelnen, und so sage ich: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Des Herrn Name sei gelobt auf ewig. Amen!" Ich glaube, es ist Zeit zu schließen, adieu also, theure und unvergleichliche Kaiserin. Lieben Sie mich ein wenig, und ich werde immer einen Trost in dieser Welt haben. Ich bin, so lange ich lebe, immer dieselbe.

Luise.

Am 4. Oktober 1809 genas Königin Luise ihres letzten Kindes, eines Prinzen, der in Erinnerung an den letzten Hochmeister Albrecht genannt wurde, und zu Ende des Jahres konnte sie endlich mit dem König nach Berlin zurückkehren, wonach sie sich so gesehnt hatte. Hierauf beziehen sich die folgenden Briefe.

Königin Luise an Kaiserin Maria.

Königsberg, den 14./26. Oktober 1809*).

Theuere und gute Schwester! Der Facultät zum Trotz schreibe ich Ihnen, geliebteste Kaiserin, und zwar um Ihnen zu sagen, daß alle meine Wünsche für Sie sind. Ich brauche keinen besonderen Anlaß, um Wünsche für Sie zu hegen, aber Sie sollen doch wissen, daß Ihr Geburtstag für den König und mich ein wahrer Freudentag ist, und daß wir wünschen, Sie mögen recht glücklich sein, liebe Schwester, so wie Sie es verdienen, und das will viel sagen. Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß eine Kaiserin Alles von Gold haben muß, „von goldenem Gold", deshalb denke ich Sie heute mit kleinen Stangen Gold zu bereichern. Zunächst schreibe ich auf Goldpapier, was eine seltene Pracht ist. Aber „verblinden" Sie nicht, wenn Sie „zwei Schnürnadeln von Gold" sehen, mit denen Fräulein Jakowlew die schöne Taille meiner lieben Kaiserin schnüren soll; der ganze Rest der schönen Geschenke in dem Packet ist für die Feenarbeit bestimmt, von der ich, nicht ohne Lüsternheit, eine schöne Probe in großen Stichen bewundert habe, „noch in Rahm gespannt". Doch nun, im Ernst, werden Sie nicht böse über die Kindereien, die ich Ihnen zu senden wage, und lieben Sie mich immer ein wenig und selbst ein wenig sehr, wie Sie es bisher gethan haben. Ich erflehe den Segen des Höchsten für Sie und Ihre Familie und hoffe, daß Sie überzeugt sind von meiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit, die nur mit meinem Leben enden wird.

Ihre herzlich ergebene Luise.

An Kaiserin Maria.

Königsberg, den 6./18. November 1809.

... Sie fragen mich, theuere Kaiserin, ob ich etwas ruhiger geworden bin und etwas klarer in die Zukunft sehe. Ach, meine Existenz ist immer noch von Leiden und Sorgen umgeben. Wie soll man, ich frage Sie, ruhig sein, so lange dieser Mensch lebt? Kennt er Billigkeit und Gerechtigkeit? Giebt es irgend etwas Heiliges für ihn? Ich fürchte sehr wegen dessen, was in diesem Augenblick in Paris geschieht, „wo wieder aufs neue eine General-Brauerei vorgenommen wird. Sie wissen auch, theure Kaiserin, daß das Sprichwort: Ehrlich währt am längsten, nicht mehr gilt" ... Unsere Abreise nach Berlin ist sicher, aber der Tag steht noch nicht fest, wahrscheinlich Anfang Dezember. Ich bin mit Herz und Seele Ihre zärtliche Freundin und Cousine und Schwester Luise.

An Kaiserin Elisabeth.

Berlin, 7. Januar 1810.

Heute vor einem Jahre sah ich Sie zum ersten Male, theuere und gute Cousine, und dieser Tag ist meinem Herzen zu theuer, als daß ich ihn ver-

*) Der 26. Oktober war der Geburtstag der Kaiserin Maria.

leben könnte, ohne Ihnen zu sagen, daß ich ihn segne, diesen Tag, wo ich Sie kennen und lieben lernte, denn dies Gefühl ist von Ihrer Person untrennbar. Sie kennen mich, theure Cousine, ich bin keine Komplimenten-Dame, ich habe Ihnen keine gemacht, als ich Sie sah, denn Sie bedurften keine. „Ich habe Ihr herrliches Wesen, Ihr tiefes Gemüth, Ihre reine Seele, ohne Wortschwall geliebt und geehret, und dieses stehet in meinem Herzen auf ewig fest!" ... Unser Einzug hier war höchst ergreifend. Das Volk hat uns mit einer Freude begrüßt, die rührend war, denn man sah, sie kam vom Herzen. Der König wird mehr geliebt als je. „Man siehet lauter freundliche Gesichter", und das ist viel inmitten unserer Miseren, die nicht abnehmen werden, denn die Härte von Seiten Frankreichs nimmt uns allen Trost. Gott sei Dank, daß ich in Berlin bin, „es erträgt sich alles besser hier". Mein guter und würdiger Vater war hier, um uns zu empfangen, und hat 8 Tage mit uns verlebt. Nur in seinen Armen konnte ich meine Thränen nicht zurückhalten, die reichlich flossen in dem Augenblick, wo ich mich von der ganzen preußischen Familie und einem großen Theile der mecklenburgischen umgeben sah ... Luise.

An Kaiserin Elisabeth.

Potsdam, 23. Mai 1810.

... Potsdam und Charlottenburg sind, wie mir scheint, nie so schön gewesen als in diesem Frühjahr. Ich sitze auf einem Balkon vor meinen Fenstern und schreibe Ihnen bei einer himmlischen Wärme und in dem süßen Dufte von tausend Lilien, mit denen ich meinen Tisch umgeben habe. Ich lasse mich für Sie malen, theure Cousine, und glückt das Bild, so schicke ich es Ihnen; vorläufig scheint es mir, daß der Mann, der Miniaturmaler ist, die Dinge sehr im Großen sieht, denn mein Kopf hat ziemlich 2 Fuß Durchmesser ...

* * *

Vorstehender Brief ist der letzte, den Königin Luise nach Petersburg geschrieben hat; das Frühjahr, dessen Schönheit sie darin schildert, das letzte, das ihr beschieden war; am 19. Juli 1810 ist sie, wie bekannt, in Hohenzieritz gestorben. Bei der Nachricht von ihrem Tode schrieb Kaiserin Maria*) an Friedrich Wilhelm III. (31. Juli): „Schmerzlich beweine ich die Königin und alle meine Kinder vergießen mit mir Thränen über die Verstorbene, über Sie, mein theurer Bruder, der Sie noch mehr zu beklagen sind. Großer Gott, welch Donnerschlag für Sie, für Ihre Kinder!" Kaiserin Elisabeth aber schrieb (7. August): „Es war unmöglich, die Königin zu kennen, ohne ihr zärtlich ergeben zu sein, und mein ganzes Leben lang werde ich ihrem Andenken und der Erinnerung an die gemeinsam verlebten Tage diejenige Verehrung weihen, die man den sanftesten und liebenswürdigsten Tugenden schuldet." ...

*) Auch der Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. mit den beiden Kaiserinnen wird in der erwähnten Publikation veröffentlicht.

In der That ist beiden Kaiserinnen die Erinnerung an Königin Luise immer lebendig und immer teuer geblieben. So hat Kaiserin Elisabeth, bei einem Aufenthalte in Berlin im Januar 1814, der Verewigten in rührender Weise gedacht; sie schreibt darüber dem König: „Bei dem Anblick Ihrer theuren und liebenswürdigen Kinder, die so viel von ihrer Mutter haben, konnte ich mich eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren, grade in dem so ersehnten Augenblick, wo ich ihre Bekanntschaft machte. Hier, wo ich die theure Königin nie gesehen habe, suche ich sie doch überall, und empfinde ihren Verlust lebhafter als je". Und bei der Verlobung ihres dritten Sohnes Nikolaus mit der ältesten Tochter der Königin Luise, Prinzessin Charlotte, schrieb Kaiserin Maria an König Friedrich Wilhelm III. (26. Januar 1816): „Der Wunsch meines Herzens ist erfüllt. Ich hegte diesen Wunsch zuerst im Jahre 9. Die Erinnerung an diese glückliche Zeit erfüllt mich mit lebhafter Trauer, die sich selbst in die Freude mischt, welche mir die Aussicht auf die glückliche Zukunft meines Sohnes verursacht. Eurer Majestät mitfühlende Seele wird diese Verbindung von Trauer, Kummer und Glück verstehen." —



Herbst.

Von

L. von Strauß und Torney.

Nun schleicht der bunte Sommer aus der Welt,
Das grüne Laub im Walde gilbt und fällt.

In grauer Luft der Stare Wanderflug,
In brauner Erdenscholle blitzt der Pflug.

Mir wird so still, mir schweigen Lust und Weh,
Wenn ich im Herbst die braune Erde seh'.

Was sich im Lenz aus Keim und Knospe rang —
Was da geblüht im Lichte sommerlang —

Was vor der Zeit in Frost und Glut verdarb —
Was erntereif am Schnitt der Sichel starb —

Von all den tausend Leben schwand die Spur —
Herbstmüde träumt die braune Erde nur.

O unstet Herz, was sehnst und suchest du?
Die braune Erde ist die große Ruh'!





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

❧

„Du — du bist Sozialdemokrat?" fragte Froben befremdet und halb ungläubig. „Das ist doch nicht dein Ernst?"

„Pst," machte Berg, indem er mit der Linken zur Thüre wies. „Die da braucht es nicht zu hören. Würde sich nur unnütze Sorgen machen. Auch dir hätte ich's nicht gesagt, wenn mir nicht der Augenblick gekommen schiene.

„Ich scherze durchaus nicht," erklärte er dann entschieden, „ich **bin** Sozialdemokrat und schäme mich dessen keineswegs. Hoffentlich hast du nichts dagegen?"

„Aber du bist doch königlicher Beamter," fragte Froben peinlich befrembet, „und hast den Diensteid geschworen. Wie reimt sich denn das?"

Berg richtete sich trotzig auf seinem Platze auf.

„Ich habe dem Könige meine Dienste, nicht meine persönliche Ueberzeugung verkauft. Und an meinen Diensten, so untergeordnet sie auch sein mögen, hat noch niemand etwas auszusetzen gehabt. Ich fühle mich als Mensch ebenso frei wie jeder andere und bin nicht geneigt, mir diese Freiheit im geringsten verkümmern zu lassen. Ich trete nicht an die Oeffentlichkeit mit meinen Ansichten und beteilige mich an keiner Agitation. Aber mit den Genossen das Wohl und Wehe der Partei zu beraten und für sie zu wirken, soweit es in meinen Kräften steht, halte ich für mein gutes Recht und für meine Pflicht als ein Glied des Volkes und der Klasse, der ich nach Geburt und eigener freier Wahl angehöre."

„Immerhin," meinte Froben, „der Diensteid schreibt doch gewisse allgemeine Pflichten vor, die sich schon mit der bloßen Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie schwer vereinigen lassen."

„Das, lieber Max," sagte Berg abweisend, „ist Sache der persönlichen Auffassung. In diesem Falle also der meinen. Du mußt es schon mir überlassen, darüber ins reine zu kommen. Aber selbst wenn du recht hättest, glaubst du denn, ein Eid, der einem abgezwungen wird, bei dem es heißt: ‚Friß, Vogel, oder stirb', könnte für einen frei denkenden Menschen eine solche Verbindlichkeit haben, daß er sich fortan als Sklave fühlen müßte, daß seine natürlichen Rechte und Pflichten dadurch einfach ausgelöscht würden? Ehe denn irgend welche Menschensatzung war, war der natürliche Mensch mit seinen natürlichen Rechten und Gesetzen; und es giebt auf der Welt kein Recht und kein Gesetz, mag es durch Gewohnheit und Tradition noch so geheiligt sein, das über dem der Natur, der Schöpferin und Herrin von uns allen, steht. Von solchem Aberglauben fühle ich wenigstens mich frei.

„Weil die eine Klasse von der andern gezwungen wird, ihr zu willen zu sein, hat sie deshalb schon ein Recht auf deren Botmäßigkeit und Leibeigenschaft? Sie hat es, so lange sie die stärkere ist. Wird die andere übermächtig, so liegt das Recht auf ihrer Seite. Und das alte Spiel wiederholt sich von neuem, nur mit vertauschten Rollen. Die herrschende Klasse prägt auch die herrschende Moral. Mag diese Moral für diese Klasse maßgebend sein, für uns andere ist sie es nicht. Oder doch nur so lange, als sie uns aufgezwungen wird. Zwang wird aber durch Zwang gebrochen."

„Das heißt also," meinte Froben, „die Herrschaft der einen Klasse wird durch die der andern, die eine Klassenmoral durch die andere Klassenmoral abgelöst. Klassenherrschaft und Klassenmoral aber auf alle Fälle. Ich sehe da noch keinen Fortschritt für die Gesellschaft als Ganzes. Das ist ja, wie du soeben sagst, das alte Spiel, nur mit vertauschten Rollen."

Berg lächelte überlegen.

„Nein, mein Sohn, das ist es eben nicht. So war es wohl bisher; so wird es aber nicht mehr sein, wenn erst der Sozialismus zur Herrschaft gelangt ist. Der Sozialismus kennt keine Klassen. Er kennt nur das Volk, die Gesellschaft, die Menschheit als Ganzes. Und deshalb wird mit den Klassen auch die Klassenmoral und Klassenausbeutung aufhören und eine Menschheitsmoral, die allen Menschen gleiche Rechte giebt, ihren Einzug halten."

Froben schüttelte ungläubig den Kopf.

„Alles das ist mir längst bekannt. Aber es hat mich nie überzeugt. Soweit unsere Kenntnis der Weltgeschichte reicht, hat es immer Herrschende und Gehorchende, Obere und Untere gegeben. Ihr selbst führt den ganzen weltgeschichtlichen Prozeß auf eiserne Natur- und Wirtschaftsgesetze zurück. Alles ist ein Produkt notwendiger Entwicklung, die durch keinerlei sittliche Faktoren bestimmt wird. Und diese eisernen Gesetze sollen von irgend einem Zeitpunkte ab aufhören, Gesetze zu sein, weil Menschen irgend ein Rezept erfunden haben, das sich Sozialismus nennt? Es giebt von da ab keinen Kampf, keine Entwicklung mehr, eine einförmige gleichartige Masse bleibt für alle Ewigkeit in sich bestehen, ohne daß sich aus ihr Teile losringen, die wiederum nach oben streben und die anderen hinunterdrücken?

„Und wenn alles Naturgesetz und Entwicklung ist, wenn das Individuum und die Völker keine sittliche Verantwortung haben, wie könnt ihr dann gegen die herrschenden Klassen so schwere Anklagen schleudern? Ihnen überhaupt einen sittlichen Vorwurf machen, da sie doch nur gethan haben, was sie thun mußten, was natürlich ist und was ihr an ihrer Stelle auch gethan hättet?

„Und auf welchen andern Titel könnt ihr euch in eurem Kampfe ums Recht, im Kampfe für die Unterdrückten und Schwachen berufen, wenn nicht auf den, von dem ihr nichts wissen wollt — das Christentum? Ein Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe, der Sittlichkeit soll anbrechen in einer Welt, deren ganze Entwicklung sich nicht nach sittlichen, sondern nach mechanischen Gesetzen vollzieht. Wie sollte das wohl möglich sein?"

„Du vergißt die Vernunft," erwiderte Berg, „das wohlverstandene Interesse des einzelnen an der Gesamtheit."

„Die Vernunft? Die Vernunft und das Interesse reichen wohl dazu, daß die Stärkeren sich Gesetze schaffen, die ihnen den ruhigen Genuß ihrer Güter sichern. Sie versagen, wo es sich darum handelt, die Schwächeren an diesen Gütern teilnehmen zu lassen, ihnen gleiche Rechte einzuräumen und sie als Brüder anzuerkennen. Ein Zustand, wie er dir vorschwebt, bedarf zu seiner Begründung und Erhaltung gerade dessen, was ihr leugnet: des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Und die ist nicht möglich ohne einen Quell der Sittlichkeit, ohne Gott. Ihr klagt die Gesellschaft und die herrschende Klasse im Namen einer Weltanschauung an, die alles Unrecht und alle Ausbeutung nicht verurteilt, sondern entschuldigt, ja als notwendig erklärt. Ihr könnt eure

Forderungen und Anklagen nur im Namen der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, des Erbarmens, des Mitleids erheben, und doch verschmäht ihr diesen Rechtstitel, den einzigen, auf den ihr euch berufen könnt, den Titel, den Christus mit seinem Blute besiegelt hat!

„Du selbst, Hermann, und Zehntausende unter euch, handelt ihr aus Vernunft und Interesse, wenn ihr für eine Zukunft kämpft und Opfer tragt, die ihr doch selbst nicht erleben werdet? Was treibt euch denn dazu? Der Wunsch, eure materielle Lage zu verbessern? Der kann doch nur im bestehenden Staate verwirklicht werden. Dazu bedarf es auch nicht des Riesenkampfes gegen eine ganze tausendjährige Gesellschaftsordnung. Nein, auch ihr, und gerade die besten unter euch, ihr kämpft und leidet für ein Ideal, das in der natürlichen Welt und im natürlichen Menschen keine Stätte hat, dessen Anerkennung, ja bloße Vorstellung notwendig eine höhere, eine göttliche Weltordnung voraussetzt. Die aber leugnet und bekämpft ihr, und so verleugnet ihr selbst den Boden, der allein euch tragen könnte."

Ohne sich dessen bewußt zu werden, war Froben in Eifer geraten. Das Thema hatte ihn mit sich fortgerissen, das sachliche Interesse das persönliche in den Hintergrund gedrängt. Als käme er wieder zu sich, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

„Es ist eigentlich lächerlich, wir weisen einer dem andern unsere Widersprüche und Irrtümer nach, predigen einander ewiggiltige Wahrheiten, und schließlich sind es doch alles nur Worte, nichts als Worte. Und wenn es darauf ankommt, lassen wir unsere Wahrheiten Wahrheiten sein und richten uns in unsern Handlungen nach allem andern eher als nach unsern sogenannten Weltanschauungen. Wem es einfällt, damit Ernst zu machen, wird von den andern ausgelacht, für dumm oder verrückt erklärt, wenn nicht gar als gemeingefährlich bestraft. Ich habe diese Komödie lange genug ernst genommen. Jetzt bin ich sie gründlich satt. Ich will leben — mein Leben."

„Weißt du," sagte Berg kurz auflachend, „so ganz unrecht hast du nicht. Man fragt sich wirklich manchmal, weshalb man sich um die ganze Bande überhaupt noch den Kopf zerbricht und sich um Dinge kümmert, die einen nichts angehen. Ist doch das eigene Dasein kaum des An- und Auskleidens wert.

„Und doch, wir müssen. Eine unbekannte Macht treibt uns, an dem Ganzen mitzuwirken, in ihm müssen wir mit unseren Gedanken und Wünschen leben und weben, sonst — verkommen wir. Auch du, Max, wirst nicht anders können. Und deshalb ist dein Platz bei uns."

Froben schüttelte ablehnend den Kopf.

„Nun, überlege dir's.

„Und auch das andere, nicht wahr, das mit dem Pistolenknallen, überlegst du dir auch noch?"

Froben schwieg und sah vor sich hin.

Berg sprach weiter.

„Sag mal, alter Junge, lohnt es denn? Glaube mir, ich kenne und verstehe dich und lese auf dem Grunde deiner Seele. Was dich im ersten Affekt getrieben, war das natürliche Gefühl des Beleidigten, die Sucht, dich zu rächen. Aber du bist nicht der naive Mensch, nach bloßen Gefühlen zu handeln. Du mußt dir alles in ein System bringen. Und so bist du unverbesserlicher alter Systematiker im Begriff, dir ein neues System zurecht zu zimmern, nachdem dir das alte vermeintlich in die Brüche gegangen. Du glaubst mit dem christlichen System des Altruismus fertig zu sein uud willst nun dein ganzes Leben auf ein neues System gründen, den Egoismus, den rücksichtslosen Kampfmenschen. Das aber wirst du nicht können. Durch den Entschluß einer Stunde kannst du dein ganzes bisheriges Leben, deine natürlichen Geistes- und Gemütsanlagen nicht auf den Kopf stellen. Dein Christentum wird doch wieder mächtig werden."

Betroffen versuchte Froben sich selbst zu prüfen. Der Entschluß, mit dem er gekommen war, hatte sich unter den Eindrücken der letzten Stunde zu zersetzen begonnen. Kühle Zweifel beschlichen ihn. Die Glut der ersten Empörung zerfiel mehr und mehr in Asche. Durch die Auseinandersetzung mit Berg waren seine Gedanken wieder in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen. Und vielleicht hatte Berg recht, und der That folgte später die Reue? Lohnte es denn wirklich, sich durch eine solche That in den Augen der anderen zu reinigen? Wer waren ihm diese anderen?

Aber Klara?

Würde sie ihn nicht für einen Feigling halten und mit Recht? Sagen würde sie es ja natürlich nicht. Aber wenn sie es nur dächte, nur empfände?

Diese Frage mußte entscheiden. Aber noch wußte er nicht, wie er sie sich beantworten sollte. Darüber wollte er erst mit sich allein ins reine kommen.

„Du hast ja noch Zeit," redete Berg weiter zu. „Ueberlege dir's bis zum Abend. Bleibst du dabei, dann stehe ich natürlich zur Verfügung. Aber wie man auch über die Sache denken mag, Männer

in unserm Alter dürfen einen solchen Schritt jedenfalls nicht im Affekt thun."

Das gab den Ausschlag.

Froben erhob sich.

„Du hast recht. Ich werde dir also Nachricht geben."

Als die Freunde das Nebenzimmer betraten, saß Felicitas noch immer vor ihrer Arbeit.

Froben trat an sie heran, um sich zu verabschieden. Sie erhob sich und reichte ihm die Hand. Als er die seine zurückzog, fühlte er einen leisen Widerstand. Es war, als wollte sie ihn noch zurückhalten, als habe sie etwas auf dem Herzen, was sie ihm noch sagen wollte. Sie schien eigentümlich erregt und folgte den Freunden bis auf den Korridor. Als Froben sich zum letzten Male gegen sie verbeugte, trat sie hastig einen halben Schritt zu ihm vor, und wieder schien ihr etwas auf den Lippen zu schweben. Aber sie schwieg.

Froben stieg langsam, ganz in Gedanken vertieft, die Treppe hinab.

Er hatte soeben den Absatz der zweiten Treppe erreicht, als er plötzlich hinter sich halblaut und mit angstvoll gepreßter Stimme seinen Namen rufen hörte.

„Herr Dr. Froben, ach bitte!"

Er wandte sich um — Felicitas stand, einige Stufen höher, vor ihm.

„Fräulein Felicitas!" rief er ganz erstaunt.

„Entschuldigen Sie, ich — ich — wollte Sie nur bitten —"

Sie war über und über errötet, trat aber schnell und entschlossen auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Verzeihen Sie — aber — ich konnte nicht anders. Nicht wahr, Sie werden sich nicht schießen?"

Froben konnte keine Worte finden. Staunen, vermischt mit einer anderen, unaussprechlichen Empfindung, hielten ihn wie in einem Banne.

Er fühlte nur, daß seine Augen feucht wurden.

„Aber gnädiges Fräulein," stammelte er endlich. „Bedenken Sie doch — wenn man Sie hier sähe — die Leute —"

„Ach die Leute!" sagte sie ungeduldig, mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Aber nicht wahr, Sie werden sich nicht schießen, Sie versprechen mir das?"

„Ja woher wissen Sie denn? — Gelauscht?"

Er drohte ihr lächelnd mit dem Finger. Aber sein Lächeln war wie Sonnenschein im Regen.

Sie erglühte noch tiefer.

„Ganz ohne Absicht. Ich konnte ja gar nicht anders. Sie sprachen so laut. — Das ist auch alles gleichgiltig. — Aber Sie versprechen mir, Sie werden sich nicht schießen?"

Er wußte selbst nicht, wie ihm geschah. So hatte seit des Vaters Tode noch niemand zu ihm gesprochen, niemand sich um sein bloßes persönliches Wohl und Wehe gesorgt. Sie führte keine Gründe an, sie bewies ihm nicht die Unvernunft und Unsittlichkeit des Duells, sie bat nur. Aber diese bloße Bitte wirkte überzeugender als alle Vernunftgründe. Er dachte wohl eine Minute lang nach.

„Ich hoffe, nicht," sagte er unsicher.

„Nein," bat sie noch dringender, „das genügt mir nicht. Sie müssen mir's versprechen, Sie müssen mir die Hand darauf geben."

Wieder streckte sie ihm die Hand entgegen.

Er sah ihr ins Gesicht. Eine solche angstvolle Erwartung, eine solche zwingende Bitte flehte aus ihren großen Augen, daß er nicht widerstehen konnte.

Er legte seine Hand in ihre.

„Ich verspreche es Ihnen," sagte er tief ernst mit vollem Nachdrucke. „Ich werde mich nicht schießen."

Er fühlte einen kräftigen Druck von ihrer Hand. Sie atmete tief auf. Ein Leuchten des Glücks und des Triumphes verklärte ihr Gesicht. So mußten Gottes Engel triumphieren, wenn sie eine Seele dem Bösen entrissen und mit Jubelchören zum Throne des Höchsten trugen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie aus dem Tiefsten heraus. „Und nun adieu."

Ein abermaliger kurzer Händedruck, dann wandte sie sich um und huschte schnell und leichtfüßig, mehr schwebend als steigend, die Stufen hinauf. Wo hatte sie nur ihre Flügel? Aber die waren vielleicht irdischen Augen unsichtbar.

Er sah ihr nach, bis ihr helles Kleid am Geländer der nächsten Treppe verschwunden war. Dann stieg er weiter abwärts und trat auf die Straße.

Wie anders war er hinaufgestiegen!

„Oft ist's ein Hauch, ein Blick, ein Wort —" sein eigenes Lied ging ihm durch den Sinn. Die Macht des Guten, die Macht der Liebe, der reinen, heiligen Gottesliebe, hatte an seiner Seele gerührt „wie Sonnenschein und Lenzwind", daß sie „von neuem Knospen spürte".

Wie eine Erleuchtung und Heiligung war es über ihn gekommen. Er war hergekommen, sich zu reinigen, und er hatte sich gereinigt. Anders freilich, als er in seinem Wahn geglaubt hatte. Jeder Zweifel war geschwunden, die gesunde reine Weiblichkeit, das reine weibliche Gefühl hatte entschieden, zugleich im Namen Klaras. Denn auch Klara konnte nicht anders entscheiden, weil es nur eine echte Reinheit und eine echte Weiblichkeit giebt. Würde Klara von seiner Absicht wissen, sie würde ebenso sprechen, nur noch dringender, leidenschaftlicher.

Wie schwankend, wie unsicher, dachte Froben, wie von allen möglichen künstlichen Rücksichten und eingebildeten Schranken eingeengt, tasten wir Männer doch durch das Leben! Sind nicht gerade wir, das stärkere Geschlecht, die ewig „Halben" und die Frauen die „Ganzen"? Weil sie allein ihr Empfinden und ihr Handeln in Einklang bringen. Ihre Liebe ist ihr Leben. Was fragen sie nach dem anderen. Unbekümmert um das Gerede der Welt, wusch Martha des Heilands Füße mit köstlicher Narde. Weiber pflegten und betteten seinen heiligen Leichnam, indes die Männer sich ängstlich zurückhielten. Wie hast du, großer Genius, auch hier wiederum die tiefste Wahrheit in ein paar schlichte Worte gekleidet —: „das ewig Weibliche zieht uns hinan"! Wie thöricht, wie verhängnisvoll, auch sie zu Halben machen zu wollen, indem wir sie in falsch verstandenem Gerechtigkeitsgefühl in den Kampf und Staub des Alltags mit seinen tausend Rücksichten, Lügen und anderen Halbheiten herabziehen, sie, die allein noch ein Recht hatten, ganz zu sein.

Eine Ruhe, wie er sie seit Monaten nicht mehr gekannt, war über ihn gekommen. Sie wurde auch durch den Gedanken an die heutige Neulandsitzung nicht mehr erschüttert. Indem er diese im Geiste Revue passieren ließ, ward ihm der absonderliche Humor einzelner Episoden bewußt. Er mußte lächeln, als er mit einer gewissen Dankbarkeit an Freund Bambuß dachte. Der gab sich doch wenigstens, wie er war. Verloren war an der Gesellschaft nichts. Das konnte nach den heutigen Erfahrungen nicht mehr zweifelhaft sein. Eine bittere Enttäuschung freilich; eine langjährige Hoffnung, scheinbar schon erfüllt, nun plötzlich und wohl für immer begraben. — Selling? — Laufen lassen den Burschen. Laufen, soweit ihn nur seine Füße tragen mögen. Sich selbst aber mit dem geliebten Weibe ein Heim gründen, endlich in den Hafen einlaufen, ein stilles, friedevolles, gesegnetes Dasein führen. Zwar einige Schwierigkeiten wird der Alte wohl machen. Aber, was vermag er gegen den Willen der Tochter? —

Der Regen hatte nachgelassen, hin und wieder stahl sich ein Sonnenblick durch die Wolken. Kinder spielten auf den Straßen. Zwei kleine blondzöpfige, ärmlich, aber sauber gekleidete Mädchen liefen, sich an den Händen haltend, auf ihn zu und prallten gegen ihn. Ihnen folgte die junge Mutter, eine hübsche Frau aus dem Volke, ein drittes Kleines in den Armen. Sie lächelte Froben wie entschuldigend an und doch so glücklich und stolz. Und Froben lächelte auch. Er dachte — an Klara.

Und wie er sich das Glück an ihrer Seite ausmalte, das Heim, das er sich und ihr bereiten wollte, ein Häuschen irgendwo auf eigener Scholle, ein stilles, grünumbuschtes Eiland im Ozean des Lebens, nach dem vielen, vielen Sturm und Drang, nach der Einsamkeit des Herzens und der langen Heimatlosigkeit, ein Leben der Arbeit, aber auch der Liebe und gemeinsamer edelster geistiger Genüsse, da fühlte er es wie neue Säfte und Triebe in sich regen und wie demütige Erwartung und süße Bangigkeit vor einem unbekannten, noch keusch verhüllten Glücke —:

O halte nur ein Weilchen still
Dem Wunder, das da kommen will;
Trotz Winternacht, der Rosenstrauch
Im Frühlingswind, er thut's ja auch!

Nach ziemlich langer Wanderung in der entlegenen Gegend konnte er endlich eine Droschke benutzen. Es war schon eine vorgerückte Nachmittagsstunde, und die Dämmerung begann sich herabzusenken, als er in seiner Wohnung anlangte.

Auf seinem Schreibtische fand er unter anderem zwei Rohrpostbriefe. Der eine war vom Professor Horstmann, der andere vom Pastor Eichwaldt. Beide hatten, unabhängig von einander, das Bedürfnis gefühlt, unmittelbar nach beendeter Sitzung Froben über ihre persönlichen freundschaftlichen Gesinnungen zu vergewissern. Der Professor schrieb in seiner biderben Art, Froben möge doch ja nicht glauben, daß das Vorgefallene einen Bruch ihrer Freundschaft bedeuten könne. Die Sache sei ja sehr unangenehm, der T..... solle den Selling holen, und er, der Professor, wäre dem verfl...... Kerl gern über das boshafte Maul gefahren, hätte auch sonst noch energischer für Froben Partei ergriffen, wenn nicht gewisse Rücksichten auf seine exponierte Stellung ihm Reserve auferlegten. Wäre er noch jung und ledig und hätte nicht für Weib und Kind zu sorgen, dann würde er ganz anders, u. s. w. u. s. w. So aber u. s. w. u. s. w. Im übrigen solle sich Froben die Sache nicht

allzusehr zu Herzen nehmen, der alte Gott lebe noch und werde auch ihn nicht verlassen u. s. w.

Der Pastor schrieb ähnlich, nur begründete er seine Zurückhaltung nicht durch persönliche, sondern allgemeine politische Rücksichten. Er sei im Begriffe, sich auch öffentlich und offiziell an die Spitze der von ihm entfachten Bewegung zu stellen. Da dürfe er sich und damit auch die „Sache" in keiner Weise durch eine leicht mißverständliche Parteinahme kompromittieren. Dem Interesse der „Sache" müsse sich, so schmerzlich der Konflikt auch sei, das Gefühl für die einzelne Person unterordnen. Zum Schluß bat er Froben, nach wie vor seiner persönlichen Hochachtung und freundschaftlichen Gesinnung versichert zu sein. Was Froben in seiner Jugend verfehlt, habe er schwer gebüßt und längst reichlich wieder gesühnt. Er, der Pastor, sei der letzte, einen Stein auf ihn zu werfen.

Als Froben die Briefe zu Ende gelesen, lächelte er still vor sich hin.

„Die Halben, die Halben," murmelte er, indem er die Blätter beiseite legte.

Jetzt kommen sie zu mir, wie Nikodemus in der Nacht. In der Sitzung hatten sie nicht den Mut. Er dachte an sein Gespräch mit Berg an dem Tage, als ihm der Geheimrat die Einladung zum Abend überbrachte: der Einzelne wird dich nicht zerreißen, der Einzelne ist gar kein Unmensch. Aber die vielen Einzelnen zusammen, die machen aus Lämmern reißende Wölfe.

Die „Sache"! Das ist auch so ein modernes Ideal. Vor der Rücksicht auf die „Sache" und die vielen „Sachen" — wer vertritt heute keine „Sache"? — vergessen wir ganz unser Menschentum, die Liebe, die wir dem Einzelnen schuldig sind. Vor lauter Bäumen sehen wir den Wald nicht mehr. Alles agitiert und politisiert, alles fühlt sich als Vertreter einer „Sache" und glaubt sich dadurch der Pflichten ledig, die ihm das Gewissen von Fall zu Fall und in seinem eigenen kleinen Wirkungskreise vorschreibt.

Froben hatte am ganzen Tage noch nichts gegessen. Er stand auf, um seiner Haushälterin etwas zu bestellen. Aber als er die Thüre aufklinkte, kam sie ihm bereits entgegen. Sie überreichte ihm einen Brief, den soeben ein Livreediener abgegeben habe. Antwort sei nicht nötig. Er sei gleich wieder fortgegangen.

Klaras Handschrift!

Froben machte die Thüre hinter der alten Dame zu, trat vor seinen Schreibtisch und erbrach hastig den Brief.

Schnell glitten seine Blicke über das Papier.

Im nächsten Augenblicke entrang sich ihm ein Stöhnen, dem Gebrüll eines verwundeten Tieres ähnlich. Er packte sich an die Stirn, ließ sich in den Stuhl niederfallen und starrte, das Blatt mit der Rechten umklammernd, mit erloschenen Blicken ins Leere.

In dem Briefe stand:

„Nach den Mitteilungen, die mir mein Vater soeben über gewisse Enthüllungen und Vorgänge in der heutigen Sitzung des Neuland gemacht hat, werden Sie es begreiflich finden, wenn ich unsere Beziehungen für vorläufig gelöst ansehe. Ich kann an einem Manne alles verzeihen, nur nicht, daß er die Stirn vor anderen senken muß. Der Mann, den ich in Ihnen gefunden zu haben glaubte, durfte wohl andere in den Staub zwingen, nicht aber selbst im Staube gelegen haben, nicht von der Höhe, auf die ihn seine Geburt gestellt, in die unterste Hefe herabgesunken sein. Und vor allem durfte und darf er sich nicht ungestraft daran erinnern lassen. Sie haben es heute nicht verhindern können, werden Sie es in Zukunft können? Sie haben sich zu rechtfertigen, zu entschuldigen versucht, statt als Mann jede, auch die leiseste Berührung Ihrer Ehre im Keime zu ersticken. Das, nicht etwa unzeitgemäße kleinliche weibliche Eifersucht ist es, was mich an Ihnen irre gemacht hat.

„Sie werden wissen, was Sie als Mann zu thun haben, und ob es Ihnen überhaupt noch möglich ist, die Stellung in der Gesellschaft zurückzuerobern und zu behaupten, die allein mich befähigen und geneigt machen könnte, freien Blickes und stolz erhobenen Hauptes an Ihrer Seite durchs Leben zu schreiten. Bis dahin kann ich Ihnen nur mein teilnehmendes Bedauern widmen. Sie werden sich aber vielleicht noch dessen erinnern, was ich Ihnen bei irgend einer Gelegenheit — ich glaube, es war auf der Höhe in B. — darüber gesagt habe: einen Mann, den ich bemitleiden müßte, könnte ich nicht lieben.

„Verzeihen Sie meine Offenheit. Sie entspricht meinem Charakter, der alles Halbe und Gebrochene verabscheut.

Klara von Cornow."

Lange starrte Froben, kaum eines klaren Gedankens fähig, vor sich hin. Der Sturz war zu jäh, zu tief. Er fühlte sich mit zerschmetterten Gliedern im Abgrunde. Plötzlich lachte er laut auf. Ein

grauenvolles, heiseres Lachen, daß es ihn vor seiner eigenen Stimme graufte.

Das war also ihre Liebe!

„Und wenn deine Hände in Blut getaucht wären, ich würde sie dennoch küssen." Ja freilich, in Blut durften sie schon getaucht sein, aber der Schweiß und Staub ehrlicher Arbeit durfte nicht daran kleben. Nicht „unzeitgemäße weibliche Eifersucht" — wie stolz und erhaben über alle kleinen menschlichen Schwächen! — vernichtete ihn in ihren Augen, sondern daß er dem gebrochenen Rechte und der Sitte die Ehre gegeben, seinem geläuterten sittlichen Empfinden und der Wahrheit gemäß, statt frech und brutal den Leuten mit der Faust unter die Nase zu fahren, „jede, auch die leiseste Berührung seiner Ehre im Keim zu ersticken". So konnte sie ihn nur bemitleiden, „einen Mann aber, den sie bemitleidete, konnte sie nicht lieben"! Sie mußte ihre Sentenz wohl für sehr geistreich halten, da sie sich ihrer noch erinnerte. Oder hatte sie sie aus irgend einem Roman? Welche verstiegene innere Unwahrheit, genau so schief, wie ihr damaliges Urteil über Petrus, der ihr noch nicht „stark" und „ganz" genug war! — Aber zwischen den Zeilen stand doch noch etwas von einer entfernten Möglichkeit — wenn er seine Brust der unbarmherzigen Pistole eines andern preisgab. Wenn er — Bedingung Nr. 1 — noch als satisfaktionsfähig angenommen wurde; wenn er — Bedingung Nr. 2 — mit dem Leben davon kam; wenn — Bedingung Nr. 3 — dieses Reinigungsopfer auch von den anderen, von der „Gesellschaft", als genügend angesehen wurde: dann würde sie ihn vielleicht noch einmal „lieben", mit ihrer vorläufig drei- oder noch mehrmal verklausulierten „Liebe". Nein, mein Fräulein, von dieser hochherzigen und liebevollen Erlaubnis, mich für Ihre überspannten eiteln Ideen totschießen zu lassen, werde ich keinen Gebrauch machen. Der Siegeskranz, mit dem Sie mir winken, lockt mich nicht mehr. Bewahren Sie ihn nur sauber für einen Würdigeren, stellen Sie ihn in frisches Wasser, damit er nicht verwelkt. Zwischen uns ist es aus — aus — aus!

Schleier auf Schleier wob die Dämmerung. Durch sie hindurch schimmerten ihm von dem obersten Fache seines Bücherschrankes die goldenen Titel seiner gebundenen Schriften entgegen. Eine stattliche Anzahl. Wieviel schlaflose, kummervolle Nächte! Jedes Buch war mit schweren persönlichen Erlebnissen verwachsen; an dem einen hatte er im Krankenhause fiebernd im Bette geschrieben. Vor ihm auf dem Tische lag rechts eine angefangene Arbeit, links ein Haufen Briefe von

Verehrern, die ihm in begeisterten Worten ihren Dank für den Genuß ausdrückten, den er ihnen bereitet habe. Wie nutzlos alles das, wie gleichgiltig, wie schal, wenn er es mit niemand teilen durfte. Wieder stieg das Heim, das grüne Eiland, von dem er erst vor einer Stunde geträumt, vor ihm auf, dann versank es in der Dämmerung.

Bilder aus seiner Kindheit zogen an ihm vorüber: die wilden Brüder mit ihrer tollen Wildheit, die strenge Tante, der arme, schwergeprüfte Vater mit den milden, gütigen, traurigen Augen, im abgeschabten, fadenscheinigen Rocke. Dann der Hammer des Auktionators draußen und das weiche Knabenherz als Amboß. Und weiter, weiter dehnt sich die Kette des Unheils, Ring schließt sich an Ring, und wollen kein Ende nehmen. Die Katastrophe mit dem Ehepaar Laczynski — eine enge Zelle und ein vergittertes Fenster, das in einen dunkeln Hof auf graue düstere Mauern mündet. Und weiter, immer weiter —: eine tabak- und alkoholgeschwängerte Kneipe — die nächtliche, von Windlichtern beleuchtete Straße, auf der er mit rauchgeschwärzten, zerlumpten Gestalten Steine klopft. Und jetzt —

Noch einmal steigt das sonnige Eiland vor ihm auf, und wieder versinkt es — in nächtige Finsternis. Es war dunkel geworden.

Einsam — einsam!

Plötzlich schlug er laut aufschluchzend beide Hände vor sein Gesicht:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich auf die Welt gesetzt!“

Er weinte; wie er nicht mehr geweint hatte, seit er an der Bahre seines Vaters gestanden.

IX.

Wochen waren verstrichen. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten.

Früher und strenger als sonst war er gekommen, im weißen glitzernden Königsmantel, den er über Dächer und Straßen breitete und, so oft die Menschen ihn auch zerfetzten und zertraten, immer wieder von neuem wob.

Schon seit einer Reihe von Tagen war fast ununterbrochen Schnee gefallen. Einer der in der Reichshauptstadt seltenen „weißen Winter“.

Es war am Nachmittage. Berg hatte bei Froben gespeist. Jetzt saßen sie im Salon bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarre, Berg auf dem Sofa, Froben auf dem Fauteuil neben ihm.

Die Lampe auf dem Tische war noch nicht angezündet. Dafür prasselte im Kamin ein lustiges Feuer, das die Dämmerung genügend erhellte und mit seiner unsteten Glut den Fußboden und den unteren Teil der Möbel rötlich vergoldete, dann und wann wohl auch aufflackernd einen flüchtigen Schein auf die beiden Männer warf.

Durch das Fenster, dessen Jalousien nicht herabgelassen waren, schimmerte der fahle Widerschein der schneebedeckten Bäume. Reglos standen sie in ihrer weißen Verzauberung. Schneefall und Wind hatten sich seit ein paar Stunden gelegt.

Eine Pause war im Gespräch eingetreten. Berg nahm zuerst wieder das Wort.

„Ja, das hatte sich der Selling freilich nicht träumen lassen, als er die Notiz gegen dich in die Presse lancierte. Denn daß er es war, der die Vorgänge aus der Neulandsitzung an die große Glocke hing, unterliegt doch wohl keinem Zweifel. Wer sollte es sonst gewesen sein?"

„Ich muß es ja schließlich auch glauben. Und doch verstehe ich nicht recht, welches Interesse er daran haben konnte. Seinen Zweck hatte er ja ohnedies schon erreicht."

„Da kennst du deinen Freund Selling schlecht," meinte Berg lachend. „Leute wie der machen ganze Arbeit. Am liebsten hätte er ja wohl den Skandal überhaupt vermieden. Da du ihm aber wider alles Erwarten kampflustig entgegentratst und er fürchten mußte, daß du deine Sache nicht ohne weiteres verloren geben, vielleicht die Tochter und damit den Alten herumkriegen würdest, hielt er es für das sicherste, dich gleich ganz mausetot zu schlagen, indem er dich auch in der Oeffentlichkeit ‚brandmarkte'. Das ist ihm nun freilich vorbeigelungen."

„Als ob ich nach dem Vorgefallenen noch irgend welche Lust verspüren konnte, mich der Neulandgesellschaft oder auch nur dem Geheimrat zu nähern. Das war doch gänzlich ausgeschlossen."

„Ja, lieber Sohn, das sagst du. Leute wie Selling denken anders. Die sind zäh und lassen so leicht nicht locker. Wo sie mit der Frechheit nicht durchkommen — können sie auch anders. Und ein jeder beurteilt die Menschen nach sich."

„Nun sag 'mal, Hermann," fragte Froben, indem er Berg mit einem eigentümlichen Lächeln von der Seite ansah, „solltest du gar keine Ahnung haben, wer der unbekannte Freund war, der den giftigen Ausfall damals so glänzend parierte? Ich hätte mich selbst nicht besser verteidigen können."

Berg schmunzelte. Die Erinnerung schien ihm großes Vergnügen zu bereiten. Er zuckte aber diplomatisch mit den Achseln.

„Wenn ich es auch wüßte, so dürfte ich doch kein Redaktionsgeheimnis verraten, namentlich jetzt als angehender Kollege."

„Du bist also wirklich fest entschlossen, alles aufzugeben und in die Redaktion eures Parteiorgans in L. einzutreten?"

„Ja, das bin ich. Mein Abschiedsgesuch ist schon eingereicht. Inzwischen habe ich Urlaub erhalten. Morgen reise ich nach L., um das Nähere an Ort und Stelle abzumachen. Dann komme ich nur noch auf ein paar Tage hierher, so daß wir uns schwerlich wiedersehen werden. Die Sache schwebt schon lange. Eine wahre Erlösung, daß es endlich so weit ist!"

Auch Froben war es, von allen politischen Rücksichten abgesehen, ein erleichterndes Bewußtsein, daß Berg aus dem Zwiespalt, in den ihn seine politische Ueberzeugung mit seiner amtlichen Stellung brachte, in ein klares Fahrwasser kam. Mit Bergs Versuch, diesen Gegensatz aus der Welt zu schaffen, hatte sich Froben nicht befreunden können. Er sah darin einen sophistischen Notbehelf, der ihn bei dem Freunde doppelt peinlich und schmerzlich berührte.

„Und Felicitas? Hast du sie auch bekehrt?" fragte Froben lächelnd, aber doch mit einer gewissen Spannung.

Bergs Mienen verdüsterten sich.

„Nein. Und ich habe es auch nicht versucht. Das ist nichts für Weiber."

„Ich denke aber doch, die Frauen haben bei euch gleiche Rechte und Pflichten mit den Männern? Ihr habt doch so viele weibliche Mitkämpfer."

„Felicitas eignet sich nicht dazu," sagte Berg kurz. „Und es ist auch besser so."

Sie ist ihm zu schade dafür, dachte Froben.

„Ueberhaupt," fuhr Berg bekümmert fort, „ich wünschte, sie brauchte mein unstetes Junggesellenleben mit den bevorstehenden Kämpfen und Unruhen nicht zu teilen."

Er streifte Froben mit einem scheuen Blicke, schwieg und sah vor sich nieder.

Erwartete er eine Antwort? Es erfolgte keine.

„Nun, es ist nicht zu ändern," fuhr er mit einem Seufzer fort. „Die Sache fordert solche Opfer. — Und du, Max, hast du dich nicht besonnen?"

„Du meinst —?"

„Ich meine, deine Erfahrungen müßten dich gelehrt haben, auf welche Seite du gehörst. Und wenn wir das Eisen schmieden, solange es heiß ist, könnten wir dich vielleicht sogar bald in den Reichstag schicken. Es steht ja wieder eine Ersatzwahl in Aussicht. Dein Name hat jetzt eine Popularität, die uns eine Menge Stimmen auch aus gut bürgerlichen Kreisen zuführen müßte."

Es war etwas an dem.

Ganz anders, als es nach jener Neulandsitzung den Anschein gehabt, hatten die Dinge sich entwickelt. Zunächst schien es freilich, als solle Froben moralisch vernichtet werden. In einem Blatte, das sich gouvernementaler Beziehungen rühmte, war am Tage nach der Sitzung ein Artikel über das Neuland erschienen, scheinbar nur zu dem Zwecke, die Sache zu unterstützen, in Wahrheit gegen Froben gespitzt, der auf das schonungsloseste bloßgestellt wurde. Wenn sich bisher, so hieß es in dem Artikel, manche Kreise der Gesellschaft fern gehalten hätten, weil sie mit Recht befürchteten, durch die Person eines unverantwortlichen spiritus rector, eines gewissen Dr. F., kompromittiert zu werden, so sei diese Befürchtung nunmehr hinfällig geworden, da besagter Dr. F. sofort nach Bekanntwerden seines eigentümlichen Vorlebens, das ihn in Berührung nicht nur mit der untersten Hefe des Volkes, sondern auch mit dem Strafgesetzbuch gebracht, aus der Gesellschaft entfernt worden sei. Ein glänzender Beweis für die peinliche Sorgfalt, mit der die Gesellschaft ihre Integrität zu wahren wisse. Der Artikel war ebenso vorsichtig wie durchsichtig gehalten. Und wenn auch Frobens Name nicht voll ausgeschrieben war, so konnte darüber für alle, die überhaupt etwas vom Neuland wußten, doch nicht der geringste Zweifel obwalten. Die Notiz erschien den meisten anderen Blättern pikant genug, um auch ihrerseits registriert und kommentiert zu werden, zumal es sich um Vorgänge aus einem zum Teil sehr vornehmen Gesellschaftsmilieu handelte. Nicht zuletzt hatte sich auch das sozialdemokratische Organ der Sache bemächtigt und sie zu einem hagebüchenen Ausfall gegen „bourgeoise Sozialreform" und die „dunkeln Ehrenmänner", die dort „hinter den Coulissen mimten", verarbeitet. Da aber brachte dasselbe Blatt kurz darauf unter derben Ausdrücken des Bedauerns, „durch eine käufliche und verlogene kapitalistische Revolverpresse mystifiziert" worden zu sein, von „befreundeter und absolut zuverlässiger Seite" einen ganz anders gestimmten Beitrag. Darin wurde Froben mit vollem Namen genannt, als ein rühmlichst bekannter sozialpolitischer

Schriftsteller und echter Menschenfreund, der allezeit für das Volk ein warmes Herz gehabt, sein hartes Brot mit ihm als einfacher Arbeiter geteilt habe und nun durch eine niederträchtige Intrigue vernichtet werden solle, nicht zuletzt deshalb, weil er der einzige in der Gesellschaft gewesen, der es wahrhaft ernst mit deren angeblich volksfreundlichen Zielen gemeint und sich nicht zur Vertretung von allerlei eigensüchtigen und schmutzigen Sonderinteressen habe hergeben wollen. Allen hämischen Andeutungen der ersten Notiz wurde durch eine kurze, Teilnahme erweckende Erzählung des Sachverhalts und der Vergangenheit Frobens die Spitze abgebrochen. Zu bedauern sei nur, daß dieser ehrliche Volksfreund in seinem Idealismus geglaubt habe, auf jener Seite noch eine aufrichtige Unterstützung seiner Bestrebungen finden zu können. Nun, darüber werde er jetzt wohl aufgeklärt sein.

Der Artikel war stark tendenziös im sozialdemokratischen Sinne gehalten, entsprach aber in seinen thatsächlichen Mitteilungen der Wahrheit und konnte nicht verfehlen, in einem Froben günstigen Sinne Stimmung zu machen. Die nächste Folge war, daß sich mehrere ältere Arbeiter zum Worte meldeten, die sich Frobens aus seiner Proletarierzeit erinnerten und unter energischem Proteste gegen seine Verunglimpfung verschiedene sympathische Züge von ihm erzählten, überhaupt in ihrer naiv-persönlichen, aufs Ganze gehenden Art ein fast heroisches Bild von ihm entwarfen. In der That hatte Froben, so bitter schlecht es ihm selbst in jener Zeit ergangen war, doch Gelegenheit gehabt, seinen Arbeitsgenossen mit Rat und That in mancher Not zur Seite zu stehen, oft auch seine letzte Mark mit ihnen zu teilen.

Die Sache wurde immer pikanter, die ganze Persönlichkeit Frobens von einem romantischen Nimbus umwoben. Alles das war für die großstädtische Presse ein höchst dankbarer Stoff. Fantasievolle Reporter und Feuilletonisten ermangelten nicht, ihn legendenhaft auszuschmücken und auf ihre Weise „nach oben hin abzurunden". Bald prangten Frobens Bücher, sensationell ausgezeichnet, im Vordergrunde sämtlicher Buchläden. Sogar sein verschollenes Gedichtbuch kam plötzlich in Aufnahme, und eines Tages war neben den Büchern auch sein Bild in den Schaufenstern zu sehen. Von ihm war das nicht ausgegangen, auch dabei mußten ungekannte Freunde mitgewirkt haben. Die Damenwelt schwärmte für den „interessanten Kopf" und begeisterte sich für den Helden dieses pikanten Romans aus dem Leben. In der Gesellschaft wurde der Fall Froben ein beliebtes Unterhaltungsthema. Ueberall kam man ihm mit freundlichen Mienen entgegen, und wer ihn kannte,

verfehlte nicht, sich dessen zu rühmen, um einen Strahl des Glanzes auf den eigenen Scheitel zu locken. Die Mode hatte ihn auf ihren Schild gehoben. Schwärmerische Briefe von zarter Hand fanden gleichzeitig mit geschäftlichen Anerbietungen von Verlegern und Unternehmern den Weg auf seinen Schreibtisch. Was unter normalen Verhältnissen in seiner Vergangenheit schweren Anstoß erregt hätte, das erhöhte in der neuen Beleuchtung, in die es nun plötzlich gerückt war, nur das Interesse an seiner Person. Das Blatt hatte sich völlig gewandt, eine jener Wandlungen in der öffentlichen Meinung stattgefunden, wie sie zuweilen durch völlig unberechenbare Zufälle herbeigeführt werden und aller Logik und Konsequenz spotten.

Und doch war es nicht stolzer Triumph, was Frobens Mienen verrieten, als er soeben an seine „Popularität" erinnert wurde.

„Glaubst du denn wirklich, Hermann," erwiderte er mit bitterm Lächeln, „daß es mich reizen könnte, ein solches Eisen zu schmieden, eine solche Popularität auszubeuten? Was mir selbst, meinem eigenen Werte, meinem eigenen langjährigen Schaffen und Streben versagt wurde, das sollte ich der Mode verdanken, den hysterischen, überspannten Launen einer sensationshungrigen Masse, die sich heute einen Götzen schafft, um ihn morgen zu zertrümmern? Mag sein, daß sich dergleichen politisch ganz rationell ausnutzen läßt, — ich habe kein Talent dazu. Ich habe nicht das Zeug zum Agitator, dem es darauf ankommt und ankommen muß, ‚die Massen zu elektrisieren'. Und siehst du, von allem andern abgesehen, schon das allein trennt mich von euch: — ich liebe das Volk in seinen einzelnen Gliedern, aber ich verabscheue die Masse als Gesamterscheinung und alles, was Herrschaft der Masse und Mehrheit ist. Noch nie hat die Masse das Rechte und Gute gewollt. Immer ist es die Minderheit, sind es einzelne gewesen, von denen alle Entwicklung und aller Fortschritt ausgegangen ist."

„Solche Minderheiten vielleicht, wie die im Neuland?" fragte Berg spöttisch. „Solltest du noch immer nicht kuriert sein und von dieser Seite noch irgend etwas erwarten? — Almosen vielleicht, — günstigsten Falles — aber nicht Recht und Gerechtigkeit."

„Du mißverstehst mich," erklärte Froben ruhig. „Ich erwarte das Heil weder von ‚dieser' noch von ‚jener' Seite. Ich glaube an keine alleinseligmachenden Klassen, Parteien, Theorien. Aller Fortschritt der Geschichte ist das Produkt von Gegensätzen. Je nach Geburt, Erziehung, Temperament und sonstigen Anlagen, nach äußeren und inneren Lebenserfahrungen und Lebensbedingungen ergreifen wir die eine oder die

andere Partei. Wie viele von euch, wären sie als Söhne von Großindustriellen oder Großgrundbesitzern geboren, würden die Partei, der sie heute voll Ueberzeugung angehören, ebenso überzeugt bekämpfen. Und umgekehrt: wie viele von denen, die sie heute bekämpfen, würden ihr als Kinder großstädtischer Proletarier ebenso überzeugt anhängen. Sollte uns diese einfache Betrachtung nicht zu denken geben? Aber wir stellen sie so selten an, wir haben so wenig Neigung, uns in die Seele, die ganzen Lebensverhältnisse unseres Nebenmenschen zu versetzen, ihn von seinem Standpunkte aus zu begreifen, daß wir im Andersdenkenden nicht mehr nur den geistigen Gegner sehen, den es durch Ueberredung zu überzeugen und zu gewinnen gilt, sondern den Feind, der voll Bosheit und Heuchelei steckt, der verwundet und vernichtet werden muß, nicht nur geistig, sondern an seiner Person. Und das vergiftet unser öffentliches Leben. Nicht der Kampf an sich ist das Böse, sondern der Kampf mit vergifteten Waffen, der Kampf von Mensch gegen Mensch statt von Ueberzeugung gegen Ueberzeugung."

„Das heißt also," meinte Berg nach einigem Nachdenken, „keine Partei hat eigentlich recht, oder vielmehr alle haben recht. Hört denn da nicht schließlich jede Parteinahme, damit aber auch jede persönliche Ueberzeugung auf? — Halbheit, mein Lieber, Halbheit!"

„Nenn' es meinetwegen so," erwiderte Froben lächelnd. „Sind wir nicht alle noch viel weniger als Halbe? Verschwindende Teilchen, Atome nur in der unendlichen Zahl von Kräften, die zusammen erst das Weltganze und die Weltzwecke wirken? Aber ich meine, der braucht selbst noch kein Halber zu sein, der erkannt hat, daß zum Ganzen die Hälften notwendig sind, die Gegensätze, die nur unserem menschlich getrübten Blicke als feindliche erscheinen, in Wahrheit aber einander ergänzen und, jeder nach seiner Art, demselben große Zwecke dienen. Auf unser Parteileben übertragen — was heißt das anderes als lediglich eine Anerkennung der sittlichen Existenzberechtigung und Notwendigkeit auch des Andersdenkenden. Diese Anerkennung schließt die eigene Ueberzeugung doch keineswegs aus. Sie lehrt nur, auch die andere achten. Es ist dafür gesorgt, daß ein jeder von uns seinen Posten auf dem großen Kampfplatze des Lebens einnehmen muß, je nach seinen individuellen Anlagen und Geschicken auf der einen oder auf der anderen Seite."

„Und dein Posten? Kann er noch auf jener Seite sein?"

„Auch nicht auf eurer. Ich halte eure Bewegung für notwendig — als Mittel zum Zweck. Aber der Zweck, den ihr erstrebt, ist ein

anderer, als der mir vorschwebt, und den ich von eurer Bewegung auch erwarte. Ich mag nicht aus Augenblicksrücksichten unter einer Fahne marschieren, die ich im Entscheidungskampfe verlassen müßte. Eure Ideale sind nicht meine Ideale, eure Kampfesweise nicht die meine. Was nur die Liebe zu verlangen ein Recht hat, das fordert ihr im Namen des Hasses. Ihr wollt den Egoismus der herrschenden Klassen durch den Egoismus des Proletariats, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Es fehlt euch — die Liebe."

„Kämpfen nicht wir gerade für die Armen und Elenden? Tragen nicht unsere Führer Leiden und Opfer? Wo sind denn noch Märtyrer für Ideale, wenn nicht bei uns?"

„Es ist Wahres daran — dennoch — es ist, wie der Apostel sagt: ‚Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze'."

Berg erwiderte nicht gleich. Er neigte den Kopf auf die Brust, und ein Schleier grübelnder Schwermut legte sich über seine Züge. Dann sagte er gezwungen lächelnd:

„Hatte ich nicht recht? Dein Christentum ist wieder mächtig geworden."

„Ja," sagte Froben mit fester Stimme, und in seinen Augen leuchtete es auf, „es *ist* wieder mächtig geworden. Und deshalb ist mein Platz nicht auf eurer Seite. Ich will dem Einzelnen unter euch nicht zu nahe treten — wie könnte ich das bei unserer Freundschaft! — aber der *Geist* eurer Partei — bei allem Guten, das ihr für das Volk erstrebt und wohl auch erringt — er ist doch der Geist der Verneinung, der kalten Nützlichkeit und Berechnung, der organisierten Selbstsucht, der rücksichtslosen Vergewaltigung des Individuums, und, lieber Hermann, auch des Pharisäertums, — derselbe Geist, den ihr bei euern Gegnern bekämpft. Ihr schöpft eure letzte Weisheit aus den trüben, abgestandenen Tümpeln einer sogenannten Vernunftreligion, nicht aus dem Urquell des Göttlichen, euer Recht aus vergänglicher Macht, nicht aus den unversiegbaren, heißen Quellen der Liebe. Du kennst mich und weißt, wie mir alle Frömmelei zuwider ist, aber ich glaube nur an *eine* wahre, *eine* unüberwindliche Macht: ‚die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart'. Alle andere Macht ist Blendwerk und vergänglich."

„Ich aber," sagte Berg leidenschaftlich, „ich glaube vor allem an das *Recht*. Mich treibt es mit Gewalt in den Kampf für Recht und

Gerechtigkeit, und in diesem Kampfe ist für die Liebe kein Raum. Ich liebe, die mich lieben und mir Gutes thun und leiden und dulden, wie ich gelitten und geduldet und die Zähne zusammengebissen habe. Ich hasse, die mich hassen und mich und meine Brüder demütigen und vergewaltigen. Das Recht kann sich den Sieg ertrotzen — der Liebe wird er nicht in den Schoß fallen. Liebe mag ihre Schuldigkeit thun — als freundliches Feuer am häuslichen Herd — die große kalte Welt kann man mit Liebe nicht heizen. Gekreuzigt wird von den Bestien, wer mit der Liebe die Welt überwinden will. — Und sind wir nicht schließlich alle Bestien? Nun, dann wollen wir wenigstens dem gefährlichsten Raubzeug die Hauer ausbrechen, damit auch das schwächere Getier sich der zweifelhaften Wohlthat des Daseins erfreuen kann. Auf dieser schiefen Erde müssen wir uns einrichten, so gut oder so schlecht es eben gehen will."

Berg sah nach der Uhr, legte seine Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich.

„Nun leb wohl, alter Sohn, Felix wartet. Uebrigens war mir so, als ob ich vorhin klingeln hörte. Du hast vielleicht Besuch bekommen —

„Trotz alledem — nicht wahr? wir bleiben die Alten?"

Er streckte Froben die Hand entgegen, in die dieser kräftig einschlug.

„Das bleiben wir, Hermann."

„Die Wahrheit kennen wir ja alle nicht. Was ist Wahrheit!"

Berg hielt Frobens Hand noch immer in der seinen.

„Weißt du, Max," sagte er ganz unvermittelt, „wir sind doch vielleicht — mehr als Bestien. Warum wird mir der Abschied von dir so schwer? Warum sorge ich mich Tag und Nacht um meine arme Felix? Warum scheere ich mich überhaupt um andere? Und warum hat dein Christus solche Macht über dich und manchmal — auch über mich? Ach, daß wir alle so im Dunkeln tappen müssen! Das Leben ist doch gar zu traurig!"

Seine Stimme zitterte, seine Augen glänzten feucht. Noch ein stummer Händedruck, und er wandte sich zum Ausgang.

Auch Froben fühlte sich sonderbar ergriffen. Stumm geleitete er den Freund hinaus.

Als er die Thür hinter ihm geschlossen, kam ihm seine Haushälterin entgegen.

„Eine Dame wünscht Herrn Doktor —"

„Schon wieder?“ konnte Froben sich nicht enthalten halblaut zu bemerken. „Und so spät noch!“

Seit einiger Zeit wurde er von unbekannten Besuchern und besonders Besucherinnen förmlich überlaufen. Sie erbaten seinen Rat in allen möglichen und unmöglichen Angelegenheiten, brachten ihm dickleibige Manuskripte, die er prüfen und einem Verleger empfehlen sollte, oder machten ihn zum Vertrauten ihrer verkannten Weltverbesserungspläne, für die sie bei Froben ungemeines Interesse und Verständnis glaubten voraussetzen zu dürfen. Viele mochte auch bloße Neugier und der Wunsch, den „interessanten Mann“ persönlich kennen zu lernen, zu ihm führen. So gern Froben gefällig war, diese Heimsuchungen hatten allmählich den Charakter eines systematischen Mißbrauchs seiner Gutmütigkeit und einer wahren Plage angenommen.

„Wo ist denn die Dame?“ fragte er.

„Sie wartet nebenan im Bureau. Schon eine gute Viertelstunde. Ich sagte ihr, daß der Herr Doktor Besuch hätten, und ob ich sie anmelden sollte. Aber sie meinte, sie würde warten, bis der Besuch fortgegangen, und es sei nicht nötig, sie anzumelden.“

„Ihren Namen hat sie nicht genannt?“

„Nein.“

Das war auch so ein Tric mancher Besucherinnen, die dadurch einer Abweisung vorzubeugen glaubten. „Ach ja die Popularität,“ seufzte Froben resigniert in sich hinein, indem er die Thüre zu dem kleinen Zimmer öffnete, das an seinen Salon grenzte und ihm als Bureau für seine Redaktionsgeschäfte gedient hatte.

Bei seinem Eintritte erhob sich vom Sofa eine schlanke weibliche Gestalt. Ihr Gesicht wäre in der tiefen Dämmerung ohnehin nicht zu erkennen gewesen, wurde aber überdies von einem dichten schwarzen Schleier verhüllt.

Froben verbeugte sich förmlich.

„Darf ich bitten —?“

Er lud sie mit einer Handbewegung ein, in den Salon zu treten. Sie schien unschlüssig, als ob sie reden wollte, ging ihm dann aber mit schüchternen Schritten voran.

„Einen Augenblick entschuldigen Sie gütigst und gestatten Sie, daß ich Licht mache.“

Er schritt an ihr vorüber zum Sofatisch, entzündete die darauf stehende Lampe und stülpte einen Schirm über die Glocke.

Die Dame war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben.

„So. Wenn ich bitten darf, Platz zu nehmen — mit wem habe ich —"

Er wandte sich wieder zu ihr.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, prallte er zurück. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er sie an.

„Klara — du —? Sie, Fräulein von Cornow?"

Sie hatte den Schleier emporgezogen, ihre Augen standen voll Thränen.

„Kannst du mir verzeihen, Max?"

Einen Augenblick war ihm, als müsse er sich in ihre Arme stürzen, und sie mochte wohl die gleiche Empfindung haben, denn beide machten unwillkürlich einen Schritt aufeinander zu.

Aber wie fest gewurzelt, als stünde eine unsichtbare Macht zwischen ihnen, blieben sie auf ihren Plätzen stehen.

Sie schauten einander stumm ins Gesicht. Froben hörte sein Herz laut und heftig klopfen. Ein Schwindel wollte ihn überkommen. Mit aller Selbstbeherrschung brachte er endlich hervor:

„Willst du — wollen Sie nicht Platz nehmen, gnädiges Fräulein?"

Sie folgte, gesenkten Hauptes, mit unsicheren Schritten, wie ein Kind, das ein böses Gewissen hat.

Er setzte sich neben sie. Das Licht ergoß sich über beider Gesicht. Ein rosafarbenes Licht. Denn der Schirm glich jenem, bei dem sie den Abend auf der Veranda des süddeutschen Badeortes verbracht. So hatten sie auch bei einander gesessen, als sie sich ihre Liebe gestanden. Wie doch alles wiederkehrt, und doch so anders!

Ihre Blicke trafen sich in diesem Gedanken und glitten dann an einander vorüber.

„Max," sagte sie und legte ihre Hand leise auf seinen Arm, „du weißt nicht, was ich gelitten habe. Ich konnte nicht anders, ich mußte dich wiedersehen, und sollte ich meinen Ruf aufs Spiel setzen. Sieh, ich bin zu dir gekommen, die junge Dame in die Wohnung des Junggesellen, allein, am späten Abend — du wirst mich nicht falsch beurteilen. Glaubst du mir nun, daß ich dich liebe?"

Wie gerne glaubte er, hätte er dieser weichen, klangvollen Stimme geglaubt. Aber er fühlte die Saite, die sie berühren sollte, nicht mitschwingen und wiedertönen wie einst. War sie gesprungen? Konnte er, einmal erwacht, den Traum nicht weiter, nicht zum zweiten Male träumen? Dunkel fühlte er, daß der Zauber seine magische Kraft verloren hatte, ob er sie auch herbeisehnte. Und ein unaussprechliches

Weh senkte sich in seine Seele um das verlorene, einst so beseligende Gefühl. Nur die objektive Erinnerung des Geschehenen wachte nüchternen Auges in ihm.

„Und der Brief?" fragte er.

Sie zog die Hand von seinem Arm zurück.

„Der Brief! Ich habe ihn geschrieben in der ersten furchtbaren Enttäuschung. Ich hatte mir so ganz andere Vorstellungen — verzeih — ich meinte nur von deiner Stellung in der Gesellschaft. Wie eine Königin wollte ich an deiner Seite durchs Leben gehen — und nun — konnte jeder kommen und — ach, es war zu häßlich, ich hätte es nicht ertragen!

„Und dann, Max, es war ja noch nicht alles aus durch meinen Brief. Hast du mich denn gar nicht verstanden? Ich hoffte ja gerade, der Brief würde dich veranlassen, allen deinen Feinden den Fuß auf den Nacken zu setzen und siegreich über sie hinwegzuschreiten."

„Das heißt, ich sollte mich mit Herrn von Selling schießen, vorausgesetzt, daß der tadellose Ehren- und Edelmann mich noch als würdiges Ziel für seine Kugel betrachtete."

„Ach was, Edelmann. Mit seinem Adel ist es nicht weit her. Sein Vater, der Kommerzienrat, der übrigens nachher Bankerott gemacht hat, soll ihn sich irgendwo gekauft haben. Aber gleichviel, es ist ja auch ohne Duell gegangen. Du glaubst nicht, wie stolz ich auf dich war, als alle Welt deinen Namen mit so großer Achtung nannte und Max Froben in der ganzen Gesellschaft als Held des Tages gefeiert wurde. So stolz war ich auf dich!"

„Ja, sie hat verziehen, die Gesellschaft."

„Mehr als das. Sie bewundert dich. Du hast glänzend gesiegt."

„Wenn sie aber *nicht* verziehen hätte?"

„Sie *hat* aber verziehen."

„Wenn sie aber nicht verziehen hätte," bestand Froben hartnäckig. „Und wenn jetzt wieder ein Selling käme und mir wieder den ‚Gassenkehrer' und das ‚vorbestrafte Subjekt' ins Gesicht schleuderte?"

Sie schien, peinlich berührt, zusammenzuzucken. Aber schon im nächsten Augenblicke nahmen ihre Züge den Ausdruck ruhiger Sicherheit an.

„Nun," sagte sie naiv, mit einem Anfluge von Heiterkeit, „bei deiner jetzigen Stellung in der Gesellschaft würde dir doch keiner das Recht bestreiten, deine Ehre mit der Waffe in der Hand zu verteidigen."

„Nein, wirklich, ich glaube es selbst nicht," sagte Froben mit

einem eigentümlichen Lächeln. „Und auch du — auch Sie, mein gnädiges Fräulein, würden mir dieses Recht nicht bestreiten?"

Sie stutzte und errötete.

„Ich weiß nicht — wie ich das — verstehen soll," sagte sie unsicher.

„Und würden mir die Waffe noch in die Hand drücken," fuhr Froben unbeirrt, aber mit wachsender Bitterkeit fort, „damit ich einen andern ermorde oder aber — auf diesen Fall müssen Sie doch wohl auch gefaßt sein — mich, Ihren geliebten Gatten, ermorden lasse. Und das alles um ein Fantom, um meine oder vielmehr Ihre ‚Ehre', oder noch vielmehr Ihre Eitelkeit der Gesellschaft gegenüber zu befriedigen!

„Und das nennen Sie Liebe?"

Aus ihren Zügen war alle Weichheit geschwunden. Die stahlblauen Augen sahen ihn mit einem harten, herausfordernden Ausdrucke an.

„Es thäte mir leid, wenn Ihre Ehre für Sie ein Fantom wäre," sagte sie kalt.

Aber er hörte kaum auf sie hin. Er sah im Geiste ein paar flehende große Augen auf sich gerichtet und hörte eine andere Stimme. Die aber sprach: „Nicht wahr, Sie werden nicht schießen, Sie versprechen mir das?"

Fräulein von Cornow erklärte weiter:

„Ich will stolz sein können auf den Mann, den ich liebe. Mag er noch so sehr gefehlt haben, ich könnte ihm alles verzeihen, nur nicht, daß er sich von anderen demütigen und beleidigen läßt."

„Gleichviel, ob er die ‚Demütigung' und ‚Beleidigung' als Sühne auf sich nimmt? Oder ob sie überhaupt nicht an ihn heranreicht?"

„Gleichviel. Niemand darf an seine Ehre tasten. Nur der ist in meinen Augen ein ganzer Mann, der sich stark und kühn in der Welt durchzusetzen und die Achtung der anderen zu erzwingen weiß, mag geschehen sein, was da wolle. Der Mann, der auf seinem Wege zusammenbricht, der sich von anderen den Fuß auf den Nacken setzen läßt, — einen solchen Mann —"

„Können Sie wohl bemitleiden, aber nicht lieben. Ganz recht. Und alles Halbe und Gebrochene verabscheuen Sie. Sie sehen, ich kenne die Weise, ich kenne den Text.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, ich muß Ihnen die — hoffentlich nicht allzu schmerzliche — Enttäuschung bereiten: ich bin ein solcher Halber und Gebrochener. Mich plagen unendlich viele Skrupel und Zweifel, die dem ‚Sichdurchsetzen in der Welt' unter Umständen

recht hinderlich sein können. Und das Leben hat mir mehr als einmal den Fuß auf den Nacken gesetzt und hat meinen Stolz gebrochen und mich in den Staub geworfen, daß ich mich mit all meiner Heldengröße ganz klein, ganz lächerlich klein gefühlt habe. Aber deshalb brauchen Sie mich ebensowenig zu bemitleiden, als Sie mich lieben können. Was an mir gebrochen ist: die Ehre und der Stolz, die Sie meinen, das möchte ich nicht wieder ganz haben, und aus dem Staube hat mich eine Hand erhoben, eine Hand, die — zwar nicht in fremdes Blut getaucht war, wohl aber in das eigene unschuldig vergossene: die Hand, die Petrus über das Meer geführt hat, Petrus, den Sie freilich verachten.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, Sie haben sich über Ihre Gefühle getäuscht, wie ich mich wohl auch über die meinigen. Ich bin nicht Ihr Ideal von einem Manne."

Fräulein von Cornow hatte sich bereits erhoben. Auch Froben war aufgestanden.

„Ich glaube es auch nicht mehr," sagte sie mit einem verächtlichen Lächeln, „und bin Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit sehr verbunden."

Froben schien ihre Bemerkung zu überhören.

„Wissen Sie," sagte er, wie von einem plötzlichen Gedanken durchblitzt, „wissen Sie, wer eigentlich Ihr Ideal von einem ganzen Manne ist?"

Sie sah ihn mit spöttischem Erstaunen an.

„Ich wäre wirklich neugierig."

„Selling."

Sie stutzte. Zornesröte stieg in ihre Wangen. Aus ihren Augen blitzte es feindlich. Aber sie schien doch betroffen und errötete noch mehr.

„Ja, Selling. Das ist der Herrenmensch, der Ihnen vorschwebt, der moderne Herrenmensch. Freilich, aus dem Heroischen der Renaissance ins Nüchtern-Bürgerliche des neunzehnten Jahrhunderts übertragen. Der Ellenbogenmensch, der sich in der Welt durchzusetzen weiß, und ginge es über Leichen. Der rücksichtslose Streber, der von keinen Skrupeln noch Zweifeln geplagt wird, der zu allem fähig ist, wenn er es ungestraft kann, und der doch jeden, der an seine ‚Ehre' zu tasten wagte, ohne mit der Wimper zu zucken, über den Haufen stechen würde. Aber er hat es nicht nötig. Leute wie Selling geben sich keine Blößen und brauchen auch vor niemand zu erröten. Die Herrenmenschen von heute können leider keine Borgias sein. Mit denen würden unsere prosaischen Gerichte nur allzu kurzen Prozeß machen.

Und die Napoleons wachsen auch nicht auf der Straße. Sie müssen sich schon mit dem Typus Selling begnügen, mein gnädiges Fräulein. Sollten Sie ihn nicht daraufhin eines prüfenden Blickes würdigen?"

„In der That, man verkennt zuweilen die Menschen."

Trotzig und höhnisch sollte es von ihren Lippen kommen. Aber ihre Stimme zitterte und brach sich, und ihre Augen röteten sich. War es Haß, war es glühend verlangende Liebe, was sie in diesem Augenblicke für ihn empfand? Es giebt Empfindungen, wo beide nicht von einander zu unterscheiden sind, wo sie ineinander überfließen. In diesem Augenblicke hätte sie vielleicht nicht nach dem Urteil der Welt gefragt, nicht, ob er im Staube gelegen oder nicht. Aber es war zu spät und überdies — nur ein Augenblick. Nur das eine ward ihr klar bewußt: dieser Mann hatte sie, die Stolze, gedemütigt.

Froben war der bebende Laut ihrer Stimme nicht entgangen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. Die bittere Erinnerung hatte ihn übermannt.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, indem er sich demütig vor ihr verneigte, „ich habe mich hinreißen lassen. Vergeben Sie mir."

„Nein," sagte sie, stolz den Kopf aufwerfend, und jetzt war es Haß, klarer Haß und tödliche Feindschaft, was ihn aus ihren Augen anblitzte und ihm aus ihrer Stimme entgegensprühte, „ich habe Ihnen nichts zu vergeben. Im Gegenteil, ich bin Ihnen dankbar. Ja, dankbar. Denn Sie haben mir die Augen darüber geöffnet, daß ich einem Manne, verstehen Sie, einem wirklichen Manne, dem für das Weib seiner Wahl kein Kampfpreis zu hoch ist, und der anderen die Degenspitze auf die Brust setzt, statt sich vor ihnen in Demut zu krümmen, — daß ich einem solchen wirklichen Manne bitteres Unrecht gethan habe."

Sie zog den Schleier über ihr Gesicht.

„Darf ich Ihnen einen Wagen besorgen?"

„Danke," erwiderte sie kalt. „Meine Droschke wartet — an der Ecke."

Froben lächelte unmerkbar: der dichte Schleier, die späte Dämmerung, die entfernt haltende Droschke — welch tollkühnes Wagnis für den „Mann ihrer Liebe"! Ja, die „Ganzen" sind vorsichtig!

Sie nickte kurz von oben herab und schritt zum Ausgange.

Froben geleitete sie. Sie wandte sich nicht mehr nach ihm um. — —

Nun war er wieder — allein. Er konnte sich eines wehen Gefühls nicht erwehren. War es Reue über seine scharfen Worte? Mitleid mit der Gedemütigten? Für die Liebe, deren mächtige Hand ihn emporgehoben,

hatte er gezeugt, und im selben Atemzuge ein schwaches, thörichtes Weib gedemütigt, die Verblendete mit tödlichem Hasse von sich gehen lassen.

So sind wir Menschen, dachte er, Halbe von Anfang an. Von der Geburt bis zum Grabe taumeln wir zwischen Erde und Himmel, zwischen den lichten Sternen unseres Gewissens und unseren dunklen, irdischen Trieben dahin. Und je höher und sicherer wir zu stehen glauben, um so näher und tiefer ist unser Fall. Was vermögen wir ohne die vergebende Liebe? Müßten wir ohne sie nicht täglich, stündlich, in jedem unbewachten Augenblicke einen geistigen Tod sterben? Denn der Tod ist der Sünde Sold. Ach Herr, ich ringe mit Sturm und Wellen, ob ich gleich wähne das Ufer erreicht zu haben. Recke deine Hand aus, daß ich sie ergreifen und festhalten kann. Nur an der Hand der Liebe schreitet Petrus, der Mensch, heiter und sicher über die Wasser des Lebens.

Die Scheite im Kamin waren zusammengesunken. Die Kohlen glühten und zuckten in roten und bläulichen Flämmchen und strahlten eine dunstige, erschlaffende Wärme ins Zimmer. Froben öffnete das große Mittelfenster. Die frische, reine Luft wehte ihm entgegen, in vollen Zügen sog er sie ein. Am frostklaren Winterhimmel schimmerten unzählige Sterne. Wie abgrundtiefe Gottesaugen. Und mit seinen Eintagsaugen will der Mensch ihre Tiefen ergründen!

Im Gärtchen standen die Bäume und Sträucher noch immer reglos in ihrer weißen Pracht. Von einem schneebehangenen Rosenstocke hing ein geknickter Zweig mit einer erfrorenen, halberblühten Knospe wehmütig herab, auch sie mit einem zarten, wie hingetupften Krönlein von Schnee bedeckt. Schnee — Froben strich sich mit der Hand durch das Haar. Wie bald würde der Winter auch sein Haupt bedecken. Erst gestern hatte er einige weiße, frühzeitige Fäden entdeckt; das Leben, nicht das Alter hatte sie gesponnen. Der Rosenstock hält still und wartet auf das Wunder des Frühlings — Frobens Frühling war dahin. Er dachte an sein Lied und die es gesprochen. Sein Blick blieb auf dem niederhangenden Zweige haften, eine sehnsüchtig verheißungsvolle Weise zog ihm durch den Sinn, er lächelte schwermütig und verträumt — —:

Die Blüte, die das Leben bricht,
Das ist die rechte Blüte nicht.
Vielleicht, daß sie erst kommen soll?
Die Welt ist noch der Wunder voll.

Ende.





Marie von Ebner-Eschenbach.

Von

Harry Maync.



Im Jahr 1830 als Gräfin Marie Dubsky auf dem väterlichen Gute zu Zdislavic in Mähren geboren, beging die spätere Gattin des Feldmarschall-leutnants Freiherrn von Ebner-Eschenbach am 13. September d. J. in unversiegter Schaffenskraft ihren siebzigsten Geburtstag, wie vor wenigen Monaten ihr kongenialer Freund Paul Heyse. Zugleich kann die große Erzählerin als solche auch ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern, denn im Jahre 1875 erschien, zusammen mit ihres trefflichen Landsmannes Rosegger „Schriften des Waldschulmeisters" und Heyses Roman „Im Paradiese", ihre Erstlingserzählung „Ein Spätgeborener". Freilich brachte erst das folgende Jahr ihren ersten wirklichen Erfolg auf diesem Gebiet mit „Božena, Geschichte einer Magd", die in der Gesellschaft von Spielhagens „Sturmflut", Dahns „Kampf um Rom", Ferdinand v. Saars „Novellen aus Oesterreich" und Conrad Ferdinand Meyers „Jürg Jenatsch" in die Litteratur eintrat.

Man sieht, Marie v. Ebner-Eschenbach hat sich gleich dem zuletzt genannten Dichter spät entdeckt. Nicht als hätte sich der poetische Gestaltungsdrang erst in ihrem fünfundvierzigsten Lebensjahre geregt, aber er bethätigte sich, die Art des eingeborenen Talents verkennend, bis dahin in falscher Richtung, und gleich Gottfried Keller und so manchen anderen ganz undramatisch angelegten Dichternaturen glaubte auch Marie v. Ebner lange, auf der Bühne ihre Lorbeeren erringen, ein „Shakespeare des neunzehnten Jahrhunderts" werden zu sollen. Schon als Kind machte sie ihrer mehr denn skeptischen Familie gegenüber kein Geheimnis aus ihren festen Hoffnungen auf die Unsterblichkeit und gab in einem am Vorabend ihres vierzehnten Geburtstages geschriebenen Briefe den Entschluß kund, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden. Damals gab es, wie sie in der knappen, höchst ansprechenden Schilderung ihrer Kinder- und Lehrjahre erzählt, kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhm führte, an das sie nicht gepocht hätte. Bald war es ein Epos aus der römischen Geschichte, an dem sie sich

versuchte, bald waren es Novellen oder zahllose Gedichte, in denen Grillparzer den Stempel eines sich regenden Talentes nicht verkannte, früh aber auch schon vor allem mancherlei Lust- und Trauerspiele, einer leidenschaftlichen Neigung zufolge, die durch den sehr häufigen Besuch des Burgtheaters immer neue Nahrung fand.

Lange erlebte sie auf diese Weise nichts als Enttäuschung und Demütigung, ohne von ihrer unglücklichen Liebe zur Schriftstellerei sich geheilt zu fühlen. Dreißig Jahre wurde sie alt, bis sich ihr endlich die Bühne erschloß und Eduard Devrient ihre „Maria Stuart“ unter freundlichem Erfolg in Karlsruhe aufführte, wie kurz zuvor ihres verehrten Vorbildes Otto Ludwig „Maccabäer“. Erst nach Ludwigs Tode erfuhr sie, daß dieser in einer grimmigen Besprechung ihr Stück in Grund und Boden verurteilt hat.

Niemand weiß es besser als Marie v. Ebner-Eschenbach, daß noch keiner etwas Ordentliches geleistet hat, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte. „In meiner Jugend“, beschließt sie ihre Reminiscenzen, „war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben.“ Sie hat es zu dem milden und anspruchslosen Quietismus gebracht, der ihr die schönste Frucht des Alters ist; sie ist gern alt geworden, denn alt werden heißt ihr sehend werden, und sie hat zum Preise des verklärenden Alters tiefe und schöne Worte gefunden. Sie hat seit langem ihr eigenstes Feld in der Erzählung gefunden, und selbst wenn sie, wie für die „Bettelbriefe“, die Form des Dialogs wählt, schafft sie eine Novelle, die sie sonst wohl auch in Briefe oder Tagebücher verkleidet.

Mit einer Fülle reicher Menschenschilderung und reifer Lebensweisheit hat diese warmherzige, mütterliche, kluge und wahrhaft vornehme Frau uns begabt und in der Geschichte des deutschen Romans unserer Zeit eine Stellung sich errungen, die ihr unter den Männern wenige streitig machen, unter den Frauen keine. Die unzähligen Dutzendschriftstellerinnen, die, um mit ihr zu reden, weißes Papier schwarz machen, überragt sie um Haupteslänge, wie Annette v. Droste-Hülshoff alle weiblichen Lyriker. Im „Nebenbuhler“ spricht Frau v. Ebner einmal von einem „lächerlichen Idealisten, der faden Brei rührt für litterarische Kinderstuben und Menschen schildert, die es nie und nirgends giebt“. Sie kennzeichnet damit die Machwerke der Damen vom Schlage der Nataly v. Eschstruth und E. Werner, die das Leben fälschen und mit ihrem charakterlosen Salonpinsel alle seine festen Linien überkleistern, nichtsdestoweniger aber zu den weitaus gelesensten Autoren gehören. An poetischem Gehalt dürfen sie sich nicht entfernt mit Marie v. Ebner messen, die auch in der Beherrschung des Technischen turmhoch über ihnen steht. Mit der besten Kost einer vielseitigen Bildung genährt, bedient sie sich des Instruments der Sprache mit einer Meisterschaft, wie sie gerade bei Frauen selten zu finden ist. Ihr ist es heiliger Ernst mit ihrer Kunst, die ihr ein Amt und ein Werk ist. Schonungslos verurteilt

sie die gegensätzliche Auffassung und kann in „Bertram Vogelweib“ nicht laut genug die Warnerstimme erheben gegenüber der berufs- und handwerksmäßigen Ausnützung eines Talentes und ihren Gefahren.

Ihre Stoffe entnimmt die Dichterin zumeist der Umgebung, in die ihre Geburt sie hineingestellt hat. Sie ist die echte österreichische Aristokratin. Sie hat die Litteratur um den Typus der reizenden Wiener Comtessen, wie sie selbst eine war, bereichert. Im feinsten und geistreichsten Konversationsstil schildert sie das elegante Treiben der vornehmen Welt in den Salons der Hauptstadt wie auf den uralten, ländlichen Schlössern. Auch die schwüle, ungesunde Luft ihrer glänzenden Kaiserstadt, dieses Grillparzerschen „Capuas der Geister“, von der ein Hamerling zu viel geatmet hat, weiß die Dichterin in ihre Erzählungen hineinzuleiten und läßt im Kreise der lebenslustigen Offiziere und Diplomaten die Maitresse nicht fehlen, wie sie in „Margarete“ dargestellt ist. Ein Stoffgebiet, das oft behandelt worden ist, und am liebsten von Dilettanten. Marie v. Ebner-Eschenbach haftet aber nicht an der schillernden Oberfläche. Ohne sich einer vagen Tieckschen Schloßromantik zu überlassen, taucht sie mit tastendem Gemüt tief in diese glänzende Sphäre ein. Sie hört, wie es in „Božena“ heißt, die geheimnisvollen Stimmen des Leblosen in den grauen Wänden alter Häuser, die einiges in sich gesogen haben von dem Leben der Menschen, dessen jahrhundertlange Zeugen sie waren, und die die bang lauschende Seele mit leisem Grauen erfüllen. Wir atmen mit ihr den seltsamen Duft, der gutgehaltenen, aber unbewohnten Gemächern alter Schlösser eigen ist, und den sie in der Erzählung „Ein kleiner Roman“ als parfümierten Moder bezeichnet.

Sie kann sich aber andererseits auch gleich Wilhelm Raabe in eine kleine Alltagswelt mit solcher Innigkeit einspinnen, wie etwa der an die „Chronik der Sperlingsgasse“ erinnernde Eingang der Novelle „Lotti, die Uhrmacherin“ beweist. Marie v. Ebner-Eschenbach ist eben nichts weniger als einseitig, befangen und exklusiv. Bezeichnenderweise hat sie zwei Novellensammlungen „Dorf- und Schloßgeschichten“ betitelt. In warmem Mitgefühl steigt sie zu den Tiefen des Volkes hinunter, und wie die Heldin Maria in „Unsühnbar“, ist die Dichterin Marie v. Ebner „ein Kind der neuen Zeit“, indem sie, sich darin Tolstoj, dem russischen Aristokraten nähernd, voll gerechter, gesunder und humaner Anschauungen, den gerade in Oesterreich so schreienden sozialen Mißständen Auge und Ohr öffnet, ohne sich dadurch zur Tendenz- und Problemschriftstellerei verleiten zu lassen. Sie geht von der Modegattung der Dorfgeschichte aus, ist aber weit entfernt von der sentimentalen Süßlichkeit, der Berthold Auerbach leicht verfällt. Im Gegenteil, sie ist herb und unerbittlich wahr, eine strenge, wenn auch zu ihrem Heil nicht auf eine Schule eingeschworene Realistin, die uns rauhe, steinige und dornenvolle Pfade führt, nicht frei vom Schmutz des Lebens. Einen solchen Weg geht „Das Gemeindekind“. Dieser Pavel Holub, der verachtete und verhöhnte Sohn des gehenkten Mörders und der Zuchthäuslerin, ist in seinem ungebärdigen Trotz und in seiner leidenschaftlichen Wildheit

mit einer ganz männlichen Kraft und Wucht auf die Beine gestellt. Langsam setzt dieser zähe, willensstarke Bursch sich durch, nicht rastend, bis er sein eigen Haus sich geschaffen hat, ganz wie der Held des um ein Jahr älteren Sudermannschen Meisterromans „Frau Sorge", in dem zufälligerweise auch eine Lokomobile ihre kleine, aber nicht unwesentliche Rolle spielt. Und der Dichterin „Verbot" führt uns wie Raabes „Schüdderump" in das grausige Elend des Armenhauses.

Eine Vollblutplebejerin wie Božena poetisch zu gestalten, würde einem Heyse z. B. niemals gelingen. Marie v. Ebner-Eschenbach kommt auf solchem Feld oft dem großen Turgenjew nahe, zu dem sie sich auch persönlich stark hingezogen fühlt. Ist sie ja zur Hälfte auch slavischen Geblüts. So siedelt sie ihre Geschichten besonders gern in den armseligen Distrikten Mährens, Böhmens und Galiziens an. Meisterhaft ist ihre Darstellung des geknechteten Bauern, des teils abgestumpften und kriechenden, teils von wildem, fanatischem Haß gegen Adel und Deutschtum erfüllten Leibeigenen. Von erschütternder Tragik ist die Novelle „Er laßt die Hand küssen", ein entsetzliches Kontrastgemälde, ein stummer Aufschrei gegen die Tyrannei fühlloser und gedankenloser Herren.

Die Ebner schildert auch dieselben Polenaufstände wie Gustav Freytag in „Soll und Haben", mit unverschleierter Ausmalung aller Schreckensscenen, wie sie etwa die vorzügliche Novelle „Jacob Szela" entrollt. Eigentlich historische Erzählungen hat sie indessen nicht verfaßt, und über das neunzehnte Jahrhundert hinaus geht sie niemals zurück.

Groß ist der Menschenkennerin Marie v. Ebner Kunst der Seelenanalyse, gleichviel ob es sich um die Schleichwege und Sprünge der Leidenschaft handelt, oder ob es gilt, ein ganz schlichtes, an sich unbedeutendes Durchschnittsmenschenherz auszuschöpfen und mit dem Zauber echtester Poesie zu umkleiden wie etwa in „Oversberg"; und gerade das letztere ist ja als das unendlich viel schwerere ein wahrer Probierstein der Kunst, an dem auch Ferdinand v. Saar sein Können bewiesen hat. Der Dichterin ist der höchste Ehesegen versagt geblieben; sie hätte die beste Mutter und Erzieherin abgegeben. Daß aber ihr Wort „Der Kinderlose hat die meisten Kinder" zu Recht besteht, beweist u. a. die Meisterschaft, mit der die große Psychologin gerade in Kinderseelen zu lesen versteht; ihr „Vorzugsschüler" schildert die „Leiden eines Knaben" mit ebenso rührender Tragik, wie die so betitelte Novelle Conrad Ferdinand Meyers. Ja, sie vermag sogar in der tief ergreifenden, von Heyse mit Recht als eine Perle in seinen Novellenschatz aufgenommenen Erzählung „Krambambuli" einen mächtigen Seelenkonflikt in das Innere eines Tieres zu verlegen: Ein edler Jagdhund, von seinem verlumpten Herrn an einen braven Förster verkauft und diesem mit tiefer Treue ergeben, wird von ihm auf einen ihn bedrohenden Wilderer gehetzt, in dem er seinen ersten Herrn erkennt, und geht in diesem erschütternd dargestellten Widerstreit der Pflichten nach denselben Gesetzen zu Grunde wie der Held eines Trauerspiels.

Ein Gegengewicht gegen der Dichterin tragischen Ernst bildet ihr Humor, der nie um seiner selbst willen und niemals stark aufgetragen erscheint, sondern nur wie ein erfrischendes Parfüm die Atmosphäre mit mildem Duft durchhaucht.

Fast jede Ebnersche Erzählung könnte das Motto von Goethes „Dichtung und Wahrheit" tragen, nach dem nur der geschlagene Mensch erzogen wird. Fast alle Personen der Ebner machen eine Entwicklung nach oben durch, fast alle sind sie von Haus aus starre, trotzige, leidenschaftlich drauf los gehende Naturen, die in mehr oder minder harten Kämpfen sich zur inneren Harmonie durchringen; immer wieder ist es das Thema von „Der Widerspänstigen Zähmung", das die Dichterin fesselt. Besonders deutlich zeigen das Erzählungen wie „Rittmeister Brand" oder „Die Unverstandene auf dem Dorfe". Humanität und Toleranz, das sind die Ideale der „schönen Seele" unserer Dichterin, die allerdings zuweilen in allzu großer, kosmopolitisch angehauchter Weitherzigkeit den nationalen Gedanken gegen sich herausfordert. Aber durch diese alles beherrschende Idee, die doch nie zur schroffen Tendenz wird, bekommen ihre Erzählungen gewiß nichts Lehrhaft-Abstraktes, und es ist auf nichts weniger abgesehen, als auf den Preis des Normalmenschen und Durchschnittsphilisters auf Kosten der reinen dichterischen Wahrheit und der reinen künstlerischen Form, des Ethischen auf Kosten des Aesthetischen. Bedenklicher ist es mit ihrer satirischen, gegen die modernste Litteratur gerichteten Tendenz. In der glücklich angelegten Novelle „Bertram Vogelweid" verfällt ihr sonst so ruhig und klar in sich gefaßter Stil der Uebertreibung, ihr sicherer Pinsel der Karikatur, wenn sie jedes Glied der Gutsbesitzerfamilie vom krautjunkerhaften Vater bis zum albernen Backfisch von Tochter als heimliche Dichter modernster Observanz und dabei von hoffnungslosestem Dilettantismus entlarvt. Diese Schilderung ist lustig, aber einer Dichterin vom Range der Ebner-Eschenbach nicht würdig.

Im übrigen drängt sich die jetzt alles beherrschende Frage, ob ein Dichter nur Epigone einer großen Vergangenheit oder Anhänger der neuen Richtung sei, bei der Lektüre der Ebnerschen Romane und Novellen nicht auf. Und das ist jedenfalls die beste Kunst, bei der man auf diese Frage gar nicht kommt. Marie v. Ebner-Eschenbach ist sie selbst, und das ist genug.

Als ob Emile Zola im Prinzip eine neue Bahn beschritten hätte, als er mit dem Notizbuch in der Hand seine Milieustudien machte! Schiller hat ebenso im Eisenhammer und in der Glockengießerei gestanden und fleißig technische Beobachtungen gesammelt, und kein Dichter kann dieses Hilfsmittels entraten. Nur darauf kommt es an, wieviel Rechte er dem Zettelkasten über sein Manuskript, dem Rohstofflichen über sein Werk einräumt. In ihrer Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin" legt Marie v. Ebner-Eschenbach eine wahrhaft erstaunliche Kenntnis der Geschichte und Technik des geschilderten Kunsthandwerks an den Tag, die sie nur den eindringendsten Studien verdanken konnte. Aber immer dient solches Detail nur dem untergeordneten Zweck, uns auch in der äußeren Umgebung, in der sich die menschlichen Schicksale abspielen, völlig heimisch zu

machen, und ausgezeichnet ist das der Dichterin gelungen. Doch nur der schlichten und sparsamen Verwendung dieser Kunstmittel dankt die Dichterin ihre volle Wirkung. „Wenn man ein Seher ist, braucht man kein Beobachter zu sein" und „Ein Dichter, der einen Menschen kennt, kann hundert schildern," sagt sie in ihren äußerst gehaltvollen „Aphorismen". Sie übertrifft auf solche Art die beiden Dichter, von denen sie lernend ausgegangen ist, Adalbert Stifter und Otto Ludwig. Beider Erzählungen sind fast nur Kleinkunst; sie fügen musivisch ein Teilchen an das andere und bringen auf diese Weise mühsam ein Gemälde zu stande, das bei aller Naturtreue im einzelnen doch den uneinheitlichen Gang seiner Entstehung nicht verleugnen kann. Und die modernsten Realisten machen es gerade so: „Bloß Nerven, kein Nerv," wie die Ebner einmal einen Menschen charakterisiert. Sie selbst arbeitet großzügiger; mit der Gabe des glücklichen Wurfes stellt sie von vornherein das Bild als Ganzes hin, um es dann im einzelnen fleißig und liebevoll durchzuarbeiten, mit feinem Künstlersinn kleine bedeutsame Lichter aufzusetzen. Jene Dichter ordnen die Teile nebeneinander, wobei der Ueberblick leicht verloren geht; sie weiß sie einander unterzuordnen und bei einer großen, einheitlichen Grundfärbung und straffer Entwicklung, die des Lesers Aufmerksamkeit stetig gespannt hält, Licht und Schatten wirkungsvoll hervortreten zu lassen. Ein bezeichnender Zug an charakteristischer Stelle prägt sich viel fester ein, als ein in zehn Unterzüge zerlegter und an ebensoviel Stellen des Buches verteilter. Wie „Die Unverstandene auf dem Dorfe" im ganzen, so erinnert die „Božena" im einzelnen nicht wenig an Otto Ludwigs „Heitereithei". Beide Dichter betonen u. a. das wechselnde Farbenspiel auf den Gesichtern ihrer kräftigen, vollblütigen Heldinnen. Aber während Otto Ludwig sich nicht genug thun kann, uns immer wieder die weißen Druckflecken auf den rosigen Wangen seiner Dorfschönen zu zeigen, läßt die Ebner ihre tüchtige Slavin nur ein einziges Mal, aber an auffallender Stelle und in ganz eigenartiger Weise erbleichen, wie sie es an Menschen von solcher Art als besonders bezeichnend beobachtet hat.

Für viele solcher feinen Züge sei an einen im „Gemeindekind" erinnert. Der allgemein verachtete und verhaßte Held der Erzählung macht den Dorfschmied, der sich lange vergeblich mit der beschädigten Lokomobile abgequält hat, auf den Sitz des Uebels aufmerksam und hilft ihm mit leichter Mühe den Schaden reparieren. Der Schmied, einer der wenigen, die ein gewisses Wohlwollen für den praktischen und energischen Menschen hegen, nimmt, wenn auch mit schlechtem Gewissen und das Gespräch immer gleich auf etwas anderes bringend, die Lobsprüche der Bauern für sein Werk entgegen, um seinen Ruf nicht einzubüßen. Nach einiger Zeit kommt es im Wirtshaus zu einem Angriff fast aller Burschen auf den von ihnen schwer beleidigten Pavel; doch gelingt es dessen herkulischer Stärke, das Feld zu behaupten und einen der Ruhestörer nach dem andern ins Freie zu befördern. Die paar alten Leute, die zu ihm halten, beglückwünschen ihn zu seinem tüchtigen Stück Arbeit mit einer gewissen

Bewunderung, unter ihnen der Schmied. Und mit einem ausgezeichneten Zuge, der zwar bewußter Kunst entspringt, aber doch nichts weniger als ein theatermäßiger Coup ist, schließt die Dichterin das Kapitel: „‚Und die Maschin' hat auch er repariert,' sagte der Schmied". Hier war der Augenblick gegeben, wo seine Rechtschaffenheit den Sieg gewinnen konnte über seine Eitelkeit, und jedes folgende Wort hätte die Erklärung des Schmieds in seiner Wirkung abgeschwächt. Das sind Feinheiten der Darstellung, die den künstlerisch genießenden Leser entzücken. Dahin gehören auch die Worte geistreicher Lebensweisheit, die sich in den Erzählungen vielfach Krystallen gleich niederschlagen, z. B.: „Die liebevolle Bewunderung eines demütigen Weibes ist erfinderisch, ihr Gegenstand wandelte in einem Gemüsegarten — unter Palmen."

Aber solche Einzelheiten treten in dem Gesamteindruck des Lebenswerkes der Ebner doch eben so zurück, wie der rein stofflich interessierende Gehalt ihrer Erzählungen. Auch hier ist der Dichter mehr als das Gedicht, und ein Wort, das für das Erstlingswerk des Poeten in „Lotti, die Uhrmacherin" geprägt ist, darf für das ganze Schaffen der Frau Marie v. Ebner-Eschenbach gelten: „Was da fesselte und bezwang, das war der Schönheitszauber, der in dem schlichten Bilde webte, das war die Wahrheit und die Leidenschaft, die es atmete, und wen man darin am liebsten gewann, das war der Dichter selbst. Absichtslos, ja wider seinen Willen hob seine Gestalt sich verklärt aus seinem Werke und erschien so liebenswürdig wie die verkörperte Jugend."



Fabrikmädchen.

Von

Otto Luke.

Sie sitzen müde auf der Bank
Mit blassen abgespannten Mienen,
Nie ist wie heut so sterbenslang
Der Tag den Schaffenden erschienen.

Der Flieder blüht, die Amsel singt
Von Maienlust und Liebeswonne,
Und durch die Blütenzweige winkt
Die goldne, goldne Lenzessonne.

Die Mittagspause ist vorbei;
Am Thore drängt sich's dicht und dichter,
Durch matte Scheiben grüßt der Mai
Verträumte sehnende Gesichter ....





In den Bergen von Tirol.

Von

Peter Rosegger.

Mir wird so warm, mir wird so wohl
In den Bergen von Tirol. (Volkslied.)

ieder einmal nach den Gletscherwassern. Meine Frau packte den Koffer und ich die Frau, und dann sind wir fröhlich in den Augustsommertag hineingefahren.

Die zweitnächste Nacht haben wir schon im tirolischen Dorfe Dölsach zugebracht, beim „Ederwirt," wo es so gut und heimlich ist. Ich mag die Hotels nicht, wo nur automatische Kellnergestalten den Gast wie eine numerierte Sache behandeln, wo der Chef des Hauses nur manchmal durch die Säle schreitet, sich gnädig verneigend nach allen Seiten, kundigen Auges das Ergebnis der selbtägigen Schafschur erwägend. Ich liebe die Gasthäuser, wo der Wirt, und wäre er gleich in Hemdärmeln, sich manchmal zum Tische setzt und mit den Gästen über deren Reiseangelegenheiten weisend und beratend plaudert, wo man mit der Frau Wirtin des Leibes Wohl gemütlich besprechen kann, wo mit der flinken, frischen Kellnerin manch ein Scherzwort gewechselt werden darf zu angenehmer Würze beim Essen und Trinken; wo man endlich auch einheimische Sassen findet und durch solche in das richtige Verhältnis zu Land und Volk tritt. In Tirol ist noch eine starke Dorfschaft; so sind auch die Dorfwirtshäuser noch stattliche, festgegründete Hospize, von abhängiger unverläßlicher Pächterwirtschaft noch nicht gelockert, der Besitzer ein altständiger Bauernaristokrat. Die Wirte Tirols waren die Feldherren in jenen denkwürdigen Befreiungskämpfen, die das Land mit einer unvergänglichen Gloriole umgeben. In Tirol lasse ich also die neuen Hotels mit ihrem windigen Gethue rechts liegen oder links und heime mich im alten, dickwändigen und vielfenstrigen Dorfwirtshause ein, wo man noch behandelt wird „wie ein Kind vom Hause".

Zu Dölsach im Tirolerhof, vor den Fenstern das lachende Lienzerthal und die finsteren Unholde, sind wir gesessen der Tage zehn, haben Bekanntschaft gemacht mit den Einwohnern bis zum Lehrer und Pfarrer hinauf — fast lauter Defreggergestalten, die der hier geborene Meister gerade nur zu-

sammenzustellen und abzuzeichnen braucht, um die prächtigsten Genrebilder zu erlangen. Alle Jugendstätten des berühmten Künstlers haben wir besucht, das Geburtshaus, wo er die ersten Figuren geschnitzt, die Almhütten, wo er Hirtenjunge gewesen, die steilen Felder, auf denen er geackert, die grünen Matten, auf denen er Futter gemäht, die Wirtshäuser, wo er die Klarinette geblasen, die Tanzböden, wo er mit den unterschiedlichen Moideles im lustigen Kreis gedreht, die Kirche endlich, die er mit dem unvergleichlichen Altarbilde herrlich geschmückt hat. Meine liebe Genossin ist stundenlang in der Kirche gesessen vor Defreggers „Heiliger Familie“ und hat sich nicht satt sehen können an dem Muttergottesantlitze. Dann sind wir auf dem Friedhofe herumgegangen, wo so viele Defregger ruhen, wo der Maler auch dem braven Bauern Obersteiner ein Denkmal gesetzt hat, der ihn voreinst von einem langwierigen Fußleiden geheilt. Die Aerzte hatten nichts mehr gewußt, der junge Künstler war ein aufgegebener Krüppel, da hatte er noch eine letzte Zuflucht zum Bauernarzt Obersteiner, genannt der Wasler, genommen und ward von dem in kurzer Zeit geheilt. Im Dölsachervolk geht eine schlimme Sage. Dem Wasler hätten die gelehrten Doktoren ein Fest gegeben und kurz danach sei der kräftige Mann gestorben. — Der studierte Arzt spielt auf den Tirolerdörfern überhaupt keine erfreuliche Rolle, nirgends habe ich mehr Spottanekdoten über die Aerzte gehört, als dort, nirgends blühen die Hausmittel, die unglaublichsten Sympathiemittel, die Winkelärzte noch üppiger als dort, und die Leute sterben in jungen Jahren und werden alt, wie überall. Der Kindersegen ist in Tirol noch ein großer; Mütter mit zwölf Kindern sind nicht gar selten. In Dölsach hörte ich von einem Weibe mit achtzehn lebenden Kindern. Freilich findet man auf Friedhöfen verbucht auch ganze Familien in jungen Jahren dahingerafft, und gleich daneben etwa steckt die Schollenschaufel auf dem frischen Grabe eines Neunzigjährigen. Das neueste Grab ist immer gemerkt, darauf pflegt nämlich das eiserne Schäuflein gesteckt zu werden, mit dem die Leidtragenden Schollen auf den Sarg werfen.

Die lieben Kindlein kommen in Tirol aber nicht so eigentlich kärntnerisch an (auch die steirische Statistik über „natürliche Kinder“ steigt von Jahr zu Jahr höher), dort ist es zumeist noch reiner Ehrsegen. Als ich einen Bauern im Iselthale befragte, ob es in seiner Gegend auch gebrochene Ehen gäbe, starrte er mir mit einer Miene ins Gesicht, als hätte ich die ungeheuerlichste Frage gethan. Die Tiroler Bauernweiber, auch die jungen, gehen fast klösterlich gekleidet umher, nichts Buntes, ein lichtes Blau der breiten Schürze ist das einzige Helle an ihnen. Bei barfüßigen Mädchen sind die Waden fürsorglich mit Wollstutzen bedeckt. Die Aermlinge gehen stets bis zu den Handknöcheln. Das Kleid ist bis hoch an den Hals geschlossen. Der Busen wird vertuscht. Das hat mir einzig nicht gefallen an den Tirolerinnen. Verführerisch ist diese Tracht allerdings nicht, und wenn sie thatsächlich der Jungfräulichkeit zu statten kommt, dann mag's hingehen. Es ist nur Schade um die Schönheit.

Das Charakteristische der Tracht des Osttirolers sind noch die spitzen Filzhüte, sie werden aber nur von älteren Leuten getragen. Keinem steht die alte Tirolertracht so gut, wie dem Patriarchen von Lienz, dem 79jährigen Großbauern Rohracher. Als dieser Mann in seiner schlanken, stattlichen Gestalt, die Heugabel über der Achsel und den Brotstritzel im Sack, flink wie ein Bursche über seine Wiesen heranschritt, dem Ederwirtshause zu, meinte ich schier, die Gestalt sei aus Defreggers Bild „Das letzte Aufgebot" herausgesprungen. Dieser Mann ist der Urtypus der Tiroler, in seiner äußeren Erscheinung, wie in seiner Klugheit, in seiner treuen Altständigkeit wie in seiner klaren, sicheren Weltanschauung, die auch das Neue versteht und zu nützen weiß. Seine zahlreichen Söhne gehören zu den tüchtigsten, unternehmendsten und geachtetsten Männern des Pusterthales.

Wer heute noch die Herrschaft des Krummstabes kennen lernen will, der gehe nach Tirol, dort wird ihm auch einfallen, daß es unter dem Krummstabe gut wohnen ist. Für das Altbauerntum ist der Krummstab gewiß der sicherste Halt, und wenn die Tiroler daran festhalten, so geschieht es weniger aus Religiosität, denn aus Klugheit. Sie wissen, wenn sie diesen Stecken wegwerfen, dann sind sie haltlos im Sturme der Zeiten. Der Pfarrer, selbst ein Kind des Dorfes, ist Herr desselben — der Vertraute aller Familien, keinem ein Fremder. Im Tiroler Dorfwirtshause wird kein Ball abgehalten, wenn es der Pfarrer nicht will; ein einziges Wort auf der Kanzel genügt, und bei der vorbereiteten Tanzmusik bleibt der Wirt allein mit den Spielleuten. Dort aber, wo der Pfarrer der Gemeinde einmal gegen den Strich geht, wissen sie sich recht gut auf eigene Füße zu stellen, und trotz aller Kirchlichkeit stehen sie dann nicht an, ihn mit den derbsten Namen und Ausdrücken zu belegen, worunter Bezeichnungen wie „Der grob Hansel", „Der schwarz' Saggra" und ähnliche noch die harmlosesten sind. Zeitungen liegen beim Wirte zumeist nur solche auf, die dem Pfarrer recht sind. So ist es kein Wunder, daß der Tiroler die Welt in der Regel anders sieht, als wir „Kinder der Zeit". Anders sicher, ob richtiger oder unrichtiger — ich mag es nicht entscheiden. Ich finde nur, daß diese geschlossene Weltanschauung noch Charaktere zeitigt.

Auffallend im Tirolerlande sind die vielen und stattlichen Kirchen, zumeist im lichten Rundbogenstil mit reicher, geschmackvoller Ausstattung. Von der Gotik scheinen die Tiroler keine Freunde zu sein, die mag ihnen zu düster vorkommen, ihr Katholizismus ist bei aller Strenge ein lachender, durch reiche Kunst, von den Kindern des Landes ausgeübt, schön und heiter verklärt. Manches Dorf mit fünf- bis sechshundert Einwohnern hat eine von den Bauern selbst erbaute Kirche, die als Dom zu besitzen mancher ungarische Bischof stolz sein würde. In der Dölsachergegend ist ein Punkt, der Ederplan, von dem aus man in der näheren Umgebung 72 Kirchtürme zählen kann. An Festtagen, wenn gleichzeitig alle Glocken läuten, ist das eine Musik wie leises Harfenspiel. — Ich glaube es gerne, daß demnach der Himmel am Tirolerland seine besondere Freude hat — unsereinem geht es auch nicht anders.

Der erste Ausflug von Dölsach ging hierauf zum Bade Iselberg mit seinen drei verschiedenen Quellen, einem der kleinen Bauernbadeln, wie es deren in dem an Italien grenzenden Tirol so viele giebt. Wissen wir doch, daß dort selbst der Bauernknecht sich etliche Sommerwochen Urlaub ausbedingt, um in ein Badel gehen zu können. Es wäre mir, aus einem andern Alpenlande kommend, eine wahre Sehenswürdigkeit gewesen, wie Bauern baden, allein im Iselbergbade saßen herrische Sommerfrischler, und so kehrten wir um zum Wirtshause auf der Wacht, das auf dem Passe steht. Dort heimten wir uns ein für die Nacht und ergötzten uns an dem Treiben der Bauernburschen, die den Samstagabend mit Trinken, Kartenspielen, Rangeln, Fingerhäckeln und Nasenstiebern feierten. Zum Teile waren es Tiroler, zum Teile Kärntner, und zum Teile war es Spaß, zum Teile Ernst, wenn sie sich gegenseitig über dem Tisch die Finger ausrenkten, daß es knackte, wenn sie sich ringend auf den Boden warfen, daß die Schädel krachten, wenn sie sich die Nasen aneinanderstießen, darauf hin, welche eher blutet. Ein herlebiger Kärntner trat zu meiner Frau und sagte: „Magst mich, Dirndle, so heiraten wir in acht Tagen!“ Darauf der Wirt zu ihm: „Du bist ein Ochs!“ Darauf zu diesem der Kärntner höflich: „Und du mein Bruder!“ „Gehts, werds warteln!“ rief ein Tiroler drein, „warteln thun die alten Weiberle“. Hierauf thaten die Männer etwas anderes, sie begannen so wild zu ringen, daß im Zimmer die Stühle und Tische umfielen, sie warfen sich so derb aufs Fletz, daß die Körper dröhnten, und als es schien, es wäre wenigstens ein Totschlag begangen worden, standen sie auf und lachten. — Draußen hatte es heftig geregnet; als wir schlafen gingen, standen die Schroffen der Unholde wieder klar, und die Burschen, die eben so rasend miteinander gerungen hatten, beteten gemeinsam und laut den „Englischen Gruß“, denn aus den Thälern herauf klangen die Abendglocken. Nur einer stand draußen unter den Dachtraufen und wischte sich das Blut aus dem Gesicht vom Nasenstiebern her, aber auch dem machte die Sache Spaß.

Am nächsten Frühmorgen rüsteten wir uns zu einer Partie auf den Ederplan. Der Führer, den wir gedungen hatten, war schon von der Frühmesse zurück, es war ein junger Dölsacher, der auch Defreggers Bote gewesen, als der Meister einmal etliche Sommer hindurch in seiner Hütte auf dem Ederplan gehaust hatte. Nun begann ein dreistündiges Wandern durch Bauernwälder. Diese haben in Osttirol ein sonderbares Aussehen. Die langen Baumäste werden ein paar Fuß weit vom Stamme abgeschnitten zu Streu, und so steht der Baum da wie ein schlanker, buschiger Stab, was dem Walde ein zerzaustes, ruppiges Aussehen giebt. Unterwegs sahen wir den Schrund eines Bergsturzes, an dem vor Jahren Wald- und Almboden niedergebrochen war, um unten im Thale Häuser und Menschen zu begraben. Die senkrechte Schuttwand droht heute neuerdings, allein die Menschen leben unten in ihren auf Schutt erbauten Häusern ruhig dahin und vertrauen dem Herrn. In den Bäumen hing der Nebel. Wir strebten den steilen Hängen zu und den Almen,

die über der hohen Bergkuppe hingebreitet liegen. Wir kamen zu den drei Brunnen, da hoben die Nebel an zu verdunsten und unten weithin blauten die Thäler wie ein Meer, denn die Einzelheiten waren nicht zu erkennen. Wir kamen zum Defreggerhause, genannt: Anna-Schutzhaus. Es liegt 80 Meter unterhalb der Spitze des Ederplans an der südlichen Seite und hat nur ein paar Kammern, ist einfach wie eine Sennerei. Defregger hatte sie 1882 erbaut und darin ein Atelier eingerichtet. Da hinauf hatte er die Charaktergestalten der Gegend eingeladen, um sie zu malen, zu verewigen in den Genrebildern und in den historischen Gemälden, die man heute überall kennt. Gegenwärtig gehört die Hütte dem österreichischen Touristenklub. Zur Sommerszeit haust darin eine alte gute Frau, die den Touristen mit Milch, Kaffee, Eiern, Kaiserschmarn und Wein atzt und im Notfalle mit trockenen Decken und trautsamer Raststatt bemuttert. Man nennt die Frau die fünfzehnte Nothelferin von Dölsach, weil sie in allen Nöten, die das Volk der Gegend treffen mögen, Rat und Hilfe weiß. Zur Zeit waren drei muntere Mägdlein aus Lienz in der Alpenhütte, um dort etliche Wochen Sommerfrische zu halten; sie wirkten alle zusammen, um uns ein Mittagsmahl zu bereiten, wie es köstlicher und kräftiger nirgends zu finden ist. Allerdings half auch unser Hunger, als bekanntlich der beste Koch, getreulich mit zum Gelingen der Mahlzeit.

Der Ederplan ist an 2000 Meter hoch und hängt zusammen mit dem höheren Zithenkopf, der sich ostwärts zieht. Die Aussicht soll von besonderer Großartigkeit sein über die Tauern und die Dolomiten, in die Glockner- und Venedigergruppe hin und in die Thäler der Drau und der Möll. Wir hatten Sonnenschein, aber wenig Aussicht. Die Thäler lagen rein, doch das Uebrige war ein wüster Brei von weißen Nebeln, grauen Wölklein und blauen Bergspitzen. Nur die gegenüberstehenden Unholde ragten in ihrer finsteren Größe klar empor, stellenweise mit einer weißen Nebelfahne behangen. Fern im Westen, über den Gebirgen des Defreggerthales, stockten sich die Wolken zu einer glatten, grauen Wand, das hieß so viel als, wir sollten trachten, zu Thale zu kommen. So setzte ich mir aus den Scherben der Gegend in der inneren Vorstellung rasch ein einheitliches Bild zusammen, das von den Karawanken bis zu den Zillerthaleralpen reichte. Hernach stieg ich befriedigt niederwärts, meine wesentlich bessere Hälfte unterwegs versichernd, daß die Aussicht einfach wunderbar gewesen sei.

Unterwegs war es sehr heiß geworden, wir suchten in der Mulde der Almmatte eine schattige Stelle zum Rasten. Der Führer öffnete das Thor einer Heuhütte und da drinnen im kühlen duftenden Grase haben wir köstlich geruht. In der Erwägung: „Raum ist in den kleinsten Hütten für zwei Liebste und einen Dritten" wollte ich auch den Führer unters Dach laden, er blieb aber bescheidentlich draußen sitzen und schmauchte ein Pfeiflein, während ich drinnen im Halbschlummer dem Wässerlein lauschte, das an der Hütte vorbeirann, und des Bauers gedachte, der plötzlich mit dem Stecken kommen konnte,

um uns aus seinem köstlichen Heu in den schwülen Sonnentag hinauszujagen. Statt des Bauers drohte der Regen, und so mußten wir die heimliche Rast verlassen, um noch vor dem Unwetter zu den Höfen hinabzugelangen. — Wir kamen zu Defreggers Geburtshaus.

Das ist ein alter, stattlicher Bauernhof, der aber in fremden Händen sich befindet. Die Besitzer sind stolz auf den, der ihr Haus so berühmt gemacht hat, sie zeigten uns die Kammer, in welcher Defregger am 30. April 1835 geboren worden ist, sie zeigten Porträts ihrer Kinder, die der Meister ihnen gemalt hatte, und endlich bewirteten sie uns mit Brot und Butter und erzählten des Schönen viel vom alten „Eder Franzel".

Vom Ederhof zu Thale steigend begegnete uns ein Kreuzträger. Ein junger, hübscher Bursche schleppte auf der Achsel ein großes eisernes Kreuz den Berg hinan. Oben in Stronach hatten sie nämlich ein Kirchlein gebaut und so wollte sich der junge Tiroler den Sonntag wählen, um das Turmkreuz hinaufzutragen. Man büßt dabei, meinte er, auf bequemschte Art ein paar dumme Sünden ab. —

Diese Besteigung des Ederplans war auf unserer Tirolerfahrt die einzige Bergpartie, die uns gegönnt gewesen. Um so fleißiger fuhren wir thalaus und -ein. Nach einem hellen Regentage lag auf den Berghäuptern Neuschnee. Wir ließen unsern Wirt die Pferde einspannen und fuhren quer durch das Thal über Eisenbahn und Drau nach dem Dorfe Lavant, das hart am Fuße der Unholde liegt, im Winter keine Sonne und im Sommer keinen Mond hat. Unter den Unholden versteht man eine überaus wilde und schroffe Felsengruppe, deren Spitzen über dritthalbtausend Meter hoch sind; mancher „Kofel" hat in seinen Schründen ewiges Eis. Auf dem Berglein zu Lavant, das wie ein grünes Fußkissen der Unholde daliegt, stehen zwei Kirchen, eine davon, die vielbesuchte Wallfahrtskirche, steht hart an einem Abgrund. Beim Bau der Kirche soll ein Dachdecker in diesen Abgrund gestürzt, von der Muttergottes aber eigenhändig aufgefangen worden sein, so daß er unversehrt wieder zu seiner Arbeit gehen konnte. Vor nicht allzulanger Zeit, als die Lavanter noch keine Kirchenglocken hatten, sollen sie mit einem Horn die Andächtigen zum Gebete gerufen haben. Da kamen sogar die Leute aus dem fernen Virgenthale herab und opferten lebendige Widder. Uebrigens sollen die Lavanter nicht ganz von jener heiteren Gemütsart sein, wie die sonnseiligen Dölsacher; ihr Daseinskampf in dem Schatten der Unholde ist auch ein ernsterer. — Wir fuhren am Fuß des Hochgebirges den Waldrand entlang bis zum Dorfe Tristach und hinan zum Tristachsee, der oben zwischen einem bewaldeten Vorbühel und den Wänden des Rauchkofels eingeklemmt liegt. Wenn gleich nur eine Stunde von Lienz entfernt, macht die Stelle den Eindruck tiefer und düsterer Einsamkeit, und es soll selbst in der „Saison" manchen Tag geben, da der Wirt, der am Seerand eine Schenke gebaut hat, sich als Einsiedler fühlt. Westlich vom See ragt die „hale Wand", wo sich einst ein Jäger verstieg, so daß er weder nach vorne noch nach rück-

wärts konnte. Die Leute von unten sahen ihn in seiner Not und brachten das heiligste Sakrament herbei. Das war ihm gnädig, aber nicht so weltlich, wie dem Kaiser Max auf der Martinswand. Aus dem Kelch schwebte die Hostie empor durch die Lüfte bis zum Jäger auf hoher Wand, sie flog zu seinem Munde, er genoß sie in gläubiger Andacht und fiel dann herab in die Tiefe. Wo der Kelch gestanden, wird heute noch der Eindruck gezeigt, den er auf der Steinplatte hinterließ. Das sich darin ansammelnde Regenwasser trinken die Almer, es soll gut sein gegen den Schwindel.

Am nächsten Tage fuhren wir, durch die Schluchten und über die Matten des Hochpusterthales fast 600 Meter ansteigend, auf der Eisenbahn bis Toblach. Das steht schon in der Almregion und hat eine leichtere, kühlere Luft, obschon das nur wenige Stunden entfernte Italien seinen warmen Hauch aus dem Höllensteinthal herausblasen kann. Im Hotel Rohracher, dessen Besitzer ein Sohn des prächtigen „Patriarchen von Lienz“ ist, kehrten wir ein und ist uns darin recht behaglich worden. Der Himmel war so blau, die Bergspitzen des Pfannhorns, des Helms, des Sarnkofels und der Toblacher Kämme waren so rein, daß es kein Weilen gab. Um zwei Uhr mittags fuhren wir davon ins fabelhafte Reich der Dolomiten. — Man hört oft von den Touren nach Schluderbach und ins Ampezzothal, es ist leerer Schall; einer, der's nicht kennt, denkt sich nichts dabei, als einen Schock langweiliger weißer Berge. — Wie diese Gegenden im Sommersonnenschein giebt es nicht Schöneres auf Erden. Ich war die ganze Zeit unserer Dolomitenfahrt berauscht, als hätte ich Champagner getrunken.

Die Fahrt ging über Landro, Schluderbach nach Italien zum Misurinasee und von dort um den Monte Cristallo herum über Tre Croci wieder nach Oesterreich herein bis Cordina, wo wir nächtigten. Am nächsten Tage über die Feliconschlucht und Ospitale nach Schluderbach und Toblach zurück.

Und diese Partie soll nun kurz beschrieben werden. — Die Fahrt von Toblach bis Schluderbach, wo man vor dem Monte Cristallo steht, und die angedeutete Runde um denselben dauert etwa neun Stunden. Wenn man bedenkt, daß sich unterwegs alle zehn Minuten ein neues Landschaftsbild giebt, so ist zu ermessen, wie viel neue Eindrücke man empfängt. Hinter Toblach auf denkbar schönster Straße der lebhaften Rienz entgegen. Es kommt das braune Auge des Toblachsees mit dem Braun des ihn umgebenden Fichtenwaldes. Rechts der teilweise noch begrünte Sarnkofel, bald über den Vorbergen aufleuchtend der weiße Zackenkamm des Dürrsteins. Links in blauen Schatten die nasse Wand, darüber das Hochgeschroffe des Birkenkofeln. Das sind die auffallendsten dieser Strecke, von den zahllosen Felsgebilden zweiter Güte nicht zu reden. Nach einer Stunde haben wir die Festungswälle von Landro vor uns, in welcher der Oesterreicher dem Italiener die Faust zeigt. Hoch oben auf dem Beutelstein ist eine zweite Festung, gleichsam schon die gehobene Faust: „Nicht mucksen, Welschland!“ Aber es muckst ja nicht. Hinter der Thalfestung

steht das Hotel. Hier heißt es Landro oder Höllenstein, sowie das ganze Thal hinaus bis Toblach eigentlich Höllensteinthal zu nennen ist. Der Punkt ist von großartigster Schönheit. Wer schlafend hierhergebracht würde und in Landro plötzlich die Augen aufmachte — bei dem möchte ich für den Verstand fürchten. Der Eindruck könnte ihn wahnsinnig machen. Nach links hinein zwischen den finsteren Riesen des Riedel und des Monte Bianco die Engschlucht der schwarzen Rienz, die im Hintergrund durch eine hohe karstige Querbank abgeschnitten wird. Und hinter dieser Querbank ragen zwei rechteckige Felsblöcke auf und daneben eine scharfe Spitze, schier symmetrisch wie von Riesensteinmetzen gemeißelt, sie glühen in einem goldigen Rot, als sei ein Alpenglühen mitversteinert worden. Diese Felskolosse, deren höchster Gipfel fast 3000 Meter zählt, sind die berühmten drei Zinnen, in ihrer Art ein einziges Gebilde der Alpenwelt. — Das ist in Landro das Eine. Gerade vor uns, so daß das Engthal gerade drauf stößt, erheben sich wuchtig und wüst die Zacken des Monte Cristallo. Sein zwischen schründigen Wänden tief in den Kessel herabliegender Gletscher ist uns zugewendet. Die bewaldeten Hänge der Vorberge und die lichten Wände dieser Hochfelsen, die am Nachmittage duftig blauen, sind von unbeschreiblich berückender Wirkung. Der Monte Cristallo ist auch geziemend eitel auf seine Schönheit und hat einen Spiegel. In dem Dürrensee, an welchem unsere Straße nun vorbeiführt, spiegelt sich der vielköpfige weiße Riese mit einer Klarheit, daß man kaum weiß, steht der Berg über der Seelinie aufwärts oder unter ihr abwärts. — In Landro steht an der Straße eine Kapelle. Vor derselben hielten wir ein wenig Umschau über die Weitläufigkeiten des Hotels und beobachteten die resche Wirtin, die wie ein General das große Hauswesen leitete, das Personal kommandierte und noch Zeit fand, mit den zahlreichen anwesenden Fremden zu plaudern und die beständig heranfahrenden Wagen zu begrüßen. Sie war Wirt und Wirtin in einer Person, an ihren Fingern, an ihren Augen gleichsam hingen die Schnürchen, durch die sie die Wirtschaft scheinbar spielend leitete. Man konnte sie um ihre Thatkraft und Würde beneiden.

In Schluderbach zweigt sich das Thal. Die Reichsstraße — stets glatt wie der Bürgersteig einer modernen Stadt — führt am Monte Cristallo rechterhand in die Gründe, über denen die hohe Gaisel mit der roten Wand und der Monte Casale herüberragen. Links am Cristallberge führt eine minder vollendete, immerhin aber noch gute Straße über ein mit Bäumen bewachsenes Schuttthal, auf das die Rinnen des 3231 Meter hohen Bergstockes niedergehen. Diesen Weg schlagen wir ein, nachdem wir für den halben Tag einen italienischen Reisepaß gelöst hatten. Der Weg führt uns wenige Minuten hinter Schluderbach an der italienischen Grenzsäule vorbei, sachte den bewaldeten Sockel des Monte Bianco hinan, und über eine Almhöhe hinaus ins Hochthal zum Moosrainsee, oder wie die Italiener dies ihr Eigentum benennen, zum Misurinasee. Der See ist umgeben von hügeligem, sonnigem Almboden, auf dem weiß- und braunscheckige Rinder weiden. Hie und da stehen verkümmerte Fichtenbäume mit

grauen Bärten. Aber dort drüben erheben sich die weißen Wände des Geisterberges Monte Cadin. Im Hintergrunde des Sees senkt sich ein tiefes, langes Thal den fernen Gärten Italiens zu, doch gegenüber diesem Thal erhebt sich gewaltig und langgestreckt der blauende Hochgebirgszug des Marmarole. Ein ganz neues, ungeahntes Bild, bereits in der Farbenstimmung des sonnigen Südens. — Wer hier an diesem See vergäße, sich umzuwenden, der würde das Wunderbarste nicht sehen. Das Gesicht nach Norden gewendet erblicken wir hinter den steinigen Höhen ein ungeheueres, rötliches Gebäude aufragen. Es ist eine Art Pyramide, mit wagrechten weißen Linien durchzogen, die sich wie Terrassen spielen. In Bilderbibeln findet man den babylonischen Turm ähnlich abgebildet. Diese Erscheinung ist ganz anders, als alles Umliegende, sie ist exotisch, sie ist zauberhaft. Ein Maler dürfte seine ideale Landschaft so nicht malen, ohne in den Geruch unnatürlicher Effekthascherei zu kommen. Die Natur darf sich dergleichen schon eher gestatten. Wir haben in diesem Bilde wieder die drei Zinnen vor uns mit ihrem ewigen Alpenglühen.

In der Osteria am See haben wir natürlich italienischen Wein getrunken und dabei neapolitanischen Volkssängern zugehört, die mit ihrem heißen Sang und reichen Lautenklang unsere augenblicklich italische Stimmung bis zum Entzücken steigerten. An der südlichen Seite des Misurinasees wurde zur Zeit ein großes Hotel gebaut, aber dort wird das internationale charakterlose Gethue sein, während wir in der alten Osteria noch echtes Italien fanden.

Von dem 1800 Meter hoch liegenden Misurinasee abwärts wird unser Weg zu einer Waldstraße, die am breiten Sockel des Monte Cristallo hinführt, links stets die Abhänge und der Ausblick durch die ferne Felsscharte ins Auronzothal, aus dem uns schon der warme orangegelbe Himmel des Südens heraufgrüßt. Doch kaum beginnt unsere Phantasie noch recht zu nagen an den hesperischen Früchten, da sind wir schon wieder in Tirol, und zwar dort, wo die Leute zwischen zwei Sprachen auf dem Kauderwelsch sitzen. Das ändert aber nichts an der landschaftlichen Pracht des Punktes, zu dem wir nun wieder kommen. Der Weg hat sich westlich und dann etwas nördlich gewendet und ist angestiegen zu einem Bergjoche, das zwischen den beiden Felsriesen des Cristallberges und des Sorapiß liegt. Hier steht ein großes italienisches Wirtshaus und nebenher über dem Paß blaut die Tofana und anderes Hochgebirge herüber, und fern, fern von Westen her schimmert das blendende Gletscherschild der Königin der Dolomiten, der erhabenen Marmolata. Ihre Höhe mißt über 3400 Meter. — Vor uns liegt das fremdvolkliche Ampezzanothal mit Cordina. Seine tiefen Gründe dämmern in den abendlichen Schatten, seine Berghäupter glimmern in blassen Lichtern, und das Gewände des Monte Cristallo, das gerade neben uns aufsteigt, loht in rosenroter Glut, wie eine versteinerte Opferflamme dem, der diese wundervolle Welt in seinen Händen trägt. — Auf der Höhe unseres Weges neben dem Hospiz stehen drei hölzerne Kreuze, weshalb dieser Punkt unter dem Namen Tre Croci bekannt ist.

Als wir den ziemlich steilen Weg niederwärts fuhren in das Thal Ampezzo, in früherer Zeit genannt „die Haide“, grüßte uns vom hohen Campanile zu Cordina die Aveglocke entgegen. Ueber der lanzenscharfen Spitze des Anteloa stieg der Vollmond auf und im Alpenthale träumte die Sommernacht in ihrem Silberschimmer, ewig besungen von dem Rieseln und Rauschen der Bergwässer. —

Am nächsten Morgen, als wir aus dem „fremdvolklichen“ Hotel zu Cordina ganz unversehrt hervorgingen, sahen wir im hellen Sonnenschein die Schönheit dieses Thales. Der Ort, eine Touristenstation, die in der ganzen touristischen Welt das höchste Ansehen genießt, liegt mit seinen großen, vielfensterigen Gebäuden und seinem schönen Kirchturme, dem Stolze der Einwohner, gar stattlich da. Er liegt auf den Schutthügeln der niedergebrochenen Bergmassen, die weit um ihre grünenden Almen breiten. Aber geheuer, sagen die Geologen, sei es nicht. Vom zackigen Cristallo, vom klüftigen Sorapiß, von der hängenden Tofana herab würden Nachschübe kommen und dieses neue Cordina gerade so begraben, wie sie das alte begraben hatten. Diese Möglichkeit raubt den heiteren Cordinasern nicht einen Augenblick ihres Frohsinns. Die hohen weißen Berge sind ja ihre Freunde, sie leben doch von diesen Magneten, die ihnen Fremde heranziehen aus aller Welt. Wie wäre es denkbar, daß sie einmal durch diese Berge sollten sterben müssen? Wo wäre es denn überhaupt noch sicher im Gebirge? Alle Felsen werden einmal brechen, alle Gipfel stürzen. Geht es auch sachte, nach tausend Jahren wird keines unserer Alpenthäler wieder in seiner heutigen Gestalt zu erkennen sein.

Am Vormittag — als unsere Augen schier zitternd geworden waren in dem grellen südlichen Lichte, das so scharf herabgeworfen wird von den Kalkwänden in das waldlose Thal — begannen wir die Rückfahrt. Im Wagen waren uns der Insassen drei geworden. Am Tage zuvor hatten wir oben beim Misurinasee ein Studentlein aufgegriffen. Es war aus der steirischen Stadt Cilli, hatte eine Reise durchs große deutsche Vaterland gemacht, hatte auf der Heimreise den touristischen Abstecher ins Ampezzo gemacht und nun auf den Almen die verknorrten Fichtenbäume und die verwitterten Steinblöcke um ihr — Moos beneidet. Dieser Bursche war unser Reisegenosse geworden und ergötzte uns durch seine jungfrische, heitere Seele. Es hörten sich seine Erzählungen gut an, wie er in der Fremde, und er hatte schon ein gut Stück davon gesehen, sich überall zu helfen gewußt und auch in bedenklichen Lagen seinen Humor nie verloren. Man sah, der junge Mann war den Umständen gewachsen.

In der glücklichsten Stimmung rollten wir auf der tischplatten Reichsstraße dahin, der Boita entgegen, nordwärts. Die Landschaft ist auch hier unerschöpflich an mannigfaltiger Schönheit. Zur Rechten immer der gliederreiche Stock des Monte Cristallo, links die karstigen Hänge der Tofana und weiterhin die weißen klobigen Massen des Monte Bianco, des Monte Casale, der Lavarella, und wie sie alle heißen mögen, die sich durch die westlichen Seitenthäler hervorschieben. Kein Berg ist wie der andere, jeder hat seine besondere bizarre

Form, und es gehört keine große Phantasie dazu, um in den Felsgestalten allerlei Tier- und Menschenbilder zu finden. Das Thal ist eng geworden, die Straße zieht stellenweise durch Wald, stellenweise im Bergschatten; sie setzt auf hoher Brücke über die grauenhafte Spalte der Feliconschlucht, in deren dunkler Tiefe das gischtende Wasser sich vielfach unter den kupferbraunen Felsüberhängen versteckt. Vor einiger Zeit — so erzählte unser Kutscher — soll ein am Rande blumenpflügender Hirtenknabe in den Abgrund gestürzt sein. Stückweise hatte ihn das Wasser hinausgeschwemmt auf die Sandbänke der Boita. — Hier kann man eine Abkürzung der Straße auf einem Fußsteige machen und auf solchen Seitenwegen im Gebirge, nach der Leute Sagen, den „wilden Pfarrer" predigen hören. In den Riffen pfeift der Wind, durch die Spalten brüllt er wie ein tiefgestimmtes Nebelhorn, von den Wänden rieseln unter sickerndem Wasser Steine nieder auf die breiten Schutthalden, manchmal rollt ein grauer Felsblock thalwärts und reißt eine ganze Schuttlawine mit sich donnernd in den Abgrund. Das ist die Predigt des wilden Pfarrers. Den gewaltigen Bergen, die für die Ewigkeit gegründet zu sein scheinen, der wilde Pfarrer predigt ihnen Vergänglichkeit. —

Wir kommen zur Wasserscheide zwischen dem Piavegebiet und der Rienz und bald hernach zum ältesten Einkehrhause der Gegend, dem gegen 1500 Meter hoch gelegenen Ospitale. Im dreizehnten Jahrhundert, wie mag's damals hier ausgesehen haben! Die Wildnis war allerdings nicht größer, aber der Menschen waren sicherlich weniger. Am Saumweg für italische Kauffahrer, die vor der Reise das Testament machten und das Sakrament nahmen, ist dieses Hospiz gegründet worden. Wir kehrten auf ein gutes Glas Italienerwein zu und nahmen dann fröhlich Abschied vom welschen Boden. Ueber uns zur Linken steht wieder das rote Gewände der hohen Gaisel, deren gezackte Zinnen dünn wie ein Brett ins Firmament ragen. Durch ein viereckiges Loch, so groß, daß eine tirolische Dorfkirche drin stehen könnte, guckt der blaue Himmel herab. Ueberall kommen vom Gewände mächtige Schuttriesen nieder, die sich im Thale verflachen und sich zwischen den Zwergfichten und Knieholzbeständen verlieren. Manches dieser grauen Wasserbette hätte Raum für die Donau, wir aber sahen das knochenblasse Felsen- und Trümmerrinnsal starr und trocken liegen. Uns zur Rechten immer noch das abenteuerliche Gewände der Cristallogruppe, die wir nun rund umgangen haben. Denn wir sind wieder in Schluderbach. — Wir waren müde des Felsentanzes, der uns nun schon am zweiten Tag wild umreigte — rasch ließen wir thalwärts die Rößlein traben.

In Landro, wo wir gestern an der Kapelle gestanden, um dem Walten der Hotelswirtin zuzusehen, gab es etwas Neues. In der offenen Kapelle, von Lichtern umgeben, stand ein Sarg. Wer ist es? Die von uns bewunderte Wirtin von Landro ist es, die am Abende zuvor vom Schlage getroffen plötzlich hingesunken war. — Mit diesem Memento mori hatte unsere Partie ins Ampezzothal den Abschluß gefunden.

Am späten Mittag in Toblach angekommen, sahen wir erst, wie schön das Pusterthal ist. Dieses breite Hochthal mit seinen blühenden Ortschaften, seinen sanften mit Bauernhöfen besetzten Berglehnen, mit seinen grünen Almkuppen. Das ist das Schönheitsgeheimnis von Toblach — die wilde Größe des weißen Felsengebirges und die freundliche Idylle der grünen Almlandschaft. Der Kontrast thut's, eines allein wäre nie so schön, und ein dritter Tag in den Dolomiten hätte mich vielleicht schon niedergedrückt. Je stärker der Effekt, desto rascher stumpft er ab, desto eher wird er langweilig. Wir waren ordentlich froh, den die Sinne fast gewaltsam aufstachelnden Felsgestalten entkommen zu sein. Im heimlichen Zimmer des Hotels Rohracher streckte ich mich hin und schloß das Auge. Aber da waren sie wieder, die fabelhaften Türme und Zacken; ich ging doch lieber ans Fenster und blickte ins ruhige grüne Thal hinaus. — Unser junger Reisegenosse hatte wohl diese neuen Eindrücke zu seinen übrigen in den Ranzen gethan und war heimwärts geeilt nach Cilli, der deutschen Stadt in windischen Landen.

Wir sind am nächsten Tage auf der Eisenbahn nach Brunneck gefahren, der malerisch gelegenen Stadt an der Ausmündung des Taufererthales. Mit dem Gasthause Niederbachers — nächst dem Bahnhof — hatten wir es auch hier wieder getroffen. Im Zimmer, wo einige Zeit zuvor König Milan von Serbien geruht, haben auch wir königlich geschlafen, nachdem uns abends zuvor die kluge Wirtin mit prächtigen Erzählungen ergötzt hatte.

In Brunneck machten wir einen Ausflug nach dem lieblich am Fuße des Kronplatzberges gelegenen Reischach und auf den Waldhügel zur Kaiserwarte. Der Rundblick von dieser hohen Warte in die Umgebung von Brunneck wäre einer Tagreise wert, wir bedurften für diese Partie eine gute Stunde. Das weite Thal mit den Geländen der stürzenden Rienz, mit dem Einblick gegen Taufers und seinem Gletscherhintergrunde, die Hochebenen der Vorberge mit den zahlreichen Dörfern und Kirchen, die Schroffen des Ruthners und des Hochgall, das sind die ersichtlichsten Merkmale dieser Gegend, in deren Mittelpunkte, am Fuß eines langgezogenen waldigen Hügels, die alte Stadt so friedlich daliegt. Die wilde Hochgebirgsnatur winkt nur von ferne herab auf dieses milde, wohnliche Thal. Am Waldhügel bei Brunneck fanden wir eine jener abscheulichen Vogelfangstellen, die ein so ungutes Licht auf die Bewohner Südtirols werfen. Durch einen bereits gefangenen Vogel werden vorüberfliegende Zugvogelkarawanen ins Netz gelockt und ermordet. In Brunneck soll dieses niederträchtige Treiben vor einiger Zeit verboten worden sein. Die Fanghütte steht in ihrem Walddickichte da, wie ein verfrohnter, griesgrämiger Bösewicht. —

Von den vielen Kirchen, die wir diesmal in Tirol besichtigt, ist die Pfarrkirche von Brunneck die schönste und vornehmste. Sie hat mehr als eine halbe Million Gulden gekostet und ist der Stolz der Brunnecker. Der breite Rundbogenbau, scheinbar von schönen Marmorsäulen getragen, die reichen Schnitzwerke, die kunstreichen Bilder, die Glasmalereien, die Gitter und Betstühle —

alles zeigt von dem gediegenen Geschmacke der Gemeinde. Auch hier, wie in vielen andern Kirchen des Landes, war man zur Zeit unseres Besuches damit beschäftigt zu scheuern, abzustauben, überall zu reinigen und alles in gute Ordnung zu stellen. So fleißig pflegen die steirischen Küster nicht zu sein, wie überhaupt der Sinn für die Schönheit des Gotteshauses kaum irgendwo so entwickelt ist wie bei den ästhetisch veranlagten Tirolern.

Die Kruzifixe der zahlreichen Wegsäulen sind übrigens auch in Tirol nur für Strenggläubige berechnet. Die Kinder der Welt müssen sich zusammennehmen, um den von solchen Bildnissen, wie wir sie am nächsten Tage im Tauferertahle sahen, herausgeforderten Spott notdürftig zu unterdrücken. Was die Kruzifixe anbelangt, fiel mir in manchen Kirchen Tirols ein Baumstamm auf, der mitten in der Kirche aus dem steinernen Fußboden hervorgewachsen ist. Der obere Teil des Stammes ist zu einem Kreuze geformt, an dem ein lebensgroßer Christus hängt. Ich mag es nicht gerne glauben, was mir ein Bauer im Ahrenthal sagte, nämlich, daß solche Baumstämme noch aus der Zeit *vor* Erbauung der Kirche stammten, wo sie schon an der nämlichen Stelle gestanden wären und ein Bildnis getragen hätten. Die Kirche wäre einfach darüber gebaut worden. Daß solche Kreuzsäulen in den Kirchen manchmal sogar mit einem Bretterdache versehen sind, möchte allerdings für diese Auslegung stimmen.

Die Fahrt in das Tauferertahl, dem grauen Gletscherflusse der Ahren entgegen, bot wieder Genüsse anderer Art, als die in die Dolomiten. Die Berge sind weit einförmiger, aber massiger, hoch hinauf mit Bauernhäusern bestanden, noch höher hinauf Wald und Almen und erst das Haupt gekrönt mit den braunen Felsenzacken der Tauern. Deutsche Berge, deutsche Menschen. Die Schönheit ist nicht mehr so heftig, um nicht zu sagen rücksichtslos, sie wirkt weniger durch wundersame Formen, als durch monumentale Kraft. Die Dolomiten sind lebhaft verwitternde, verfallende Berge, die Tauern stehen noch festgebaut in ihren grünen Mänteln trotz der ewig nagenden Wässer in den Runsen.

Im Pusterthale, von Toblach westwärts, hatte ich an den Häusern die Tiroler Bauart der flachen, steinbeschwerten Schindeldächer vermißt, im Tauferertahl trat sie um so auffallender hervor; überaus malerische Höfe und Hütten, hoch oben stehend an den schwindelndsteilen Hängen, so daß von denselben ein Kirch- oder Geschäftsgang ins Thal und wieder zurück nicht weniger bedeutet, als eine Tagreise. Dann sind die Tiroler Bauernwege viel steiler und wilder als unsere meisten Touristensteige in Steiermark, die absichtlich verlassen werden müssen, um eine renommistische Gefahr zu erreichen oder gar einen Absturz möglich zu machen. Wenn die Tirolerbäuerin da oben sich vom Hause entfernt, so pflegt sie derweil ihre Kinder in die Hühnersteige zu sperren, damit sie nicht abpurzeln können. Nach zwei Stunden langer Wagenfahrt zwischen hohen Bergen waren wir in Taufers vor der malerischen Ruine, die das vordere Thal abschließt und das hintere, das Ahrenthal, eröffnet. Hier hätte eine Fußpartie

in das großartige Reinthal gemacht werden müssen, welches nach rechts aufsteigt ins Hochthal von Sankt Wolfgang und zu den Gletschern des Hochgall. Es hätten die Wasserfälle des Rejnbaches, die den Krimmlerfällen kaum etwas nachgeben sollen, besucht werden müssen — allein ich litt in diesen Tagen besonders heftig an Atemnot, so daß es damit genug sein mußte, was vom Wagen aus das fleißige Auge zu ernten vermochte. Und das war auch nicht wenig.

Es wird wohl nicht viele Punkte in den Alpen geben, die an landschaftlicher Größe den übertreffen, der hinter der Ruine Taufers sich unseren Augen aufthat. Die wuchtig und weiß wie eine unendliche Schneelawine uns entgegenbrandende Ahren war der richtige Vordergrund. Man glaubt, es bebten die Berglehnen vor dem wilden Brausen dieses Wassers. Wenn sie wirklich einmal beben und niederrutschen, dann ist Taufers verloren. Gott verhüte es. — Nun öffnet sich der grüne Halbkessel von Luttach und nun stehen sie da. Der Reihe nach stehen sie da, blauend von unten, leuchtend von oben, die Gletscher der Zillerthaleralpen. Durch felsige Vorberge unserem Auge unterbrochen, ziehen sich die Eisfelder stundenweit hin, nach rechts bis zur 3150 Meter hohen Napfspitze, nach links bis zum 3500 Meter hohen Hochfeiler, dem Herrn und Gebieter dieser Fernerwelt. In glatten Kuppen und rissigen Mulden, hier glasblau schimmernd, dort schneeweiß leuchtend, so liegen sie ihre Ewigkeiten da oben ab, so ewig stürzen aus ihren Höhlungen die weißen Wasser zu Thale und eben so ewig wächst das Eis nach und greift weiter und weiter herab über die Kare gegen die grünen Almen. Bei Luttach ist der schönste Punkt des Ahrenthales, hier werden Unternehmer nicht Hütten bauen, aber Hotels. Doch das Eis oben lauert auf die Menschenansiedlungen unten und sagt: Weg mit euch, das ist mein Reich. Aus dem Spätsommer 1878 erzählen die Hirten, daß vom Pusterthal her und vom Hochfeiler ein warmer Wind gekommen sei, wie aus dem Ofen so warm; das Vieh wollte nicht aus den Ställen, wollte nicht fressen, die Pferde bekamen den Lungendampf. Das warme „Lacken" dauerte fort, da hub das Eis an zu krachen, zu springen, zu fahren. Ins Thal kam es nicht, aber an der Rothbachschlucht gingen unter sintflutartigen Regenströmen Bergstürze nieder mit mehreren Bauernhöfen, und verschütteten das ganze breite Thal viele Meter hoch. Die Ahren staute sich, es entstand ein See, der Fluren und Häuser unter Wasser setzte und nach wenigen Stunden bis zum Dorfe Sankt Martin hinaufreichte. Dieser Ort stand wie ein klein Venedig im neuen See, in der Kirche reichte das Wasser bis zur Kanzel; von außen ist dieselbe Höhe jetzt noch am Turme markiert. Die Kupferschmelze Arzbach mitsamt den Arbeiterhäusern, der Kapelle wurde verschüttet. Die Ahren hatte dann freilich den Wall durchbrochen, die Gegend von Luttach gänzlich verheerend. Der durch den Bergsturz entstandene See aber ist bis heute noch nicht ganz abgelaufen, und von den verschütteten Häusern und Werken ragen aus dem Hügel zwischen Struppwerk einige Schornsteine hervor.

Solche Katastrophen ereignen sich in Alpenthälern, die für den Touristen gar so schön sind. Das ewige Drohen der Gewalten trägt gewiß zur erhabenen Stimmung bei, die uns in den Bergwildnissen schauernd durchweht. Die armen Bewohner solcher Gegenden jedoch sehen keine Schönheit, sehen nur Mühsal und Gefahr. Keinen Tag sind sie sicher vor ihren Wässern und vor ihren Bergen. Ist es Schwäche, ist es Heldenhaftigkeit, einer solchen Heimat treu zu bleiben?

Wir fuhren an dem noch versumpften Sankt Martin, an dem noch blühenden Sankt Johann vorbei bis Steinhaus, wo von der großen Kupferbergwerkschaft, das dort jahrhundertelang Segen gestiftet, nur mehr ein Herrenhaus, das Kirchlein und das Wirtshaus übrig geblieben ist. Dieses Wirtshaus ist eine Touristenherberge geworden, in der wir einkehrten. Im Herrenhause wohnte zur Zeit Graf Enzenberg, der Besitzer dieser Kupferwerke. Er hat zum ewigen Gedächtnisse auf die Wand des Hauses den folgenden Spruch setzen lassen:

„1470.
Vierhundert Jahr hat das Bergwerk geblüht,
Viel Menschen haben sich darum bemüht,
Die einen mit Fleiß und kräftiger Hand,
Die andern mit Wissen und scharfem Verstand.
Das Kupfer das beste gewesen ist
Vom Uralgebirge bis zur spanischen Küst'!
Hat ins Thal gebracht gar reichen Segen,
Verkehr ist gewesen mit Schlitten und Wägen.
Da kam von Amerika Kupfer zu viel,
Sie gewannen es dort mit leichtem Spiel,
Das hat uns zu Grund' gericht' in kurzer Zeit,
Mir thut's um Menschen und Bergwerk leid.
1894."

So greift durch mancherlei Ursachen in diesem Thale die Verarmung und Verödung um sich. Während oben bei den starren Fernern die Touristen Hütte um Hütte bauen, verfällt im grünen Thalgrund Haus um Haus.

Das Ahrenthal zieht sich hinter Steinhaus noch weit hinein, abgeschlossen wird es von dem grauen Gewände der Krimmlertauern und von den Hochgletschern der Venedigergruppe. Zur Stunde unserer Ankunft ging ein Gewitterregen nieder, der die Nebel, die am Vormittage an den Bergen umhergekrochen waren, auflöste, so daß nach dem Gewitter, vom Tauernwinde ausgefegt, alle Wände rein, alle Spitzen klar waren und die Eisfelder in der Sonne glänzten. Wir sind noch an demselben Tage mit dem Wagen nach Brunneck und von da auf der Eisenbahn nach Dölsach gefahren in unser Standquartier.

Am nächsten Morgen bei Sonnenschein eine Fahrt ins Iselthal nach Windisch-Matrei. Aus den lachenden Gefilden von Lienz wieder in die Schatten der Tauernalt. Das erste Stück dieses Thales ähnelt dem Taufererthal, nur ist die Isel noch stattlicher als die Ahren. In Aineth kehrten wir beim Egger-

wirte zu. Dieses alte Haus ist die Burg eines Helden. Zur Zeit der Befreiungskriege war Johann Oblasser Wirt auf diesem Hause, er war Führer der Iselthaler Bauern und lieferte den Franzosen im Thale eine Schlacht, so daß sie bis Lienz zurückweichen mußten. Durch Verrat wurde Oblasser gefangen, am 29. Dezember 1809 erschossen und zum „abschreckenden Beispiel" vor seinem Hause aufgehängt. Noch heute zeigt ein Kreuzbild die Stelle, wo die Leiche drei Tage lang an einem Baum gehangen hatte. So weist manches Thal in Tirol seinen Andreas Hofer auf. In der Laube des Wirtshauses erzählt eine Tafel von Johann Oblasser und drei anderen Männern, die wie er in diesem Thal den Heldentod erlitten haben.

Zur Zeit unseres Weilens herrschte in dem Hause eine gemütlichere Stimmung. Die Wirtin buk Krapfen, echte, große, scheibenförmige, höchstaufregende Tiroler Bauernkrapfen, wovon sie mir bei der Rückfahrt ein paar herrlich gebaute Exemplare zum Geschenk machte, „aufs Wiederkommen". Ich werde mir's nicht zweimal sagen lassen, Frau Wirtin! Und zum Traurigsein ist trotz der tragischen Ereignisse kein Grund vorhanden. Auf Schollen, wo Märtyrer für das Vaterland geblutet haben, muß man jauchzen! Und Krapfen essen, daß man auch so stark wird!

Links oben haben wir die Bergspitze, genannt das „Böse Weibele". — „Da ist einmal", so erzählte mir darüber ein Hirte von Ranach, „ein böses Weibele gewest, und das hat ihren Mann halt alleweil getratzt und gepeinigt, wie die Juden einen Kreuz-Christi. Und so oft sie ihm was Schlimmes hat anthun mögen, hat sie's fleißig gethan. Da ist der Mann einmal arg krank worden und halt auch ein Eichtel ungeduldig gewest, und wie das Weibele sieht, daß er sich selber nit helfen kann, hat sie gesagt: Jetzt ischt's mir schon butterneins, bei dir halt' ich's nimmer aus, du schlechte Haut, lieber will ich auf den hohen Berg hinauf und versterben. Und ischt fortgegangen just in der heiligen Christnacht und auf den Berg, aber nit willens oben zu bleiben, halt nur, um den kranken Mann recht jammerlich zu machen nach ihr. Und jetzt, wie sie oben ischt in der heiligen Nacht, kommt ein grünes Manndele daher mit einer krummen roten Feder auf dem Hüttle, ischt's der bös Höllteufel gewest und ischt was Schreckbares geschehen."

„Hat er sie geholt?" war meine Frage.

„Das ischt's ja!" antwortete der Hirt, „nit hat er sie geholt. Aengstig ischt ihm worden, davongelaufen ischt er vor ihr und nimmer auf den Berg gekommen, der bis zum heutigen Tag das böse Weibele heißt." — So der Alte. Ob der Schalk mich mit seiner Mär ein bischen angeplauscht hat, das weiß ich nicht — sein schalkhaftes Gesicht war danach.

Wir kamen auf unserer Fahrt zur rostbraunen, zerfressenen Ruine Kienburg; diese dürfte auch eher spurlos vom Erdboden verschwinden, als ihr letzter Burgherr aus dem Fegefeuer erlöst wird. Was er angestellt hat, das weiß ich nicht, muß wohl etwas recht Arges gewesen sein. Auf der Ruine soll erst

eine Fichte wachsen, aus deren Bretter eine Wiege gezimmert werden muß. Das erste Kind dieser Wiege soll ein Knabe sein und Geistlicher werden, und der kann bei seiner ersten Messe den Schloßherrn erlösen. — Der Fichten stehen schon viele auf dem Mauerwerk, ist denn kein Iselthaler Bauer so findig, das Uebrige zu besorgen? Vielleicht wäre der erlöste Kienburger freigebig mit einem vergrabenen Schatz. Zu brauchen hätten ihn die braven Iselthaler Leute mehr als je.

Bei Peischlach steigt zur Rechten das Kalserthal auf. Wir gingen nach dem Rate einer Wegtafel zur Linken an die bewaldete Berglehne, etwa zehn Minuten lang. Dort vom Hange aus zwischen Baumstämmen hindurch sieht man hinter dem schluchtähnlichen Kalserthale die Gletscher des Großglockners mit samt seiner Spitze aufragen. Wir sahen dort drinnen eine blaßblaue Winterlandschaft dämmern, die Spitzen waren in Nebel.

Dann fuhren wir weiter die Isel entlang. Aus einer Schlucht zur Linken kommt ein großer Bach herab vom Defereggerthal, zu dem eine Straße ansteigt. Ein langes, großartiges Gebirgsthal, das ebenfalls mit Gletschern abschließt — von unserer Straße aus ergiebt sich kein Einblick. Zwei Weibsleute begegneten uns, die aus dem Defereggerthale kamen. Auf fielen an ihnen die napfartigen Filzhütlein mit den schmalen aufgeringelten Krempen. Die eine hatte um den Hut eine grüne Schnur gewunden, die andere eine rote. Und das ist das Bekenntnis. Die mit der grünen Schnur hat schon einen Mann, die mit der roten ist noch Jungfrau. Ein boshafter Wegmacher deutelte: Bei uns schwört man allweil nur auf die grüne Schnur. — Von der Ortschaft Huben an wird das Iselthal sehr enge, das Wasser sehr wild, an beiden Berghängen steigt der Klausenwald an. Diese Gegend, sagen die Leute, war schon neunmal Wald und neunmal Feld gewesen. In wenigen Worten ein gutes Bild von dem Wechsel zwischen Wildnis und Kultur des Landes und der Menschen. Daß sich hier im Hochgebirge die Kultur freilich nie lange behaupten kann, davon gingen wir an diesem Tage einem Beispiele entgegen.

Nachdem wir von Dölsach her an fünf Stunden gefahren waren, lichtete sich das Thal. In einem weiten Kessel stehen die hohen Berge da, die uns schon längst über den Waldschluchten entgegengeblaut hatten. Es sind Kegel, kahl bis herab zur Thalsohle und mit Felszacken gekrönt. Auf den grünen Anhöhen des Thales schmucke Bauernhäuser. Links hinein das lichte Virgenthal, aus dessen Hintergrunde ganz herrlich die weiten Eisfelder des Totenkar's, der Rödtspitze, der Dreiherrenspitze und anderer Häupter der Venedigergruppe glänzen. Wir befinden uns zwischen den zwei höchsten Erhebungen der Tauern, zwischen den Eiswelten des Glockners und des Venedigers. — Windisch-Matrei! Dort am östlichen Berghange liegt es im Sonnenschein. Kein Baum und kein Strauch und kein Dach beschattet den menschenleeren Ort, die Sonne scheint ihm in alle Stuben und Kammern. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.“

Mein Lebtag habe ich eine so große und wüste Brandstätte nicht gesehen, als diesen am 10. Mai 1897 abgebrannten Marktflecken. Am nördlichen Ende, im Brauhause hatte sich das Feuer zur Mittagszeit erhoben, nach zwei Stunden war der stattliche Ort ein rauchender Schutthaufen; von hundert Häusern waren nur vierzehn Baulichkeiten am oberen Rande nächst der Kirche stehen geblieben. Von der Wucht des Nordwindes, der über alles das Feuer warf, kann man sich einen Begriff machen, wenn man der Erzählung des Bezirkshauptmanns von Lienz lauscht. Als dieser mit der Lienzer Feuerwehr hinein gegen das brennende Matrei fuhr, fiel im Klausenwald, 1½ Stunden von der Brandstätte entfernt, aus den Lüften der brennende Leinwandfetzen eines Heiligenbildes nieder zu seinen Füßen. Ehe es der Wind noch weiter wirbelte, erfaßte er mit dem Stocke das Bild, welches aus dem Rahmen geflogen hier verbrannte. Das war der erste Gruß, den ihm das unglückliche Matrei entgegensandte. —

Mitten im Ruinenmeere, an einem einzigen Hause, das nicht ganz verbrannt war, hatten sie ein hölzernes Gelaß angebaut und so ein Touristenwirtshaus hergestellt. Sonst überall wüst und öde, nur wenige Leute arbeiteten verdrossen an ihren Brandstätten herum, krauten verbogene Eisenteile aus dem Schutt hervor oder suchten durch Einbretterung sich nötigen Unterschlupf zu schaffen. Doch hörte ich — zufällig an einer Fensterhöhle vorbeischreitend — aus dem Innern eines Mauerwerks auch etwas Erfreuliches. Ich hörte flüstern und schäkern, über dem Rande sah ich ein blondlockiges Haupt und den glattgeteilten Scheitel eines schwarzen Mädchenkopfes. Bursche und Dirndel, was anderes denke ich nicht. Sie machten nicht viele Worte. „Magst mi?" — „Das ischt gewiß!" — „Nimmst mi?" — „Das ischt gewiß! — „Da hast mi." — Eilig huschte ich davon in der Zuversicht, daß Matrei wieder auferstehen wird. Das Unglück war riesig, aber das Land wetteiferte, dem Orte wieder aufzuhelfen. — Windisch-Matrei hat noch einen größeren Feind als das Feuer. Vom östlichen Berge, an dem es lehnt, vom Sanskofel, aus hoher Schlucht kommt ein Wasser herab. Es läuft jetzt allerdings sorgfältig eingerinnt, gleichsam auf der Schneide eines hohen Schuttwalls, zu dessen beiden Seiten tief gebettet der Ort liegt. Dieser Wall trennt Matrei in zwei Hälften, man sieht von der einen keinen Schornstein der andern, so hoch ragt die Muhre. Man kann sich eine Menschenansiedelung im Gebirge kaum ärger gefährdet denken. Bei Schneeschmelze oder Regenwetter ein Lahnengang oben im Gebirge, und Windisch-Matrei ist begraben mit samt seinen Einwohnern. — Vielleicht wollte durch den Brand ein gütiges Geschick eine solche Katastrophe verhindern. Der Ort muß sich besser siedeln und sichern.

Mit diesem hoffenden Aufblicke verließen wir nach dreistündigem Aufenthalte das großartige Alpenthal, in welchem es so schön zu weilen und so schwer zu leben ist. Spät abends kamen wir in Dölsach an, um am nächsten Tage dort von den finsteren Unholden und von den freundlichen Wirtsleuten uns zu verabschieden und heimzukehren in das wohnlichere Waldland Steiermark.





Nikolaus Lenau und Emilie von Reinbeck.

Zu Lenaus fünfzigstem Todestage.

Von

Otto Berdrow.

Im Leben Nikolaus Lenaus, des ausgesprochenen Lieblings der Frauen, hat gleichwohl das Weib eine schwer=verhängnisvolle Rolle gespielt. Fast kann man sagen: Das Weib war sein Schicksal! — Schon seine Mutter legte ihm ein gefährliches Geschenk in die Wiege: ein aufflammend leidenschaftliches Empfinden, maßlos im Lieben wie im Hassen; ihr verdankte er ferner die quälende Zweifelsucht, die tiefe Melancholie, die ihn seit dem frühen Jünglingsalter dämonisch beherrschten. Und mehr noch: in der Periode, wo strenge Zucht des jungen Menschen bester Lehrmeister ist, hat sie durch blinde Nachgiebigkeit und Vergötterung des Sohnes in ihm den Grund gelegt zu dem unbeugsamen Eigenwillen, zu der krassen Selbstsucht, zu dem manchmal erschreckenden Geisteshochmut, welche seine liebenswürdigen Charakterseiten so oft verdunkeln. — Dann tritt in des 18jährigen Dichters Leben jenes Mädchen ein, das ihn in stürmischer Leidenschaft Jahre lang an sich zu fesseln wußte, das ihn anzog und abstieß, sich ihm schrankenlos hingab und ihn betrog. Weit später hat er oft geklagt, wie ihm die Erinnerung an diese Dinge in alle Freuden Wermut mische: er fühlte, daß Leib und Seele mit unauslöschlichem Makel befleckt, daß die Reinheit seines inneren Lebens unwiederbringlich verloren war. — Das letzte Jahrzehnt seines Lebens wird ausgefüllt von den erschütternden Seelenkämpfen um die Wiener Freundin Sophie Löwenthal, die den Dichter selig und zugleich unselig gemacht hat wie keine zweite Frau; die ihm die Himmel eines unfaßbaren Liebesglückes erschlossen, und die ihn in die Hölle der Verzweiflung und des Wahnsinns hinabgestoßen hat. Das von Ludwig August Frankl veröffentlichte Werk: „Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters“ (Stuttg. Cotta) läßt uns eine Tragödie schauen, wie sie ergreifender schwerlich zwischen Mann und Weib sich abgespielt hat.

Natürlich haben auch selbstlose, reine Frauen seinen Lebenspfad gekreuzt; unter diesen verdient die rührende Gestalt seiner letzten Liebe, Marie Behrends, besondere Hervorhebung. Nur fiel ihre Bekanntschaft mit Lenau in den Abschnitt

seines Lebens, auf den schon der Wahnsinn seine traurigen Schatten vorauswarf, und so war es ihr nicht vergönnt, nennenswerten Einfluß auf ihn auszuüben. Das aber ist einer älteren Freundin gelungen, die an sittlicher Reine und Adel des Empfindens jener gleichkam, durch Geistesgaben und reiche künstlerische Beanlagung aber die schlichte Marie weit überragte: Emilie von Reinbeck. Nach dem, was sie gewollt, und nach dem, was sie dem Dichter geleistet hat, kann man sie füglich seine edelste, selbstloseste Freundin nennen.

Im Frühling 1832 wurde Lenau durch seinen Freund Gustav Schwab in das Reinbecksche Haus zu Stuttgart eingeführt. Er fand hier einen Familienkreis, der ihn mit herzlicher Gastfreundschaft aufnahm und der ihm bald eine zweite Heimat wurde. Wenn er von 1832 bis 1844, wo er unheilbar erkrankte, in jedem Frühjahr mit der Regelmäßigkeit eines Wandervogels von Wien nach Stuttgart eilte, so war es nicht zuletzt das Reinbecksche Haus, das diese Anziehungskraft ausübte. Das ist nur zu erklärlich! Waren es doch in der That ausgezeichnete, liebe Menschen, die ihn dort mit offenen Armen aufnahmen. Der Senior des Hauses war der damals bald siebzigjährige Geheimrat Joh. Georg August v. Hartmann, der in seinen jüngeren Mannesjahren als Professor an der Karlsschule gewirkt und später hervorragende Staatsämter bekleidet hatte. Lenau bezeichnete ihn als einen „großen, stattlichen, sehr ernsten und ebenso gutmütigen Mann“. Vier liebenswürdige, feingebildete Töchter standen ihm zur Seite, die Lenau seinem Schwager Schurz folgendermaßen kurz charakterisierte: „Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Marietta, detto, malt allerliebst [u. a. hat sie auch ein Porträt Lenaus gemalt]. Die dritte ist Lotte; gutes, liebes Mädchen; singt angenehm . . . Die vierte Tochter, eigentlich die erste, als die älteste, ist an Hofrat Reinbeck verheiratet. Das ist eine köstliche Frau . . . Ein ganzes Zimmer hat sie mit herrlichen Landschaften (Oelgemälden) behängt, alles ihre Arbeit . . .“ Der Gatte dieser „köstlichen“ Frau, die bald Lenaus ganze Seele gewinnen sollte, war der Hofrat Georg von Reinbeck, Professor am oberen Gymnasium zu Stuttgart, einer der eifrigsten Förderer der deutschen Litteratur und Gründer des Stuttgarter Schillervereins, dessen nächste Aufgabe die Errichtung des von Thorwaldsen geschaffenen Schillerdenkmals war (1839). Fast so alt wie sein Schwiegervater, und 28 Jahre älter als seine Gattin Emilie, lebte er mit dieser in glücklicher, doch kinderloser Ehe. „Die wohnen nun alle in einem Hause [Friedrichstraße 14] beisammen, das sie sich, nur für sich, gebaut haben“, berichtete Lenau seinem Schwager. „Was Traulicheres, Liebevolleres giebt's nicht als das Zusammenleben dieser Menschen. Alle Schöngeister, die nach Stuttgart gekommen, haben sich in diesem Hause eingefunden. Matthisson, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder sind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geistreichen Frauenzimmern. Der Hofrat Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat seine Passion mit dem Ausschneiden und Essen dieser Gewächse. In letzterem Geschäft bin ich oft sein treuer Gehilfe. Also Leib und Seele versorgt! . . . .“

In dieser scherzhaften Wendung spricht sich Lenaus starke Vorliebe für ein schönes, gemütvolles Familienleben aus. Eingefleischter Junggesell und mit einer fast krankhaften Ehescheu behaftet, fühlte er lebenslang tiefe Sehnsucht nach einer friedlichen, behaglichen Häuslichkeit. Das Bedürfnis, „physisch wie moralisch in einer warmen Temperatur zu leben“ — das sind seine Worte — mußte vollauf befriedigt werden in einem Hause, wo das heiterste, anspruchsloseste Stillleben „verwebt war mit Kultus für Humanität, Wissen, Kunst“ —: so hat Emma Niendorf in ihrem Lenau-Buche (Lenau in Schwaben. Leipzig, F. L. Herbig, 1855) das Reinbecksche Haus charakterisiert. Lenau selbst fällte folgendes Urteil über die Familie (Brief an Emilie vom 28. Dez. 1839): „Es ist in Eurem ganzen Geschlechte eine gewisse Herzensgediegenheit anzutreffen, verbunden mit einem kunstsinnigen, für alles Schöne beweglichen Geiste“. Der ganze Kreis nahm an der Freundschaft mit Lenau teil, zumal die beiden Männer, deren Interessen denen des österreichischen Freundes durchaus verwandt waren. Wie Lenau in Wien für das Schillerdenkmal zu werben und zu sammeln sich bemühte, verwandte sich Reinbeck für ihn bei Cotta, zeigte seine Arbeiten an, verteilte die Freiexemplare neu erschienener Werke, kurz, wirkte bei jeder Gelegenheit als Lenaus freundschaftlicher Kommissionär. Gern ließ sich der in Dingen des praktischen Lebens unerfahrene und hilflose Dichter von dem älteren Manne beraten; seinen „goldenen Reinbeck“, seinen „gütigen, milden, vergebenden Freund“ nennt er ihn. Seiner Neigung zu dem alten Vater Hartmann, der seine Leidenschaft für das Tabakrauchen teilte, hat Lenau in dem in Amerika geschriebenen schönen Gedichte „An einen Baum“ herzlichen Ausdruck geliehen.

Sehr bald sehen wir Emilie von Reinbeck in die bevorzugte Stellung der Vertrauten Lenaus einrücken. Das tritt schon äußerlich darin hervor, daß fast sämtliche Briefe, die der Dichter von 1832—44 an den Reinbeckschen Kreis geschrieben hat — sie sind unter dem Titel: „Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck“ 1896 von Dr. Anton Schlossar im Verlage von Bonz & Co. in Stuttgart herausgegeben —, an sie gerichtet sind. In einem langen Briefe an Emilie (vom 29. April 1836), dem, wie gewöhnlich, nur wenige Zeilen für Reinbeck beigefügt waren, rechtfertigte sich Lenau ein für allemal mit den Worten: „Der liebe Vater und Du, teurer Freund, mögen mir verzeihen, daß ich nicht jedem einzeln geschrieben habe, sondern alles unter der Aufschrift an Emilie, die uns ja alle vereint in ihrem Herzen“. Das unendlich liebevolle Gemüt der vortrefflichen Frau war die Centralsonne der Familie, die auch des Freundes Herz durch und durch erwärmte. In diesem Gemüt wußte er sich eine Stätte bereitet, wo er jederzeit willkommen war, wo er ausruhen durfte und Erquickung fand nach den Stürmen, die immer von neuem sein Lebensschiff umherwarfen. Es ist die warme, tröstliche Freundschaft einer edlen Mutter, die er an ihrem Herzen fand, und die sich unter anderem in ihrer treuen Sorge um sein leibliches Wohl aussprach.

Er hatte sein eigenes, behagliches Zimmer im Reinbeckschen Hause, wo die Hausfrau ihn alljährlich im Frühling mit der „ungeduldigen Fülle ihrer herzlichen Gastfreundschaft" erwartete. Die Wochen und Monate, welche er hier verlebte, erschienen ihm immer als eine besondere Festzeit. Jeder war nach Kräften bestrebt, dem verehrten Dichter das Leben froh und behaglich zu machen, sein oft verdüstertes Gemüt zu erhellen, seine Grillen zu verscheuchen. Gerade der herzliche Anteil an seinem leiblichen und gemütlichen Ergehen mußte ihm besonders wohlthun: bewundernden Beifall fand er so viel, herzliche Teilnahme so wenig im Leben! Wenn Emilie als „echte deutsche Hausfrau" ihn mit seinen Lieblingsspeisen pflegte, wenn sie ihn mit Tabak und warmen Kleidungsstücken für seine winterlichen Reisen beschenkte, wenn sie ihm, den sie in Geldverlegenheit wußte, in zartester Weise einen Reisezuschuß anbot, so bereiteten ihm solche Beweise einer „verläßlichen" Freundschaft freudigste Genugthuung. Im Frühling 1841 wurde er im Reinbeckschen Hause von einem heftigen Scharlachfieber ergriffen, das ihn wochenlang an Bett und Zimmer fesselte. Es war sicher keine leichte Aufgabe, den in Krankheit doppelt ungeduldigen und hypochondrischen Mann zu pflegen; seine Wirte aber unterzogen sich dieser Aufgabe mit „unverdrossenster und aufopferndster Liebe". Auf sie allein beschränkte sich seine Gesellschaft; sie vertrieben ihm die Langeweile durch Plaudern und Damspiel, sie ließen abends zu seiner Erheiterung musizieren. Solche rührende Liebe bewies ihm, daß (nach seinen Worten) „meine Sachen auf Erden immer noch recht gut stehen. Das giebt Freude zum Leben und Lust zum Wirken." „Die Geschichte jener Krankheit", bekennt er, „wird mir dadurch immer einer der wertesten Abschnitte meines Lebens bleiben". Er war, wenn er traurig und leidend in Wien weilte, denn auch fest überzeugt, daß Emiliens „vortreffliche Leibes- und Seelenpflege" ihn von allen Leiden des Körpers und Gemütes wiederherstellen könne.

Seine eigentliche Weihe aber erhielt dieser Freundschaftsbund durch die gemeinsamen künstlerischen Interessen. Emiliens Sinn und Neigung für die Kunst scheint unter dem Eindruck der großartigen Naturschönheiten der Schweiz, die sie als junges Mädchen kennen lernte, aufgeblüht zu sein; der Maler Vogel hat ihr Talent zuerst erkannt und gefördert. Doch erst später, als Frau, wandte sie sich der eigentlichen Oelmalerei zu, und Professor Steinkopf in Stuttgart, seiner Zeit ein berühmter Landschaftsmaler, gab ihr die nötige Anleitung. Ihre Bilder sollen neben ausgeprägtem Farbensinn viel Wahrheit, Frische und vor allem poesievolle Stimmung aufgewiesen haben. „Ihre landschaftlichen Scenen sind ebensoviele friedlich-idyllische Erscheinungen", urteilt G. K. Naglers Künstlerlexikon. In der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft lernte auf einem Spaziergange nach dem königl. Lustschlosse Solitude Lenau den ihm nahverwandten künstlerischen Geist kennen; sein kurze Zeit darauf verfaßtes Gedicht: „In das Stammbuch einer Künstlerin" schildert den Eindruck, den er empfing:

„Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht uns ein Wald entgegen seinen Gruß,



Uns übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem steilen Hang
Waldein, und wanden sich als klare Bäche
Durchs Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt." —

Die Bekanntschaft mit Lenau gab ihrem Schaffen einen neuen, mächtigen Impuls. Nach seinen Dichtungen entwarf sie eine lange Reihe von Gemälden, die ein ganzes Zimmer schmückten. Eine Besucherin des Reinbeckschen Hauses im Jahre 1843 urteilt darüber: „In künstlerischer Hinsicht war ich überrascht von dem Werte dieser Sammlung, mehr aber noch gerührt von dem seelenvollen Durchdringen des poetischen Stoffs; die Bilder schmiegten sich wie Musik den Worten des Dichters an." Sie scheint in der Wiedergabe des poetischen Duftes und der melancholischen Stimmung dem Freunde kongenial gewesen zu sein. Er betrachtete ihr Thun mit herzlicher Freude. Unermüdlich ermunterte er sie zum Schaffen, in dem sie so reiche Befriedigung fand; jedes gute Urteil über ihre Bilder trug er ihr zu. „Lassen Sie sich die Freude an Ihrer Kunst doch durch nichts in der Welt verkümmern", schreibt er ihr (Nov. 1840). „Wenn das Selbstgefühl Ihres Talents zu schwach ist, die Lust zur Arbeit, allen erbärmlichen Anfeindungen entgegen, zu behaupten, so wende ich mich an Ihre Herzensgüte und an die Erfahrung und frage: ist es recht, dasjenige zu vernachlässigen, womit man andern so viel Genuß und Freude schaffen kann? . . . Also nur wieder frisch und mutig an die Staffelei! Der Himmel gebe Ihnen sein schönstes Licht auf die Leinwand, und scheine Ihnen recht heiter in die Seele!" — Wie ritterlich und liebenswürdig zurücktretend erscheint er in den Worten: „Mich freut es innig, daß Ihr herrliches Talent öffentliche Anerkennung gefunden, am innigsten aber, daß man Sie und mich zusammen besprochen. Der schönste Erfolg meiner Poesie ist nur der, daß Sie einige meiner Gedichte würdig befunden haben, Ihren Pinsel zu beschäftigen". — Einige Bilder, die sie ihm geschenkt, breiteten über sein ödes Wiener Junggesellenheim einen „angenehmen Zauber". Ja, er bezeugt ausdrücklich, daß einzelne ihrer Gemälde ihn zum Schaffen angeregt hätten, beispielsweise zur Fortsetzung seiner Zigeunerromanzen „Mischka".

Wie Lenau an ihren künstlerischen Interessen, so nahm Emilie an den seinen warmen, verständnisvollen Anteil. Dadurch werden diese Briefe Lenaus

so bedeutungsvoll, daß er der Freundin über sein Leben, Denken und Dichten die aufrichtigste, eingehendste Beichte ablegt. Ueber die Genesis seiner Gedichte, deren erste Entwürfe fast alle nach Stuttgart wanderten, über seine dichterische Technik, seine Kämpfe mit der Zensur, seine Stellung zu hervorragenden Zeitgenossen, seine Liebe zur Musik, ferner über seine Pläne, den Gang seines täglichen Lebens, seine Gewohnheiten, seine Unarten — über alle diese Dinge verbreitete er sich ungezwungen, mit liebenswürdiger Offenheit, nur von dem Drange erfüllt, sich mitzuteilen.

Nicht selten aber unterbrechen schmerzhafte Dissonanzen die ruhig hinfließende Melodie dieses freundschaftlichen Gedankenaustausches. Lenau verschmähte es, sich der verehrten Freundin nur in Sonntagsstimmung zu zeigen; sein ganzes Herz und Wesen sollte sich ihr enthüllen, auch in seinen Launen und Unarten, in seiner Bitterkeit, in seiner todestraurigen Melancholie. Manche schwere Stunde, manches Herzweh haben seine unberechenbare Reizbarkeit, sein Trotz, sein rücksichtsloser Egoismus im persönlichen und brieflichen Umgange Emilien bereitet. Doch gerade in solchen Stunden bewährte sich ihre Freundschaft am schönsten. „Du weißt," schrieb sie einmal an Frau von Suckow (Emma Niendorf), „wie es meinem armen Herzen zum Bedürfnis geworden ist, unserm Freunde all die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel mir nicht dies Glück versagt hätte." Mit der liebevollen Nachsicht einer Mutter trug sie seine Launen und Schwächen, immer bestrebt, ihn vor den andern möglichst zu entschuldigen. An dem maßlosen Lenau-Kultus der übrigen schwäbischen Freunde jedoch beteiligte sie sich nicht. Sah sie doch, wie diese allgemeine Vergötterung seiner Eitelkeit schmeichelte, sein ohnehin stark ausgebildetes Selbstgefühl bis zur Unerträglichkeit steigerte. Ausbrüche seines krankhaften Stolzes, verletzende Schroffheit und Kälte ließ sie ihm nicht ungestraft durchgehen. Mutig und freimütig tadelte sie alsdann sein Verhalten, und er, der sonst keinen Tadel ertrug, erkannte sein Unrecht und gab es zu. Dann schrieb er wohl reuevoll: „Jedes harte Wort, das ich Ihnen je gesprochen, hat seine Strafe gefunden in meinem Herzen, diese Strafe ist um so bittrer, als es kein Mittel giebt, das Geschehene gut zu machen." Oder er sucht sie durch einen Scherz zu versöhnen: „O ihr vortrefflichen Frauenseelen, leset meine Lieder, aber laßt mich selbst knurrend im Winkel liegen! Und doch knurre ich lieber im Sophawinkel meiner lieben Emilie, als allein und unbeachtet." Einmal schrieb er ihr nach einem Zwist: „Wir haben uns seit zehn Jahren, und länger, schon so oft geschrieben, in guten und bösen Stimmungen, wir haben uns hie und da ein bißchen mißverstanden, gezankt, stets wieder versöhnt, dann wieder ein wenig geärgert; und über allen den kleinen Wechselfällen blieb unsere Freundschaft fest und unwandelbar . . . Alle Uneinigkeit zwischen uns ist irrig und dummes Zeug, nur die Liebe ist wahr und vernünftig in ihrem Bestande" (21. Nov. 1842). Ganz ebenso fühlte Emilie. Und selbst in den schlimmen Zeiten, wo Lenau sich ganz und gar zu verlieren

schien, wo man wirklich irre an ihm werden konnte, hielt sie unverzagt den „Glauben an den durchaus edlen Grund seiner beweglichen Dichterseele" fest.

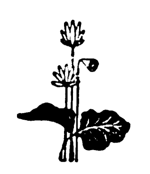
Lenau fühlte und wußte, was er an der Freundschaft dieser Frau besaß; er hat es am schönsten gesagt in folgendem Wort aus dem Jahre 1833: „Kein Wort kann sie nennen, und der wärmste Blick ist nur eine schwach schimmernde, vergängliche Spur der Verehrung, mit welcher Ihnen mein Herz ergeben ist. Oft versicherte ich Sie, ich sei besser geworden durch Ihren Umgang; ich füge nun hinzu, daß auch meine Aussicht über diese Erde hinaus durch Sie heller und schöner geworden ist. Ich habe meine Verehrung für Sie gefaßt, deren Trägerin, meine Seele, nicht vergehen kann. Sie haben sehr viel für mich gethan. Allen Segen Gottes über Ihr liebes, herrliches Gemüt! . . ."

Sie hatte viel für ihn gethan; doch der schwerste Freundschaftsdienst, der auch der letzte sein sollte, war ihr noch vorbehalten.

Im Frühjahre 1844 verlobte sich Lenau plötzlich, ohne seinen vertrauten Freunden den Entschluß mit auch nur einem Worte anzukündigen, mit Marie Behrends aus Frankfurt a. M. Wie alle seine näheren Bekannten, hielten auch Reinbecks diesen Schritt für übereilt. Er suchte ihre behutsam geäußerten Bedenken zu widerlegen; Emilie konnte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es jedenfalls gut für ihn sein möchte, „wenn sein Herz, das der Egoismus in neuester Zeit etwas erkältet habe, sich für ein anderes erwärme, und er auch im Glücklichmachen sein eignes Glück finden lerne". Er gab ihr darin vollkommen recht. Im August erfolgte die öffentliche Verlobung; mit bewegten Worten teilte er der Freundin das Ereignis mit und bat sie: „Segnen auch Sie mich, liebe Emilie! mehr als jemals fühle ich jetzt, wie nahe Sie meinem Herzen stehen." — Der weitere Verlauf dieser traurigen Angelegenheit ist bekannt. Lenau mußte, um seine Papiere zu besorgen, nach Wien reisen, fand dort in Sophie Löwenthal eine erbitterte Gegnerin seines Planes, und kehrte, erschüttert und zermürbt von leidenschaftlichsten Herzenskämpfen, Ende September nach Stuttgart zu den Freunden zurück. Fortan tritt die Braut fast ganz in den Hintergrund, und nur zwei Frauen begleiten den Dichter bis an die Schwelle seines grausigen Verhängnisses: in Wien die mit rücksichtslosem Egoismus um ihre Rechte kämpfende Geliebte, deren häufige Briefe den bereits schwer Leidenden bis in die tiefsten Tiefen der Seele aufregten; ihm zur Seite die selbstlose, treubesorgte Emilie, die ihm immer von neuem Mut und Vertrauen einzuflößen wußte. Fast beständig mußte sie um ihn sein; wie ein hilfloses Kind klammerte er sich an sie. Am 16. Oktober brach sein Wahnsinn aus. Jetzt war Emilie die einzige im Hause, die ihn in seinen schrecklichen Anfällen mit freundlichem Zuspruch zu bändigen vermochte; ihr zuliebe beherrschte er sich. Tag und Nacht mußte sie um ihn sein; kaum nahm sie sich die Zeit, etwas zu genießen, und wenn sie sich auf eine Stunde zurückzog, um der nötigen Ruhe zu pflegen, scheuchten Angst und Sorge um den geliebten Kranken den Schlaf von ihren Lidern. In klaren Momenten schüttete er ihr

sein Herz aus, bekannte ihr sein unglückseliges Verhältnis zu jener Frau, die ihm nun als der böse Dämon seines Lebens erschien. Inzwischen ging es rasend mit ihm bergab; schon am 22. Oktober wurde seine Ueberführung in die Winnenthaler Irrenanstalt notwendig. Am Abend vorher nahm er mit ergreifenden Worten von der Freundin Abschied: „Leb wohl, liebe Emilie. Grüße die Unsern. Nicht wahr, Ihr werdet mich doch noch achten, und werdet mein Andenken ehren? Ihr waret ja immer so gut gegen mich!“ — Emilie war vernichtet von einem Schmerz, wie er erbarmungsloser nie in ihr Leben gegriffen hatte! Man muß ihre eigenen Aufzeichnungen über Lenaus Erkranken lesen: erschütternd in ihrer Schlichtheit und tiefen Trauer! — Nur ein Trost blieb ihr in ihrem Leide: „das Bewußtsein, daß wir immer nur sein Bestes gewollt, frei von allen eigensüchtigen Zwecken, wie es einer treuen, wahrhaftigen Freundschaft zukommt, weniger seiner Eitelkeit schmeichelten und seinem Ruhme huldigten, als auf den höheren Seelenadel, seinen sittlichen und moralischen Kredit Wert legten.“ —

„Der Kummer über sein unglückselig Los läßt mir keine Ruhe und verdüstert den Rest meines schmerzvollen Lebens“, klagte sie 1846. Das waren keine bloßen Worte. Ihre Lebenskraft war thatsächlich gebrochen. Sie hat seit dem furchtbaren Ereignis keinen Pinsel mehr angerührt; still und zurückgezogen lebte sie an der Seite ihres Gatten, gedrückten Geistes, auch angegriffenen Körpers. Ueber ihre letzte Lebenszeit berichtet ihr Gatte: „Ernstere Lektüre, aber auch geistreiche Dichtungen und Erzählungen, Handarbeiten und ihre Haushaltung erfüllten ihre oft sehr einsamen Tage, und gefaßt und ergeben sah sie auf dem achtzehnwöchentlichen Schmerzenslager dem Ende entgegen, das ihr von der unermüdlichen Pflege schwesterlicher Liebe erleichtert, ja erheitert wurde.“ — Sie starb am 15. August 1846. Fast genau vier Jahre später, am 22. August 1850, setzte der barmherzige Tod den Leiden ihres bejammernswerten Freundes ein Ziel.





Philosophisches.

1) Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von Theodor Lipps. Teilweise gehalten im Volkshochschulverein zu München. Hamburg und Leipzig. 1899. Verlag v. L. Voß, Preis 5 Mk.
2) Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Von Dr. Felix Krüger. Leipzig, Druck und Verlag v. B. G. Teubner. 1898. Preis 2,80 Mk.
3) Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus. Ein Vortrag von Dr. Alex. Wernicke, Direktor der Städt. Oberrealschule, Professor an der Herzogl. Techn. Hochschule Braunschweig. Berlin, Verlag v. O. Salle. 1898. Preis 1 Mk.
4) Das philosophische Gottesproblem in seinen wichtigsten Auffassungen. Von Dr. Joseph Geyser, Privatdozent der Philosophie an der Universität Bonn. Bonn, Verlag v. P. Hanstein. 1899. Preis 3,80 Mk.
5) Instinkt und Intelligenz im Tierreich. Ein kritischer Beitrag zur modernen Tierpsychologie. Von Erich Wasmann, S. J. Zweite vermehrte Auflage. Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung 1899. 121 Seiten. Preis 1,60 Mk.
6) Kant und Helmholtz. Populärwissenschaftliche Studie von Dr. phil. Ludwig Goldschmidt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1898. 135 Seiten. Preis 5 Mk.

Nicht mit Unrecht klagt Jodl einmal: „Die tiefe Kluft, welche im heutigen deutschen Volke zwischen den Höhen wissenschaftlicher Anschauung und dem volkstümlichen Bewußtsein gähnt, wäre nie möglich geworden, wenn die deutsche Philosophie in unserm Jahrhundert nicht gerade einen Stolz darin gesehen hätte, schlechterdings nur für Gelehrte oder wenigstens für die Aristokratie der Bildung da sein zu wollen.“ Erfreulicherweise fehlt es in neuester Zeit nicht an Anzeichen, welche darauf hindeuten, daß dem anders werden wolle. Hervorragende Vertreter der philosophischen Wissenschaft haben bereits den Anfang gemacht, die Forschungen und Resultate ihrer gelehrten Studien in einer, im besten Sinne populären Form einem größeren Publikum zugänglich zu machen und so dem philosophischen Interesse wieder einen breiteren Boden zurückzuerobern. Zu den

besten litterarischen Erscheinungen dieser Art gehört die unter Nr. 1 angezeigte Schrift. In schlichter Sprache, in der Anwendung fremdsprachlicher Fachausdrücke sich auf das Mindestmaß beschränkend, ohne allen gelehrten Apparat (wie Quellennachweise u. dergl.) läßt der Verfasser auf induktivem Wege, aus den Bedürfnissen unserer Zeit heraus, die einzelnen ethischen Begriffe vor den Augen des Lesers Gestalt gewinnen. Daß bei einem Denker, der aus solchem, der unmittelbaren Wirklichkeit entnommenen Material den Inhalt seiner Begriffe zurechtzimmert, dann und wann mehr oder minder derbe Spähne auf die einzelnen Personen oder Gruppen seiner stummen Zuschauer oder Zuhörer abfallen, ist begreiflich und selbstverständlich. Weniges sei angeführt: „Wer nur mit Rücksicht auf Lohn und Strafe das Gute thut, würde ebenso bereit sein, das Böse zu thun, wenn an das Thun des Bösen Lohn, und an die Unterlassung desselben Strafe geknüpft wäre." „Wer gegen keusche ‚Nuditäten' eifert, zeigt, daß er ästhetisch völlig roh ist. Er kennt nicht die reine ästhetische Betrachtung. Die gedankliche Beziehung auf den sinnlichen Trieb hat in ihm so sehr die Uebermacht, daß sie auch durch die künstlerische Darstellung, in deren Natur es liegt, sie aufzuheben, nicht ausgeschaltet werden kann." „Gar mancher müßte ehrlicherweise sagen: ein patriotisch Gesinnter ist für mich derjenige, der meine persönlichen Anmaßungen oder die Anmaßungen meines Standes nicht antastet, der meiner Eitelkeit schmeichelt, meinem Machtgelüste fröhnt, schließlich materielle Güter in meine Taschen fließen läßt." Wenn der Verfasser aber (S. 168) vorwurfsvoll äußert: „wir erröten nicht, wenn der jeweilige Inhaber der höchsten Staatsgewalt unverblümt neben Gott gestellt wird," so will uns bedünken, daß er das Gesichtsfeld seiner Betrachtung doch zu sehr durch die unbewußte Einwirkung der Zustände des kaiserlichen Rom sich habe verdüstern lassen. Abgesehen von der starken demokratischen Unterströmung unserer Zeit, sorgt doch der gesunde, nüchterne Sinn des deutschen Volkes dafür, daß derartige Velleitäten, sollten sie irgendwo sich bemerkbar machen, alsbald dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. — In dem uns zugemessenen Rahmen ist es unmöglich, den Verfasser in seinem Gedankengang und seinen Ergebnissen zu begleiten. Nur einige Sätze seien herausgehoben, aus denen sich sein Standpunkt wenigstens ahnen läßt: „Die sittliche Gesinnung ist diejenige, aus welcher das sittlich richtige Wollen natürlicher- oder notwendigerweise hervorgeht." „Gewisse Züge meines Charakters sind mir angeboren. Andrerseits haben die Umstände, die Dinge und Menschen an meinem Charakter mitgearbeitet . . . Aber auch jeder Gedanke, den ich vollzogen habe, jedes vergangene eigene Wollen, jedes Nachgeben gegen eine Versuchung oder Widerstehen gegen eine solche hat auf meinen Charakter, so wie er jetzt ist, mitbestimmend gewirkt." Mancher hätte vielleicht das in diesen letzten Sätzen ausgesprochene Doppelspiel im Begriffe der Persönlichkeit — welche einerseits als Objekt ein Glied im Triebwerk des organisch-sozialen Mechanismus, andrerseits als Subjekt ein sich selbst Bestimmendes darstellt — begrifflich schärfer betont wissen wollen; mancher wird auch der Ansicht sein, daß im ethischen System von Lipps der Begriff der Wahlfreiheit nicht die gebührende Berücksichtigung finde, auch an seinem Begriff der Verantwortlichkeit auszusetzen haben. Aber all' das sind Nebensächlichkeiten, welche den Wert des Buches, der vor allem in der hohen Wissenschaftlichkeit und leichten Verständlichkeit liegt, nicht im geringsten zu beeinträchtigen im stande sind.

Der Begriff der sittlichen Gesinnung erhält eine interessante Vertiefung durch die psychologische Aufzeigung eines neuen, rein formalen absoluten Prinzips in Nr. 2. Ein formales sittliches Prinzip hat bekanntlich schon Kant aufgestellt: das absolute Sollen. Allein Unklarheit in der Fragestellung und seine Abneigung gegen die Psychologie hinderten ihn, es auf empirisch-psychologischem Wege zu begründen. Zudem ist der Kantsche Pflichtbegriff nicht frei von metaphysischen Bestandteilen, auch ist er kein einfacher Begriff, setzt vielmehr bereits einen andern, den absoluten Wertbegriff, voraus; denn der Mensch ist innerlich nur seiner eigenen Wertung verpflichtet. Dieser letzten und einfachsten ethischen Funktion des Wertens geht nun Krüger auf psychologischem Wege nach, überzeugt, daß nur ein absolutes, d. h. unbedingt für jedes wertende Bewußtsein geltendes Prinzip der Ethik die sichere wissenschaftliche Grundlage geben und vor dem Relativismus eudaimonistischer und sozialutilitaristischer Theorien schützen könne. Den Kern der sittlichen Persönlichkeit ausmachend, dient das absolute Wertprinzip ausschließlich zur Beurteilung eben dieser sittlichen Persönlichkeit, es hat nicht die Aufgabe zu entscheiden, was man im einzelnen bestimmten Falle thun solle; die ethische Theorie soll das sittliche Leben nicht meistern, sondern nur zu begreifen suchen.

Der Grundgedanke von dem geschichtlichen Zusammenhang aller Erscheinungen der Kultur- und Geistesgeschichte leitet die zwei folgenden Schriften. Die Geschichte der Wissenschaften im Fluge durcheilend, findet Wernicke (Nr. 3), daß an allen produktiven Wendepunkten von deren Entwicklung die Mathematik und die Naturwissenschaften sich intensiver Pflege erfreuten, daß der Humanismus, richtig verstanden, die sog. Geisteswissenschaften und Realwissenschaften nicht wie Gegensätze von einander ausschließt, sondern sie, als einander ebenbürtige Faktoren im Bildungswesen, zu einer höheren Einheit verbindet, und somit sei die Bewegung zu Gunsten einer größeren Berücksichtigung der Realien, welche weite Kreise von Vertretern des höheren Schulwesens ergriffen hat, eine völlig berechtigte. — Geyser (Nr. 4) gruppiert die verschiedenartigen Formen, welche der Gottesbegriff im Laufe der Zeiten bei den Hauptrepräsentanten der Philosophie angenommen hat, um die Gotteslehre des Aristoteles. Er ist hiebei von der offenbar richtigen Ueberzeugung geleitet, daß auf Grund der sich im Wechsel der Zeiten gleichbleibenden Wesensbeschaffenheit des Menschengeistes — ungeachtet dessen stets fortschreitender Entwicklung — auch wesentliche Merkmale seines höchsten Produktes (eben der Gottesidee) dieselben geblieben seien. Zunächst als Einleitung in eine Theodicee gedacht, eröffnet die Schrift dem Leser einesteils Ausblicke auf das Gebiet der spekulativen Anschauungen des Verfassers, bietet andrerseits aber auch für sich ein selbständiges Ganze und einen abgerundeten Ausschnitt aus der Geschichte des wichtigsten metaphysischen Problems der Menschheit.

Ein instruktives Schriftchen für alle diejenigen, welche sich über den heutigen Stand der Tierpsychologie, insonderheit über die Grenzlinien zwischen dem tierischen und menschlichen Seelenleben, in leicht faßlicher und doch wissenschaftlich gründlicher Darstellung Rats erholen wollen, ist Nr. 5. Der Thatsache gegenüber, daß die populäre Tierpsychologie, deren bekanntester Vertreter Brehm ist, durch die Vermenschlichung der tierischen Seelenthätigkeiten große Verwirrung angerichtet hat, kommt es Wasmann — ein übrigens durch zahlreiche Veröffentlichungen

auf diesem Gebiete, besonders über das Leben der Ameisen, bestbekannter Name — in erster Linie darauf an, die richtige Methode zu finden, welche die Erforschung des Tierlebens zu befolgen hat: „Wir müssen die Erscheinungen möglichst einfach erklären, und daher dürfen wir auch den Tieren keine höhern psychischen Fähigkeiten zuschreiben, als zur Erklärung der Beobachtungsthatsachen erforderlich sind.“ Dieses methodologische Leitmotiv führt den Verfasser — in steten Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern — zu folgenden Resultaten: Die Tiere haben nur Instinkt, keinen Intellekt. „Instinkt ist die erbliche, (unbewußt) zweckmäßige Anlage des sinnlichen Erkenntnis- und Begehrungsvermögens; derselbe ist blind, sofern die Instinkthandlungen nicht von vernünftiger Ueberlegung des Tieres geleitet, nicht blind aber insofern, als jene Thätigkeiten von der äußeren und inneren Sinneserkenntnis des Tieres bestimmt und beeinflußt werden.“ Schreibt man infolge dieser seiner letzteren Fähigkeit (die Erfahrung im Triebleben sich zu Nutze zu machen) dem Tiere Intelligenz zu, so verwechselt man in unkritischer Weise Intelligenz mit der sinnlichen Vorstellungsassoziation. Auch die scheinbar vollkommensten Thatsachen im Leben der Tierseele erweisen sich bei vorsichtiger psychologischer Analyse als sinnlich gebunden und finden hierin ihre ausreichende wissenschaftliche Erklärung. Frei allein ist der Verstand des Menschen, er nur hat Abstraktionsvermögen, kann Begriffe und Schlüsse bilden. — Wasmann befindet sich in seinen Grundgedanken in Uebereinstimmung mit Wundt und Reimarus. Daß der Verfasser schließlich auch den Einklang der Ergebnisse seiner Forschung mit der aristotelisch-scholastischen Philosophie mit Behagen registriert, wird man seinem dogmatisch-religiösen Standpunkt zu gute halten, auf den Gang seiner wissenschaftlichen Untersuchung hat er dieser seiner Weltanschauung keinerlei Einfluß gestattet.

Die Männer der Naturwissenschaft beschäftigen sich im allgemeinen wenig mit erkenntnistheoretischen Studien. Begreiflicherweise. Denn die empirische Forschung kann zu wissenschaftlich unanfechtbaren Ergebnissen gelangen ohne Erkenntnistheorie. Nur wahrhaft große Naturforscher, deren umfassendem und bahnbrechendem Genius das erfolgreiche Eindringen in die Geheimnisse der Natur sich als organischer Teilinhalt der wissenschaftlichen Denkarbeit überhaupt darstellt, verspüren in sich den ahnungsvollen Trieb, den philosophischen Grundlagen des menschlichen Denkens überhaupt nachzugehen, die Gesetze des Bewußtseins zu entdecken, welche die Begriffswelt aller Wissenschaften wie ein gemeinsames Band umschlingen. Daß bei solch einem Exkurs eines naturwissenschaftlichen Fachmanns in ein ihm naturgemäß ferner liegendes Gebiet Methode und Folgerungen beeinflußt sind von dem Erdgeruch der empirischen Thatsachen, deren Erforschung er sich zur Hauptlebensaufgabe gestellt hat, und die Berücksichtigung der reinen Denkgesetze hinter der Würdigung des in den Sinnesdaten sich gleichwohl mehr verbergenden als offenbarenden äußeren Thatsachenmaterials zurückbleibt, ist nicht weiter verwunderlich. So ist es auch zu erklären, daß Helmholtz — es thut dieses Zugeständnis seinem unvergänglichen Ruhm als Naturforscher keinen Eintrag — dem erkenntnistheoretischen Ideengange Kants nicht völlig gerecht werden konnte. Goldschmidt sucht in seiner Schrift (Nr. 6) mit Scharfsinn und Sachkenntnis Kant gegen Mißverständnisse und falsche Folgerungen besonders in der Raumfrage zu schützen und dessen Raumtheorie vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus als die allein haltbare zu erweisen. Schade nur, daß sowohl die

Sichtung des Stoffes als auch die Klarheit des Stils zu wünschen übrig läßt, wodurch das Verständnis der an sich schon schwierigen Erörterung noch erschwert wird. **Dr. Carl Gebert.**

Das Komische. Eine Studie zur Philosophie des Schönen. Von Dr. Johannes Ziegler. Leipzig 1900. Eduard Avenarius. 39 Seiten. Preis 80 Pfg.

Für den schwierigen philosophischen Begriff des Komischen, den zu bestimmen ein Aristoteles, ein Kant und Jean Paul, Lotze und Vischer sich bemüht haben, glaubt Ziegler eine neue erschöpfende Formel gefunden zu haben. Unter Erläuterung gebräuchlicher Schulbeispiele wendet er sich besonders gegen die Erklärung von Lipps, der die Komik auf dem Zergehen eines irgendwie Bedeutsamen, Erhabenen, auf einem „Sein und Nichtsein desselben" beruhen läßt. Ziegler macht demgegenüber plausibel, daß die Wirkung des Komischen mit seinem ausgeprägt formalen Charakter nicht durch Qualität und Quantität des Vorstellungs*inhalts* bestimmt wird, sondern rein durch die Ordnung der Vorgänge, durch das zufällige Zusammentreffen zweier Reihen des *Geschehens*, die nur scheinbar sich auf einander beziehen und nur in dieser scheinbaren Beziehung einen Inhalt bekommen.

Zieglers eigene Definition, die im ersten Augenblick nicht umfassend genug erscheint, in der That aber alles Notwendige des Begriffs enthält, sieht im Komischen einen zwecklosen Vorgang, der durch Zweckverkehrung Zweckvorstellung hervorruft: „Das Komische ist das Unbewußte, das sich durch Zweckverkehrung als Bewußtes setzt." Dr. **Harry Maync.**

Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Von Dr. Eduard Castle. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1899. Preis 2 Mark.

In einem gut geschriebenen Büchlein geht Eduard Castle dem litterarischen Typus des Isolierten nach, der in des Grafen Xavier de Maistre „Aussätzigen von Aosta" im Jahre 1811 zuerst in die Litteratur eintritt, um dann bis 1832 sporadisch immer wieder aufzutauchen und zeitweilig im Vordergrund des allgemeinen Interesses zu stehen. Mit ihm, behauptet Castle, lenke die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts nach der kurzen Reaktion des sozialen Gedankens der mittelalterlichen Gesellschaft in ihre neuzeitlich-individualistische Bahn wieder ein und kehre über das Zwischenstadium der manie d'être zu ihrer alten Klage — dem malheur d'être — zurück. Es sind drei Varietäten, die Castle mustert. Zunächst tritt der Typus des Isolierten in zwei Romanen der Herzogin von Duras auf, in „Urica", die sich als Negerin des Liebesglückes in Europa beraubt sieht, und in „Eduard", der in den adligen Kreisen, in die er geraten ist, einsam und verraten dasteht. Die zweite Varietät stellen „Die drei Paria" dar, die in einem Einakter von Michael Beer, in einer fünfaktigen Tragödie von Casimir Delavigne und in Goethes lyrischer Trilogie behandelt worden sind. Endlich wird in einem dritten Aufsatz „Herr und Sklave" die Isoliertheit des Leibeigenen als Motiv behandelt. Die gediegene Schrift ist aus der Schule Richard Heinzels hervorgegangen. Dr. **Harry Maync.**





Das heilige Jahr.

Am 14. Dezember vorigen Jahres hat Leo XIII., 11 Uhr vormittags, unter dem Glockengeläute sämtlicher Kirchen Roms, die „heilige Pforte" zu S. Peter geöffnet, durch die sich während eines ganzen Jahres der Strom der Sünder, die straflose Vergebung all ihrer Vergehen erwarten, zu ergießen hat.

Angekündigt wurde das „heilige Jahr" mit der Bulle Properante ad exitum saeculo am Himmelfahrtstage 1899 und zwar, der Sitte gemäß, in den vier Hauptkirchen Roms: zuerst in S. Peter, darauf in S. Paul, in der Laterans-kirche und endlich noch in der Santa Maria Maggiore.

Das „heilige Jahr" (auch Jubeljahr) leitet seinen Ursprung aus einer mosaischen Einrichtung her, der zufolge das auserwählte Volk in jedem 50. Jahre aufgefordert wurde, sich in frommen Werken zu heiligen. Jubiläum kommt von dem hebräischen jobel (Widder) her, da man die segenbringende Wiederkehr dieses Jahres bei den Hebräern auf einem Widderhorn anzukündigen pflegte. Andere führen das Wort auf jobal (Vergebung), noch andere wieder auf jobil (was so viel wie: zurückführen heißt) zurück. Welches aber auch immer der Ursprung dieses Wortes sein mag, es bedeutet in jedem Fall als Ereignis: Freude und Erlösung.

Das erste „heilige Jahr" in der katholischen Kirche fällt auf das Jahr 1300 n. Chr. Die Päpste bewohnten in jener Zeit noch den Palast von San Giovanni in Laterano; und von dieser Residenz aus erließ denn auch Bonifacius VIII. jene berühmte Bulle, die mit den Worten beginnt: Bonifacius Episcopus, servus servorum Dei, ad certitudinem praesentium et memoriam futurorum, um mit dem Datum: apud Sanctum Petrum zu schließen — eine Andeutung zugleich, daß eben das Hauptziel aller Pilgerfahrten die vatikanische Basilika sein solle. „Wir gewähren", heißt es dann weiter in der Bulle, „vollste Vergebung aller Sünden allen denen, die wahrhaft bereut und gebeichtet und die erwähnten Hauptkirchen (deren es in damaliger Zeit nur zwei gab, S. Peter und S. Paul), wenn Römer, an 30 Tagen des heiligen Jahres, und wenn sie Auswärtige sind, an 15 Tagen wenigstens einmal täglich voller Andacht besucht haben."

Diese Bulle wurde natürlich über die ganze bekannte Welt hin verbreitet; und man kann sich leicht denken, wie auf eine solche Ankündigung hin — zu einer

Zeit, wo es noch keine Ketzer gab — die Gläubigen aus aller Herren Ländern zusammenströmten, obschon eine italienische Reise damals über die ganz unwegsamen Alpen, besonders für die Aermeren, eine beständige Lebensgefahr bedeutete. Wer nicht im Gebirge umkam, lief Gefahr, in der Ebene von Straßenräubern ausgeraubt, oder in den engen Straßen des damaligen Rom erdrückt, wo nicht gar niedergetreten zu werden. Die Reichen erschienen von Rittern und Bewaffneten umgeben, die Armen lediglich mit dem Pilgerstabe in der Hand. Diese letzteren erhielten in den großen Hospitälern der Stadt, die für etwa 6—7000 Personen Platz boten, täglich ein Brot, eine Suppe und ein Nachtlager — wozu der Papst, die Prälaten und der Adel gleichmäßig beisteuerten. Ueber zwei Millionen Pilger sollen in diesem ersten „heiligen Jahre" in Rom zusammengekommen sein, das damals eine Stadt von etwa 40 000 Einwohnern war. Außer den Kleinen der Erde stellten sich auch die ganz Großen ein, so der König Karl Martell von Ungarn, ferner der Bruder Philipps des Schönen, Karl von Valois mit Frau und Kind und 500 französischen Rittern. Die Stadt Florenz ließ sich durch eine glänzende Botschaft vertreten, der auch Dante angehörte; ja selbst der Tatarenkaiser Cassan sandte seine Botschafter nach Rom, um dem Papst das eroberte Palästina als Geschenk anzubieten, das dieser jedoch aus Gründen politischer Klugheit ablehnte. Religiöse Andachtsübungen löften sich so mit politischen Unterhandlungen ab — wie denn auch Karl von Valois durch seine persönliche Dazwischenkunft einen Frieden von freilich sehr kurzer Dauer zwischen seinem Bruder und dem Papste herbeizuführen vermochte.

Man hatte so wenig auf einen derart starken Zufluß von Pilgern gerechnet, daß nach den ersten drei Monaten die Lebensmittel in der ewigen Stadt auszugehen begannen, und daß man sich dieserhalb an die benachbarten Städte und ganz insbesondere an die alte Kornkammer Roms, nach Sizilien, um Getreide wenden mußte. „So gelang es, daß 200 000 Pilger auf einmal", wie Villani schreibt, „mit Proviant genügend und zu aller Zufriedenheit versehen werden konnten; desgleichen auch die Pferde."

Wie natürlich, war der vatikanische Tempel das vornehmste Ziel aller Gläubigen, zu dem man die Marmorstufen auf bloßen Knien in die Höhe stieg, eine nach der andern zugleich inbrünstig küssend. Der Platz vor der Kirche, weit entfernt davon, jene überwältigende Weite zu besitzen, die ihm später die Päpste Sixtus V. und Alexander VII. zu schaffen wußten, war dazumal noch schmal und klein, und die Zugänge zu ihm derart eng und verbaut, daß eine große Anzahl Pilger auf ihren Zügen nach der Basilika erdrückt und zertreten wurde, und daß man sich schließlich genötigt sah, die Engelsbrücke ihrer ganzen Länge nach durch ein Geländer abzuteilen, um größeres Unheil bei dem Hin- und Herwogen der Menge zu verhüten.

Der Chronist Boronio erzählt, daß in diesem ersten „heiligen Jahre" unzählige Kranke von ihren Gebrechen geheilt wurden. Aus vielen Besessenen fuhren die Teufel aus, von den Aposteln Petrus und Paulus ausgetrieben, wie sie selbst verkündeten.

Daß bei solch ungewöhnlichem Andrange der Peterspfennig nicht zu kurz kam, kann man sich wohl denken. Allein an Kupfergeld soll der Papst 50 000 Gulden vereinnahmt haben. Die Kupfermünzen wurden in solcher Menge an den Altären der vatikanischen Basilika niedergeworfen, daß zwei Mönche von früh bis

spät vollauf damit zu schaffen hatten, um das herumliegende Geld mit Harken wie Heu zusammenzukehren.

Papst Bonifacius VIII., der für seine Fehden mit Frankreich Geld brauchte, hatte das von ihm eingesetzte erste „heilige Jahr" wohl lediglich als Geldgeschäft betrachtet. Zwar wird man gut daran thun, jene ungeheuren Summen, mit denen die Chronisten von damals herumzuwerfen pflegen, stets mindestens um die Hälfte zu ermäßigen. Gleichwohl muß der äußere Erfolg in jedem Falle ein sehr bedeutender gewesen sein, denn sonst hätten im weiteren nicht Päpste und Römer gleichmäßig darauf hingearbeitet, die „heiligen Jahre" so schnell wie möglich auf einander folgen zu lassen. Bonifacius VIII., dem die ganze Sache ersichtlich nur ein Vorwand gewesen war, und der es im übrigen für ziemlich gleichgiltig ansehen mochte, ob die Menschen sich ein Mal oder gar kein Mal im Leben in frommen Werken heiligten, vorausgesetzt immer, daß er deren Geld nicht brauchte, hatte darum auch in seiner Bulle ausdrücklich bestimmt,, daß die Wiederholung eines solchen „heiligen Jahres" erst nach weiteren 100 Jahren stattzufinden hätte. Seine Nachfolger jedoch waren begreiflicherweise recht bald anderer Meinung. Zwar der päpstliche Hof zu Avignon lieh den dringenden Wünschen der römischen Bevölkerung zunächst nur ein wenig geneigtes Ohr. Nachdem aber erst einmal dieser Widerstand besiegt worden war und auch die Päpste wieder in Rom residierten, eiferten diese letzteren bald um die Wette, ein jeder für sich persönlich, unter allerlei Vorwänden, ein solch segenspendendes „heiliges Jahr" zu veranstalten. Bald mußte die durch Vorgänge im Alten wie Neuen Testamente gleichmäßig geheiligte Zahl 50, bald das Lebensalter des Herrn und Heilandes herhalten, um ihr Vorhaben und die Abänderung einer jeden früheren Bestimmung als durchaus berechtigt erscheinen zu lassen, so daß thatsächlich in einem Zeitraum von 100 Jahren das „heilige Jahr" auf solche Art fünf Mal gefeiert wurde, das eine sogar nur um 10 Jahre später als das vorhergegangene. Das sechste „heilige Jahr" konnte daher schon im Jahre 1450 veranstaltet werden. Nach den teilweisen Mißerfolgen der früheren, in denen Schisma, innere Unruhen und Kriege störend dazwischenfuhren, vermochte dieses sechste unter Nikolaus V. endlich wieder einmal mit dem Glanze der beiden ersten zu wetteifern. Obschon die Pest über ganz Italien hin wütete, so sollte doch in diesem Jahre Rom mehr Menschen denn je zuvor in seinen Mauern sehen. Die Straßen der Stadt sollen dermaßen tagsüber von Fußgängern überfüllt gewesen sein, daß niemand mehr nach Belieben vor- und rückwärts gehen konnte, sondern widerstandslos vom Menschenstrom mit fortgezogen wurde. Auf dem S. Petersplatze war das Gedränge gewöhnlich so dicht, daß keine Erbse hätte zur Erde fallen können. Ein wildgewordener Maulesel, der in zwei großen Körben über seinem Rücken ein paar heulende und schreiende Weiber trug, richtete eines Tages an der Engelsbrücke eine solche Verwirrung an, daß über 90 Personen erschreckt in den Tiber sprangen und so ertranken, während mindestens ebensoviele auf dem Platze erdrückt und zertreten wurden. Da in den überfüllten Kirchen bisweilen gar Kinder und Frauen erstickten, mußte zu Zeiten sogar der Zuzug von neuen Pilgern verboten werden. Die Herbergen und Häuser genügten zu keiner Zeit, die Scharen von Menschen und Pferden bei sich aufzunehmen. Viele, besonders die Pilger aus dem Norden Deutschlands, nächtigten zumeist bei angezündeten Holzstößen unter freiem Himmel.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß Papst Paul II. das siebente „heilige Jahr“ schon für 1475 anberaumte und bestimmte, daß ein solches sich fortan alle 25 Jahre zu wiederholen hätte. Und dabei verblieb es denn auch. Freilich im Jahre 1800 fiel es aus; und ebenso 1850 und 1875 — „schwieriger Zeitverhältnisse halber“, wie es in der vatikanischen Sprache heißt. Leo XIII. aber, der vielleicht gleich Innocenz XII. dem hundertsten Jahre, der vielen sinnigen und erbaulichen Betrachtungen halber, die ein solches anzuregen vermag, den Vorzug vor allen andern Zeiträumen giebt, wollte von schweren Zeiten jetzt nichts mehr wissen und hielt sich auch nicht für berechtigt, die Christenheit noch länger von den geistlichen Wohlthaten des Jubeljahres auszuschließen, obschon er selbst „verhindert ist, persönlich in heiliger Prozession die vier Hauptkirchen Roms zu besuchen, um so den gerechten Zorn des Allmächtigen zu entwaffnen“.

Es ist natürlich, daß sich die Zeremonie des „heiligen Jahres“ aus zweifellos ganz rohen Anfängen erst ganz allmählich entwickelte und vollendete. Papst Sixtus IV. war es, der zuerst das Jubeljahr das „heilige Jahr“ nannte. Er war es auch, der zuerst verfügte, daß ein Ablaß der Strafen während des „heiligen Jahres“ nur in den Kirchen Roms zu erhalten sei, obschon er nötigenfalls auch Ausnahmen zuließ und für die aus weiter Ferne Zugepilgerten den Kirchenbesuch bis auf fünf, drei, ja zwei Tage ermäßigte. Auch kennt man erst seit Alexander VI. die Zeremonie, mit der die „heilige Pforte“ und zwar in Anlehnung an das Wort des Herrn: Ego sum ostium, per me si quis introierit salvabitur geöffnet wurde.

Es fehlten nur noch wenige Tage bis zum Schlusse des 15. Jahrhunderts, und da zweihundert Jahre darüber hingegangen waren, seitdem man zum erstenmale das „heilige Jahr“ gefeiert hatte, so beschloß Alexander VI., das seine im Jahre 1500 mit ungewöhnlichem Glanze zu begehen. Schon am Gründonnerstage 1499 war es zum ersten Male angekündigt worden. Eine zweite Ankündigung erfolgte am vierten Adventssonntage. Am Morgen dieses Tages wurde nach einem Gottesdienste in der päpstlichen Kapelle auf dem S. Petersplatze eine Kanzel errichtet, die zwei Bischöfe bestiegen, zu ihren Seiten zwei Trompeter und um sich herum sämtliche Großwürdenträger der Stadt zu Pferde. Sobald alle versammelt waren, gaben, in Anlehnung an den hebräischen Ritus, die Trompeter ein Zeichen, und gleich darauf verkündeten die beiden Bischöfe, der eine in lateinischer, der andere in italienischer Sprache, für den kommenden Weihnachtsabend den Anbruch des achten „heiligen Jahres“. In den frühen Nachmittagsstunden dieses Tages nun hatte sich der gesamte Klerus von Rom, natürlich im Ornate, auf dem S. Petersplatze einzufinden, jene allein ausgenommen, die in den anderen Hauptkirchen Roms, deren es jetzt bereits vier gab, zur selben Zeit als Abgesandte des Papstes die gleiche Zeremonie vorzunehmen hatten. Zur festgesetzten Stunde erschien alsdann im Eingange des Vatikans auf einem Tragsessel der Papst. Sofort bildete sich der Zug zu einem Rundgange um den S. Petersplatz. Der Papst hielt in der Linken eine mit Gold und Blumen verzierte Kerze, während er mit seiner Rechten die zu beiden Seiten sich stauende Menge segnete. Unter der Säulenhalle der vatikanischen Basilika angekommen, blieben die Träger stehen, und der Papst sang, während der Platz im tiefsten Schweigen lag, ein von ihm selbst verfaßtes Gebet. Nach Beendigung desselben, und nachdem drei

Kardinäle zur Begehung der gleichen Zeremonie nach den drei anderen Hauptkirchen abgesandt worden waren, verließ S. Heiligkeit den Tragsessel, um mit einem goldenen Hammer dreimal an die Mauer zu schlagen, die sich zur „heiligen Pforte" öffnen und durch die sich dann während eines ganzen Jahres der Strom der Sünder, die nach Vergebung verlangten, ergießen sollte. Die zur „Pforte" bestimmte Stelle war natürlich vorher schon ganz dünn hergerichtet worden, so daß die Schläge des Hammers sie in der That sofort durchlöcherten. Beim ersten Schlage sang der Papst den Vers: Aperite mihi portas justitiae, worauf die Sänger der päpstlichen Kapelle mit den Worten: Ingressus in eas confitebor Domino — antworteten. Beim zweiten Schlage rief S. Heiligkeit: Introibo in Domum tuum, und der Chor erwiderte: Adorabo ad templum sanctum tuum in timore tuo. Nach dem dritten Schlage endlich, den die Worte: Aperite mihi portas quoniam nobiscum Deus begleiteten, antworteten die Sänger mit: Qui fecit virtutem in Israel. Der Sinn dieser symbolischen Handlung ist folgender. Die noch ungeöffnete Mauer ist ein Sinnbild der Sünde, die den Menschen von Gott entfernt. Der Hammer drückt die Macht des Papstes aus, vermöge deren er zu öffnen im stande ist, wo niemand schließt und zu schließen vermag, wo niemand öffnet. Die Hammerschläge bedeuten die sanfte Gewalt, die er anwendet, um die Herzen der Menschen zur Buße zu bewegen. Das Weihwasser, mit dem man zum Schlusse Schwelle und Thürpfosten der so geöffneten Pforte wäscht, sollen endlich Thränen der Reue darstellen, mit denen der Gläubige sich die himmlischen Freuden zu erringen trachtet. Diese letztere Zeremonie wurde von den Beichtvätern der Basilika vorgenommen, nachdem S. Heiligkeit wieder zu seinem Sitze zurückgekehrt war und von dort aus die vollständige Oeffnung der „Pforte" abwartete. Letzteres war in wenigen Minuten geschehen; und sofort erhob sich von neuem der Papst, näherte sich der schon geweihten Schwelle, um an ihr niederzuknien, ein stilles Gebet zu verrichten und sie alsdann unter Gesang und Glockengeläute als erster zum Innern der Kirche hin zu überschreiten.

Es stimmt nachdenklich und ist doch im übrigen nur natürlich, daß der Schöpfer dieser ganzen symbolischen Etikette gerade jener Borgia sein mußte, der selbst ausschließlich dem krassesten Aberglauben verfallen erscheint und der Zeit seines Lebens weder von Gott noch von der christlichen Religion innerlich je etwas begriffen hat. Es ist das allerwegen so. Wo alles zuletzt zum formenschönen Symbole wird, hat das Gefühl des Inhaltes schon längst zu schwinden begonnen.

Seit diesem „heiligen Jahr" nun weist die Eröffnungsfeierlichkeit bei allen Wiederholungen so ziemlich die gleiche Form auf, wenn schon sich diese bei späteren Anlässen, besonders seitdem Kirche und Platz durch Michelangelo und Bernini größere Ausdehnung wie erhöhten Schmuck und Glanz erhalten hatten, häufig noch mit weit großartigerem Gepränge vollzog. Bei Leo XIII. freilich hat sie aus guten Gründen einen ganz häuslichen Charakter annehmen müssen. Aber man würde doch ganz irre gehen, wollte man nun nach den bislang angeführten Beispielen annehmen, daß sämtliche „heiligen Jahre" ähnlich den von Bonifacius VIII. und Alexander VI. veranstalteten lediglich Vorwände zu sinnverwirrendem Prunk und schlauen Geldgeschäften waren. Innocenz XII. beispielsweise, der mit seiner Bulle Romanum decet Pontificem den Bannstrahl gegen den Nepotismus schleuderte, der weder nahe noch ferne Verwandte um sich sehen wollte, weil er, nach

eigenem Ausspruche, vor allen anderen den Bedürftigen gehöre, der die Paläste der Kirche den Mühseligen, Beladenen und Kranken öffnete, damit diese dort im Alter liebevolle Pflege finden möchten; des weiteren Clemens XI., der ähnlich dem Vorgänger so bedürfnislos war, daß er seinen täglichen Lebensunterhalt mit 60 Pfennigen bestritt, und sich nur unbegrenzt freigebig zeigte, wenn es sich um Armut und Unglück, um Kunst und Wissenschaft handelte; des weiteren Benedikt XIII., der gleich den anderen beiden lediglich ein Christ und zwar der Niedrigsten und Demütigsten einer sein wollte und dies auch war — alle diese begriffen selbstverständlich das „heilige Jahr" nur nach seiner reinen Idee. Als zur dreihundertjährigen Feier des „heiligen Jahres" Franzosen in ungeheurer Menge die ewige Stadt besuchten, wußte einer derselben, Henrion, als Augenzeuge folgendes zu berichten: „Nicht bloß die vornehmsten Kardinäle", schreibt er, „sehe man sich in Werken christlicher Liebe mühen, sondern unermüdlicher und glühender noch als alle anderen zeige sich trotz seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit — es war dies Clemens VIII. — der Papst selbst: er wasche den armen Pilgern die Füße, er küsse sie im Namen des Herrn Jesu Christi, er helfe ihnen, wo er nur könne, mit unerschöpflicher Freigebigkeit, er tröste sie, er überwache ihre Leiden mit väterlicher Zärtlichkeit, er kümmere sich um alles, sogar um deren Nahrung und Schlafstätte; und das Beispiel S. Heiligkeit wirke auf den gesamten Klerus zurück und nicht bloß auf diesen, auch die Damen der römischen Aristokratie und Bürgerschaft sehe man unter einander in Werken der Wohlthätigkeit wetteifern, indem viele unter ihnen ihre Paläste und Häuser zum Empfange der Pilger herrichten, um diese darin unentgeltlich zu herbergen und zu speisen."

Das Bild jedoch, das bislang die Jubeljahre hier entrollt haben, würde unvollständig bleiben, wollte man neben den Päpsten nicht auch der Pilger dabei gedenken. Der Strom dieser wuchs zu Zeiten ganz gewaltig an. Sie trafen häufig in großen Karawanen, aus der Nähe und aus der Ferne, als Brüderschaften ein, manchmal zu zwei und drei in derselben Stunde. Das gleichzeitige Eintreffen solcher Vereine, die dann gewöhnlich von der Piazza del Popolo aus ihren Einzug hielten, um durch die enge Pilger- und Rosenkränzlergasse S. Peter zu erreichen, war fast regelmäßig der Anlaß zu allerhand Streit und Handgemenge, so daß zuletzt dem Polizeihauptmann und einer Anzahl von Schutzmännern die ständige Aufsicht über diesen Platz übertragen werden mußte. Die Chronisten von damals äußern sich zuweilen recht gallig über diese Brüderzüge. „Wenn man diese Bauern," so schreibt unter anderen Gigli, „die vom Lande zum Jubeljahre nach Rom gekommen sind, in ihren roten, weißen oder farbigen Gewändern sieht, so möchte man sie alle für Edelleute halten, so hoch tragen sie den Kopf. Besonders bei der Prozession, den silberbeschlagenen Stock in der Hand, wollen sie in ihrem Stolze auf keine Mahnung hören, gleichviel von woher diese auch komme. Sie dulden es nicht, daß man hindurch, kaum daß man ihnen zur Seite gehe; und wehe dem Kutscher, der ihnen entgegenfährt, sofort fallen sie mit ihren Stöcken über ihn und die Pferde her. Begegnen sie einander, so kommt es gewöhnlich zu Raufereien, denn keine Genossenschaft will alsdann der anderen den Vortritt lassen." Salamonio wiederum erzählt, daß eines Abends eine heranziehende Brüderschaft mit dem Hausmeister des Palastes Americi, wo sie Aufnahme finden sollte, in Streit geriet, und daß zuletzt die

beiden Parteien mit brennenden Fackeln aufeinander losschlugen. Auch allerhand Schabernack wurde, demselben Chronisten zufolge, von diesem Landvolke getrieben. So versteckten sie unter dem Mantel der Brüder ausgehungerte Wölfe; andere wieder gingen in die Küchen, unter dem Vorwande, daß es in den Sälen an Speisen fehle, hatten sie aber erst eine ordentliche Schüssel Fleisch in der Hand, so suchten sie schleunigst das Weite und wurden nicht mehr gesehen; andere endlich beschenkten die Brüderschaft, bei der sie Aufnahme gefunden, mit „Kerzen, die jedoch nur von außen mit Wachs bekleidet waren, im Innern dagegen lediglich Grand, Asche, Pech und andere Schweinereien enthielten". Doch meint zum Schluß derselbe Chronist, daß es daneben auch derer viele gab, die ein Muster von christlicher Frömmigkeit und Demut boten. Und so war es denn auch wirklich. Während des vierzehnten „heiligen Jahres", das Innocenz X. beging, ereignete sich beispielsweise ein Vorfall, der besonders für die wahrhaft Gläubigen unausgesetzt ein Gegenstand höchster selischer Erbauung wurde. Ein gewisser Salvatore Brinchi nämlich, der als Pilger von auswärts nach Rom gekommen war, besuchte eines Tages der Vorschrift gemäß auch die Kirche der Santa Maria Maggiore. Als er hier im Gebete vor dem Bilde der Mutter Gottes liegt, sieht er plötzlich sich zur Seite, in das gleiche Büßergewand gekleidet, den Mörder seines Schwagers. Noch voll der inneren Läuterung, in die ihn das Gebet versetzt hat, erhebt er sich, um in dem nahen Kreise der Frauen nach der Schwester zu suchen, diese bei der Hand zu nehmen und sie dem Uebelthäter mit den Worten entgegenzuführen: „Schwester, küsse die Hand, die dir den Gatten und mir den Schwager erschlug." Die Frau that sofort, wie ihr gesagt. Der Mörder jedoch, in so unerwarteter Art überrascht, wollte erschreckt fliehen. Da hielt ihn der andere mit den Worten zurück: „Fürchte dich nicht! wir haben dir verziehen." Und mit Thränen in den Augen umarmten sich die drei, während der Missethäter nicht müde ward, Gott und die von ihm so schwer Gekränkten immer wieder von neuem um Verzeihung anzuflehen.

Das „heilige Jahr" zum Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts findet die Welt, wie jedermann weiß, allen früheren gegenüber in einem völlig veränderten Zustande. Dem hat auch Leo XIII. schon in seiner Bulle bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen wollen. In dieser heißt es: „Wir gewähren erbarmungsreich vollste Vergebung aller Sünden und Nachlaß aller Strafen den Rechtgläubigen, die wahrhaft bereut, gebeichtet und das Abendmahl genommen, nachdem sie, wenn Römer, an 20 Tagen, und wenn Auswärtige, an 10 Tagen die vier Hauptkirchen Roms mindestens einmal täglich besucht und dort ernstlich für die Erhöhung der Kirche, für die Ausrottung der Ketzerei, für die Eintracht der katholischen Fürsten und für das Wohl der allgemeinen Christenheit gebetet haben. Doch sollen an solcher Gnadenwohlthat auch alle solche außerhalb Roms teilnehmen dürfen, die von Herzen gern wohl nach der heiligen Stadt wallfahren möchten, schon unterwegs oder noch zu Hause sind, aber durch übermächtige Einflüsse an der Ausführung ihres frommen Wunsches verhindert werden, wenn sie zuvor in jenem Sinne gebetet, bereut, gebeichtet und das Abendmahl genossen haben."

Leo XIII., der als schwärmerischer, fünfzehnjähriger Jüngling das Jubeljahr seines Namensvorgängers vor 75 Jahren mitfeiern durfte, der von all jenen pomphaften Aufzügen, öffentlichen Andachtsübungen, Krankenbesuchen und vielen

anderen äußeren Werken der Mildthätigkeit, bei denen Papst und Klerus stets in allererster Reihe standen, begreiflicherweise nur den Eindruck einer bewunderns-werten christlichen Frömmigkeit davontragen konnte, der mit all seiner feinen Klugheit gleichwohl nie in der Empfindung über den Bannkreis der Ueberliefe-rung hinausgewachsen ist, mußte daher lediglich einer Pflicht gegen die Christen-heit zu gehorchen glauben, indem auch er für sich, nach abgelaufener Frist, ein Jahr der allgemeinen Heiligung ausschrieb. Daß die Welt von heute eine andere ist als jene vor 600 oder 300 Jahren, wußte er dabei ebensogut wie jeder andere nicht schwachsinnige Mensch. Nicht daß sich die Menschen so erheblich geändert hätten; wohl aber die Verhältnisse. Bildung und Aufklärung haben der Religion keineswegs geschadet; es ist eher das Gegenteil der Fall. Die allgemeine Bil-dung hat auch die Massen ergriffen, diese in den Kreis des Nachdenkens zu ziehen verstanden, und sie so zu einem erheblichen Teile religiös gestimmt, wo sie früher besten Falles nur abergläubisch waren. So ist die Zahl der Gläubigen und Religiösen in stetem Wachsen begriffen, denn man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein jeder nachdenkliche Mensch — nicht gerade rechtgläubig, wohl aber religiös ist, und daß die Religionslosen sich ausschließlich aus der Menge der Dummköpfe und der schlechthin Bösen rekrutieren. Freilich ist die Zahl der ersteren und auch solcher, die sich dabei für Weise halten, Legion. Es giebt heute mehr wirklichen Glauben und religiöses Bewußtsein in der Welt als vor hundert oder gar 600 Jahren. Die Reihen des Aberglaubens haben sich gewaltig ge-lichtet, dafür ist das Heer des Unglaubens, der freilich nur eine andere Form des ersteren ist, beträchtlich angewachsen. Gleich groß wie ehedem ist die Welt der Schaulustigen geblieben. Und zu alledem ist noch Rom die Hauptstadt eines weltlichen Königreiches geworden. Ist unter solchen gründlich veränderten Umständen eine römische Feier des „heiligen Jahres“ in der alten, glanzvollen Form überhaupt noch möglich?

Trotz der erlassenen Ankündigung hat selbst der Vatikan nicht daran geglaubt. Man ersieht das am besten aus den getroffenen Vorkehrungen. Die vatikanischen Kreise haben von vornherein auf einen sehr bescheidenen Zuzug von Pilgern gerechnet. Die Vorstände der klerikalen Vereine Italiens haben sich den Eisenbahngesellschaften gegenüber, um für die Fahrkarten eine Ermäßigung bis zu drei Vierteln des gewöhnlichen Preises zu erhalten, nur bis zu 170 000 Pilgern verpflichtet, mit dem Zusatze, eine Buße von 30 000 Lire zahlen zu wollen, falls diese Zahl nicht erreicht werden sollte. Das ist sehr vor-sichtig gerechnet. Aber wie könnte es auch anders kommen? Wenn man heut-zutage eine solche Feier für die gesamte katholische Christenheit in Rom aus-schreibt, so werden gerade die Nachdenklichen und damit auch die wahrhaft Gläu-bigen die ersten sein, sich zu fragen, warum man die Heiligung des inneren Menschen an den Aufenthalt in einer bestimmten Stadt und an den mehrmaligen Besuch von vier römischen Kirchen knüpfe? Und gar erst die Schaulustigen, die ja zuguterletzt immer ganz allein über den äußeren Erfolg entscheiden, würden diesmal in keinem Falle auf ihre Rechnung kommen. Der Vatikan zeigt sich ent-schlossen, den Augen und Ohren, wie überhaupt der Sinnlichkeit der Menschen bei dieser Gelegenheit keine Zugeständnisse zu machen. Die Vorgänge sollen innerlicher Natur sein, oder gar nicht. Dem Papst verbietet es die eigene Würde, solange das Verhältnis zwischen Vatikan und Quirinal ungeklärt geblieben, in

die Straße hinabzusteigen: und die Menge will geleitet sein. Aber wäre auch hierin bereits voller Friede und Harmonie geschaffen, es wäre gleichwohl noch nichts damit gewonnen, denn es würde zum erheblichen Teile die äußere Sicherheit, die innere Freiheit und damit zugleich die Stimmung fehlen, die ganz allein ein päpstliches Rom zu erzeugen vermochte, und in der die öffentlichen Schauspiele früherer Tage überhaupt nur möglich waren. Ja früher! Da war für die meisten eine Wallfahrt nach Rom nicht bloß ein Bußgang, sondern viel mehr noch ein verführerisches Abenteuer, eine Vergnügungsreise, und an Ort und Stelle ein unablässiges, sinnberückendes Schauspiel, in dem Papst und Kardinäle, Könige und Fürstinnen, manchmal im höchsten Staat und manchmal auch im Büßergewande, als Hauptheldenfigurierten, in denen aber auch der bescheidenste Pilger seine Rolle mitspielen durfte. Kein Tag verging, der nicht zum mindesten ein auffälliges Ereignis gebracht hätte. Dazu aß und trank man gut und umsonst und wäre am liebsten gleich ganz und für immer in Rom geblieben. Diesen Sinnlichkeitsmenschen nun hat der Papst mit der von ihm gewählten Haltung einen groben Strich durch die Rechnung gemacht. Er bietet ihnen gar nichts. Er gewährt ihnen lediglich den Anblick eines alten Mannes und dessen Segen. Das ist keineswegs wenig, bedenkt man die schon unirdische Erscheinung dieses Papstes, wenn er im feierlichen Zuge durch die Prunksäle seines Palastes zieht. Es ist ohne alle Frage das merkwürdigste Schauspiel, das die ewige Stadt zur Zeit zu bieten vermag — weit merkwürdiger vielfach als all das alte Gerümpel in und um Rom; aber um solches zu glauben, muß man ihn doch erst gesehen haben. Daß so viele das nicht wissen, und doch weder Mühe noch Geld scheuen, um lediglich den alten Mann zu sehen und dann sofort wieder abzureisen, ist eigentlich ein Wunder ohnegleichen. Denn es verhält sich in der That so. Die Pilger — vornehmlich die ausländischen — kommen nur nach dem Vatikan. Rom ist für sie lediglich die Haltestelle, an der sie aussteigen müssen, um zum Papst zu gelangen; und sobald sie von diesem gesegnet worden sind und ein paar Kirchen besucht haben, ziehen sie weiter. Sie werden in der Nähe des Vatikans um ein geringes beherbergt und beköstigt, in der Stadt selbst sieht man sie fast nie. Mangel an Geld kann nicht die Ursache davon sein, denn es giebt viele Wohlhabende, ja Reiche, unter ihnen; auch besuchen sie noch stets andere Wallfahrtsorte in Italien. Die Sache ist vielmehr die, daß in Rom eben nicht mehr das Herz der katholischen Christenheit schlägt, es ist weltlich und die Hauptstadt eines Königs geworden. Leo XIII., der bekanntlich die Römer sehr liebt, hat zweifellos gerade im Hinblick auf die unüberwindliche Misere, an der die ewige Stadt leidet, seitdem sie aufhörte, der Sitz der Päpste zu sein, durch die Vorschrift, daß die vier Hauptkirchen an mindestens zehn Tagen zu besuchen seien, den Versuch gemacht, die Pilger so lange wie möglich an Rom zu fesseln, um so die darbenden Quiriten gleichzeitig ein wenig verdienen zu lassen. Es ist aber beim frommen Wunsche geblieben. Der Widerwille der katholischen Fremden gegen das dritte Rom erweist sich als so stark, daß der Papst sich schon genötigt gesehen hat, den Besuch der römischen Kirchen zuerst auf fünf, dann auf drei und zwei Tage, endlich gar auf einen Tag zu ermäßigen. Der persönliche Erfolg des Papstes ist ohne Frage ungemein, denn ehe das Jahr sich dem Ende zuneigt, werden wahrscheinlich aus der ganzen Welt Hunderttausende einzig und allein auf eine Stunde zu ihm gekommen sein, aber das „heilige Jahr“ in seiner

alten Form wird man mit diesem zu Grabe tragen. Man wird sich nach einer neuen umsehen müssen. Leo XIII. hat den Uebergang von der alten zur neuen noch nicht zu finden verstanden. Und doch wäre es wünschenswert, man fände ihn. Die Menschheit braucht mehr als ein heiliges Jahr in 25 Jahren, um sich ausreichend in „heiligen Werken zu reinigen"; am gesündesten wäre es ihr, wenn sie sich in jeder Woche einen Tag nähme, um sich an diesem in ganz freier Art auf ihre Pflicht gegen Gott und den Nächsten zu besinnen. Aber in solchem Falle wird man nicht mehr nach Rom pilgern, sondern ein jeder bleibe zu Hause und wirke im engen Kreise. Die Idee ist ja herrlich und uralt; sie ist nur stets bis auf den heutigen Tag in ihrer äußeren Ausgestaltung entstellt worden. Gelänge es dem Papsttum, das sich nach dem Verlust der weltlichen Herrschaft immer mehr zu vergeistigen strebt, vermöge seines ungeheuern Ansehens innerhalb der Christenheit in der That eine Veredelung der äußeren Form herbeizuführen: die gesamte moralische Welt — und nicht bloß die katholische — würde ihm Beifall klatschen müssen. **Emil Mauerhof.**



Im Zeichen des Rationellen.

Es ist ein oft gehörter Gemeinplatz, die Technik den „Faktor des modernen Lebens" zu nennen, dessen Erfolge unser Dasein in jeder Beziehung verschönern und angenehmer gestalten. Ohne dies anzuzweifeln, kann man Industrie und Technik aber auch von einer andern Seite ansehen. Es ist viel ersonnen und erfunden worden, was gut und nützlich ist, es wird aber auch viel erfunden und ersonnen, was nur dem Urheber gut und nützlich ist; oder mit andern Worten: wir finden wie überall auch im weiten, weiten Reich der Technik einen großen Kampfplatz zur Gewinnung des „nervus rerum", selbst wenn man von dem aus der Industrie entspringenden und mit ihr eng verbundenen Handel absieht.

Das direkteste Verfahren, zu dem begehrten Mammon zu gelangen, bietet ohne Zweifel das Quellengebiet der Technik, der Bergbau, und zwar natürlich insbesondere der Goldbergbau. England ist im Begriffe, die Früchte eines sorgenvollen Krieges zu ernten, und es mag daher von Interesse sein, auch die technische Seite der Goldgewinnung in Transvaal zur Besprechung zu bringen. Man arbeitet dort nach dem Cyanidverfahren, welches für die Gesteine des Witwaterrandes deshalb so vorteilhaft ist, weil die Kiese der Randerze das Gold unvererzt enthalten. Das Verfahren ist keineswegs neu. Fürst Peter Romanowitsch Bagration in Petersburg*) war der erste, welcher fand, daß sich Goldplättchen in Cyankalium lösen. Nach ihm machte sich Faraday (1791—1867) diese Entdeckung zu nutze, indem er auf die angegebene Weise sehr dünne Goldplättchen für seine Versuche zu erzeugen wußte, und im Jahre 1887 ließ sich der Schotte Mac Arthur ein Verfahren patentieren, „Gold aus widerspenstigem Eisen durch Cyankalium zu extrahieren". Da sich nun das Amalgamations-Verfahren für

*) Gestorben ebenda 28. Januar 1876.

die südafrikanischen Erze als nicht rationell erwies, hat man sich mit vollem Erfolg dem später durch Forrest vervollkommneten Cyanidverfahren (Mac Arthur-Forrest-Prozeß) zugewendet, welches darin besteht, daß man die Erze auf Pochwerken zerkleinert und durch Amalgamieren (für das grobe Gold) und Schlämmen in Pochsand (concentrate), Pochschlämme (slimes) und Pochrückstände (tailings) trennt. Hierauf erfolgt eine weitergehende Zerkleinerung in Walzen und Waschen in verdünnter Natronlauge, dann die Behandlung mit Cyankalium- oder Cyannatriumlösung, deren Konzentration sich nach dem Goldgehalt der Erze richtet und die durch einige Stunden mit diesen in Berührung bleibt. Um nun aus der entstandenen Lösung, welche so energisch vor sich geht, daß man bei mikroskopischer Untersuchung der behandelten Kiese deutlich die leeren Höhlen sieht, aus denen das Gold ausgesogen worden ist — um aus dieser Lösung das Gold herauszufällen, benützt man das Zinkverfahren (Forrest) oder den elektrolytischen Prozeß der Siemens & Halske-A.-G. Nach dem ersteren werden am Gewinnungsorte Späne aus antimon- und arsenfreiem Zink hergestellt, welchem etwas Bleizusatz zuträglich sein soll. Durch die Fällung mit Zink entsteht ein feiner Goldschlamm und man braucht nur mehr mit Salzsäure einzuwirken, um an das begehrte Ziel zu gelangen. Trocknen und Einschmelzen bilden den Schluß.

Rationeller ist der elektrometallurgische Prozeß von Siemens & Halske. Die Goldlösung gelangt in mehrere Bäder, in welche als Anoden Stahlplatten, als Kathoden Bleifolie gebracht wird. Gewöhnlich hat man 4 Bäder mit je 10 Abteilungen für die verschieden starken Laugen. Durch Entsendung eines Stromes von ca. 30 Ampères bei nur 4 Volt schlägt sich das Gold als Krustenüberzug auf den Bleiplatten nieder. In den schwachen Lösungen wird die Stromspannung auf 14 bis 15 Volt erhöht.

Ein anderer Weg zur „Goldgewinnung" im weitesten Sinne des Wortes ist in der Technik das rationellere Arbeiten im allgemeinen; „rationeller arbeiten" kann man, weniger schön allerdings, auch bezeichnen mit „billiger arbeiten" oder recht deutlich mit „mehr verdienen". Der rationeller Arbeitende ist nämlich in den wenigsten Fällen so menschenfreundlich, mit seinen Verkaufspreisen tiefer herabzugehen, als es nötig ist, um die Konkurrenz zu ärgern, er wird vielmehr meistenteils nur — für sich rationell arbeiten. Wem fällt bei einer solchen Betrachtung nicht ein, wie viele Jahre die schönsten englischen Tuche, welche statt aus Wolle aus Lumpen erzeugt waren, zu denselben Preisen wie früher bezogen wurden, bis zum Erstaunen des Kontinents bekannt wurde, wie rationell England durch so lange Zeit gearbeitet hatte.

Ein ähnliches Beispiel für die Möglichkeit rationelleren Arbeitens, als es bisher geschehen ist, bietet das Hüttenwesen.

Kupfer „steht" zum Leidwesen aller Elektrotechniker „dauernd sehr hoch". Ein Verfahren zur rationelleren Gewinnung dieses „roten Metalls" ist also etwas wert, wenn es gut ist. Das aber behauptet man allgemein von dem Verfahren, welches in der Anwendung des Sélecteurs von S. David gipfelt. Die Bessemerbirne, die in der Eisenindustrie eine so ungeheure Umwälzung bewirkt hat, wurde schon vor mehreren Jahren auch zur Kupfergewinnung herbeigezogen. Der Sélecteur ist nun, wie die „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure" berichtet, eigentlich nichts anderes als eine Bessemerbirne, welche seitlich noch eine Art Tasche oder Beule mit einer kleinen Ausflußöffnung besitzt, so daß im Querschnitt

die Aehnlichkeit mit einem Milchkännchen samt Henkel eine vollkommene ist. Beim Kupferbessemern wird nun Schwefel, Arsen u. s. w. durch die oxydierende Einwirkung des Gebläsewindes, der durch feine Kanäle aus dem Boden der Birne heraufgepreßt wird, und durch die Beigabe schlackenbildender Substanzen aus dem Kupferstein entfernt. Da die Trennung des Bodenkupfers von diesen verschlackten Verbindungen nicht so einfach ist, soll die Beule des Sélecteurs hilfreich eintreten. Durch eine Drehung des während des Blasens aufrecht stehenden Sélecteurs in die Horizontallage wird die Beule nach unten gebracht und das schwerere Bodenkupfer füllt diese sofort aus, während die Schlacke oben schwimmt. Durch die Ausflußöffnung der Tasche kann man es bequem abziehen, dann den Sélecteur wieder aufstellen und weiter arbeiten. Will man die Schlacke ablassen, so dreht man die Birne so in die Horizontale, daß die Beule oben zu liegen kommt, wobei die Birne, genau in der Lage einer in Aktion tretenden Milchkanne, die Schlacke ausgießt. Die Ersparnis gegenüber dem ursprünglichen Kupferbessemern soll sehr bedeutend sein, aber das Kupfer will nicht billiger werden!

Ein weiteres Beispiel wäre uns in der Anwendung der Gichtgasmotoren gegeben*), die sich bei den Hüttenleuten stets zunehmenden Vertrauens erfreuen; wir betreten aber damit schon das Gebiet des Maschinenbaus. Jene wachsende Beliebtheit ist den Dampftechnikern natürlich gar nicht recht. Früher heizte man ihre Dampfkessel mit den Gichtgasen und betrieb durch den erzeugten Dampf ihre Dampfmaschinen; jetzt leitet man die Gase von der Gicht des Hochofens direkt in die Gichtgasmaschine, welche auch noch einen besseren Wirkungsgrad ergiebt. Dieser drohende Entgang muß also durch erhöhte Anstrengungen wett gemacht werden, und ein willkommener Hebel, hier anzusetzen, ist der überhitzte Dampf, der so viel ökonomischer arbeitet als der gesättigte.

Dasselbe Bestreben verfolgt auch die Kaltdampfmaschine, wie man aus dem Namen schließen möchte, in entgegengesetzter Richtung. Dies ist jedoch nicht der Fall, und es ist richtiger, wenn wir uns in dieser Beziehung an den zweiten Namen „Abwärme-Kraftmaschine“ nach Behrendt und Zimmermann halten. Der „Elektrotechn. Anzeiger“ berichtet, daß diese Maschine nach günstigen Versuchsergebnissen im maschinentechnischen Laboratorium von Professor Josse in Berlin von der Freundschen Maschinenfabrik in Charlottenburg gebaut worden ist. Der Grundgedanke ist, daß der Abdampf irgend einer gewöhnlichen Dampfmaschine zum Anwärmen und Verdampfen schwefliger Säure benützt wird und die Dämpfe der letzteren eine Säuredampf-Maschine in Bewegung setzen, welche mit der gewöhnlichen Dampfmaschine gekuppelt wird. Wie Prof. Josse mitteilte, lag die größte Schwierigkeit darin, daß sich die flüssige schweflige Säure nicht genügend aus dem Kondensator in den Vordampfer hinüberpumpen ließ, weil bei ihrem niedrigen Siedepunkte kein Vakuum herzustellen war. Es dauerte volle vier Jahre, bis man Herr dieser Schwierigkeiten geworden war. Die eigentliche Maschinenarbeit verlief glatt, und es ergab sich schließlich ein weit über die ursprüngliche Berechnung von 40 % hinausgehender Kraftgewinn von 56 von 100 Krafteinheiten, welche von der Dampfmaschine geleistet werden. Der Gewinn wird in der Praxis um so größer sein, je schlechter, d. h. mit je größerem Wärmeverlust die Dampfmaschine arbeitet. Mit 15 kg Abdampf erzeugt die Versuchs-

---

*) Vgl. Der Türmer, II. Jahrgang, Heft 3, S. 295.

maschine, die naturgemäß noch keineswegs vollkommen ist, eine indizierte Pferdekraft, und so erweist sich bei Anbringung dieser Nebennutzung die Wasserdampfmaschine, welche bekanntlich nur durchschnittlich 15 % der in der Kohle enthaltenen Energie nutzbar abgeben kann, als eine keineswegs schlechte Kraftmaschine mit Bezug auf ihren Wirkungsgrad. Die gegen die Kaltdampfmaschine vorgebrachten Einwendungen haben sich als übertrieben erwiesen. Der Kühlwasserverbrauch ist nicht größer, als bei einer gleich großen Wasserdampfmaschine, und was die Größe der Oberflächen bei den Apparaten betrifft, so sollen sich schon mit den jetzigen Erfahrungen manierliche Apparate herstellen lassen, ganz abgesehen von den zu gewärtigenden Fortschritten. Bei einer gewöhnlichen Dampfmaschine von 250 Pferdestärken kostet die Kaltdampfmaschine etwa zehntausend Mark mehr, als eine zweite Dampfmaschine der gleichen Leistung. Die Kaltdampfmaschine verbraucht aber keine Kohlen und erspart daher jährlich 5700 Mark. Bei einer 100 Pferdestärken-Maschine würde die Kaltdampfanlage, die mindestens 400 indizierte Pferdestärken leistete, 18000 Mk. Jahresersparnis bringen.

Daß unser modernstes Gebiet, die Elektrotechnik, auch rationell arbeiten will, wird keinen Menschen überraschen. Die schon besprochene Nernst-Lampe*) ist die jüngste Eroberung in dieser Art. Der Verbrauch an elektrischer Arbeit beträgt bei ihr fast nur die Hälfte der gewöhnlichen elektrischen Glühlampe, und es ist gar nicht auszudenken, wie viel erspart werden würde, wenn alle Glühlampen der Welt durch Nernstlampen ersetzt werden würden, und welchen Umsatz deren Erzeuger in diesem Falle erzielen würden. Aber es scheint damit doch langsamer zu gehen, als man im Anfang erwarten durfte. Es soll zwar die Stadt Göttingen von der Allg. Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin, jetzt mit Nernstlampen versehen werden, aber mit solchen, welche nicht selbstthätig anbrennen, sondern mit einer kostenfrei mitgelieferten Spirituslampe vorgewärmt werden. Auch werden die Lampen nicht verkauft, sondern gegen 50 Pfg. monatlich vermietet werden.

Generaldirektor Rathenau von der genannten Gesellschaft erklärte vor wenigen Monaten in einer Generalversammlung der A. E.-G., daß die Schwierigkeiten enorm seien; sie beschränken sich nicht auf die Herstellung neuer Elementarverbindungen, sondern treten in fast noch höherem Grade auf bei der Anwendung bekannter Einrichtungen, mit denen man auszukommen geglaubt hatte. Die Laboratorien seien Werkstätten der Erfindungen geworden, und die Gesellschaft habe 44 Patente auf Lampenkonstruktionen, 8 auf Herstellung von Material, 21 auf Heiz- und 18 auf Regulierungseinrichtungen teils angemeldet, teils erteilt erhalten. Im ganzen bestünden 76 Patente und 114 Anmeldungen für die Nernstlampe. Diese Arbeiten erklärten die Zurückhaltung im Dienste der Sache gegenüber Presse und Publikum trotz der leicht begreiflichen Ungeduld und des warmen Interesses für die neue Erfindung. Sobald genügende Erfahrungen im praktischen Betriebe gesammelt seien und das Personal so weit ausgebildet sein werde, daß die gleichmäßige Qualität des Fabrikats garantiert werden könne, werde nicht gezögert werden, die Nernstlampe weiten Kreisen zugänglich zu machen. „Wann dieser Zeitpunkt gekommen ist," so schloß der Genannte, „darüber wünschen wir im Augenblicke eine verbindliche Erklärung nicht abzugeben."

---

*) Der Türmer, I. Jahrgang, Heft 2, S. 152.

Im Eisenbahnwesen weiß man auch, was rationell arbeiten heißt. Wer nimmt es nicht als selbstverständlich hin, daß die Fahrt im Schnellzug teurer als im Personenzug ist. Die Techniker sind aber oft unangenehme Leute, die das selbstverständlich Scheinende ganz klar als unbegründet beweisen können. Nach dem „Deutschen Verkehrs-Blatt" giebt es keinen Grund, sondern nur einen einzigen Vorwand, welcher die viel höhere Vergütung bei Benützung der Schnellzüge rechtfertigen muß, und das ist der Zeitgewinn. Dieser kann aber weder für Passagiere, noch für Gut nationalökonomisch deshalb in Frage kommen, weil ihm mit Bezug auf eine mittlere Relative ein viel größerer Zeitverlust bei den langsam fahrenden Zügen gegenübersteht. Der Zeitgewinn ist also ein Vorwand; sehen wir uns die „Gründe" und ihre Zerstörung an: Schon wenn man die sehr viel längere Zeit in Betracht zieht, während welcher die Personenzug-Lokomotive gegenüber der des Schnellzugs unter Feuer steht, muß man sich sagen, daß die Kosten für Heizung auf einer und derselben Strecke bei einem Schnellzug, der diese in viel kürzerer Zeit zurücklegt, wesentlich geringere sein müssen. Wenn auch eine Schnellzugsmaschine bei voller Fahrt ein schärferes Feuer erfordert, so ist das doch nicht um so viel mehr, als sie schneller fährt, sondern die viel längere Zeit eines Personenzuges verlangt eben wesentlich mehr Brennmaterial. Was aber die Abnützung des Oberbaus betrifft, so ist der Unterschied so ganz minimal, daß er als für die Schnellzüge ungünstig ins Gewicht fallend absolut nicht bezeichnet werden kann. Die Bedienung der Personenzüge erfordert dagegen einen bedeutend größeren Aufwand, als die der Schnellzüge. Während z. B. ein Personenzug von Berlin nach Leipzig ca. 5 Stunden fährt, bedarf ein Schnellzug für diese Strecke nur 2³/₄ Stunden, nimmt also die Dienstzeit des Personals fast um die Hälfte weniger in Anspruch; d. h. während ein Personenzug die Fahrt auf großen Strecken nur mit Personalwechsel durchführen könnte, kommt ein Schnellzug mit einfachem Personal aus, spart also genau die Hälfte an Löhnen, Gehältern, Beleuchtung, Heizung, Schmiermaterial u. s. w. Mit Bezug aber auf den Verbrauch von Brennmaterial sind, wie der „New-York-Herald" mitteilte, in Amerika sehr beachtenswerte Versuche gemacht worden, durch die man ermittelt hat, daß die Kosten des Anhaltens der Züge allein schon eine Verbilligung des Schnellzugsbetriebes gegenüber den Personenzügen verursachen. Die Versuche fanden auf einer Strecke von 198 km Länge statt, und zwar mit zwei Zügen, von denen der eine die ganze Strecke ohne anzuhalten zurücklegte, während der andere auf 14 Zwischenstationen zum Stillstehen gebracht wurde. Der Schnellzug legte 80 km in der Stunde zurück, eine Geschwindigkeit, die in Deutschland nur zwischen Berlin und Hamburg geboten wird. Die Lokomotive des Personenzuges verbrauchte für Zurücklegung der gesamten Strecke 11400 Pfund Kohlen, der Expreßzug dagegen nur 10317 Pfund! Es ließ sich also berechnen, daß das Anhalten der Züge im Laufe eines Monats eine Erhöhung des Kohlenverbrauches im Werte von 1400 Mark verursacht, oder umgekehrt, die Schnellzüge ersparen diese Summe. Man fragt sich also mit Recht, warum man im Schnellzug den hohen Preis bezahlen soll? Antwort: Zeit ist Geld, oder auch: Es muß rationell gearbeitet werden — das kommt ganz auf die Auffassung an.

Otto Frey.



Frederi Mistral.

Zu seinem 70. Geburtstage (8. September).

Frankreich ist das Land der Centralisation. Sowie Paris die Hauptstadt ist, neben der die großen Provinzstädte keine bemerkenswerte Rolle spielen, geht insbesondere alles litterarische Leben von der Seinestadt aus. Sprachlich wird Frankreich zwar als ein einheitliches Land betrachtet. Es hat auch nicht jene Sprachverschiedenheiten aufzuweisen wie so heterogene Staatengebilde wie Oesterreich, Belgien und die Schweiz, aber wenn auch das Schriftfranzösische im ganzen Lande die Sprache der Gebildeten, der Behörden, der Presse u. s. w. ist, so zerfällt das Land doch in zwei große Gebiete, von denen das eine vom nordfranzösischen, das andere vom südfranzösischen Idiom beherrscht wird. Beide, das Neufranzösische und das Neuprovenzalische, sind zwei verschiedene Sprachen. Sie sind zwar aus derselben Quelle entstanden, aber sie haben sich von Anfang an selbständig entwickelt, so daß sie jetzt von einander so verschieden sind wie z. B. Italienisch und Spanisch. Das Provenzalische ist nicht, wie vielfach geglaubt wird, nur eine Mundart des Französischen. Nur die politische Zugehörigkeit des hier in Betracht kommenden Gebiets zu Frankreich hat jene Annahme veranlaßt. Im Altfranzösischen unterschied man fünf Mundarten: die der Isle de France, der Normandie, der Picardie, der Bourgogne und der Provence. Die erstere, die Sprache von Paris, dem Sitze der Könige von Frankreich, hat vom 13. bis zum 15. Jahrhundert die andern nordfranzösischen Mundarten verdrängt und sich zu dem eigentlichen Französisch entwickelt. Die langue d'oïl im Norden und die langue d'oc im Süden (bekanntlich so genannt nach den beiden Wörtern für ja: oïl — jetzt oui — und oc) waren seit dem 11. Jahrhundert die Werkzeuge zweier großer Litteraturströmungen, die hin und wieder Stoffe und Formen von einander entlehnten, sich in Uebersetzungen austauschten, aber nie zu einer Litteratureinheit verschmolzen sind. Während in Nordfrankreich anfänglich das epische Genre überwog, empfing die poetische Provence, die römische Provincia, das sonnige Wein- und Blumenland, von dem liederreichen Italien seine meisten Anregungen. Mit hohem materiellen Wohlstande verbanden die Provenzalen einen sehr entwickelten Kunstsinn, der sich besonders auf dichterischem Gebiete geltend machte. Das Provenzalische mit seiner musikalischen Anlage, seinem Reichtum namentlich an volltönenden Endungen, eignete sich vortrefflich für die zahlreichen Formen lyrischer Dichtung. Die Poesie beschränkte sich aber auf die vornehmen Kreise, und als das Gebiet der langue d'oc durch die infolge der politischen Verhältnisse mächtiger sich entwickelnde langue d'oïl eingeengt wurde, verschwand auch die Bedeutung der provenzalischen Poesie. Sie geriet hauptsächlich durch die Albigenser-Kriege, die lange Zeit hindurch den Süden Frankreichs verwüsteten, in Verfall, und erst in unserer Zeit (seit 1847) ist neues Leben in Südfrankreich erwacht.

Die Verschmelzung des Südens mit dem übrigen Frankreich war nur sehr langsam erfolgt. Die Sprache hat sich durch die Jahrhunderte lebenskräftig erhalten. Sie wird heute von mehr als 10 Millionen Menschen, also mehr als dem vierten Teil der französischen Bevölkerung geredet. Die dichterischen Ver-

treter sind die Felibres, die 1854 den Verein Felibrige gründeten zu dem Zwecke, dem Süden Frankreichs seine Sprache und seine Sitten zu erhalten, sowie seine nationale Würde und seine Stellung auf dem Gebiete der Kunst zu behaupten.

Der berühmteste aller Felibres ist Frederi Mistral, der am 8. September 1830 in Maillane (Bouches du Rhône) geboren wurde, wo er jetzt noch wohnt. Sein Vater, ein wohlhabender Gutsbesitzer, war ein wohlthätiger Mann und ein gläubiger Christ. In einem Pensionat zu Avignon, wo der junge Mistral studierte, war damals ein junger Professor, Joseph Roumanille, angestellt, der provenzalische Verse machte. Mistral, der schon seit seinem 12. Jahre in seiner Muttersprache heimlich gedichtet hatte, schloß sich besonders diesem Lehrer an. Er studierte mit ihm die alten provenzalischen Dichtungen und nahm sich vor, seine Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen. Nachdem er drei Jahre in Aix die Rechte studiert hatte, widmete er sich ganz der Dichtkunst. Er konnte dies um so eher, als eine gute Fee von seinem Wege die Dornen fernhielt, die so manchem andern Dichter das Vorwärtskommen erschweren.

Roumanille und Mistral veröffentlichten 1852 die erste Sammlung provenzalischer Gedichte „Li Prouvençalo“, in deren Einleitung Saint-René Taillandier warm für die Jahrhunderte alten Rechte der wiederbelebten Sprache des Südens eintrat. Dies gab den Anstoß zu dem ersten Kongreß der provenzalischen Dichter, der noch im selben Jahr in Arles stattfand. Diese stellten die Rechtschreibung des Neuprovenzalischen fest. Sie nannten sich ursprünglich Troubaire, bis Mistral ihnen 1854 den Namen Felibres gab. Die Herkunft dieses Wortes ist unbekannt. Mistral hatte einst aus dem Munde einer alten Frau ein provenzalisches Lied gehört, in dem der Knabe Jesus vorgeführt wird, wie er im Tempel mit den sieben Auslegern des Gesetzes (emé li sèt Felibre de la lèi) disputierte. Dieses Wort heißt Lehrer oder Schriftgelehrter und diese etwas geheimnisvolle Bezeichnung wurde von Mistrals Freunden mit Beifall aufgenommen. So ist für die neueren provenzalischen Dichter das Wort Felibre ebenso zum Erkennungszeichen geworden, wie für die älteren das Wort Troubadour. Die erste That des Felibrige war die Begründung des „Armana prouvençau“ (1854), der seither jedes Jahr erschienen ist und einen großen Einfluß im Sinne der neuen Bewegung ausgeübt hat.

In weiteren Kreisen wurden diese Bestrebungen erst bekannt, als Mistral 1859 sein berühmtes Werk „Mirèio“ veröffentlichte, ein Epos in zwölf Gesängen, das die unglückliche Liebe zwischen der schönen, reichen Pächterstochter Mirèio (Kosename für Maria) und dem armen Korbflechterssohn Vincenz schildert. Der Inhalt dieses auch ins Deutsche übertragenen Epos ist kurz folgender: Vincenz und Mirèio, die reiche Erbin vom Ziegelhofe, sind einander heimlich gut. Drei glänzende Freier, die sich auf dem Hofe einfinden, werden von dem Mädchen abgewiesen. Einer von ihnen, der Stierbändiger Ourrias, begegnet dem begünstigten Vincenz und gerät mit ihm in Streit. Die beiden Gegner ringen mit einander, bis der Korbflechter den Riesen zu Boden wirft. Großmütig will er seinen Vorteil nicht ausnützen, doch der Besiegte greift wütend zum dreizinkigen Treiberstachel und stößt ihn dem Wehrlosen in die Brust. Zur Strafe für diese Unthat muß er in der folgenden Medardusnacht beim Uebersetzen über die Rhône elend ertrinken. Vincenz ist unterdessen von drei vorübergehenden

Bauern gefunden worden, die ihn todwund zum Ziegelhofe tragen. Mirèios Mutter läßt den Armen nach der „Feeenhöhle“ bringen, wo eine alte Hexe seine Wunde heilt. Am Leibe gesundet, doch kränker als je in der Seele, kehrt er nach Hause zurück und bewegt seinen Vater, nach vielen Thränen und Klagen, als Brautwerber zu dem reichen Ramoun, dem Herrn des Ziegelhofes, zu gehen. Dieser fährt jedoch den biedern Alten mit beleidigenden Worten an und weist ihm die Thüre. Mirèio aber bekennt mutig ihre Liebe zu Vincenz; sie verläßt heimlich das Vaterhaus, um bei der Muttergottes, der Schützerin der Provence, deren Wallfahrtskirche sich am Meeresufer erhebt, Hilfe zu suchen. Auf ihrer Wanderung durch die glutversengte Camargo trifft sie ein Sonnenstich. Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft schleppt sie sich zu der Kirche und stirbt hier in den Armen ihrer Mutter und unter den Liebesworten Vincenz', der durch Heide und Moor herbeigeeilt ist und, selbst dem Tode nahe, in einem Grabe mit Mirèio zu ruhen verlangt.

Diese schlichte Geschichte ist nur der Faden, der sich durch das Ganze hindurchzieht. Mistral besingt nämlich nicht bloß Vincenz und Mirèio, sondern er schildert in glühenden Farben die Provence, ihre Berge und Thäler, ihre Städte und Gehöfte. Kein Geringerer als Lamartine begrüßte den jungen Dichter mit begeisterten Worten. In den „Entretiens littéraires“, die er damals schrieb, sagte er zu seinen Lesern: „Ich bringe Ihnen heute eine frohe Kunde! Ein großer epischer Dichter ist erstanden. Der Westen bringt keinen mehr hervor, aber der Süden erzeugt deren immer noch: es liegt eine Kraft in der Sonne“. In einem fast überschwenglichen Tone feiert er dann den Dichter, der „eine Sprache aus einem Idiom gemacht, wie Petrarka das Italienische geschaffen“.

Die reizende Dichtung trug Mistrals Namen über die Grenze seiner engeren und weiteren Heimat hinaus. Sie ist in der That das Prunkstück der neuprovenzalischen Litteratur, ein durch und durch volkstümliches Epos, das man mit Goethes „Hermann und Dorothea“ verglichen hat, vor dem es das sangbarere Versmaß und den Schmuck der Reime voraus hat. Was die Echtheit des Lokalkolorits und die Keuschheit des Tones betrifft, so kann die ganze französische Litteratur der „Mirèio“ nur wenig Werke an die Seite stellen.

Als Probe sei hier ein Auszug aus dem schönen Lied von Magali mitgeteilt, das von jungen, mit dem Abhaspeln von Seidencocons beschäftigten Bauernmädchen gesungen wird. Als Sprachprobe sei zugleich die erste Strophe im Wortlaut mitgeteilt:

O Magali, ma tant amado,
Mete la testo au fenestroun!
Escouto un pau aquesto aubado
De tambourin e de vióuloun.
Ei plen d'estello, aperamount!
L'auro es toumbado,
Mais lis estello paliran,
Quand tei veiran!

O Magali! Du wollest zeigen
Am Fenster mir dein Augenpaar!
Mit Spiel von Tambourin und Geigen
Bring ich ein Morgenständchen dar.
Still ist die Luft und droben klar
Der Sterne Reigen.
Sie werden bald erblichen sein
Vor deinem Schein!

— — O Magali, und magst du sein
Der Vollmondschimmer,
Zum zarten Nebel wandl' ich mich,
Umwebe dich.

„Und hat der Nebel mich umfangen,
Dennoch sollst du mich nimmer frein,
Als Rose bin ich dir entgangen,
In Dornen duftend und allein."
O Magali, und magst du sein
Im Rosenprangen,
Zum Schmetterlinge wandl' ich mich
Und küsse dich.

„Jetzt glaub' ich dir's und glaub' es gerne,
Mein schöner Bursch, nicht sprachst du Tand!
Nimm zur Erinn'rung in der Ferne
Den Glasring hier von meiner Hand."
O Magali! O Liebesband!
Und schau, die Sterne,
Seit dich sie sahn, o Magali,
Verblichen sie.

Durch dieses Epos wurde Mistral schon mit 29 Jahren berühmt; er wurde von der französischen Akademie preisgekrönt und mit dem Ritterkreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Mistrals zweites Werk „Calendau“ hatte nicht denselben Erfolg wie „Mirèio“. Indem er die Erlebnisse der Grafentochter Estrella und ihres Freiers Calendau erzählt, beschreibt er zugleich den gebirgigen Teil seiner Heimat und das Meer. Dieses Epos fand nur in der Provence selbst eine begeisterte Aufnahme.

„Lis isclo d'or“ (Les îles d'or, die Goldinseln, so genannt nach einer Inselgruppe bei Hyères), bald nach dem deutsch-französischen Kriege erschienen (1875), sind eine Sammlung von Liedern, poetischen Erzählungen, Sirventes u. s. w. Außer dem Gedichte „Der Tambour von Arcole“ ist aus dieser Sammlung besonders der Bußpsalm (Lou saume de la penitènci) bekannt. Unter dem furchtbaren Eindrucke des nationalen Unglücks schrieb der Dichter:

Herr, deines Grimmes Blitze lenken
Sich uns aufs Haupt!
Des Kiels beraubt
Will unser Schifflein schon sich senken,
Im Sturme, nachts.
Am Fels erkrachts. — —

Herr, wenn der freche Häuserhaufen,
Der stets uns lenkt,
In Fesseln zwängt,
Dein Zornesmaß macht überlaufen
Und freventlich
Verleugnet dich,

O Herr, dann die Provence schone!
Was sie verbricht,
Ist Bosheit nicht.
Voll Reue nahn wir deinem Throne,
Verzeih in Huld
Der frühern Schuld.

(Deutsch von M. v. Szeliski.)

Von den anderen dichterischen Werken Mistrals seien noch erwähnt: Das geschichtliche Epos in 7 Gesängen „Nerto“, das die sühnende Macht der reinen Frauenliebe behandelt, das dramatische Gedicht über die Königin Johanna, die eine besondere Beschützerin der Troubadours war, und endlich eine poetische Verherrlichung der Rhône.

All diese Dichtungen wurzeln in der Provence. Mistral schildert nicht bloß ihre Schönheiten, sondern er führt uns auch charakteristische Gestalten aus dem Volke vor. Dieses trotz seiner Aufschneiderei und Prahlsucht harmlose Volk, das wir ja auch aus Alphonse Daudets Werken kennen, besitzt einen gesunden Humor, der in zahlreichen Schnurren zum Ausdruck kommt. Da wird z. B. von einem Bewohner von Martigues (Bouches du Rhône) erzählt, er habe jeden Tag den Leuten seines Heimatortes berichtet, was er in Marseille Neues gesehen oder gehört. Eines Tages band er ihnen einen Bären auf: es sei ein so ungeheurer Fisch im Hafen von Marseille zum Vorschein gekommen, daß er mit dem Kopfe zwischen zwei Forts stecken blieb. Da lief nun alles, Mann, Weib und Kind, nach Marseille, um das Wunder zu sehen. Der Mann, der das Märchen erzählt

hatte, freute sich über den wohlgelungenen Streich. Als er aber sah, daß die ganze Einwohnerschaft fortlief, dachte er: es muß doch etwas Wahres dran sein, — und eilte ihnen spornstreichs nach.

Daudet war seinem ganzen Wesen nach ein Südländer geblieben, aber an der sprachlichen Bewegung nahm er nicht teil. Das Felibertum breitete sich aber immer mehr aus, und die „Blumenspiele" sind schon öfter zu Verbrüderungsfesten zwischen neuprovenzalischen und katalanischen Dichtern geworden. Neuprovenzalisch und katalanisch sind nämlich zwei einander sehr nahe stehende Sprachen, näher als Provenzalisch und Französisch. Mistrals Gedicht „La Coumtesso" (Die Gräfin) wird von den Katalanen sogar als eine Art von Marseillaise gesungen; es gilt als ein Kriegsruf gegen die Nordfranzosen.

Die Feliber begnügten sich nicht, in ihrer Muttersprache zu dichten. Sie regten die Gründung einer „Gesellschaft für das Studium der romanischen Sprachen" an, die durch ihre Arbeiten das Wiederaufleben der provenzalischen Sprache wissenschaftlich zu rechtfertigen berufen war. Mistral selbst veröffentlichte nach jahrelanger Arbeit „Le Trésor du Felibrige", ein umfangreiches Wörterbuch der verschiedenen provenzalischen Dialekte, dem die französische Akademie einen Preis von 10000 Fr. zuerkannte.

Die Nordfranzosen verfolgen zwar die dichterische Wiedergeburt und die sprachliche Entwickelung, wie überhaupt die geistige Selbständigkeit Südfrankreichs nicht mit wohlwollenden Blicken, weil sie dahinter einheitsfeindliche Bestrebungen wittern, aber die neuprovenzalische Litteratur läßt sich heute nicht mehr mit Stillschweigen übergehen. „Mistral", sagt Eduard Engel, „ist wahrlich ein Dichter, der sämtliche lebende nordfranzösische Parnassier, Dekadenten und Symbolisten in den Schatten stellt. Aber er ist ein Provenzale, seine Dichtung Mirèio ist den Franzosen nur in einer Uebersetzung verständlich, und es ist gar nicht daran zu denken, daß Mistral jemals zu einer allgemeinen Beliebtheit in Frankreich gelangen wird, wie in Deutschland Fritz Reuter."

Wenn die Felibres heutzutage wenigstens in Süd-Frankreich eine Achtung gebietende Macht darstellen, so ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß ihre Dichtungen sehr zum Vorteil vor den altprovenzalischen meist den Stempel des Volkstümlichen an sich tragen. Sie bieten alles auf, um den Gebrauch ihrer Sprache zu fördern und deren Rechte zu verteidigen. Welchen Erfolg sie in Zukunft noch haben werden, läßt sich allerdings zur Zeit noch nicht absehen. Sie sind schon wiederholt dafür eingetreten, daß das Provenzalische in der Volks- und Mittelschule eingeführt, sowie in das Programm der Baccalaureatsprüfung aufgenommen werde. Gute Franzosen wollen sie selbstverständlich bleiben, aber sie wollen sich dem Sprachzwang entziehen, den ihnen der Norden auferlegt hat. Sie fordern eine Decentralisation, damit dem Süden sein eigentümlicher Charakter, besonders seine Sprache bewahrt bleibe, denn:

Se tèn la lengo, tèn la clau
Que di cadens lou deliéro

singt Mistral: „So lange ein Volk, das in Sklavenketten zur Erde stürzt, seine eigene Sprache besitzt, hat es auch den Schlüssel in Händen, um sich aus seinen Ketten zu befreien."

T. Kellen.



Stimmen des In- und Auslandes.

Die Furcht vor dem Krankenhause.

Als im Sommer vorigen Jahres in der Berliner Philharmonie die Ausstellung für Krankenpflege tagte, konnte man nach den Eindrücken, den diese mindestens peinlich sauber und höchst behaglich, vielfach aber überaus komfortabel ausgestatteten Musterkrankenzimmer machen mußten, fast zu der Ueberzeugung kommen, daß Kranksein heutzutage eigentlich — ein Vergnügen ist. Solch eine Fülle von Geist und Hingebung, von subtiler Erfindungskraft und liebevollem Sichversenken in all und jedes noch so geringfügige Bedürfnis eines armen Leidenden hat unsere moderne Krankenpflege gezeitigt und in den Dienst ebenso der öffentlichen wie privaten Heilanstalten gestellt, daß die namentlich in den unteren Bevölkerungsschichten noch herrschende, tief eingewurzelte Scheu vor der Ueberführung ins Krankenhaus unbegreiflich wird. Es ist zu bedauern, daß die Ausstellung nicht, wie geplant war, ein dauerndes Institut geworden, ein Museum für Krankenpflege: es hätte viel zur Bekämpfung dieses uralten Vorurteils beitragen können.

Daß diese Furcht vor den Krankenhäusern in der That uralt, eine „gleichsam hereditäre Erscheinung“ ist, die ihre Erklärung in der Entstehung und Entwicklung unserer heutigen Krankenhäuser, sowie der Art der Krankenpflege früherer Zeiten findet, hat Prof. Ritter Dr. Joseph **Brandt** in seiner bei der Eröffnung der neuen chirurgischen Klinik zu Klausenburg gehaltenen Inaugurationsrede nachgewiesen, die soeben von der „**Deutschen Revue**“ zum Abdruck gebracht wird.

Die ersten Krankenpflegestätten waren Zelte, die vornehmlich zu Kriegszeiten hinter den Schlachtreihen errichtet wurden. Die Pflege der hierher transportierten Verwundeten bestand vor allem in der Verabreichung stärkenden Weines, Extrahierung der im Körper stecken gebliebenen Pfeile und nachheriger Verbindung der Wunden. Das geschah bald durch Berufsärzte, bald durch die Krieger selbst. In einem Bilde der inneren Bodenfläche einer im Berliner Museum befindlichen Trinkschale (Schale des Sofias) sehen wir Achilles, wie er nach Entfernung des Pfeiles den Arm des Patroklos verbindet. Heutzutage wäre Patroklos an dieser Wunde nicht gestorben, da unsere Schußwaffen giftfrei und unsere heilbringenden Hände rein sind. Weitaus verheerender als die Kriege waren damals die Epidemie- oder Volkskrankheiten in Form von Aussatz, Pest, Cholera und schwarzem Tod. Um sein Volk von der Aussatzseuche zu befreien, hat Moses, „der Schöpfer notwendig-strengster Diätregeln“, es vierzig Jahre lang in der Wüste isoliert. „So entstand im Tod der Schwererkrankten das neue Leben für den Stamm. In diesem Sinne sehen wir im späteren Judäa Einrichtungen entstehen, die gleichsam als Prototyp unserer heutigen Krankenhäuser gelten können.“ „Und solange das Mal an ihm ist, soll er unrein sein, allein wohnen, und seine Wohnung soll außer dem Lager sein“ (3. Buch Mose, 13 Kap.), war ja eine medizinal-polizeiliche Maßregel der alten Juden, der sich

sogar ihr kranker König Usia unterwerfen mußte; er beschloß den Rest seines Lebens in einer Unterkunftsstätte für Aussätzige (2 Chronika 26). „Ein König bekam wenigstens eine Unterkunftsstätte, das Volk der Geringen nur Erdhöhlen, vor welchen ihm Speisen und Getränke von weitem her zugeschoben wurden.“

Wesentlich bessere Verhältnisse zeigen sich in dieser Beziehung in Alt-Indien. Unter der Regierung des Königs Asoka († 226 v. Chr.) entstehen allerlei humane Anstalten, unter denen Krankenhäuser — nach heutigen Begriffen — für Menschen wie auch für Tiere zum erstenmal in der Weltgeschichte erscheinen. „Frömmigkeit, Menschenliebe, Uneigennützigkeit“ ist hier schon die Devise, und die medizinische Kunst scheint hochentwickelt, namentlich die Chirurgie: plastische Operationen, Steinschnitt, äußere und innere Inkarcerationen (Darmverschlüsse), mit welchen operativen Aktionen wir erst in neuerer Zeit wieder brillieren, wurden geschickt vollführt. Um dieselbe Zeit entwickelte sich in der alexandrinischen Schule die rein empirische Medizin des Hippokrates zu der mehr wissenschaftlichen des Herophilos und Erasistratos, der beiden Begründer der Anatomie und Physiologie des Menschen. Aber hier schon setzt die Furcht des Menschen vor den Aerzten ein. Dem Herophilos wurden zu seinen Studien Verbrecher behufs Vivisektion überlassen, und das Laienvolk wurde naturgemäß bei der Kunde, daß in diesen Wissenschaftshallen Bauch, Brust und Kopf bei lebendigem Leibe eröffnet würde, von erschütterndem Grausen erfüllt, das von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, auch heute noch in die Phantasie des Volkes sich drängt.

Im alten Rom wird erst um 140 v. Chr. ein berühmter Arzt, der Grieche Asklepiades, der Erfinder des Luftröhrenschnitts, genannt. Der hier um diese Zeit auftauchende Gedanke an ein Contagium vivum, einen Mikroorganismus als Ursache der Malariafieber, den wir bei den alten Schriftstellern Varro und Columella finden, führte zu jenen hygienischen Einrichtungen in gut ventilierbaren Landhäusern, durch die eine Epidemie auf Corcyra bald beseitigt wurde. Die sogenannten „Valetudinaria“ der reichen Römer waren Krankenhäuser für Sklaven: sie werden zuerst von Cornelius Aulus Celsus anfangs unserer christlichen Zeitrechnung erwähnt. Daß von solchen Heilstätten, in denen Sklaven aus rein pekuniärem Interesse ihrer Besitzer behandelt wurden, die stolzen Römer mit Abscheu sich fernhielten, ist erklärlich.

Den bedeutendsten Einfluß auf die Entstehung von Krankenhäusern hatte das Christentum. Schon früh entstanden männliche wie weibliche Orden, die sich die Pflege von Kranken und Hilfsbedürftigen zur Lebensaufgabe erkoren hatten. So wurde schon um 370 zu Cäsarea in Kappadozien die Anstalt des heiligen Basilius gegründet, welche Krankenhäuser mit angestellten Aerzten und Pflegern, sowie Herbergen für Fremde und Asyle für gefallene Mädchen in sich vereinte. In Rom entstand um 400 als erstes das von der heiligen Fabiola gestiftete Hospital, ihm folgten in den nächsten zwei Jahrhunderten in verschiedenen Städten Italiens viele andere, später in England und Deutschland. 660 stiftete St. Landry, Bischof von Paris, das Hôtel Dieu, 1102 Raphère, Prior von St. Bartholomäus in London, das Bartholomäus-Hospital. Berühmt war das im 10. Jahrhundert von Kaiser Alexis I. in Konstantinopel gegründete Orphanotropheum (Waisenhaus), welches die Aufnahme von über 10 000 Hilfsbedürftigen ermöglichte, an deren Verpflegung sogar die Tochter des Alexis, Anna Comnena, teilnahm.

Die Verbreitung der Volkskrankheiten infolge der Kreuzzüge vermehrte auch die Zahl der Heilanstalten, namentlich an den Wegen, die Pilger und Krieger zum heiligen Grabe führten. Kaufleute aus Amalfi bauten 1048 im heiligen Lande einen Tempel mit Kloster und Krankenhaus; diesen übernahmen dann die Mönche des heiligen Benedikt und legten so den Grund für den ersten geistlichen Orden vom heiligen Johannes in Jerusalem. Was dieser Orden in humanitärer Hinsicht wirkte, beweist ein Hospital Jerusalems, in dem anfangs des 12. Jahrhunderts acht Aerzte 2000 Patienten behandelten. Im 13. Jahrhundert waren bereits 4000 Johanniter-Ordenshäuser in allen christlichen Ländern errichtet. Im späteren Mittelalter erwiesen sich als segensreichste Stiftungen der von Juan de Dios 1536 gegründete Orden der barmherzigen Brüder in Granada, der bald in allen Christenländern ungezählte Pflegestätten besaß, sowie der 1627 in Paris vom heiligen Vincenz Paul gegründete Orden der barmherzigen Schwestern.

In jenen älteren Klosteranstalten waren es hauptsächlich Priester, die als Aerzte funktionierten, während Laienärzte gewöhnlich nur auf ihren Wanderungen ihre Kunst ausübten. Viele Jahrhunderte lang kam man über das nicht hinaus, was Hippokrates für die Griechen, Galen für die Römer und Avicenna für die Araber in wissenschaftliche Form gebracht hatte. Nach den Anatomen der alexandrinischen Schule Herophilos und Erasistratos hatte es anderthalb Jahrtausende gebraucht, bis der Bologneser Professor Mondino 1326 seine zwar noch sehr dürftige, aber immerhin schon auf die Sezierung einiger Menschenleichen basierte Anatomie erscheinen ließ. Jetzt erfuhren die anatomischen Studien auch an den Universitäten ihre Wiederbelebung. Da indes das Material zu diesem Studium hingerichtete Verbrecher, Kirchhöfe und Krankenhäuser lieferten, so lagen darin wieder Motive zur Furcht vor den Krankenhäusern.

Einen weiteren Grund zu jenem Vorurteil gab die Ueberfüllung der meisten Krankenhäuser. Im Hôtel Dieu, gebaut für 1200 Betten, befanden sich noch im 18. Jahrhundert 4000 Kranke, wobei in einem Bett sehr oft ein Toter, zwei Sterbende und ein noch kranker Mensch beisammen lagen. Die Krankenpflege der Nonnen war derart schlecht, daß viele Kranke infolge Hungers und Schmutzes starben, die meisten aber durch die verdorbene Luft. Erst der englische Arzt J. Pringle betonte wieder mit Erfolg die alte Lehre des Hippokrates, indem er 1752 schrieb: „Je mehr der frischen Luft, desto weniger der Gefahr.“ Er schuf eine zweckmäßige Krankenhausventilation. Was damals noch in englischen Krankenhäusern möglich war, beweist die erst 1770 abgeschaffte Gepflogenheit im Bethlehem-Hospital, die an die Mauer geketteten, halbnackten Kranken dem Publikum gegen ein Eintrittsgeld von einem Schilling zu zeigen.

Friedrich der Große schuf viele Kranken- und Invalidenhäuser, aber sie waren derart schlecht und stinkend, daß jeder Kranke, der hineinkam, sich schon für tot ansah; und der Mahnruf an die Aerzte: „macht mir nicht viele Krüppel“, sowie sein Befehl, „Verwundete, die nach der Heilung zum Dienst nicht mehr taugen, dem Tod zu überlassen“, waren nicht gerade geeignet, zur Ueberwindung der Furcht vor dem Krankenhause beizutragen. Schuld ist freilich auch vielfach der Umstand, daß in die Krankenhäuser Patienten erst dann geschafft zu werden pflegten, wenn eigentlich nichts mehr an ihnen zu retten war; gewöhnlich gelangten nur dem Tode Geweihte überhaupt hinein, was konnte da wohl die

mangelhafte, ja vielfach auf verderbenbringenden Irrwegen befindliche medizinische Wissenschaft jener Zeit — es sei nur an die Crasenlehre des 18. Jahrhunderts erinnert, die bis zur zweiten Hälfte des 19. dauerte und dahin führte, daß das, was für das Leben unser Bestes ist, das Blut, bei allen nur erdenklichen Leiden durch Aderlaß vergeudet wurde — Sonderliches ausrichten? Erst die moderne ärztliche Wissenschaft hat aus früheren verpesteten Anstalten, „geschaffen mehr zum Sterben als zum Leben", die heutigen Paläste hervorgehen lassen, in denen unsere kranken Nebenmenschen, getrennt von den gesunden, wenn auch nicht immer Heilung, so doch Pflege in der humansten Weise finden. Und deshalb hat die Furcht vor den Krankenhäusern heutzutage keine Berechtigung mehr. Würden wir aber, so schließt Prof. Brandt seinen Vortrag, in der Erkenntnis der Struktur und chemischen Beschaffenheit der in dieser Beziehung noch unergründeten organischen Ursubstanz, des Protoplasmas, soweit vordringen, daß wir Präventivmaßregeln treffen könnten, durch welche die Entwicklung der Bakterien und anderer Gifte, die die im Protoplasma angehäuften und das Leben bedingenden Spannkräfte zu vernichten streben, verhindert würde, „dann könnten wir auch der heutzutage noch so notwendigen Krankenhäuser entbehren und somit der Furcht vor ihnen leichterweise uns entledigen, und würden dann die Menschen ihr Leben in normaler Weise beginnen und in ungestörter Gesundheit der Bestimmung gemäß vollenden. Hier angelangt, was wohl nicht zu erhoffen, würden wir aber auch unsere Existenz in der Gestalt des heutigen Menschen beschließen müssen."



Londoner Theaterverhältnisse.

Es ist bekannt, daß eine gewisse Anzahl der Bühnen unserer Reichshauptstadt das Jahr hindurch von wenigen Stücken leben; eine solche Vegetation wird ermöglicht durch die verhältnismäßig große Masse des theaterbesuchenden Publikums und durch den unabläßigen Konflux der auf leichten Genuß gestimmten Fremdenscharen; in der Provinz, wo ihnen der Nahrungssaft des Goldes fehlt, würden solche armseligen Pflänzchen bald zu Grunde gehen. Man pflegt diese Sorte von Bühnen auch nur als Geschäftsunternehmungen zu betrachten, welche dem Amüsementsbedürfnis des hier so überaus zahlreich vertretenen geistigen Mittelstandes entgegenkommen, aber nicht als Kunstinstitute. Diejenigen Großstadtbühnen, welche auf diesen Namen Anspruch erheben wollen, sind gehalten, es den Provinzialbühnen zuvorzuthun hinsichtlich der Reichhaltigkeit des Repertoirs und der Gediegenheit der künstlerischen Arbeit.

Denken wir uns eine Weltstadt ohne ein einziges dramatisches Kunstinstitut in der deutschen Bedeutung des Wortes und mit lauter Geschäftsunternehmungen, die durchschnittlich auf der Stufe der oben bezeichneten Berliner Bühnen stehen, so haben wir die richtige Vorstellung von den Londoner Theaterverhältnissen. Das „Lyceum", die Bühne des großen Henry Irving, die mit

Recht für die vornehmste in England gilt, erhebt sich über die anderen durch die stimmungsvolle Pracht ihrer Inscenierungen, durch die Sorgfalt ihrer Einstudierungen, durch die überragende Kraft einzelner, weniger Künstler; das Geschäftsprinzip des beschränkten Repertoirs ist auch für sie maßgebend. Das Lyceum bringt in jeder Saison ein oder zwei neuausgestattete und -eingeübte Dramen, welche drei- oder viermal wöchentlich aufgeführt werden; an den übrigen Tagen werden vier oder fünf Stücke der nächstvorhergegangenen Saisons immerfort wiederholt. Als ich meinen ersten Sommer in London verlebte, hatte die berühmteste Bühne Englands folgenden Spielplan. Der neueinstudierte „Hamlet" wurde an drei oder vier Abenden jede Woche gespielt, an den übrigen wurden abwechselnd aufgeführt: „The Bells", „Eugene Aram" (Bearbeitungen der Erckmann-Chatrianschen Erzählung „Le Juif polonais" und des bekannten Bulwerschen Romans), „Charles I" (von einem obskuren Dichter), „Louis XI" (nach Delavigne) und Bulwers „Richelieu", von denen als wirkliche dramatische Kunstleistung nur das letzte in Frage kommt. Das war das umfangreichste Repertoir, das die Theateranzeigen sehen ließen; daneben gab es Bühnen, wie das Princess's Theater, welche die ganze Saison von einem Stücke lebten: Das Schauerdrama „Drink" (eine Bearbeitung des Zolaschen Romans „L'Assommoir") war schon bei meiner Ankunft über 200mal gegeben worden und wurde bis zum Schluß der Theater (Ende Juli) unabläßig weiter gespielt.

Unter diesen Umständen hat ein soeben stattgehabter erfolgreicher Versuch, dem Londoner Publikum eine zwar nur wenig vielseitigere, aber um so gediegenere Kost vorzusetzen, in England ein Aufsehen erregt, das für diejenigen von uns, welche mit den dortigen Bühnenverhältnissen nicht vertraut sind, schwer verständlich ist.

Der Schauspieldirektor Benson hat die Kühnheit gehabt, einen Shakespeare-Cyklus in London zu eröffnen auf dem Lyceum, das ihm Henry Irving auf drei Monate zur Verfügung gestellt hat. Zur Kennzeichnung dieses Planes muß festgestellt werden, daß in den Siebzigern die Frage, ob Shakespeares Dramen auf der Bühne der Gegenwart dargestellt werden könnten, der Gegenstand einer litterarischen Kontroverse war, bis Irving im Lyceum sich dazu entschloß, d. h. eine kleine Anzahl von ihnen, und jedes Jahr eins. Auf den übrigen Bühnen ist Shakespeare auch heute noch ein seltener Gast. Benson ist nicht ein großer Schauspieler, sondern nur ein geschickter Regisseur, er gebietet in seiner Gesellschaft nicht über Kräfte wie Henry Irving und Miß Ellen Terry, er hat sogar das Ungeschick gehabt, den Cyklus zu eröffnen mit dem Epos in Gesprächsform „Heinrich V." — und hat dennoch mit seinen sieben Shakespeare-Dramen und Sheridans „Rivals", also mit einem Repertoir von nur acht Stücken, durch guten Willen und eifriges Bemühen einen vollen Erfolg erzielt.

Diese Erscheinung hat einem Mitarbeiter der „Fortnightly Review" den Mut gegeben, im letzten Mai-Heft an das Kunstgewissen der besten Gesellschaft Englands zu appellieren. So, meint er, könne es nicht weitergehen, daß dem Publikum der Weltstadt „unwahre Romanzen, langweilige Rührstücke im Gehrock und stumpfsinnige Possen" von der Bühne verabreicht würden. Selbst den anspruchslosesten Theaterbesuchern könnten die ewigen „Ruperts von Hentzau*) und

*) „Rupert von Hentzau" heißt einer jener hyperphantastischen Abenteuer-Romane von A. Hope, der, wie die meisten en vogue-Erzählungen, zu einem Drama zurechtgeschustert worden ist.



die weißgewaschenen, saft- und kraftlosen Don Juans" nicht genügen. Die Rücksicht auf die Einnahme und die sklavische Unterwerfung unter den haltlosen Geschmack des Publikums dürften nicht allein bestimmend für die theatralischen Vorführungen sein. Die Tyrannei des Virtuosentums, zumal desjenigen, das sich durch einen mehrmaligen Erfolg in dem gleichen, jämmerlich beschränkten Rollengebiet zur Leitung von Bühnen berufen glaubt, müßte gebrochen werden. Durch das Spezialistentum auf der Bühne sei die dramatische Kunst und die dramatische Litteratur auf die niedrige Stufe hinabgedrückt worden, auf der sie gegenwärtig in England ständen. „Ein junger Schauspieler spielt eine Rolle gut, und er sieht sich verurteilt, diese Rolle sein ganzes Leben lang zu spielen. Dramenfexe schreiben ihm Stücke auf den Leib. Wenn er großen Erfolg hat und einen Spekulanten findet, der ihm den Rücken deckt, so läßt er Dramen auf Bestellung machen, die ihn in seiner einen Rolle zeigen. Macht er sich an eine andere heran, so sagt man ihm: ‚das ist nicht dein Fach, mein Junge,' und so geht es weiter, bis das Publikum seiner müde ist und er findet, daß er unfähig geworden, irgend etwas anderes darzustellen. Er hat eben niemals die Gelegenheit gehabt, seinen Beruf zu erlernen."

Zu dieser letzten Auslassung läßt sich eine hübsche Illustration erbringen: Als Henry Irving seine Hauptlehrzeit am Theater in Glasgow durchmachte, hat er im Laufe von 2½ Jahren etwa 400 Rollen spielen müssen; in den 22 Jahren, während welcher er das Lyceum geleitet hat, hat er nicht viel mehr als 25 verschiedene Dramen aufgeführt, also etwa ein Viertelhundert Rollen dargestellt. Hätte er seine schauspielerische Größe erreichen können, wenn er als Lernender lange Zeit an einer Bühne wie die seinige gewesen wäre? Und was folgt daraus für die jungen Schauspieler, die das Unglück haben, ihre Lehrzeit an Londoner Bühnen durchzumachen? —

Der Verfasser gesteht ein, daß man sich als Engländer schämen müsse, wenn man die Theater kontinentaler Groß- und Mittelstädte besucht und die theatralischen Vorführungen hinsichtlich ihres Umfanges und ihres künstlerischen Gehalts mit denen Londons vergleicht. Er möchte aber in seinen Reformansprüchen nicht so weit gehen wie der Dichter Matthew Arnold, der folgendes Rezept giebt: „Man bilde eine Gesellschaft aus dem vorhandenen Material guter und vielversprechender Schauspieler und erwerbe für sie ein Theater des Westend. Die Regierung bewillige ihr einen Zuschuß unter der Bedingung, daß ein Repertoir aus den Werken Shakespeares und der modernen Dramatik aufgestellt wird, dessen einzelne Nummern in jeder Saison mehrfach vorgeführt werden müssen. Hinsichtlich der Wahl neuerschienener Dramen möge die Gesellschaft nach ihrem Ermessen verfahren." Er möchte also aus Bescheidenheit nicht einmal nach einem Zustande streben, wie er ungefähr an unsern zahlreichen Hoftheatern herrscht, denen freilich ein vielseitiges, gediegenes Repertoir nicht erst zwangsweise auferlegt zu werden braucht. Denn er sieht als sicher voraus, daß ein Parlament, das die Sorge für die höhere Bildung den Privaten überläßt — bekanntlich beruhen auch die Kollegien der Universitäten auf privaten Stiftungen — auch für diejenige hohe Bildung, welche von guten Bühnen ausgeht, nichts übrig haben wird.

Er wünscht nur, daß eine einzige Musterbühne in London gegründet wird, auf welcher ausschließlich Shakespeares Dramen aufgeführt werden.

Dazu könne Bensons Gesellschaft verwandt werden, für welche ein Konsortium von reichen Privatleuten einen Garantiefonds von £ 10,000 aufbringen sollte.

Warum aber diese Beschränkung, in der gerade die Schwierigkeit liegt? — Eine Bühne, auf der nur Lessings, Goethes und Schillers Dramen dargestellt würden, könnte sich auch in Berlin nicht halten, trotz des so sehr viel höher entwickelten Kunstsinnes des deutschen Volkes. — Warum soll denn ein Kunstinstitut, wie es jede große Stadt des Festlandes besitzt, in London allein nicht bestehen können? Weil die praktischen Theaterleute erklären, „so etwas würde sich in London nicht bezahlt machen" —?

Aber das ist ja nur eine von den halben Unwahrheiten, zu denen der Materialismus des Geschäftssinnes so häufig verleitet. Daß sich ein solches Theater in London nicht bezahlt machen würde, ist ganz undenkbar; es würde sich nur nicht so gut bezahlt machen, wie die gegenwärtigen Bühnen mit kleinem oder gar keinem Repertoir. Selbstverständlich braucht ein Direktor zur Aufführung von 2—8 Dramen, deren paar Hauptrollen er selbst spielt, weniger Personal und geringere Gagen, als zur Aufführung von 50—70 Dramen; selbstverständlich machen sich 2—8 Bühnenausstattungen schneller bezahlt als 50—70. Aber wo liegt denn die Nötigung, daß ein Londoner Theaterdirektor in allerkürzester Zeit ein reicher Mann werden müsse?

In der That wunderbar ist es, daß der Verfasser in dieser einfachen Sache nicht zur Klarheit gelangt, die ihm ein Blick in seine nächste Umgebung bringen müßte. Alle großen Städte Englands haben ihre ständigen Theater; auf keinem von ihnen darf sich der Theaterleiter gestatten, einen Spielplan von 2—8 Stücken in alle Ewigkeit abzuhaspeln, weil ein solcher Unfug den Zuschauerraum in wenigen Wochen leeren würde. Sein materieller Erfolg hängt eben zum großen Teile von dem Umfange und der Qualität seines Repertoirs ab. Und was in allen andern großen Städten selbstverständlich ist, sollte in der größten unmöglich sein? Wie kann sich die Bevölkerung einer Weltstadt so hinters Licht führen lassen? Die Londoner Theaterverhältnisse, wie sie heute sind, in der Blütezeit des Materialismus, sind gemacht von habgierigen Bühnenspekulanten im Verein mit den wenigen gut bezahlten und bequemen Schauspielern. Sie könnten so verkommen gar nicht sein, wie sie sind, wenn sich unter den tausend Pfund-Millionären Londons nur zehn Kunstsinnige fänden, welche den geringfügigen Opfermut besäßen, ein einziges Kunstinstitut zu gründen. Diesem einen müßten ein Dutzend sofort folgen. -r-.





Zum Fall Home.

Das Juli-Heft des „Türmer“ bringt einen, offen gestanden, unerwarteten Angriff auf das Medium Home, den abzuwehren übrigens eine leichte Sache ist.

Allerdings hat es im Leben Homes einen Prozeß Lyon gegeben; der Verlauf der Angelegenheit war jedoch ein ganz anderer, als der vom Anonymus mitgeteilte. Nicht Home hat die reiche Witwe Lyon „mit Hilfe seiner spiritistischen Gaukeleien“ unter seinen Einfluß gebracht, sondern Frau Lyon hat sich Home unter dem Vorwande aufgedrängt, daß sie gleichfalls mediale Gaben besitze, und dabei betont, daß es ihr dringendster Wunsch sei, mit Fürsten und Aristokraten verkehren zu können, wie Home. Zur Erreichung dieses Zweckes erklärte sie alsbald, Home adoptieren zu wollen, und schnitt dessen Bedenken mit den Worten ab: „Ob Sie nun wollen oder nicht, ich vermache Ihnen mein Vermögen, und ich werde dann durch den Verkehr mit Ihren Freunden ein glückliches Alter haben.“ Als er ihr vorstellte, daß er diesen ihren Schritt nicht seiner unverdienten medialen Kraft verdanken möge, beteuerte sie ihm, daß dem nicht so sei und daß sie ihn gern habe. Die Freunde Homes glaubten alle, daß es in seinem Vorteil liege, das Anerbieten anzunehmen; und er, der in einer Reihe ähnlicher Fälle nicht eingewilligt hatte, ließ sich dieses Mal bereden, seine Bedenken aufzugeben. Daß er einer ihm nicht genügend bekannten Person zu schnell traute, ist der einzige Vorwurf, der Home in dieser Sache trifft. Frau Lyon übergab ihm in kurzer Zeit ratenweise die respektable Summe von 60000 Pfd. Bald darauf nahm die Kränklichkeit Homes wieder einmal so zu, daß ihm vom Arzt ein deutsches Bad verordnet wurde. Als er nun an Frau Lyon die freundliche Bitte richtete, ihn nach Deutschland zu begleiten, verwandelte sich deren mütterliche Zärtlichkeit ganz unvermittelt in unverstellte Grobheit, welche die ungesäumte Herausgabe von 30000 Pfd. forderte. Home war wie aus den Wolken gefallen und in der schwierigsten Lage; denn, so gern er jetzt der Dame eiligst den ganzen Besitz zurückerstatten wollte, mußte er sich sagen, daß er gerade dann den Anschein erwecken würde, aus schlechtem Gewissen und aus Furcht zu handeln. Seine Freunde rieten ihm, auf seinem guten Rechte zu bestehen; er aber verschmähte den ihm mißgönnten Besitz und wollte die Forderungen der Dame erfüllen, falls sie schriftlich die Zurücknahme ihrer Schenkungen erklärte. Mrs. Lyon aber hatte mit äußerster Eile, weil sie Sorge trug, sonst nicht das Ihrige wiederzuerlangen, bereits einen Advokaten befragt, wie sie die Gelder

zurückerhalten könne, und dann mit einem Haß, der wohl echter war als die vorgegebene Mutterliebe, einen Haftbefehl gegen Home erwirkt. Erst nach Auslieferung der 60000 Pfd. wurde Home nach einem Tage Haft wieder frei gelassen, während welches seine treuen Freunde, die Lords Adar und Lindsay, nicht von der Seite des außerordentlich aufgeregten Mannes wichen. Erst bei der gerichtlichen Verhandlung tischte Frau Lyon zum ersten Male die Mitteilung auf, daß sie infolge einer durch Home vermittelten spiritistischen Botschaft zur Adoptierung veranlaßt worden sei, während sie bis dahin allen Leuten ihr großes Wohlgefallen an Home als die Ursache ihrer Handlungsweise bezeichnet hatte. Dieser Umstand ist durch zahlreiche Zeugen außer allen Zweifel gestellt worden. Was aber von der Persönlichkeit der Frau Lyon überhaupt zu halten ist, geht am besten aus den vom Vizekanzler am Schlusse der Gerichtsverhandlung ausgesprochenen Worten hervor: „Die Prozeßkosten sind ansehnlich gewachsen, erstens durch den unentschuldbaren Angriff der Klägerin gegen den Verteidiger, dann aber durch die zahllosen falschen Aussagen über wichtige Punkte, Aussagen, die, auf Eid genommen, so boshaft falsch waren, daß sie dem Gericht große Erschwerungen bereiteten und das Zeugnis der Klägerin gründlich entwertet haben." Zu dieser Charakteristik der Frau Lyon mag ergänzend noch bemerkt werden, daß sie von anderer Seite als eine verschrobene Abenteurerin bezeichnet wurde, welche nicht weniger als fünfmal ihr Testament gemacht und wieder umgestoßen hatte. Wenn Home trotz allem zur Rückgabe des (inzwischen bereits erstatteten) Geldes verurteilt werden konnte, so beruht dies hauptsächlich auf einer in England gebräuchlichen Eigentümlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Daneben ist sicherlich auch das auf dem spiritistischen Medium lastende Odium für Home nachteilig gewesen.

Was spricht nun gegen Home? Gar nichts, als — gelinde gesagt — die unzuverlässigen Aussagen einer vom Gericht an den Pranger gestellten Abenteurerin. Und was spricht für Home? Sein ganzes langes Leben und die hundertfachen Zeugnisse aller, welche mit ihm verkehrt haben; dazu die Thatsache, daß er andere Angebote von Adoption und Erbeinsetzung ausgeschlagen, sowie daß er für Sitzungen niemals ein Honorar entgegengenommen und einmal sogar eine Summe von 50000 Frcs. für eine einzige Sitzung zurückgewiesen hat! — Für einen Antispiritisten ist es nun recht bezeichnend, daß er lediglich den gegen Home, und noch dazu nur scheinbar gegen ihn sprechenden Grund gelten läßt. Oder hat er etwa den Sachverhalt nicht genau gekannt? Dann hat er sich einer viel ehrloseren Handlung schuldig gemacht, als diejenige gewesen wäre, deren er Home zu zeihen gewagt.

Fräulein E. W. sagt in der Einleitung zu ihrer Mitteilung, es scheine doch so ziemlich festzustehen, daß nahezu alle bedeutenderen Medien mindestens einmal in ihrem Leben entlarvt worden sind. Auf diese etwas zaghaft aufgestellte Behauptung ist zu erwidern, daß allerdings bei einigen, aber keineswegs bei allen Medien Entlarvungen vorgekommen sind. Zudem sind diese „Entlarvungen" in manchen Fällen sicherlich nur scheinbare gewesen, über welchen Punkt du Prel nicht nur sehr geistvolle, sondern — wie ich im Gegensatz zu Fräulein E. W. schließlich noch behaupten möchte — auch sehr überzeugende Erklärungen gegeben hat.

Max Seiling.



Patriotismus und Presse.

Vor mir auf dem Pult liegt ein Brief in einer eigentümlich verschnörkelten Handschrift. Einer Handschrift, die gar keine Haarstriche kennt. Es ist, als ob der Briefschreiber sie sich mit Fleiß und Sorgfalt abgewöhnt hätte. Er will nicht schreiben, wie zur Not auch andere, geringwertigere Leute schreiben könnten. Sie sollen Bedeutung atmen, diese fetten, schweren, übergroßen Pinselstriche, und schon den Schriftzügen soll man es anmerken, daß ihr Urheber ein mächtiger und gebietender Herr ist. Der Brief in dieser stolzen Handschrift ist nicht an mich gerichtet; er geht an einen Freund, der ihn mir seufzend zur Ansicht schickte, und lautet in seiner Hauptstelle:

„Ich vermisse in Ihren Artikeln immer die nationale Note. Es kann ja richtig sein, was Sie sagen; das will ich nicht untersuchen. Aber es paßt nicht für unser Blatt. Wir haben Rücksichten zu nehmen; wir haben hier, wie Sie selbst wissen, eine vierfache Konkurrenz. Wir dürfen durchaus nicht weniger patriotisch sein, als die anderen. Das könnte uns empfindlich schaden. Und außerdem: Was wollen Sie nur? Ihre Anschauungen passen gar nicht in unsere Zeit. Das Volk will begeistert sein . . .“

„Ihre Anschauungen passen nicht in unsere Zeit.“ Gott ja, das glaube ich gerne. Er war immer ein wenig unpraktisch, der Gute, immer arg weltfremd und ein verträumter Ideolog. Wenn ich mir sein aufrichtig bekümmertes Kindergesicht vorstelle, möchte ich fast lächeln. Aber die Sache ist doch zu ernst; im Grunde sogar furchtbar ernst. So wie hier der Verleger mit der angequälten „bedeutenden“ Handschrift denken Hunderte seiner Berufsgenossen, und zwar — was gern eingeräumt sein soll — noch nicht die schlechtesten. Zumeist ehrliche und honette Männer, die nur den an und für sich verständlichen Wunsch hegen, sich in dem, was man so gemeinhin Patriotismus nennt, von niemand übertreffen zu lassen. Man kann von diesen, zum Teil vielbeschäftigten Leuten, nicht verlangen, daß sie neben der ärgerlichen Sorge, die ihnen von lässigen Annoncen-Acquisiteuren, ringbildenden Papierfabrikanten und in der Offizin täglich er-

wächst, noch Zeit finden, etwelche völker-psychologische Studien anzustellen oder den leisen, verborgenen Regungen der Volksseele nachzugehen. Ihr Anteil an diesen Dingen beschränkt sich in der Regel darauf, daß sie spürsam und mit durch den Argwohn geschärften Blicken alles beobachten, was sie gleich anderen Gewerbtreibenden als „Konkurrenz" bezeichnen, und ganz von selbst regt sich bei solcher Betrachtungsweise das Bestreben, sich ja nicht „lumpen" zu lassen. So entstehen bei der Pflege unserer besten idealen Güter Erscheinungen, die an die oft beschriebenen Vorgänge auf den Mississippidampfern erinnern. Nur ja dem anderen keinen Vorsprung lassen; um alles in der Welt nicht mit den „nationalen Noten" zurückbleiben: was ihr könnt, können wir schon lange! Bis das mißhandelte und von allen Seiten übel beeinflußte Volk sich schließlich an diese kraftthuberisch geschwollenen Phrasen gewöhnte und immer mehr von der faden Speise verlangt. Bis die Gemüter überheizt wurden und das Volk „begeistert sein will". Kein Zweifel — und wer irgendwie an der Schaffung der öffentlichen Meinung mitwirkt, hat das in den letzten Wochen an unterschiedlichen Zuschriften aus den Leserkreisen feststellen können —, daß die sogenannten „breiten Schichten der Nation" hinter den geräuschvoll leitartikelnden Barden stehen. Wer immer mutvoll Tinte verspritzte, um die Notwendigkeit einer dauernden Okkupation Chinas zu beweisen, ward in Brief und Ansichtskarte belobigt; den kühleren Beobachter traf immer wieder der Vorwurf, er sei nicht „national". Noch ein anderes aber war bei der Gelegenheit festzustellen: Daß alle diese Patrioten, die in heiligem Zorn darauf brannten, die bezopften Söhne des Reiches der Mitte für „den" Erbfeind zu erklären, im Grunde nur wiedergaben, was die Kriegslyriker unserer Tagesblätter ihnen vorerzählt hatten; daß die Tagespresse mehr und mehr zur großen Stilbildnerin und Erzieherin der jetzt lebenden Deutschen wurde. Ich bin selbst Journalist, aber ich muß gestehen, daß mich diese Wahrnehmung nur mit mäßiger Freude erfüllte. Leicht, und nicht immer von dem Bewußtsein der Verantwortung beschwert, fliegen die Werturteile dem Tagespublizisten aus der Feder: national und patriotisch ist, was der Verleger, die Konkurrenz, die „lokalen Verhältnisse", das Volk, die parteitaktischen Erwägungen wollen. Eminent national, was gewisse Rücksichten und Sonderumstände, auf die ich später noch zu sprechen komme, dem klugen Mann an die Hand geben. Es ist nicht gerade wünschenswert, daß darüber, was uns von den zeitlichen Dingen das Heiligste sein soll, sich in den Köpfen Begriffe festsetzen, die auf so unheilige Art entstanden...

Ich weiß, man wird mir vorwerfen, ich dächte unhistorisch. Ich sollte mich des Jammers unserer jahrhundertelangen Zerrissenheit erinnern und dem Schöpfer danken, daß es wieder ein deutsches Gemeingefühl giebt, auch wenn es gelegentlich etwas geräuschvoll sich äußert. Bitte, daran habe ich gedacht. Deshalb bleibt der platte Schwulst, der sich jetzt täglich durch die Zeitungsspalten wälzt, doch unästhetisch und unserer unwert. Man muß es nur einmal offen aussprechen: das ist ja gar kein Patriotismus. Das ist dasselbe

hohle Geplärr, über das die Engländer spötteln, wenn sie höhnen: wir redeten immerzu von „the Vaterland“, und darauf die Russen ähnliche Späßchen münzten. Auch das erklärt sich ja gewiß zu einem Teil aus unserer Geschichte; die Einheit und staatliche Existenz, die den andern Völkern so selbstverständlich erschien, daß sie darüber nicht noch erst Worte verloren, blieb uns durch Generationen ein Gegenstand unerfüllter Sehnsucht. Aber nun sind wir doch schon dreißig Jahre bei einander und Stamm und Stamm kamen sich näher. Die alte deutsche Querköpfigkeit starb nicht aus und es giebt noch genug eigenwilliger Geister. Aber wer genauer zusieht, wird finden, daß die Reichsfeinde und die vaterlandslosen Gesellen gottlob viel, viel dünner gesät sind, als die oberflächliche, an Schlagworten geschulte Betrachtungsweise zugeben möchte. Nun wäre es doch Zeit, daß wir den nationalen Lippendienst einschränkten und statt dessen unseren Patriotismus lieber ein wenig verinnerlichten. Wo in aller Welt gilt es denn als vornehm und schicklich, daß man über Thaten, die man, weil es die Pflicht gebeut, zu eigenem Nutz und Frommen auszuführen gedenkt, ein jauchzendes, lallendes Geschrei erhebt, das durch alle Erdteile schallt! Das sind die Gepflogenheiten des Hühnerhofes; aber Gott sei davor, daß es je deutsche Art werde. Und worin erschöpft sich denn der Patriotismus dieser eigentümlich schwülen Tage? In schmeichlerischen Lobhudeleien und der verzückt gestammelten Beteuerung, daß Größeres und Herrlicheres noch nie gesehen ward, als wir so durchschnittlich Tag für Tag zu Wasser und zu Lande vollbringen. Gewiß sind wir Deutsche Monarchisten; wir verehren und lieben in Seiner Majestät dem Kaiser das stolze Sinnbild deutscher Macht und Einheit. Aber so steht es doch nicht, daß wir uns deshalb jeder Kritik begeben müßten. Unerforschlich sind nur die Ratschlüsse des, der die Herzen lenkt. Wer als sterblicher Mensch aus der Hand des allmächtigen Schöpfers hervorging, ist, wie alle Kreatur, dem Irrtum unterworfen, und also wird er sich, wie hoch er auch stehen mag, gefallen lassen müssen, daß wir seine Handlungen an dem Maßstab unserer Vernunft und Einsicht messen. Den eigenen Verstand aber zur Unthätigkeit verdammen oder fort und fort das Gegenteil von dem bekennen, was man in stiller Kammer selbst für das Rechte hält, ist Unnatur und die verkehrte Welt. Wer es mit seinem König und dem Vaterlande gut meint, wird den Mut haben müssen, gelegentlich beiden die Wahrheit zu sagen. Ein Litteraturpäpstlein, das von Dresden in die deutschen Lande leuchtet, hat einmal gemeint: „Deutsch sein heißt, was man thut, nicht um des Erfolges, sondern um seiner selbst willen thun.“ Ich mag den Mann nicht recht, und ich fände auch an dem Ausspruch mancherlei auszusetzen. Aber gut: sein Wort soll gelten. Laßt uns ein wenig innehalten in der Selbstberäucherung; laßt uns die spöttische Welt nicht immer mit trunkenen Gebärden zu dem doch nicht ganz so ungewöhnlichen Schauspiel aufrufen, daß eine Nation als Ganzes ihre Schuldigkeit erfüllt, laßt uns weniger lärmend, aber dafür eine Portion gediegener sein, nicht immer Festtag halten wollen, aber ohne viele Reden

schlichte, redliche Werktagsarbeit verrichten, mit einem Wort: laßt uns wieder deutsch sein!

Nicht wahr, das sind recht unmoderne Gedanken? Der Begriff des Patriotischen hat in den letzten zehn Jahren bei uns eine stark höfische Färbung angenommen, und mehr, als es für den Bundesstaat, in dem das *εἷς κοίρανος ἔστω, εἷς βασιλεύς* doch niemals ganz Geltung haben darf, zuträglich ist, hat man sich daran gewöhnt, unser Reich und dessen monarchische Spitze zu identifizieren. Es ist bequem und — was schlimmer ist — es ist ein Geschäft geworden, seine deutsche Gesinnung schon dadurch zu bethätigen, daß man dem Kaiser je nach Vermögen grob oder fein, zumeist aber bloß geschmacklos schmeichelt. Natürlich bleibt Seine Majestät dabei ganz aus dem Spiel; er sieht das Geschreibsel nicht, und wenn er's sähe, würde er's gewiß nicht beachten. Aber es giebt schon Stellen, die dafür ein aufmerksames und zu Zeiten auch dankbares Auge haben. Ein Herr, der auf dem Berliner Polizeipräsidium die Preßsachen bearbeitet, hat mir einmal erzählt, was er so eigentlich unter Gutgesinntheit verstünde. Da habe ich eingesehen, warum der Byzantinismus in die Blätter, die sich nicht gerade in direkter Abhängigkeit von ihren Parteileitungen befinden — und das sind verhältnismäßig wenige —, so leicht Eingang finden konnte. Es ist so bequem, so ungemein praktisch. Die tapfere, sicher in sich selbst ruhende Vaterlandsliebe, die gelegentlich auch vor dem Widerspruch nicht zurückscheut, kann mißgedeutet werden; wer immer Hurra schreit, setzt sich solcher Gefahr nicht aus. Und mitunter — wer kann's wissen — winkt ihm auch noch besserer Lohn. Reichtum macht nicht glücklich, und der Mensch will höher hinaus. Man kann Kommerzienrat, man kann Reserveleutnant werden; man kann unter Umständen auch noch vor dem siebzigsten Lebensjahr den Charakter eines Professors erhalten. Und wer auf dem Presseball war und sah, daß „der Schlechte hat, was er gern selber möchte", kehrt von dem heiteren Feste vielleicht mit dem finsteren Entschluß wieder, fortan sich strebend zu bemühen, auf daß ihm übers Jahr auch ein Orden an der linken Fracksseite blinke. Das alles ist nur allzu menschlich und mehr zu belächeln als tragisch zu nehmen. Aber man mache sich nur klar, daß diese Männer, die um kleiner Eitelkeiten und liebenswürdiger Schwächen willen fünf eine gerade Zahl sein lassen, auf hundert- und aberhunderttausend Unmündiger ihren Einfluß üben und sich an der Staatsgesinnung versündigen, die bei uns Deutschen ohnehin erst im Entstehen ist. Neulich hat mir freilich ein Verleger, mit dem ich über diese Dinge stritt, bescheinigt, ich sei ein Nörgler und grämlicher Pessimist. Ich sollte doch bedenken, daß diese neumodisch patriotische Presse einen „großen Zug" in unser Volk brachte, und daß Fragen, die ehedem unendlichen Zank aufrührten, heutzutage unter dem Druck der öffentlichen Meinung wie spielend gelöst würden. Die Thatsache ist schon richtig, aber die Motivierung dünkt mich falsch. Wir wuchsen eben nach und nach zu einem einheitlichen Organismus zusammen; die Generation der Staatslosen starb aus; wir Spätergeborenen lernten die harten Notwendigkeiten des Staates begreifen. Aber das

kritiklose Hurraschreien, du lieber Himmel, das hat keinen Patriotismus erzogen. Strohfeuer — ja; auch flackernde Augenblicksbegeisterung und Fieberräusche. Aber ich fürchte, ich fürchte: nicht zehn von den braven Leuten, die von dem Leitartikler ihres Leib- und Magenblattes verlangen, daß er ihnen die Frühkaffeestimmung mit einer Kavallerieattacke auf die entmutigt zurückweichenden Chinesen würze, würden es für selbstverständlich halten, zu jeder Stunde mit Gut und Blut für das Vaterland zu zeugen. Ich habe in diesen Zeitläuften viel an den alten Ernst Moritz Arndt denken müssen. Das war ein Patriot, und er hat dafür gelitten; eines seiner schönsten Lieder aber beginnt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Und nun ein Bild aus unseren Tagen! Vor ein paar Wochen lud in Berlin der Besitzer eines übelberufenen, durchaus eindeutigen Tanzlokals zu einem Fest zu Gunsten der in China Kämpfenden ein, und in ein paar Blättern — der Herr ist selbstverständlich ein „guter Inseratenkunde“! — fand sich auch richtig eine Empfehlung der „wohlthätigen Veranstaltung“. Das ist auch ein Patriot. Zum mindesten ein Abonnent der „patriotischen“ Presse. **Richard Bahr.**

* * *

Ich war im Begriff, über dasselbe, in diesen Tagen nur allzu aufdringliche Thema zu schreiben, als mir die obigen Ausführungen zugingen. Ich kann sie mit gutem Gewissen meinem Tagebuche einverleiben. Ihr Verfasser steht mitten in den Dingen, über die er schreibt, und er schreibt aus persönlicher Erfahrung, aus gepreßtem Herzen und, wie der Leser wohl herausfühlen wird, eher mit der schonenden Zurückhaltung des „Wissenden“ als mit feindlich-tendenziösem Eifer. Der Journalist, dem sein Patriotismus kein Geschäft, ist heute übel dran. Und doch ist dem wahren Patriotismus nichts feindlicher als die r e k l a m e n h a f t e, u n v o r n e h m e S e l b s t b e r ä u c h e r u n g, zu der heutzutage ein großer Teil unseres Publikums systematisch und aus wenig idealen aber stark metallischen Rücksichten von seinen Leiborganen verzogen wird. Wir kommen nachgerade aus dem Hurraschreien und dem Festrausch über unsere eigenen Großthaten gar nicht mehr heraus. Wohin soll das führen? Zu Gutem gewiß nicht. Wer seine großen Thaten ankündigt und feiern läßt, bevor er sie vollbracht hat, erweckt gemeinhin wenig Vertrauen. Sollte es in der Politik, überhaupt im öffentlichen Leben anders sein? Es ist hoch an der Zeit, gegen diese systematische V e r f ä l s c h u n g eines uns allen teuren Gefühls, das, wie jedes echte Gefühl k e u s c h ist, entschieden Front zu machen. „Begeisterung“, sagt Goethe, „ist keine Heringsware, die sich einpökeln läßt auf einige Jahre.“ Sie scheint aber in der That als Heringsware auf den Markt geworfen und dort nach ihrem Tageskurse gehandelt zu werden. Das war nicht die Stimmung vor den Befreiungskriegen, nicht die Stimmung vor 1870. Diesem unaufhörlichen Festtrubel, Paradieren und Applaudieren fehlt jeder sittliche und vor allem jeder r e l i g i ö s e E r n s t. Die tieferuste Chinasache wird wie eine Theater-

vorstellung inscéniert. Wo ist da der Gedanke an „den Gott, der groß und wunderbar — Nach langer Knechtschaft Nacht uns allen — Im Flammenbusch erschienen war"? Reden und Gepränge — das Christentum als Dekoration, das Kreuz als Bühnenrequisit, das man nach Belieben effektvoll im Hintergrunde auftauchen oder — in der Versenkung verschwinden läßt. Wahrlich, des Heilands Wunden bluten bei solch moderner „Kreuzeserhöhung"! Doch darüber im nächsten Tagebuch und dann an der Hand von — Thatsachen.



Briefe.

S. M. v. S., P. — R. S., J. — W. F., L. bei L. in B. — L. R., B. — Dr. A. R., S. bei B. in B. — E. B., N. in O.-F. — J. v. d. F., H. — M. M., D. — A. v. S., G. a. R. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

P. R., R. Wenn wir noch einmal auf das Thema zurückkommen sollten, — es hängt dies von unseren Raumverhältnissen ab, die sich jetzt noch nicht recht übersehen lassen — so wollen wir gern Ihre Zuschrift in Betracht ziehen. — Die Gedichte eignen sich leider zum Abdruck im T. nicht, so gut sie — gemeint sind. Daß Ihre Wünsche für den T. so gut gemeint sind, ist ihm diesmal wertvoller. Vielen Dank dafür und freundlichsten Gruß.

Offene Halle. Es hat sich wiederholt die Auffassung geltend gemacht, als ob die in der „Offenen Halle" enthaltenen Beiträge in irgend einer Weise die Anschauung des Herausgebers wiedergäben. Das ist keineswegs der Fall. Nur um mitten im Jahrgange keine Aenderung zu treffen, ist es unterlassen worden, eine diesbezügliche Notiz an die Spitze der „Offenen Halle" zu setzen. Vom nächsten Jahrgang ab wird das regelmäßig geschehen.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichs-post-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.


UNIVERSITY OF CHICAGO
78 785 614
Google